Darstellungen aus der Sittengeschi... Roms in der Zeit von ...

Ludwig Friedlaender

Ex libris
Caroli Thomae Newton, I.C.D.
Ord. Balnei Eq. Com:
Academiae Oxoniensi
in usum archaeologiae studentium
D D D
amici quidam
in piam memoriam
viri illustris
MDCCCXCV.

Darstellungen

aus der

Sittengeschichte Roms

in der Zeit

von August bis zum Ausgang der Antonine.

Von

Ludwig Friedlaender
Professor in Königsberg.

Dritter Theil.

Leipzig,
Verlag von S. Hirzel.
1871.

Meinen alten Freunden

Arthur Hobrecht

in Breslau

und

Robert von Keudell

in Berlin

gewidmet.

Vorwort.

Mit dem vorliegenden Theile beschließe ich vorläufig meinen Versuch, die bedeutendern Erscheinungen der römischen Kultur in den beiden ersten Jahrhunderten der Kaiserzeit darzustellen. Um diese Darstellungen zu einem annähernd vollständigen Gesammtbilde jener Kultur zu erweitern, dazu bedürfte es vor allem einer eingehenden Behandlung der Zustände Italiens und der Provinzen: welche, wie jeder Kundige weiß, nicht wol vor der Vollendung des Corpus Inscriptionum Latinarum unternommen werden kann. Ob es mir noch vergönnt sein wird, diese ebenso anziehende als schwierige Arbeit auszuführen, ist mindestens zweifelhaft.

Hoffentlich wird es Entschuldigung finden, daß der mehr kultur- als sittengeschichtliche Inhalt dieses Theils, in welchem auch bereits Zustände des ganzen Reichs in weiterm Umfange als in den beiden frühern in Betracht zu ziehen waren, dem Titel nicht mehr völlig entspricht.

Noch eine Bemerkung muß ich in Bezug auf den ersten Abschnitt hinzufügen, in dem ich versucht habe allgemein verbreitete Ansichten vom römischen Luxus als unhaltbar zu erweisen. Als ich meine Untersuchungen über diesen Gegenstand begann, theilte ich diese Ansichten durchaus; je weiter ich aber darin fortschritt, desto unmöglicher schien es mir sie festzuhalten. Ihre Unhaltbarkeit glaubte ich namentlich auch durch Vergleichungen mit dem Luxus andrer Zeiten darthun zu müssen. Ohne Zweifel würde mich eine bessere Kenntniß der mittelalterlichen und neuern Kulturgeschichte in

den Stand gesetzt haben bessere Parallelen zu wählen, und Irrthümer zu vermeiden, die bei der Benutzung eines nur durch den Zufall gebotnen Materials fast unausbleiblich sind. Da ich überdies hier auch, dadurch daß ich nicht umhin konnte, das mir fremde Gebiet der Nationalökonomie zu streifen, der Gefahr zu irren ausgesetzt gewesen bin, habe ich um so mehr Grund, diesen Abschnitt, als einen ersten Versuch der Vergleichung des römischen Luxus mit dem Luxus andrer Zeiten, der Nachsicht sachkundiger Leser zu empfehlen.

Königsberg, im November 1871.

Inhalt.

I. Der Luxus. S. 1—104.

II. Die Künste. S. 105—270.

I.

Der Luxus.

Allgemeines.

Seit lange ist man gewohnt, den Luxus des spätern römischen Alterthums als einen ebenso beispiellosen und fabelhaften, wie unsittlichen anzusehn.[1] Bei dem Gedanken an das kaiserliche Rom drängen sich der Erinnerung jene so oft wiederholten Erzählungen auf von den Bauten im Meer, den Gärten auf hohen Dächern, der Verwendung von Gold und Silber zu den Hufbeschlägen der Maulthiere, sowie zu den Behältern für Unrath, von den Bädern in Eselsmilch und wohlriechenden Essenzen, den Getränken, in denen kostbare Perlen aufgelöst waren, den aus Pfauengehirnen und Flammingozungen bereiteten Gerichten, und was dergleichen mehr ist. Bei näherer Betrachtung ergibt sich jedoch, daß die Thatsachen, auf die man sich zu berufen pflegt, wenigstens zum Theil falsch aufgefaßt oder falsch gruppirt sind, und daß die herrschende Ansicht wesentlicher Einschränkungen bedarf. Dies würde selbst dann der Fall sein, wenn die betreffenden Angaben überall den vollen Glauben verdienten, der ihnen zum Theil ihrer Natur nach von vornherein versagt werden muß.

---

1) S. z. B. Becker, Gallus II³ 284 (Rom — gegen dessen verschwenderische Pracht der ausschweifendste Luxus aller Zeiten als ärmliches Unvermögen erscheinen muß); Roscher, Ansichten der Volkswirthschaft I S. 450 (das großartigste Beispiel eines solchen — unklugen und unsittlichen — Luxus bietet uns Rom in der Kaiserzeit). Göthe (Bd. 39, S. 53) vergleicht den Luxus der Römer mit dem ungebildeter Menschen, die, zu großem Vermögen gelangt, sich dessen auf eine lächerliche Weise bedienen, und bezeichnet ihn als ungereimt und übertrieben. Dagegen Gibbon (History of the fall and decline ch. II ed. Basel 1787, Vol. I p. 70 f.) urtheilt günstig über den Luxus in der Zeit vor Commodus.

Ueberall auf dem Gebiet der Alterthumsforschung sind wir durch die Natur der Ueberlieferung der Gefahr ausgesetzt, aus einzelnen zufällig berichteten Fällen falsche Schlüsse zu ziehn und Ausnahmen für die Regel anzusehn. Bei den Versuchen den römischen Luxus zu schildern hat man seit dem Vorgange von Meursius Berichte aus den verschiedensten Zeiten und von der verschiedensten Art zusammengeworfen: Berichte von den Extravaganzen berüchtigter Verschwender, der fürstlichen Lebensweise prachtliebender Großen, den raffinirten Schwelgereien der Virtuosen des Genusses — und zwar gewöhnlich ohne Rücksicht auf den Standpunkt der Berichterstatter und auf den Zusammenhang, in dem die Thatsachen mitgetheilt werden.

Die herrschende Ansicht zum Theil auf Ausnahmen und Anomalien begründet. Luxus der Kaiser (Caligula u. Nero).

Vor allem hätte immer ganz von der Betrachtung ausgeschlossen bleiben sollen, was von dem Luxus einzelner Kaiser berichtet wird.[1] Der Luxus eines Caligula und Nero erhielt seinen ganz exceptionellen Charakter dadurch, daß er eine Dokumentation ihres Allmachtsschwindels war. Sie wollten auch hierin die übermenschliche Macht und Größe des Cäsarenthums, den unermeßlichen Abstand des Weltherrschers von seinen Unterthanen zur Anschauung bringen, für sie sollte es keine Unmöglichkeit, für ihren Willen keine Schranke geben.[2] In diesem Sinne ließ Caligula — dessen Cäsarenwahnsinn übrigens nicht ohne eine Beimischung wirklicher Verrücktheit gewesen zu sein scheint[3] — im Meer während des Sturmes Bauten aufführen, und verpraßte den Tribut dreier (?) Provinzen (zehn Millionen Sesterzen) an einem Tage;[4] in diesem Sinne unternahmen er und Nero bei ihren Festen, in ihren Prachtschiffen und Palästen die Träume

1) Dies bemerkt schon Meierotto über Sitten und Lebensart der Römer, dritte Ausgabe (1814), Vorrede S. XXX f., der auch das Buch von Meursius richtig beurtheilt.

2) Sueton. Calig. c. 37: nihil tam efficere concupiscebat, quam quod posse effici negaretur.

3) Niebuhr, Vorträge über römische Geschichte III S. 178 hat auf die Schlaflosigkeit Caligulas, als ein sicheres Symptom seines Wahnsinns aufmerksam gemacht.

4) Sueton. l. l. Seneca cons. ad Helv. 10, 4.

einer ausschweifenden Phantasie zu verwirklichen.[1] Doch Caligula und Nero sind auch in dieser Beziehung unter den Kaisern der beiden ersten Jahrhunderte fast alleinstehende Ausnahmen, denen man nicht einmal Lucius Verus an die Seite stellen kann, da sich der Luxus des Vitellius auf die Befriedigung einer monströsen Gefräßigkeit beschränkte: dagegen sind Tiberius, Galba, Vespasian, Pertinax bis zur Kargheit sparsam und unter den übrigen keiner ein eigentlicher Verschwender gewesen. Und es fragt sich wol noch, ob selbst der Luxus Caligulas und Neros widersinniger und verderblicher war, als der mancher kleiner deutschen Despoten des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts. Denn wenn August der Starke allein für eine einzige Oper 80000 Thaler,[2] für das Lustlager von Mühlberg Millionen verausgabte;[3] wenn Karl von Würtemberg (der Stifter der Karlsschule) seinen Hof zum glänzendsten in ganz Europa machte, die ersten Künstler in seinen Schauspielen auftreten, unter seinen Gästen die kostbarsten Geschenke verloosen, für die Menge Weinfontainen springen ließ, Feuerwerke gab, die eine halbe Tonne Goldes kosteten, Seen auf Bergen graben ließ und Schlittenfahrten veranstaltete, zu denen der Schnee Meilen weit herbeigeschafft werden mußte:[4] so wurden die Mittel zu dieser rasenden Verschwendung doch in Ländern erpreßt, deren Steuerkraft schwerlich die einer einzigen größern römischen Provinz erreichte. Von diesen entrichtete Gallien (die einzige, über die wir eine Notiz haben) gleich nach seiner Eroberung 40 Mill. S. (2,338,800 Thlr.) als Contri-

---

1) Tac. A. XV 42: Nero tamen, ut erat incredibilium cupitor, effodere proxima Averno juga conisus est.

2) Devrient, Gesch. d. deutschen Schauspielkunst II 306 (die Oper Suleiman in Dresden 1753).

3) Keyßler, Reisen durch Deutschland, dritte Ausg. 1776. S. 1326 gibt die Kosten auf 5 Mill. an.

4) Vehse, Gesch. d. deutschen Höfe, Bd. 25 S. 247—290. Nicht alle Angaben Vehses mögen zuverlässig sein, aber so viel Glauben als die meisten Angaben der römischen Schriftsteller über den Luxus verdienen sie sicherlich, und vielleicht noch mehr. Vgl. auch Devrient a. a. O. II 301 über die Kosten des Ballets u. der Oper unter Karl Eugén. Nach der Semiramis wurden allein für 15000 Fl. Geschenke vertheilt.

bution, später ohne Zweifel bei weitem höhere Steuern.[1] In Würtemberg (einem Lande mit 155 Quadratmeilen und etwa 600,000 Einwohnern) deckten in der That unter Karl die ordentlichen Einnahmen aus dem Kammergute und den Steuern die Ausgaben nicht.[2] Jedenfalls aber würde ein Schluß von dem Luxus Caligulas und Neros auf den des damaligen Rom eben so unzulässig sein, als ein Schluß von den Ausschweifungen der absolutistischen Höfe auf die Sitten des damaligen Deutschland.

Luxus der Nabobs in der letzten Zeit der Republik.

Ebenso wenig wie auf die Beispiele der römischen Kaiser kann man sich bei der Beurtheilung des römischen Luxus ohne Weiteres auf die jener Großen in der letzten Zeit der Republik berufen, die in siegreichen Feldzügen reiche zum Theil noch unerschöpfte Länder plünderten und von dort ungeheure Schätze heimbrachten. Die kolossale Verschwendung eines Scaurus, Lucullus, Pompejus, Cäsar war durch Umstände und Veranlassungen bedingt, die später im Alterthum nicht wieder eingetreten sind; sie ist selbst von den Kaisern kaum jemals überboten worden. Plutarch sagt, daß die Gärten des Lucullus trotz der großen seitdem erfolgten Zunahme des Luxus zu den prachtvollsten unter den kaiserlichen gezählt wurden;[3] Plinius, daß ein Privatmann wie Scaurus durch sein Theater die Bauten des Caligula und Nero an unsinniger Verschwendung übertroffen habe.[4] Es mag dahin gestellt bleiben, ob die seit Jahrhunderten von orientalischen Despoten aufgehäuften Gold- und Juwelenschätze,[5] die den römischen Besiegern Asiens zufielen, der Beute der spanischen Conquistadoren, der englischen Eroberer Ostindiens nachstanden. Das Lösegeld für den Inka Atahualpa von Peru wird auf 23,300,998 Frcs. angegeben (eine Summe, deren damaliger relativer Werth das vierfache des heutigen betragen soll); auf Pizarros Antheil kam ein

1) Marquardt, Hdb. III 2, 215.

2) Perthes, Polit. Zustände u. Personen in Dtschld. unter franz. Herrschaft I 506.

3) Plutarch. Lucull. 39. 2.

4) Plin. H. N. XXXVI 113.

5) Die von Alexander d. Gr. in Ecbatana deponirten, aus den Eroberungen von Susa und Persepolis stammenden Schätze beliefen sich auf 180,000 Talente, größtentheils in Barren. Grote, History of Greece XII 245.

Werth von 1,402,748 Frcs.[1] Für Clive wäre es in Bengalen während seiner zweiten Verwaltung, wie Macaulay sagt, leicht gewesen Reichthümer aufzuhäufen, wie sie kein Unterthan in Europa besaß. Ohne die reichen Bewohner der Provinz einem stärkeren Druck zu unterwerfen als an den sie ihre mildesten Beherrscher gewöhnt hatten, hätte er Geschenke im Belauf von 300,000 Lstr. jährlich empfangen können; die benachbarten Fürsten würden gern jeden Preis für seine Gunst gezahlt haben.[2] Den römischen Feldherren und Beamten im Orient boten sich dieselben Gelegenheiten wie Clive; von seiner Mäßigung und verhältnißmäßigen Uneigennützigkeit aber waren sie sehr weit entfernt. Wie ungeheure Summen ihnen zuströmten, mögen einige Angaben zeigen. Der Judenfürst Aristobulos bestach bei seinem Streite mit seinem Bruder, dem Hohenpriester Hyrcanus, den Legaten A. Gabinius mit 300, den Quästor M. Aemilius Scaurus mit 400, den Pompejus mit einem goldenen Weinstock im Werth von 500 Talenten (471,525—628,700—758,875 Rthlr.).[3] Gabinius hatte als Proconsul in Syrien über 100 Mill. Denare (23,388,000 Thlr.) erpreßt.[4] Dem Könige von Aegypten Ptolemäus Auletas hatte er angeblich seine Unterstützung für 10,000 Talente (15,717,500 Rthlr.) zugesagt,[5] nachdem Cäsar in seinem eigenen und Pompejus Namen demselben bereits gegen 6000 Talente (9,430,500 Thlr.) abgenommen hatte.[6] Crassus raubte aus dem Tempel zu Jerusalem an Geld und Geldeswerth 10,000 Talente.[7] Auch Gallien war in Cäsars Zeit ein goldreiches Land.[8] Der von Q. Servilius Cäpio (etwa 106) aus der Tektosagenstadt Tolosa geraubte Tempelschatz betrug nach Posidonius 15,000 Talente

Ihre Einnahmen enorm.

1) P. Chaix, Histoire de l'Amérique mérid. au XVIme siècle II 67 f.

2) Das Vermögen Clives wurde bei seiner Rückkehr 1760 auf 1,200,000 Lstr. geschätzt: Behse 19,220. Sir John Malcolm gibt sein Jahreseinkommen auf 40,000 Lstr. an, nach Macaulay zu niedrig.

3) Joseph. A. J. XIV 3, 1 sq.

4) Cass. Dio XXXIX 55.

5) Cic. pro Rabir. c. 8.

6) Sueton. Caesar c. 54.

7) Joseph. A. J. XXIV 7, 1.

8) Diodor. V 27.

(23,576,250 Thlr.).[1] Noch der Frankenkönig Theodebert schlug Münzen aus dem Golde einheimischer Bergwerke.[2]

desgleichen ihre Ausgaben,

Ebenso groß als die Beute jener Römer in der letzten Zeit der Republik waren aber auch die Ausgaben, zu denen ihre Stellung und die Ruchkarkeit ihrer Verbrechen sie nöthigte. Vor allem verschlangen die kolossalen Bestechungen, die Unterhaltung eines ungeheuern Trosses von Anhängern und die Schauspiele, deren Pracht ans Fabelhafte grenzte, enorme Summen. Die Aedilität des Scaurus erschöpfte sein Vermögen und stürzte ihn in Schulden.[3] So zerrannen jene Schätze zum großen Theil so wie sie gewonnen waren, und der

ihr wirklicher Besitz nicht verhältnißmäßig groß.

wirkliche Besitz der damaligen Nabobs stand weder zu ihren Erwerbungen noch zu ihrer Verschwendung im Verhältniß. Selbst Crassus, dessen Reichthum in seiner Zeit als beispiellos gegolten zu haben scheint, war nicht so reich als mehrere Freigelassene der ersten Kaiserzeit, als Pallas Callistus und Narcissus.[4] Dem ältern Plinius erschien die letzte Zeit der Republik, mit der Gegenwart verglichen, als eine Zeit der Armuth,[5] und wahrscheinlich erreichten in der That die großen Capitalsansammlungen in der Kaiserzeit nicht nur eine

Die größten Einzelvermögen des Alterthums stehen hinter den größten der neuern Zeiten zurück.

größere Höhe, sondern waren auch häufiger als in der Republik. Aber auch die Summen der größten Reichthümer in der Kaiserzeit stehen hinter den Summen, zu welchen die höchsten Vermögen und Einkünfte in neuern und neuesten Zeiten geschätzt worden sind, zurück. Die größten Vermögen des römischen Alterthums betragen 300 und 400 Mill. S. (21¾ u. 29 Mill. Thlr.); und nur zwei Personen werden genannt, die die letztere Summe besessen haben sollen, der Augur Cn. Lentulus und der Freigelassene Neros Narcissus. Das höchste aus dem Alterthum bekannte Jahreseinkommen ist dasjenige, welches die reichsten römischen Familien am Anfange des fünften Jahrhunderts bezogen haben sollen: etwa 4000 Pfund Gold baar, und Naturalien

1) Strabo IV 188.

2) Procop. B. Goth. III 33, vgl. King, Natural History of precious Stones and pr. metals p. 183—187.

3) Ascon. argum. orat. pro Scauro.

4) Plin. H. N. XXXIII 134.

5) Id. ib. XIII 92.

im Werthe des dritten Theiles dieser Summe; im Ganzen nach heutigem Gelde 1,624,000 Thlr.[1] Die Reichthümer aber nicht weniger Großen und Geldmänner in unserm wie in früheren Jahrhunderten werden (zum Theil beträchtlich) höher angegeben. Anton Fugger hinterließ außer seinen Juwelen, liegenden Besitzungen und Gütern in allen Ländern Europas und beiden Indien an baarem Gelde 6 Mill. Goldkronen (etwa 15 Mill. Thlr.).[2] Mazarin's Vermögen schätzt Voltaire auf etwa 200 Mill. Frcs. nach damaliger Währung.[3] Potemkin brachte, unter kolossalen Verschwendungen bei einem Prasserleben, dessen Muster in den Märchen von 1001 Nacht zu suchen ist, in 16 Jahren ein Vermögen von 90 Mill. Rubel zusammen, während damals die ganze Jahreseinnahme des Reiches etwa 50 Mill. betrug.[4] Der jährliche Verbrauch des Grafen Brühl wurde auf 2 Mill. Thlr. geschätzt.[5] Das Einkommen der Familie Bedford wird dagegen nur auf 1 Mill. Thlr.,[6] das der Herzöge von Northumberland und Buccleuch auf 200,000 Lstr. angegeben.[7] In Rußland soll die unermeßlich reiche Familie Scheremetjew vor der Aufhebung der Leibeigenschaft 200,000 (nach andern 128,000) männliche Seelen Leibeigne besessen haben, unter denen viele Millionen im Vermögen hatten. Die Demidoffs sollen unter anderm einen ungeheuren Felsen von Malachit besitzen, von dem jedes Pud 800 Rubel kostet; der ungeheuer reiche Astaschef allein im Jahre 1843 in Sibirien 111 Pud Gold brutto, d. h. einen Werth von 1,701,630 Thlr. gewonnen haben. Das Vermögen des Fähnrichs Jakubow schätzte man auf mehr als 100 Mill. Thlr.[8] Dies wurde vor etwa 20 Jahren als

---

1) Marquardt, Hdb. III 2 A. 215 II 3 A. 1132. Die Reduction überall nach Hultsch, Metrol. 253.

2) Jacob, Production und Konsumtion der edeln Metalle, übersetzt von Kleinschrod II 19.

3) Voltaire Siècle de Louis XIV ch. 6.

4) Sybel, kl. histor. Schr. I² 170 f.

5) Vehse, Gesch. d. Höfe 33, 332.

6) Briefe eines Verstorbenen III 217.

7) Vehse a. a. O. 21 S. 31 u. 280.

8) Harthausen, Studien über die innern Zustände Rußlands II 226. III 76 (vgl. II 72). III 82.

„vielleicht das kolossalste auf dem Kontinent" bezeichnet; doch das Vermögen des im November 1868 zu Paris gestorbenen Baron James Rothschild gaben die Zeitungen auf 2000 Mill. Fres. an. Johann Jakob Astor wurde 25—30 Mill. Dollars reich geschätzt, als er starb;[1] doch im Jahre 1865 gab der reichste Mann der Union, Alexander J. Stewart, Kaufmann in New-York, sein Jahreseinkommen auf 4,071,256 Dollars an, und zahlte an Einkommensteuer 407,000 Dollars.[2]

Alle solche Angaben genügen nun freilich nicht zur Beantwortung der Frage: ob die reichsten Leute des Alterthums reicher waren, als die reichsten der neuern Zeiten. Dazu wäre außerdem noch eine genaue Kenntniß des Sachwerths erforderlich, den das Geld in den beiden verglichenen Perioden hatte. Daß nun der Sachwerth des Geldes im Alterthum weit höher gestanden habe als heute, ist eine Ansicht zu der auch die neueste Forschung über diesen Gegenstand gelangt. Zwar wird zugestanden, daß er die letzten Jahrhunderte der Republik hindurch bis jedenfalls zu Nero etwas sank, doch nur für Rom und Italien; von da ab stieg er aber wieder im ganzen römischen Reich.[3] Doch schwerlich wird sich das Verhältniß des Sachwerths des Geldes im römischen Alterthum zu seinem Sachwerth in irgend einer Periode nach der Entdeckung Amerikas auch nur mit annähernder Genauigkeit ermitteln lassen. Aber wäre jener selbst doppelt so groß gewesen als dieser, so würden die größten antiken Einzelvermögen immer noch hinter den größten modernen zurückstehn.

Fernere Ausnahmen — Apicius.

Doch nicht bloß der Luxus der Kaiser und der Großen in der letzten Zeit der Republik ist ein exceptioneller; auch von den übrigen Beispielen des Luxus, auf die man sich zu berufen pflegt, werden manche ganz offenbar als einzeln stehende Ausnahmen berichtet.

1) F. Kapp, Gesch. d. deutschen Einwanderung in Amerika S. 358.

2) Nationalzeitg. v. 23. August 1866.

3) Rodbertus, Zur Frage des Sachwerths des Geldes im Alterthum, in Hildebrands Ztschr. für Nationalökonomie XV (1870) S. 341 ff. XVI 182 ff. vgl. besonders S. 198 u. 232 f. Meine in ders. Ztschr. 1869 S. 306—308 (Ueber den Kornpreis und den Sachwerth des Geldes in d. Zeit von Nero bis Trajan) geäußerte Ansicht sehe ich als durch diese Untersuchung völlig widerlegt an.

Jener Apicius,[1] der unter August und Tiber ungeheure Reichthümer (100 Mill. S.) in raffinirter Schwelgerei verpraßte und als er sein Vermögen bei einer Ueberrechnung auf zehn Millionen S. (725000 Thlr.) herabgeschwunden fand, sich nach glaubwürdiger Mittheilung den Tod gab, weil er angeblich mit einer so geringen Summe zu leben nicht für möglich hielt, und vielleicht noch mehr weil er alle Genüsse bis zum Ekel ausgekostet hatte:[2] er galt auch seiner Zeit als ein Wunder von Ueppigkeit. Ein gelehrter Vielschreiber (Apio) gab ein Buch über seinen Luxus heraus,[3] sein Name ward sprichwörtlich, er selbst zum Mythus, und durch diesen zu einer Art von Typus der vollendetsten Schwelgerei; noch zweihundert Jahre später wählte ein Elagabal ihn zum Vorbilde.[4] Von den Anekdoten, deren Gegenstand er war, genügt als Probe die folgende (vielleicht aus Apios Buch entlehnte): er habe eigens eine beschwerliche Seereise von Minturnä nach Afrika unternommen, weil er gehört hatte, daß dort die Krebse sehr groß seien, und als er sich vom Gegentheil überzeugt, sei er sofort wieder umgekehrt.[5] Wenn es aber überall unzulässig ist aus Anomalien und Ausnahmen auf allgemeine Zustände zu schließen, so gilt dies ganz besonders für das kaiserliche Rom, auf dessen Boden, unter Einflüssen und Bedingungen, wie sie so nie wiedergekehrt sind, Laster und Ausschweifungen die Tendenz hatten ins Kolossale und Monströse auszuarten: und so mögen freilich Apicius und seines gleichen die berüchtigtsten Verschwender neuerer Zeiten hinter sich zurücklassen, wie den Grafen Brühl und den (durch den Halsbandprozeß bekannten) Cardinal Rohan, von dem die Aeußerung berichtet wird: er begreife nicht, wie man mit weniger als anderthalb Millionen Livres als Einkommen leben könne.[6]

Vollends jener widersinnige Luxus, der nicht im Genuß sondern in der Herabwürdigung und Zerstörung des Kostbaren und Werthvollen seine Befriedigung findet, kann der Natur der Sache nach

Der Luxus der muthwilligen Zerstörung werthvoller Dinge.

---

1) Teuffel, St. R. E. I² 1241. Nipperdey zu Tac. A. IV 1.

2) Seneca ad Helv. 10. 9. Dio LVII 19.

3) Athen. VII 294 F.

4) H. A. Vit. Elagabal. c. 18.

5) Athen. I p. 7 C. Suid. s. Ἀπίκιος.

6) Vehse, G. d. H. 47, 282; über Graf Brühl 33, 332.

nie anders als vereinzelt vorgekommen sein, und nichts spricht dafür, daß er in Rom verhältnißmäßig häufiger war als in modernen Weltstädten, wo zu allen Zeiten ungeheurer Reichthum und Uebermaß des Genusses Uebersättigung und einen mit dem Frevel prahlenden Uebermuth erzeugt hat. In der That sind fast die einzigen auffallenden Beispiele dieser Form des Luxus, die aus dem alten Rom berichtet werden (wenn man von den Kaisern absieht), das des Verspeisens von Singvögeln, abgerichteten und sprechenden Vögeln und des Schlürfens aufgelöster Perlen. Nach Valerius Maximus soll der Sohn des großen, durch seine Kunst sehr reich gewordenen tragischen Schauspielers Aesop das Letztere zu thun gepflegt, nach Plinius jedem von seinen Gästen eine aufgelöste Perle vorgesetzt haben. Nach Horaz schlürfte er selbst eine solche, die Metella im Ohr getragen, um auf einmal eine Million hinabzuschlucken. Auch das Braten von Singvögeln und sprechenden Vögeln schreibt Valerius Maximus dem Sohne, Plinius dagegen dem Vater Aesopus zu; der Letztere gibt sogar den Preis der einzelnen auf 6000, den Preis der ganzen berühmten Schüssel auf 100,000 S. an; bei Horaz endlich sind es die beiden Söhne des Q. Arrius, die theuer gekaufte Nachtigallen zu speisen pflegten.[1] Die Abweichungen der Berichterstatter zeigen, wie diese und ähnliche Anekdoten sich im Munde jedes Erzählers anders gestalteten, daß daher ihre Zuverlässigkeit in Einzelheiten äußerst gering ist, und ihr Werth nur darin besteht, daß sie allgemein geglaubt wurden. Doch haben solche und andere „Solöcismen der Wollust"[2] eben auch damals für Anomalieen gegolten: August, erzählte man, habe Eros, seinen Prokurator in Aegypten, weil er eine in allen Kämpfen siegreich gebliebene Wachtel kaufte und braten ließ, an einen Schiffsmast nageln lassen.[3] Wenn also diese Extravaganzen außer dem unsinnigen Verschwender höchstens noch den ungebildeten Emporkömmling kennzeichneten (bei Trimalchio sind die Kissen mit Purpurwolle gestopft),[4] so können sie nicht zur Charakteristik des Luxus im Allgemeinen benutzt werden.

1) Valer. Max. IX 1, 2. Plin. H. N. IX 122. X 141. Hor. Satt. II 3, 239—246.
2) Lucian. Nigrin. 31.
3) Plutarch. Apophthegm. Rom. Caesar August. 4.
4) Petron. Sat. c. 31.

Zu Irrthümern hat es ferner geführt, daß man öfter ohne Prüfung in die verdammenden Urtheile römischer Schriftsteller über manchen Luxus eingestimmt hat, der einer unbefangenen Betrachtung tadelfrei und vernünftig, ja selbst als erfreuliches Symptom fortgeschrittener Kultur und vermehrten Wohlstandes erscheint. Bekanntlich ist der Begriff des Luxus ein durchaus relativer. „Jeder Einzelne und Stand, jedes Volk und Zeitalter erklärt alle diejenigen Consumtionen für Luxus, welche ihm selbst entbehrlich scheinen."[1] Im Ganzen war nun aber die Ansicht des Alterthums in dieser Beziehung eine strengere als die neuerer Zeiten. Das Leben der Alten war (und das der Südländer ist, wenn auch in geringerem Grade, noch heute) weit mehr an die Natur gebunden und darum naturgemäßer als das der Modernen. Jede durch die steigende Kultur herbeigeführte künstliche Befriedigung der Bedürfnisse erschien jenen darum viel eher nicht bloß als überflüssig, sondern selbst als widernatürlich,[2] während bei den hochcultivirten Nationen der nördlichen Zonen, die von vornherein auf einen künstlichen Ersatz der ihnen zu ihrem Wohlbefinden von der Natur versagten Bedingungen gewiesen sind, eine Erhöhung dieser Künstlichkeit nicht nur als unschuldig, sondern sogar oft mit Recht als ein Fortschritt erscheinen muß. Dazu kommt daß zufälliger Weise gerade die Schriftsteller, denen wir hauptsächlich die Nachrichten über den römischen Luxus verdanken, M. Varro, L. Seneca und der ältere Plinius, Männer von besonders einfachen und strengen Gewohnheiten, ja von einer grundsätzlichen Enthaltsamkeit waren, deren Ansichten die durchschnittlichen ihrer Zeitgenossen gewiß an Strenge übertrafen.[3] Namentlich gilt dies von Seneca, der sich in seiner Jugend sogar ein Jahr lang der animalischen Nahrung enthielt, sich auf den Rath des Attalus nicht bloß unerlaubte, sondern auch überflüssige Genüsse

Ueberstrenge Ansichten unserer Hauptberichterstatter Varro, Seneca und Plinius.

1) Roscher (über den Luxus) Ansichten S. 408.

2) Seneca epp. 122, 5: omnia vitia contra naturam pugnant — hoc est luxuriae propositum, gaudere perversis, nec tantum discedere a recto, sed quam longissime abire, deinde etiam e contrario stare. Aehnlich Epp. 90, 19. Plin. H. N. XIX 55: nihil utique homini sic quomodo rerum naturae placet.

3) Plin. Epp. III 5, 10 (von seinem Oheim): cibum—interdiu levem et facilem veterum more sumebat.

versagte, und wenn er gleich allmälig in der Strenge seiner Lebensweise nachließ, sich doch selbst im höheren Alter der Austern und Pilze, der Wohlgerüche, des Weins, der warmen Bäder enthielt, und auch in den Genüssen, die er sich gestattete, eine an Enthaltsamkeit grenzende Mäßigkeit beobachtete. Sein Körper war, wie sich bei seinem Tode zeigte, durch die dürftige Ernährung abgemagert.[1] Er, Plinius und Varro verdammen mehr oder minder unbedingt jede Bequemlichkeit, jede Verfeinerung des Genusses, ja sogar jeden entbehrlichen Genuß; die beiden ersten sind selbst von Anwandlungen einer Sehnsucht nach dem ursprünglichen Naturzustande nicht frei.[2] Plinius, bei dem die Betrachtung des unergründlichen Reichthums der sich selbst überlassenen Schöpfung diesen Hang nährte und steigerte, geht unter anderm so weit, die Erfindung des Segelschiffs als einen frevelhaften Eingriff in die Ordnung der Natur zu verwünschen.[3] Varro mißbilligt das Herbeischaffen von Nahrungsmitteln aus fremden Ländern.[4] Plinius findet in der künstlichen Spargelzucht den Beweis einer monströsen Schlemmerei;[5] er und Seneca deklamiren, der letztere wiederholt, gegen das Kühlen von Getränken mit Schnee, als einen naturwidrigen Luxus,[6] während dies heutzutage im Süden auch dem Aermsten als unentbehrlicher Genuß gilt, und schon seit Jahrhunderten gegolten hat; Addison, der Neapel in den ersten Jahren des vorigen Jahrhunderts besuchte, meinte, ein Mangel an Schnee würde dort ebenso gut als anderswo ein Mangel an Korn einen Aufstand erregen.[7] Gewiß ist es aber auch ein sehr naturgemäßer Genuß: in Sicilien soll mit dem zunehmenden Gebrauch des Schnees sich auch der Gesundheitszustand gehoben haben.[8] Die Bereitung des Gefrorenen von Fruchtsäften und anderen wohl-

z. B. über die Kühlung von Speisen und Getränken mit Schnee

1) Seneca Epp. 108, 13—17. Tac. A. XV 63; ib. XV 45.
2) Vgl. Roscher a. a. O. S. 402 (Plin. H. N. XXXIII 3).
3) Plin. H. N. XIX 5 sq.
4) Gell. VI (VII) 16.
5) Plin. H. N. XIX 54: heu prodigia ventris! (Vgl. XIX 150).
6) Id. ib. XIX 55. Seneca N. Q. IV 13. Epp. 78, 23 und öfter.
7) Addison, Remarks on several parts of Italy (1700—1703), London Vth edition (1736) p. 145.
8) Roscher, Grundlagen d. Nationalökonomie (vierte Aufl.) S. 184 § 102, 2.

schmeckenden Substanzen ist übrigens eine (französische) Erfindung aus dem Ende des 17. Jahrhunderts;[1] auch der kolossale Aufschwung, den Eishandel und Eisfabrikation in der neuesten Zeit genommen haben, ist wol geeignet, an den Abstand des heutigen Luxus von dem antiken und die engen Schranken, in die der letztere gebannt war, zu erinnern. Begründeter als gegen den Luxus der Kühlung durch Schnee ist das Bedenken des Plinius gegen die Verweichlichung durch den Gebrauch von Federkissen:[2] doch schwerlich kann diese nordische dem wärmeren Klima durchaus nicht zusagende Sitte[3] im Alterthum jemals große Verbreitung gefunden haben. Ein Uebermaß des Luxus aber vermögen wir auch hierin keineswegs zu erkennen. Ein Volkswirthschaftslehrer des vorigen Jahrhunderts sieht sogar darin einen Beweis für die Armseligkeit des römischen Handels, daß die Römer sich zur Füllung ihrer Kissen nur der Federn deutscher Gänse bedienten, während die Daunen der Eidergänse aus den Polarländern ihnen unzugänglich blieben. Den Preis der Gänsefedern gibt Plinius auf 5 Denare (1 Thlr. 13½ Sgr.) für das römische Pfund (19,65 Loth Zollgewicht) an. Ein Pfund der feinsten Eiderdaunen kostete in Frankfurt a. M. im Jahre 1786 sechs Thaler.[4]

und den Gebrauch der Federkissen.

Außerdem darf man nicht vergessen, daß die meisten römischen Schriftsteller dieser Zeit die Tendenz haben, die Vergangenheit zu preisen und zu rühmen, die Gegenwart auf deren Kosten herabzusetzen. Durch die ganze spätere römische Literatur zieht sich wie ein rother Faden die Klage über Verschlimmerung der Zeiten, wobei die Klage über das Ueberhandnehmen der Ueppigkeit und Schwelgerei, wie berechtigt auch in vieler Hinsicht, doch viel zu sehr verallgemeinert und übertrieben wird. Man glaubt in diesen „Capuciner-

Die Declamationen über Verweichlichung und Ueppigkeit eine rhetorische Gewohnheit.

---

1) Daremberg, Oeuvres d'Oribase I 625 ff. bemerkt, daß man sich nur des Schnees, nicht des Eises bediente: l'on ne paraît pas avoir connu nos véritables glaces, qui font aujourd'hui les délices des gourmets du monde entier. Ueber diese vgl. Beckmann, Beitr. z. Gesch. d. Erfindungen IV 201.

2) Plin. H. N. X 53 f.

3) Hehn, Culturpflanzen u. Hausthiere S. 268.

4) Beckmann, Vorbereitung zur Waarenkunde (1794) I 277 f., welcher vermuthet, daß der Handel mit Eiderdaunen um die Mitte des 17. Jahrhunderts begonnen habe.

predigten," wie sie Göthe genannt hat,[1] eine der von der Rhetorenschule anhaftenden Gewohnheiten zu erkennen, wo derartige Vergleichungen zu den Gemeinplätzen gehört haben mögen: eine Gewohnheit der sich selbst die nicht immer entziehen konnten, die wie Seneca überzeugt waren, daß der Zustand der menschlichen Dinge im wesentlichen zu allen Zeiten derselbe gewesen sei und bleiben werde.[2] Namentlich Plinius entlehnt den Maßstab zur Beurtheilung des Luxus im kaiserlichen Rom den Zuständen der Zeit, in der Mehlbrei aus irdenen Töpfen gegessen die Hauptnahrung der Römer war, die Wände der Wohnungen noch keinen Bewurf hatten und ein einziger Sclav den Dienst eines großen Hauswesens besorgte. Er und andere reden so als wenn es auch nur denkbar wäre, daß diese Einfachheit hätte dauern können, nachdem Rom eine Weltstadt geworden wár, in der die Genußmittel aller Zonen zusammenströmten, nachdem eine hoch entwickelte Kultur Bedürfnisse und Genüsse unendlich vervielfacht, verfeinert und verallgemeinert hatte. Ihnen erscheint der Glanz und die Pracht, die Anmuth und das Behagen, mit denen diese Kultur das Leben geschmückt hatte, kaum minder beklagenswerth als ihre schlimmsten Schattenseiten. Ihre Klagen haben deshalb oft keine größere Berechtigung als wenn jemand heutzutage die Zustände der Jahrhunderte zurückwünschen wollte, wo die Straßen der Städte weder Pflaster noch Beleuchtung, die Fenster der Wohnhäuser keine Glasscheiben hatten und der Gebrauch der Gabel beim Essen unerhört war.[3]

---

1) Göthe, Geschichte der Farbenlehre (39, 54): Bloß indem man diese Betrachtungen (über den albernen u. übertriebenen Luxus der Römer) anstellt, begreift man, wie Seneca, der ein so bedeutendes Leben geführt, dagegen zürnen kann, daß man gute Mahlzeiten liebt, sein Getränk dabei mit Schnee abkühlt, daß man sich des günstigen Windes bei Seeschlachten bedient, und was dergleichen Dinge mehr sein mögen.

2) Seneca de benef. I 10.

3) Ueber Straßenpflaster u. Beleuchtung (ersteres in deutschen Städten nicht vor dem 14. Jahrhundert, letztere sehr viel später) vgl. Klemm, Allgem. Culturgesch. 9, 157; über Glasfenster Wachsmuth, Culturgesch. 2, 302, 7; über den Gebrauch der Gabeln Beckmann, Beiträge zur Gesch. d. Erfindungen 5, 294 (in Italien seit dem 15. Jahrhundert), Marquardt, Hdb. d. R. A. V 325 und Roscher, Ansichten S. 408 f. („die Einleitung zu Hollinsheds Chronik (1577) klagt

Endlich ist die Beurtheilung des Luxus dadurch erschwert worden, daß man seine verschiedenen Gattungen nicht auseinander gehalten hat. Der Luxus der Tafel, der Kleidung und des Schmucks, der Wohnungen und der häuslichen Einrichtung, der Sclavenluxus, der Kunstluxus beruhen zum Theil auf sehr verschiedenen Bedingungen und fordern eine gesonderte Betrachtung. Eine gesonderte Betrachtung der Gattungen des Luxus nothwendig.

Die erste Periode eines enormen Luxus in Rom war jene Zeit der Nabobs, und Lucull, den die Beute zweier orientalischer Königreiche in den Stand setzte als „Xerxes in der Toga" zu leben, galt damals wie später als ihr Hauptrepräsentant, der die ungeheure Verschwendung besonders in Bauten und Gastmählern in Rom eingeführt habe.[1] Doch blieb diese während der Republik natürlich vereinzelt oder auf kleine Kreise beschränkt, und verbreitete sich erst nach Begründung der Monarchie, in der auch, wie oben bemerkt, der Reichthum größer war. Darum sagt Tacitus ohne Zweifel mit Recht, die Periode des größten Luxus in Rom sei das Jahrhundert von der Schlacht bei Actium bis zum Regierungsantritte Vespasians gewesen, der, selbst ein Mann von alterthümlicher Lebensweise, durch sein Beispiel mehr zur Einschränkung der Ueppigkeit beitrug, als Verordnungen und Gesetze vermocht hätten.[2] Dazu kam, daß vielen großen Familien gerade die Sucht sich durch Glanz und Pracht hervorzuthun unter den Julischen Kaisern den Untergang gebracht hatte, wodurch die übrigen weiser und vorsichtiger geworden waren. Endlich waren aus den Städten Italiens und der Provinzen viele „neue Männer" in die römische Aristokratie eingetreten, die die heimische Sparsamkeit mitbrachten und, auch wenn sie reich wurden, den früheren Sinn bewahrten. Alle diese Bedingungen zur Einschränkung des Luxus haben durch das ganze zweite Jahrhundert fortbestanden; das Beispiel der Kaiser, (mit Ausnahme des L. Verus), Zeit des größten Luxus in Rom 31. v. Chr. bis 69 n. Chr.

---

sehr bitter darüber, daß man seit Kurzem so viele Kamine in England errichtete und statt hölzerner Schüsseln irdene oder zinnerne einführte").

1) Vgl. Cic. de off. I 39. Nicol. Damasc. bei Athen. VI 274. XII 543 Vellej. II 33, 4. u. Drumann R. G. 4, 168 ff.

2) Zwar spricht Tac. A. III 55 nur von dem luxus mensae, doch geht aus den vorhergehenden Kapiteln hervor, daß er den Luxus überhaupt im Sinne hat.

eine stete Abnahme des alten, eine stete Zunahme des neuen Adels: es ist daher nicht anzunehmen, daß nach Trajan, in dessen letzter Zeit Tacitus jene Aeußerung that, in dieser Beziehung eine wesentliche Aenderung eingetreten wäre.

---

1. Der Tafelluxus und die Einführung von Nahrungsmitteln aus der Fremde.

Mäßigkeit der Südländer.

Nur mit großer Vorsicht darf man die Klagen der Alten über den Luxus der Tafel aufnehmen. Das Nahrungsbedürfniß der Südländer ist so gering, ihre Mäßigkeit im Genuß von Speise und Trank so groß, daß ihnen sehr leicht als Völlerei erscheint, was uns als erlaubter Genuß gilt, um hier nur an das Trinken des ungemischten Weins zu erinnern.[1] Selbst die Philosophie Epikurs machte ja ihren Schülern die größte Einfachheit der Genüsse, die größte Genügsamkeit zur obersten Regel. Der „Lehrer der Wollust" pries den dem Jupiter gleich, der sich an Wasser und Brod genügen lasse, und befolgte diesen Grundsatz so streng, daß er nur, wenn er schmausen wollte, sich etwas Cythnischen Käse gestattete, ja er versuchte das geringste Maß der zur Fristung des Lebens erforderlichen Nahrung zu ermitteln, um sich darauf zu beschränken.[2]

Bescheidne Anfänge des Tafelluxus im letzten Jahrhundert v. Chr.

In Rom erhielt sich die größte Einfachheit des Tisches sehr lange. Auch nachdem das aus Kleinasien zurückkehrende Heer (im J. 188) Rom zuerst mit orientalischer Ueppigkeit und Schwelgerei bekannt gemacht, nachdem man erfahren hatte, daß es eine **Kochkunst** gebe und nun anfing für Köche, sonst die verachtetsten Sclaven, gute Preise zu zahlen,[3] auch da kann der Luxus der Tafel (mindestens während der nächsten hundert Jahre) noch nicht groß gewesen sein. Denn bis zum Jahre 174 bereiteten die Hausfrauen das Brod

---

1) Galen. ed. K. XV 699: *οἱ πολλοὶ τῶν ὑγιαινόντων πίνουσιν οἶνον ὑδατωμένον.*

2) Diog. Laert. Epicur. 11. Seneca epp. 18. 25, 4. Stob. Serm. 17. 30 u. 34.

3) Liv. XXXIX 6.

selbst und gab es keine Bäcker in der Stadt,[1] und noch im Jahre 161 erregte das Mästen von Hühnern soviel Anstoß, daß es durch eine eigne censorische Verordnung verboten und dies Verbot seitdem in allen folgenden Luxusgesetzen wiederholt wurde: man umging es dadurch, daß man Hähne mästete.[2] Noch viel später wurden ausländische Vögel und Muscheln in Rom eingeführt: eine Verordnung, die beides (und außerdem Haselmäuse) verbietet, ist frühestens im Jahre 115, vielleicht erst 78 v. Chr. erlassen worden.[3] Noch um das Jahr 100 wurde auch bei prächtigen Mahlzeiten griechischer Wein nie mehr als einmal herumgegeben:[4] was bei der Leichtigkeit des Verkehrs zwischen Italien und Griechenland am besten für die große Bescheidenheit der damaligen Tafelgenüsse zeugt. Der Stoiker Posidonius berichtet nach seinen um diese Zeit oder etwas später gemachten Beobachtungen, daß die Wohlhabenden in Italien ihre Kinder an eine überaus einfache Kost gewöhnten.[5] Doch „der aufblühende Handel erhob mit den übrigen Waaren auch die Nahrungsmittel der Fremde zum Bedürfniß.“ In Folge der immer ausgedehnteren Beziehungen Roms zu den überseeischen Ländern, des immer lebhafteren Verkehrs, in welchem die Küsten des Mittelmeers ihre Produkte austauschten, wußte man in Rom bald sehr gut, daß die Böckchen in Ambracia, die Eselfische in Pessinus, die Austern in Tarent, die Datteln in Aegypten u. s. w. in größter Vollkommenheit zu finden seien. Strengere Zeitgenossen, wie Varro, bemerkten

Einführung ausländischer Nahrungsmittel in Folge der Zunahme des Wohlstandes und Handelsverkehrs.

---

1) Plin. H. N. XVIII 107.

2) Plin. H. N. X 139: Gallinas saginare Deliaci coepere, unde pestis exorta opimas avis et suopte corpore unctas devorandi etc.

3) Id. ib. VIII 223. vgl. Becker, Gallus III[3] 356. Gibbon, History ch. XXXI 45: it is reported that they are still esteemed in modern Rome and are frequently sent as present by the Colonna princes.

4) Varro bei Plin. H. N. XIV 96.

5) Athen. VI 275 A: *πρότερον δὲ οὕτως ὀλιγοδεεῖς ἦσαν οἱ τὴν Ἰταλίαν κατοικοῦντες, ὥστε καὶ καθ' ἡμᾶς ἔτι, φησὶν ὁ Ποσειδώνιος, οἱ σφόδρα εὐκαιρούμενοι τοῖς βίοις ἦγον τοὺς υἱοὺς ὕδωρ μὲν ὡς τὸ πολὺ πίνοντας, ἐσθίοντας δ' ὅτι ἂν τύχῃ· καὶ πολλάκις, φησί, πατὴρ ἢ μήτηρ υἱὸν ἠρώτα πότερον ἀπίους ἢ κάρυα βούλεται δειπνῆσαι· καὶ τούτων τι φαγὼν ἠρκεῖτο καὶ ἐκοιμᾶτο.*

dies mit der größten Mißbilligung,[1] weil sie offenbar schon darin eine tadelnswerthe Ueppigkeit fanden, daß man sich nicht an den doch so vortrefflichen einheimischen Nahrungsmitteln genügen ließ. Schwerlich ist aber eine so strenge Auffassung selbst im Alterthum zu irgend einer Zeit allgemein gewesen. Thucydides hebt es als Vorzug Athens hervor, daß dort die Erzeugnisse aller Länder eingeführt würden, und seinen Bewohnern der Genuß fremder Güter nicht minder eigenthümlich sei, als einheimischer:[2] und Dichter der spätern attischen Komödie, wie Antiphanes, und (der von Ennius bearbeitete) Archestratus von Gela (in einer gastronomischen Reise um die Welt) haben Verzeichnisse von Leckerbissen verschiedener Länder mit sichtlichem Behagen zusammengestellt.[3] Am wenigsten dürfte Varros Ansicht heutzutage auf Zustimmung zu rechnen haben, wo „bei einem Frühstück des deutschen Mittelstandes ostindischer Kaffee, chinesischer Thee, westindischer Zucker, englischer Käse, spanischer Wein, russischer Kaviar vereinigt sein können, ohne als Luxus aufzufallen.[4] Erblicken wir aber in dem täglichen Genuß von Nahrungsmitteln aus andern Welttheilen nicht nur keinen tadelnswerthen, sondern überhaupt gar keinen Luxus, so können wir Varros Klagen um so weniger begründet finden, als wir nicht den mindesten Grund haben zu glauben, daß die Beschaffung von Nahrungsmitteln aus Asien, Amerika und Afrika heute für Deutschland leichter und weniger kostspielig ist, als damals von den nahen Küsten des Mittelmeers für Rom, das fast eine Seestadt war. Vielmehr können wir, wie gesagt, hier nur eine der Erscheinungen erkennen, die Zunahme des Wohlstandes und Erweiterung der Handelsbeziehungen zu allen Zeiten mit Nothwendigkeit herbeiführen. In Paris z. B., das im 13. Jahrhundert in so vielen Beziehungen für die erste Stadt Europas galt, war damals die Lebhaftigkeit des Verkehrs schwerlich so groß, der Reichthum sicherlich sehr viel geringer als zu Rom in Varros Zeit: doch „in Hinsicht auf die Bezugsquellen

1) Gell. VI (VII) 16. Doch vgl. Varro R. R. II 6.

2) Thucyd. II 38.

3) Vgl. das in dem Programm Acad. Alb. 1869 V in Clemens Alex. Paedag. II 1, 3 p. 164 Pott nachgewiesene, von Lehrs hergestellte Fragment aus einer mittlern oder neuern Komödie.

4) Roscher, Ansichten S. 428, 54.

der einzelnen Nahrungsmittel herrschte keineswegs Gleichgiltigkeit, man wußte gar wohl, welche Landschaft das eine oder das andere Produkt am beste erzeuge und woher der Feinschmecker seine Speisekammer versorgen müsse. So hielt man die Erbsen von Vermandois über alle andern, holte die Kresse aus dem Orleanais, die Rüben aus der Auvergne, die Zwiebeln aus Corbeilles, die Schaloten aus Estampes und schätzte den Käse aus der Champagne und Brie namentlich hoch, so wie Fische aus den Teichen von Bondi, Burgunder Birnen und Aepfel aus der Auvergne. Die besten Kastanien wurden aus der Lombardei, Feigen aus Malta und Rosinen aus der Levante bezogen;“ von fremden Weinen waren außer dem Moselwein besonders die spanischen, die von Cypern, griechische und italienische Sorten beliebt.[1] Aehnliche Angaben werden sich aus allen Zeiten und Ländern mit einigermaßen entwickelten Handelsbeziehungen machen lassen, über welche wir genügend unterrichtet sind. Nicolai läßt im Leben des Sebaldus Nothanker[2] einen gräflichen Eßkünstler nur die besten Nahrungsmittel der deutschen Provinzen aufzählen: aber dies ist ein deutscher Patriot, der das französische Essen nicht leiden kann. Er erhält posttäglich Pommersche große Muränen, dreiviertel Ellen lang, Flindern von der Insel Hela, Berlinische Sander; kalte Pasteten aus Hanau und gewürzte Schwartenmagen aus Frankfurt a. M. muß man nach ihm im März, Krammetsvögel vom Harz desgleichen, Fasanen aus Böhmen im Februar beziehen; Krebse aus Sonnenburg, Westphälische Schinken in Champagner gekocht, Kaviar aus Königsberg, Astrachansche Melonen und Ananas gehören ebenfalls zu seinen Bedürfnissen. Ein wie überaus armes Land Deutschland und wie unentwickelt seine Verkehrsmittel damals waren, ist allbekannt.

Uebertreibende Beurtheilungen dieses Luxus.

Liest man freilich die Aeußerungen römischer Schriftsteller über „die verabscheuungswürdigen Jagden,‘ das Durchsuchen aller Länder und Meere nach Leckerbissen:[3] so möchte man glauben es seien besonders

1) Springer, Paris im 13. Jahrhundert S. 32 u. 34.

2) Nicolai Leben des Seb. Nothanker I 54.

3) Varro ap. Gell. l. l. Sallust. Catilina c. 13: Vescendi causa terra marique omnia exquirere. Seneca ad Helv. 10, 3: epulas quas toto orbe requirunt. Epp. 89, 22: vos—quorum profunda et insatiabilis gula hinc maria

umfassende Anstalten getroffen, ganze Schaaren auf weite, gefahrvolle Expeditionen ausgesandt worden um die Tafeln der römischen Schwelger zu versorgen. In der That ist dies von Vitellius geschehen, der die Ingredienzien zu einer vielberufenen Riesenschüssel, Makrelenlebern, Fasanen- und Pfauengehirne, Flamingozungen, Muränenmilch durch die römischen Flotten bis aus Spanien und Parthien holen ließ.[1] Aber Vitellius scheint selbst unter den römischen Kaisern nur einen Nachahmer gefunden zu haben, Elagabal:[2] abgesehn von den Ungeheuerlichkeiten dieser kaiserlichen Schwelgerei ist, soviel wir sehen, in Rom nicht mehr geschehen als daß unter den Produkten aller Länder[3] auch ihre Nahrungsmittel und Leckerbissen auf den Markt kamen und guten Absatz fanden. Und fragt man, welches denn die Köstlichkeiten waren, deren Beschaffung aus weiter Ferne so großen Anstoß erregte, so findet man fast überall nur einige Geflügelarten genannt, den Fasan und das numidische Huhn (Perlhuhn), den Flamingo und wenige andere,[4] die aber zum großen

---

scrutatur, hinc terras. Plin. H. N. XXVI 43: hujus (ventris) gratia praecipue avaritia expetit, huic luxuria condit, huic navigatur ad Phasim, huic profundi vada exquiruntur. Drepan. paneg. in Theodos. c. 14: cibis.—quos famosa naufragiis maria misissent, quos invitae quodammodo reluctantique naturae hominum pericla rapuissent.

1) Sueton. Vitell. c. 13.

2) Vit. Elagabali c. 18: cum ipse privatus diceret se Apicium, imperator vero Othonem et Vitellium imitari.

3) Th. I^3 S. 16 ff.

4) Varro R. R. III 9, 18: Gallinae Africanae — quas μελεαγρίδας appellant Graeci. Hae novissimae in triclinium ganearium introirunt e culina propter fastidium hominum. Veneunt propter penuriam magno. Den Fasan nennt er ebenso wenig als den Flamingo. Die meleagris ist identisch mit dem numidischen Huhn. Horat. Epod. 2, 53: non Afra avis descendat in ventrem meum, non attagen Ionicus (zusammen mit Lucriner Austern rhombus und scari). Manil. V 370. (Numidische Hühner und Fasanen). Columella VIII 8, 10: illos qui Ponticum Phasin et Scythica stagna Maeotidis eluant. Jam nunc Gangeticas et Aegyptias aves temulenter eructant. Petron. c. 93. (Numidische Hühner, Fasanen, scari). Id. c. 119, 33 (scari, Austern, Fasanen). Plin. H. N. XIX 52: avis ultra Phasidem amnem peti—alias in Numidiam atque Aethiopiae sepulcra. Martial. XIII 71 (phoenicopteri — die Apicius eingeführt zu haben scheint, Plin. H. N. X 133: ph. linguam praecipui esse sa-

Theil schon in Italien gezogen wurden,[1] und dann schwerlich sehr theuer gewesen sein können; wie denn der Fasan in dem Maximaltarif Diocletians zu einem nur um ein Viertel höhern Preise angesetzt ist als die Gans.[2]

Factische Seltenheit ausländischer Nahrungsmittel vor der Schlacht bei Actium.

Uebrigens ist nicht bloß die Acclimatisation ausländischer Thiere und Gewächse, von welcher später ausführlich die Rede sein soll, sondern auch deren Beschaffung im Handelswege für die Tafeln Roms in größerer Ausdehnung sicher erst seit Begründung der Monarchie erfolgt, und es waren eben nur die Anfänge dieses Luxus, die Varros Unmuth in so hohem Grade erregten. Denn in seiner Zeit scheinen ausländische Gerichte selbst bei üppigen Mahlzeiten noch selten gewesen zu sein. Wir haben das Verzeichniß der Speisen bei einer priesterlichen Antrittsmahlzeit, aus der ersten Hälfte (doch nicht lange vor der Mitte) des letzten Jahrhunderts v. Chr.,[3] und darunter ist nur eine zum Theil ausländische, und keine seltene oder kostbare Schüssel. Die Mahlzeit fand am 24. August statt. Das Voressen bestand aus Meerigeln, rohen Austern nach Belieben, zwei Muschelarten, einer Drossel auf Spargeln, einer gemästeten Henne, einem Auster- und Muschelragout, schwarzen und weißen Marronen; dann wieder verschiedene Muscheln und Meerthiere mit Feigenschnepfen, Lenden von Rehen (?) und Wildschweinen, Geflügel in einer Teigkruste,

---

poris A. docuit) 72 (phasiani) 73 (Numidicae). Id. ib. 45: Si Libycae nobis volucres et Phasidos essent Acciperes, Tu nunc accipe chortis aves. Stat. Silv. I 6, 48: quas Nilus sacer horridusque Phasis, Quas udo Numidae legunt sub Austro. Juv. XI 139: Et Scythicae volucres et phoenicopterus ingens. Auch Lucian. navig. 23 nennt als Leckerbissen: *ὄρνις ἐκ Φάσιδος καὶ ταὼς ἐξ Ἰνδίας καὶ ἀλεκτρυὼν ὁ Νομαδικός*.

1) Martial. III 58, 12:

Vagatur omnis turba sordidae chortis,
Argutus anser gemmeique pavones,
Nomenque debet quae rubentibus pinnis,
Et picta perdix Numidicaeque guttatae
Et impiorum phasiana Colchorum;
Rhodias superbi feminas premunt galli.

2) Mommsen, Ber. d. Sächs. Gesellsch. 1851 S. 12: fasianus pastus X 250 fasianus agrestis X 225 fasiana pasta X 200 fasiana non pasta X 100 anser pastus X 200 anser non pastus X 100 pullorum par X 60 lepus X 150.

3) Marquardt, Hdb. IV A. 1136.

Purpurschnecken mit Feigenschnepfen. Die Hauptmahlzeit: Sauenter, Schweinskopf, Fricassee von Fischen, Fricassee von Sauenter, Enten, eine andere Art Enten gesotten, Hasen, gebratenes Geflügel, eine Mehlspeise, picentinische Brode. Das Verzeichniß des Nachtisches fehlt.[1] Diese Mahlzeit, an der die vornehmsten Männer und Frauen des damaligen Rom (unter andern Julius Cäser als Pontifex, im Ganzen wahrscheinlich 6 Priester und 6 Priesterinnen) Theil nahmen, muß doch wohl selbst unter den wegen ihrer Schwelgerei sprichwörtlichen priesterlichen Gastmählern[2] sich besonders ausgezeichnet haben: sonst würde ein vier bis fünf Jahrhunderte später lebender Schriftsteller den Bericht über sie kaum der Mittheilung werth gehalten haben. Es würde jedoch leicht sein, aus verschiedenen Perioden der neuern Zeit Mahlzeiten anzuführen, deren Luxus ebenso groß oder größer war, ohne daß sie besonderes Aufsehen erregten. Ein Bericht z. B. über die zur Investitur des Superintendenten Deyling zu Leipzig am 13. August 1721 von der Stadt gegebene Festmahlzeit hat sich nur zufällig in den dortigen Rathsacten erhalten: doch dürfte auch diese Tafel in Bezug auf ihren Luxus den Vergleich mit jener berufenen römischen Priestermahlzeit aushalten.[3] In der Zeit, die zwischen derselben und den Aeußerungen Varros liegt, könnte nun freilich die Beziehung von Leckerbissen aus der Fremde sehr zugenommen haben. Aber auch bei dem von Horaz geschilderten Gastmahl, mit dem der reiche Nasidienus Mäcen und dessen Freunde bewirthet, kommen nur inländische Schüsseln vor, und die Satire des Dichters richtet sich hier und anderwärts[4] nicht sowohl gegen den übermäßigen Aufwand der Tafel, als gegen die lächerliche Wichtigkeit, mit der die Koch- und Eßkünstler ihre Kunst betrieben, und die dem mit den einfachsten Speisen, am liebsten Pflanzenkost begnügten Freunde epikurischer Lehre[5] doppelt thöricht erscheinen mußte.

---

1) Macrob. Sat. III 13: cenam quae scripta est in Indice IV Metelli illius pontificis maximi in haec verba. Vgl. Böttiger, Kl. Schr. III 217 ff.

2) Marquardt, Hdb. IV A. 1076.

3) Vgl. den Anhang zu diesem Abschnitt.

4) Bes. Sat. II 4.

5) Hor. S. II 6, 114: Inde domum me Ad porri et ciceris refero laganique catinum. Vgl. S. II 6, 13. C. I 31, 16.

Erst nach der Schlacht bei Actium begann, wie Tacitus in der oben angeführten Stelle bestätigt, die Periode des größten Tafelluxus: wozu der Aufschwung des Handels nach Wiederherstellung des Weltfriedens und namentlich die Eröffnung des Verkehrs mit Ostindien und ganz Asien über Alexandria ohne Zweifel sehr wesentlich beitrug. Nun erst wurde Rom eine Stadt, der der Welthandel Jahr aus Jahr ein im Ueberfluß zuführte, „was bei allen Völkern erzeugt und bereitet ward," „wo man die Güter der ganzen Welt in der Nähe prüfen konnte":[1] nun erst konnten auch die seltensten und köstlichen Erzeugnisse aller Zonen für die Tafelgenüsse der Schwelger in reichem Maße verwerthet werden. Nun wurden, sagt Plinius in seiner schwülstigen Weise, die verschiedenen Ingredienzien in der Art vermengt, daß jedes durch einen ihm eigentlich fremden Geschmack den Gaumen zu reizen genöthigt ward, und so auch die verschiedenen Erd- und Himmelsstriche mit einander vermischt. Bei einer Speise wird Indien hinzugenommen, bei einer andern Aegypten, Cyrene, Creta und so fort. Und selbst vor den Giften bleiben die Menschen nicht stehn, um ja nur alles zu verschlingen.[2] Steigen des Tafelluxus nach dem Frieden.

Wenn nun aber auch der Luxus der Tafel in Rom während der Periode von August bis Vespasian ohne Zweifel einen sehr hohen Grad erreichte, so war er doch sicherlich weder so ausschweifend und ungeheuerlich noch so allgemein, als man nach manchen Aeußerungen von Zeitgenossen, namentlich eben des älteren Plinius und jüngern Seneca, vielfach angenommen hat. Manches, was ihnen als unbedingt verdammenswerth galt, erscheint uns in milderem Lichte, manches, was ihnen neu und unerhört war, sind wir gewohnt und finden es natürlich, anderes hat nicht die Bedeutung, die es zu haben scheint. Einschränkende Bemerkungen.

Wenn große Gastmähler ungeheure Summen kosteten, so wurden diese keineswegs allein für die Bewirthung, sondern auch (und vielleicht zum größten Theil) für Ausstattung, Dekoration u. dgl. ausgegeben, und gestatten daher keinen unbedingten Schluß auf den Luxus der Tafel. Bei den Lordmayorsessen in London betrug die Ausgabe für Speisen und Getränke früher die Hälfte, unter Georg III. ein Drittel, Die Kostspieligkeit großer Gastmähler nur zum Theil durch den Luxus der Tafel veranlaßt.

1) Vgl. Th. I³ 16 ff.
2) Plin. H. N. XV 105.

bei dem Citybanquet 1853 für Napoleon nur noch ein Viertel der Gesammtausgabe; bei dem letztern Fest wurden 1000 Lstr. für Beleuchtung, 1860 für die Anordnung der Stühle und Sitze, 1750 für die Dekoration des Raumes ausgegeben.[1] Bei einem Gastmahl eines der Freunde Neros kosteten die (ohne Zweifel im Winter und in großen Massen verschwendeten) Rosen mehr als 4 Mill. S.[2] Bei dem Gastmahl, welches L. Verus für 6 Mill. gab, bestand die Verschwendung hauptsächlich in kostbaren Geschenken an die Gäste, unter denen sich schöne Sclaven, lebendige Thiere, Gefäße aus den werthvollsten Materialen, silberbeschlagene Wagen mit Maulthiergespannen und den dazu gehörigen Treibern befanden.[3] Auch das üppige Fest des Q. Metellus Pius in Spanien (72 v. Chr.) zeichnete sich vorzugsweise durch die Pracht der Dekoration und des übrigen Zubehörs aus.[4] Wenn also die Kosten jenes Mahles des Lucullus im Apollosaal auf 200,000 S. angegeben werden,[5] wenn die Arvalen öfter zu 100 Denaren das Couvert speisten,[6] so bleibt es ungewiß, wie viel von solchen Summen[7] auf Kränze, Blumen, Wohlgerüche, Beleuchtung, Schmuck des Lokals und der Dienerschaft, Aufführungen und Schauspiele, Gastgeschenke u. s. w. verwendet wurden.

Die hohen für Leckerbissen gezahlten Preise zum Theil Eitelkeitspreise.

Uebrigens kommt die Verschwendung für üppige Gastmähler, namentlich aber die hohen Preise, die für einzelne Leckerbissen gezahlt wurden, nicht allein auf Rechnung der Schwelgerei, sondern auch auf die der Mode, der Prahlerei, der Sucht sich hervorzuthun und in den Kreisen der Genußkünstler von sich reden zu machen, und dasselbe gilt von vielen andern Erscheinungen des damaligen Luxus. „Die

1) Nach einer Mittheilung von Roscher aus einer mir nicht zugänglichen Schrift von Mangoldt.

2) Sueton. Nero c. 27.

3) H. A. L. Ver. c. 5.

4) Valer. Max. IX 1, 5. Macrob. Sat. III 13.

5) Plutarch. Lucull. c. 41; vgl. c. 40: *τὰ δεῖπνα τὰ καθ' ἡμέραν οὐ μόνον στρωμναῖς ἁλουργέσι καὶ διαλίθοις ἐκπώμασι καὶ χοροῖς καὶ ἀκροάμασιν ἐπεισοδίοις κτλ.*

6) Marini Atti tab. XLI' u. XLII)

7) Tertullian. apol. c. 6: Vides enim et centenarias cenas, a centenis jam sestertiis dicendas. Bei Seneca Epp. 95, 41: et totiens tamen * sestertio aditiales cenae frugalissimis vinis constiterunt — ist die Zahl ausgefallen.

Verschwender", sagt Seneca, „streben darnach ihr Leben fortwährend zum Gegenstand der Gespräche zu machen. Bleibt es verschwiegen, so glauben sie ihre Mühe verloren zu haben. So oft etwas, was sie thun, dem Gerücht entgeht, sind sie mißvergnügt. Es gibt viele, die ihr Vermögen verprassen, viele die Maitressen halten: um sich unter diesen einen Namen zu machen, genügt es nicht üppig zu leben, man muß es in auffallender Weise thun, eine gewöhnliche Verschwendung verursacht in einer so beschäftigten Stadt kein Gerede".[1] Eben das Bestreben Gerede zu verursachen ist es gerade gewesen, was z. B. mehr als einen Verschwender bewogen hat, jene großen Summen für Exemplare der Seebarbe (mullus) von ungewöhnlichem Gewicht zu zahlen, die so oft als Beweise beispielloser Ueppigkeit angeführt worden sind.[2] So erkaufte ein P. Octavius mit der Summe von 5000 S. für ein 5½ Pfund (römisch) schweres Exemplar den Ruhm, einen Fisch erstanden zu haben, der nicht nur dem Kaiser Tiberius sondern auch seinem Rivalen Apicius zu theuer gewesen war,[3] „und erlangte damit unter seines Gleichen großes Ansehn." Diese und gewiß noch manche andere Preise gehören also zu den Eitelkeitspreisen, deren Höhe nur von den Zahlungsmitteln der Käufer begrenzt wird.[4] Uebrigens gilt aber auch gegenwärtig ein großer Stör selbst am Ural bis 400 Rubel Banco (125 Thlr.), in Moskau und Petersburg also vielleicht das Doppelte oder Dreifache;[5] und die Kosten einer von der Stadt Genf dem Erzkanzler Cambacérès gesandten Riesenforelle nebst Sauce sollen vom Rechnungshof auf 6000 Frs. veranschlagt worden sein.[6] Plinius sagt mit übertreibender Phrase, daß Köche in seiner Zeit mehr kosteten als vormals ein Triumph,[7] aber schwerlich erhielten sie so hohe Bezahlungen als im 19. Jahrhundert in London und Paris. Anton Carême, der bei Lord Stewart, Talleyrand, Rothschild und Kaiser Alexander ange-

Vergleichungen des römischen Tafelluxus mit dem des 19. Jahrhunderts.

1) Seneca Epp. 122, 14.
2) Marquardt Hdb. V 2, 45.
3) Seneca Epp. 95, 42.
4) Roscher Grundlagen (Vierte Auflage) S. 131, 1.
5) Haxthausen Studien über die innern Zustände Rußlands III 160.
6) Grenzboten 1852 S. 151.
7) Plin. H. N. IX 67.

stellt war, erhielt bei letzterem monatlich 2400 Frcs. Gehalt, und seine Ausgaben für die Küche beliefen sich monatlich auf 80—100,000 Frcs.;[1] nach den Briefen eines Verstorbenen gab es in England Köche, die ein Gehalt von 1200 Lstr. bezogen.[2] Seneca erzählt von einer „berühmten, zum Stadtgespräch gewordenen Schüssel" wie von einer Monstrosität: es waren darin die feinsten Leckerbissen, die sonst auch bei großen Gastmählern nach einander aufgetragen wurden (als Austern und andere Schaalthiere, Seeigel, ausgegrätete Seebarben), so durcheinander gemischt und mit der gleichen Brühe übergossen, daß man das Einzelne nicht unterschied: „der Auswurf eines Erbrechenden könnte nicht mehr durcheinander gemengt sein."[3] Wenn ein solches Gericht so großes Aufsehen erregte, möchte man glauben, daß die Kochkunst der Neronischen Zeit an Raffinement der modernen französischen sehr nachgestanden habe. Auch der rohe (als Plinius schrieb gewöhnliche) Luxus, den P. Servilius Rullus etwa in Sullas Zeit eingeführt hatte, ganze Eber für wenige Gäste auftragen zu lassen,[4] erregt Zweifel an dem Raffinement der römischen Tafelgenüsse, zu denen das wilde und zahme Schwein (das man auf fünfzig Arten zu bereiten verstand[5]) zu allen Zeiten sehr beliebte Beiträge geliefert hat.[6]

Der Gebrauch der Vomitive nach Tisch zum Theil rein diätetisch.

Endlich muß hier noch erwähnt werden, daß der Gebrauch von Brechmitteln nach der Mahlzeit keineswegs ein so unbedingter Beweis für Unmäßigkeit und Völlerei ist, als es nach heutigen Begriffen scheint. Wenn Cäsar, der nichts weniger als unmäßig war,[7] nach

1) Bärst Gastrosophie II 111.

2) Briefe eines Verstorbenen III 401.

3) Seneca Epp. 95, 26 sqq.

4) Plin. H. N. VIII 210.

5) Ib. VIII 209.

6) Marquardt Hdb. V 2, 39 f. Auf keinen Fall waren die Preise des Schweinefleisches hoch genug, um es hieraus erklären zu können, daß dies „in der spätern Römerzeit das fashionabelste Essen war." (Roscher a. a. O. S. 133, 8); ebenso wenig war es aber, wie Preller Reg. 139 meint, das wohlfeilste Fleisch. Vgl. Rodbertus zur Frage des Sachwerths des Geldes II in Hildebrands Ztschr. für Nationalökonomie 1870 S. 226.

7) Sueton. Caesar c. 53. Plutarch. Caesar c. 17. Drumann R. G. III 739.

einem reichlichen Mahl bei Cicero ein Brechmittel nahm und der Letztere dies ohne jede Mißbilligung erwähnt[1]: so folgt daraus nicht, daß damals eine viehische Maßloßigkeit im Genusse so allgemein war, daß sie niemandem mehr auffiel, sondern vielmehr daß das gegenwärtig nur in Krankheitszuständen angewandte Mittel damals auch als ein rein diätetisches angesehn und gebraucht wurde.[2] In der That war das bei den alten Aegyptern gebräuchliche regelmäßige Purgieren auch durch Vomitive[3] von der größten ärztlichen Autorität des griechischen Alterthums, von Hippokrates, empfohlen worden:[4] dem sich die spätern Aerzte wenigstens zum großen Theil anschließen, die nur den Mißbrauch widerrathen. Daß Asklepiades den diätetischen Gebrauch der Brechmittel in seinem Buche über Erhaltung der Gesundheit ganz verworfen habe, wollte Celsus nicht tadeln, wenn er durch die Unsitte mancher, sie täglich zu nehmen, dazu veranlaßt worden sei: der Schlemmerei wegen dürfe es allerdings nicht geschehn, doch wußte Celsus aus Erfahrung, daß das Mittel, hin und wieder angewandt, der Gesundheit nur zuträglich sein könne.[5] Auch der berühmte Arzt Archigenes (unter Trajan) erklärt den zwei- bis dreimaligen Gebrauch im Monat für erstaunlich heilsam,[6] Galen räth ihn mehr vor als nach der Mahlzeit an.[7] Zu denen, die das

1) Cic. ad Attic. XIII 52.

2) Daremberg hat in den Anmerkungen zum Oribasius Vol. II p. 829 ff. nur vom diätetischen Gebrauch der Vomitive im Alterthum gehandelt, welcher belehrenden Abhandlung ich die folgenden Stellen entlehne. Aus derselben scheint mir hervorzugehn, daß der Gebrauch des Vomitivs keineswegs von den Aerzten „mit Rücksicht auf die einmal vorhandene Völlerei" als nöthig anerkannt wurde, wie Marquardt sagt Hdb. d. R. Alt. V 340.

3) Herodot. II 77. Diodor. I 82.

4) Daremberg a. a. O. S. 830: Du temps d'Hippocrate les vomissemens après le repas paraissent avoir été plus usités que les vomissements à jeun.

5) Cels. I 3 p. 27 sq. Ueber Asklepiades vgl. auch Plin. H. N. XXVI 17.

6) Oribas. Coll. med. VIII 23 (ed. D. III p. 202): *Περὶ ἐμέτου ἀπὸ σιτίων ἐκ τῶν Ἀρχιγένους. Ἐμέτῳ δὲ τῷ ἀπὸ σιτίων ὑπὸ ἀνάγκης μὲν μὴ διεθίσῃ· ὄνησις δὲ θαυμαστὴ δὶς ἢ τρὶς ὡς ἂν παρήκῃ κατὰ μῆνα παραλαμβάνειν· καὶ γὰρ τῷ δι' ἀνάγκην ἐπίμετρός τις ἀκολουθεῖ ῥαστώνη, ἀπὸ ἧς προήχθησαν ἤδη τινὲς καὶ εἰς ἔθος ἐνδελεχοῦς ἀποφορτισμοῦ τῶν σιτίων, οἱ μὲν ἀκριβοῦς οἱ δὲ ὁλοσχεροῦς καταστῆναι.*

7) Daremberg a. a. O. S. 831 f.

Mittel nur in Krankheiten angewendet wissen wollten, gehört Plinius.[1] Immerhin mag die Zahl der Schlemmer, die „spieen um zu essen, aßen um zu speien und die aus allen Welttheilen zusammengebrachten Mahlzeiten nicht einmal verdauen wollten,"[2] wenigstens in Neros Zeit, wo Seneca dies schrieb, groß genug gewesen sein. Aber die Aeußerungen dieser zum Uebertreiben und Generalisieren so geneigten Schriftsteller berechtigen schwerlich zu dem Glauben, daß die ekelhafte Unsitte des täglichen Vomierens mit all' ihren schlimmen und widerlichen Folgen auch nur in größeren Kreisen allgemein war,[3] selbst nicht in der Zeit der größten Schwelgerei, geschweige denn in einer späteren.

Der Tafelluxus des 18. Jahrhunderts.

In der That ergibt sich also aus allem Ueberlieferten, daß der Tafelluxus im kaiserlichen Rom, so ausschweifend und unnatürlich er den Alten erschien, hinter dem der größten Städte des jetzigen Europas sehr zurückstand, ja es ist wol die Frage, ob er auch nur dem des 18. Jahrhunderts gleich kam. Lady Montague wurde bei ihrem Aufenthalt in Wien 1716 bei Gastmählern des hohen Adels wiederholt mit mehr als 50 in Silber angerichteten Schüsseln, und einem entsprechenden Nachtisch auf dem feinsten Porcellan bewirthet; wozu öfter bis 18 feine Weinsorten gereicht wurden, von welchen Verzeichnisse neben den Gedecken lagen.[4] Unter Ludwig XV. wurden in die Küche des Prinzen von Condé wöchentlich 120 Fasanen gebracht, dem Herzoge von Penthièvre reisten, als er die Stände von Burgund eröffnen sollte, 152 hommes de bouche voraus; Danton soll Diners zu 400 Frcs. das Couvert gegeben, Barras, als er im Directorium war, seine Pilze mit Extrapost von der Rhonemündung

1) H. N. XXVIII 54: vomitione rara sibi mederi utile homini. Den diätetischen Gebrauch hält er für schädlich: XI 282. XXIX 27.

2) Seneca ad Helv. 10, 3.

3) Dies ist Marquardts Ansicht a. a. O. S. 340, wo die Römer, die Plinius und Galen beschreibt, geschildert werden „als ein Geschlecht mit blassen Gesichtern, hängenden Wangen, geschwollenen Augen, zitternden Händen und dicken Bäuchen, schwachem Verstande und ohne Gedächtniß" u. s. w. Die Folgen der Ausschweifungen, die Plin. H. N. XIV 142 und Seneca epp. 95, 15 sqq. schildert (Galen. de meth. med. Vol. X p. 3 sq. ed. K. spricht nicht davon), mögen in seiner Zeit immerhin nur zu häufig gewesen sein — daß sie in größern Kreisen allgemein waren, ist, wie mir scheint, auch an und für sich unglaublich.

4) Letters of Lady Montague. L. 7.

haben kommen lassen u. s. w.[1] Wie sehr aber die gewaltige Steigerung des Weltverkehrs seit den ersten Decennien dieses Jahrhunderts namentlich auch dem Tafelluxus Vorschub geleistet hat und immer noch leistet, ist bekannt genug.

Die Einführung und Verbreitung eßbarer Thiere und Gewächse.

Der Tafelluxus hat auch im römischen Alterthum keineswegs nur schädliche oder gleichgiltige Wirkungen geübt; sondern dadurch, daß er die Hauptveranlassung zur Einführung fremder Kulturgewächse und eßbarer Thiere in den Ländern des Occidents und somit zur Veredelung und Verfeinerung der Nahrungsmittel überhaupt war, ist er ebenso wie in neuern Zeiten ein nicht unwichtiger Factor zur Verbreitung und Hebung der Gesammtcultur gewesen. Dieser Gegenstand verdient eine besondere Betrachtung.[2]

Schon in der Zeit der Republik war ein großer Theil der zur Luxusnahrung dienenden Thiere und Gewächse in Italien eingeführt worden. Bei den unbedingten Gegnern des Luxus fand nun freilich die Acclimatisation fremder Fische und Vögel zur Bereicherung der *Einführung von Thieren zur Luxusnahrung.*

---

1) Vgl. den hauptsächlich auf dem (mir nicht zugänglichen) Almanac des Gourmands beruhenden Aufsatz (von G. Freytag?): die Entwicklung der französischen Kochkunst (Grenzboten 1852).

2) Ich hatte diesen Gegenstand bereits in einer ausführlichen Abhandlung, hauptsächlich mit Benutzung des inhaltreichen Buches von K. W. Volz (Beiträge zur Kulturgeschichte. Der Einfluß des Menschen auf die Verbreitung der Hausthiere und der Kulturpflanzen 1852) behandelt, als das ausgezeichnete, in so vieler Beziehung ganz neues Licht verbreitende Werk von Victor Hehn Kulturpflanzen und Hausthiere in ihrem Uebergang aus Asien nach Griechenland und Italien so wie das übrige Europa (1870) erschien. Da hier alle in Betracht kommende Punkte mit einer noch nicht dagewesenen Sach- und Quellenkenntniß, Gründlichkeit und Schärfe behandelt sind, blieb mir nichts übrig als meine Abhandlung bei Seite zu werfen und die Resultate dieser neuen Forschung in der meinem Zweck entsprechenden Anordnung wiederzugeben, was ich meist mit den eignen Worten Hehns gethan habe. Ich habe mich auch der Verweisung auf Volz und die alten Autoren enthalten, da Hehn die Belegstellen am vollständigsten gibt, nur hie und da habe ich einige unbedeutende Zusätze gemacht.

Tafelgenüsse ebenso strenge Mißbilligung als deren Beschaffung auf dem Handelswege. Unter Tiberius gelang es dem Flottenpräfecten Optatus Elipertius einen sehr hochgeschätzten Fisch, den Scarus, aus dem Meere zwischen Creta und Rhodus an die Westküste Italiens zwischen Ostia und Campanien zu verpflanzen; Plinius, in dessen Zeit sie dort schon häufig waren, sagt darüber: „So hat sich also die Schlemmerei durch Aussäen von Fischen Leckerbissen herbeigeschafft und dem Meere einen neuen Bewohner gegeben, damit man nicht erstaune, daß ausländische Vögel in Rom Eier legen!"[1] Aus dem Tafelluxus Gewinn zu ziehn, haben freilich auch seine größten Tadler nicht für Unrecht gehalten, wie denn Varro nicht verschmäht hat, zur künstlichen Zucht von Wild, Geflügel, Fischen und Schaalthieren die ausführlichsten Anweisungen zu geben, auch von solchen, die aus der Fremde eingeführt waren, als afrikanische Perlhühner, gallische und spanische Hasen und Kaninchen, illyrische und afrikanische Schnecken.[2] Auch zu der Erfindung der künstlichen Austerbassins im Lucrinersee (durch Sergius Orata) gab nach dem Zeugniß des Plinius nicht Schlemmerei die Veranlassung, sondern Gewinnsucht.[3] Uebrigens war die künstliche Austernzucht schon früher, doch ohne Erfolg versucht worden. Nach Aristoteles[4] hatten einige Chier aus Pyrrha in Lesbos lebendige Austern mitgenommen und in einigen ganz ähnlichen Stellen ihres Meeres versenkt. Nach längerer Zeit hatten sie zwar an Größe bedeutend zugenommen, aber ihre Zahl hatte sich nicht vermehrt. Außerhalb Italiens sind aus dem Alterthume Austernparke nur in Bordeaux bekannt.[5] Doch was im Alterthume nur gewinnbringende Speculation einzelner war, gilt der heutigen Volkswirthschaft als wichtige Erwerbsquelle für ganze Bevölkerungen, als erhebliche Vermehrung des Nationalvermögens, und der Naturwissenschaft als ein ihrer eifrigsten Bemühungen würdiges Problem. In Frankreich ist die durch Coste erfolgte Erneuerung

Urtheil des Plinius darüber.

Künstliche Austernzucht.

1) Plin. H. N. IX 62 sq.

2) Dureau de la Malle Économie polit. des Romains II 175 ff. Varro R. R. III 10, 18. III 12, 5 sqq. III 14, 4.

3) Plin. H. N. IX 168. Anders freilich Valer. Max. IX 1, 2.

4) Aristot. de gener. animal. III 11 (Weinland der zoolog. Garten IV 178.)

5) Marquardt, Hdb. V 2, 53 A. 477.

und Einführung der künstlichen Austernzucht (die noch jetzt im Lago di Fusaro in ursprünglicher Einfachheit und Zweckmäßigkeit fortgetrieben wird) vom Staate kräftig unterstützt und glänzend belohnt worden.[1]

Die eingeführten Geflügelarten.

Die Thiere, deren Einführung in Italien der Tafelluxus veranlaßte, waren größtentheils Vögel. Der Pfau, den Hortensius zuerst gebraten auf die Tafel brachte, war damals dort nicht mehr neu. Bei steigendem Begehr wurde die Pfauenzucht nun Gegenstand landwirthschaftlicher Industrie. Die kleinen Eilande um Italien wurden schon zu Varros Zeiten zu Pfaueninseln eingerichtet, und auch auf dem Festlande Pfauenparks angelegt. Zu Athenäus Zeit war Rom voll von Pfauen.[2] Das Perlhuhn (Numidica, gallina Africana), das in Varros Zeit bereits gegessen wurde, war in Italien noch selten, folglich theuer; in Martials Zeit dürfte es auf größern Geflügelhöfen schon gewöhnlich gewesen sein.[3] Die Fasanen, die schon zur Zeit des Ptolemäus Euergetes II. aus Medien, d. h. den südkaspischen Landen nach Alexandria kamen, nennt weder Varro noch auch Horaz unter den Leckerbissen der römischen Schwelger, sondern dies geschieht erst seit Anfang der Kaiserzeit. Wenn nun auch immer so gesprochen wird, als wenn der Fasan aus seinem fernen Heimathlande bezogen wurde, so wissen wir doch aus Martials ausdrücklicher Angabe, daß er mindestens im vorletzten Jahrzehnt des ersten Jahrhunderts schon in Italien gezüchtet worden ist. Dasselbe bezeugt Martial für den Flamingo, der übrigens selten erwähnt wird; seinen Genuß hatte vielleicht Apicius eingeführt, wenigstens machte er zuerst auf den vorzüglichen Geschmack seiner Zunge aufmerksam.[4]

Weil die Geflügelzucht übrigens ganz eigentlich im Gebiet der kleinen Gartencultur gedeiht, nahm sie auch in Italien die größten Dimensionen an, wie noch heute in Europa „die romanischen Völker nach ihrem Wohnort und ihrer Tradition die vögelessenden und

1) Molin, die rationelle Zucht der Süßwasserfische (Wien 1864) S. 229 ff.
2) Hehn, Kulturpflanzen u. Hausthiere 256 f. u. 262.
3) Hehn a. a. O. Vgl. oben S. 22 f. mit den Anm.
4) Hehn, 264 f. Vgl. oben S. 22 f. mit den Anm.

vögelerziehenden" sind.[1] „In Italien hatte zur Zeit der Römer von reicher Jagdbeute nicht die Rede sein können, und das Hochwild der germanischen Wälder, das Federwild der Moore des Nordens nach Italien zu schaffen wurde durch die Entfernung und das warme Klima unmöglich. So sahen sich die Römer auf künstliche Zucht delikater Wildvögel angewiesen, die denn auch in oft kolossalen Anstalten der Art betrieben wurde, und auf verschiedenen Stufen zu mehr oder minder erreichter Zähmung führte. Diese Versuche sind von der neuern Thierzucht nicht wiederholt worden, und wenn auch in Europa die Wildniß immer weiter gerückt ist, so führen jetzt die Eisenbahnen die erlegten Jagdthiere der fernsten Einöden blitzschnell den großen Consumtionscentren zu: der Markt von Paris bezieht seine Rebhühner schon aus Algier und dem nördlichen Rußland."[2]

Einführung von Kulturgewächsen in Italien während der Republik.

In weit größerm Umfang als die Einführung von Thieren erfolgte in Italien die Acclimatisation von Fruchtbäumen und eßbaren Gewächsen, die sich dann von dort in andere Länder verbreiteten. Aber auch hier hat das spätere Alterthum nur fortgesetzt, erweitert und vervielfacht, was das frühere angebahnt und begonnen hatte, die Wanderungen der Kulturpflanzen nur auf fernere Gebiete ausgedehnt, und so freilich im Laufe der Jahrhunderte den Charakter der Vegetation von Süd- und Mitteleuropa völlig umgestaltet.

Es gab in Italien „eine Zeit, wo die Römer nur noch Ackerbau trieben, und die Rebencultur noch nicht eingeführt war." Den Weinstock brachten erst die frühesten Seefahrten der Griechen dorthin, und er „gedieh an den Bergen Unteritaliens so üppig, daß schon im fünften Jahrhundert Sophokles Italien das Lieblingsland des Bacchus nennen konnte."[3] Auch die Oelcultur erhielten die Römer von den Griechen, und zwar, wenn die von Plinius mitgetheilte Nachricht des Chronisten Fenestella richtig ist, erst in der Zeit der Tarquinier.[4] Der Feigenbaum dagegen ist dort wahrscheinlich so alt, wie die griechische Colonisation. Zu Varros Zeit waren chiische, lydische, chalcidische, afrikanische und andere ausländische Feigenarten in Rom eingeführt.[5] Noch unter Tiberius wurden syrische direkt

1) Hehn, 262. 2) Hehn, 269 f. 3) Hehn, 27 f. 4) Hehn, 55.
5) Varro R. R. I 41.

nach Italien versetzt.[1] Die Namen der Wallnüsse, Mandeln und Kastanien sind lange Zeit im Westen schwankend gewesen und durcheinander geworfen worden, so lange diese im mittlern Kleinasien, besonders den Pontus-Gegenden heimischen Früchte nur durch den Handel bezogen wurden. Cato kennt bereits die Mandel unter dem Namen der griechischen Nuß (die bittern und süßen Mandeln — amygdala amara und dulcia finden sich unter diesem Namen zuerst bei Scribonius Largus unter Claudius). Vielleicht kennt Cato auch die Kastanie (nux calva?); „auf jeden Fall kann bei dem Mangel fester Namen an eine allgemeine Cultur dieser Bäume im damaligen Italien nicht gedacht werden." Den Namen Kastanie nennt zuerst Vergil, die Wallnüsse (Jupiters Eicheln, juglandes) Varro und Cicero.[2] Auch von einer allgemeinen Cultur des Pflaumenbaums war in der Zeit Catos, der ihn einmal nennt, noch nicht die Rede; dagegen bestand sie bereits unter August. Plinius, der eine verwirrende Menge von Varietäten nennt, sagt, daß die edelste, die Damascenerpflaume schon längst, eine andere syrische Art erst seit kurzem in Italien wachse."[3] Die Granate dagegen war in Catos Zeit in Italien schon gewöhnlich.[4] Ebenso war die Quitte, (die die Griechen zunächst aus Creta erhielten), in Italien alt.[5] Die Kirsche, die bei Cato fehlt, brachte bekanntlich Lucullus von der pontischen Küste nach Rom; Varro nennt sie einmal, bei spätern ist sie häufig. Diese für Italien neue Frucht mag eine edlere größere saftreiche Sauerkirsche gewesen sein; die wilde Süßkirsche (prunus avium) war dort heimisch; eine veredelte Süßkirsche scheint es in Kleinasien schon in der Zeit des Königs Lysimachus gegeben zu haben. „Beide Hauptarten wurden rasch vermehrt, aus Asien vielfach bezogen, auf die einheimischen wilden gepfropft, und eine Menge Varietäten erzeugt.[6]

Von den Blumen „kam die orientalische Gartenrose früh mit den griechischen Colonien nach Italien, und mit ihr wol auch die Lilie," um von hier aus in alle Welt zu gehn.[7] „Neben Rosen, Lilien, Violen finden wir in römischen Gärten auch den orientalischen

---

1) Hehn, 43. 2) Hehn, 283 ff. 3) Hehn, 275. 4) Hehn, 165. 5) Hehn, 162 f. 6) Hehn, 290 ff. 7) Hehn, 167.

(besonders in Cilicien heimischen) Krokus." „Doch war die Blume fremd, und sie zu erziehen ein Triumph der Acclimatisationskunst, wie die Erziehung der Casia, des Weihrauchs, der Myrrhe in römischen Gärten, mit welchen Columella den Krokus zusammenstellt. Nach Plinius lohnt es sich nicht in Italien den Safran anzupflanzen," doch muß es geschehn sein.[1] Von den aus dem Orient eingeführten Futterpflanzen kennt Cato die medica und den cytisus noch nicht; Varro aber erwähnt sie bereits, sie waren also in dem zwischen beiden liegenden Jahrhundert in Italien verbreitet worden.[2]

Man sieht, daß auch Italien schon in den letzten Jahrhunderten vor Christus, wie die antike Welt überhaupt „in einer selbstgeschaffenen Bodenwirthschaft lebte."[3] Varro konnte bereits sagen, Italien sei ein großer Obstgarten, während die ältern Griechen (im peloponnesischen Kriege und noch bis in die alexandrinische Zeit) „die Halbinsel als ein Land kennen, das im Vergleich mit ihrem eignen und mit dem Orient, einen nordischen primitiven Charakter trug, und dessen Produktion hauptsächlich in Getreide, Vieh und Holz bestand. An die Stelle von ungeheuern unwirthlichen Wäldern und Wildnissen mit ihren Holz- und Pech-, Jagd- und Weideerträgen, war jetzt eine Waldung orientalischer Obstbäume, an Stelle der Fleisch- und Breinahrung der Alten, der orientalisch-südliche Genuß von erfrischendem Fruchtsaft getreten. Die Vermittler dieser Umwandlung waren großentheils asiatische Sclaven und Freigelassene, Syrer, Juden, Phönizier, Cilicier: Gartenkunst und Freude an dem stillen, liebevollen Geschäft der Erziehung und Pflege der Pflanzen, war ein Erbtheil des aramäischen Stammes von Alters her.[4]"

und während der Kaiserzeit.

Die ungemeine Steigerung des Weltverkehrs seit August steigerte natürlich auch die Erwerbungen an orientalischen Kulturgewächsen. Schon Columella rühmt von Italien, daß es durch den Fleiß seiner Bebauer die Früchte fast der ganzen Welt tragen gelernt habe.[5] Zu den in der frühen Kaiserzeit eingeführten Gewächsen gehört vielleicht die afrikanische Lotusfrucht(?),[6] die Chalotte aus Ascalon,[7] gewiß

1) Hehn, 177 f. 2) Hehn, 297. 3) Hehn, 296. 4) Hehn, 314 ff. 5) Hehn, 357.

6) Plin. H. N. XIII 103: Eadem Africa — arborem loton gignit, quam vocant Celthim et ipsam Italiae familiarem, sed terra mutatam.

7) Id. ib. XIX 107. Volz, S. 110.

die Pfirsichmandel und der Pfirsichnußapfel (die S. Papirius, Consul 36 n. Chr., in der letzten Zeit Augusts aus Afrika und Syrien nach Italien verpflanzte),[1] die Colocasia aus Aegypten,[2] der Rettich aus Syrien,[3] die Hirse aus Ostindien (jener nicht lange, diese weniger als zehn Jahre bevor Plinius schrieb, in Italien eingeführt):[4] Reis und Mais wurde erst zu Ende des 15. oder Anfang des 16. Jahrhunderts dorthin verpflanzt. Die Aprikose und den Pfirsich „hatten gegen die Mitte des ersten Jahrhunderts n. Chr. gewerbsame Gärtner in Italien angepflanzt und ließen sich die ersten gewonnenen persischen Aepfel und armenischen Pflaumen theuer bezahlen.“[5] Die Pistazie verpflanzte L. Vitellius (der Vater des Kaisers), der unter Tiberius Legat in Syrien gewesen war, unter mancherlei andern Gartenfrüchten von dort auf sein Landgut bei Alba.[6] Die Melone scheint im Lauf des ersten christlichen Jahrhunderts von den Oasen am Oxus und Jaxartes in die Gärten Neapels verpflanzt worden zu sein; Plinius beschreibt zuerst die neuen wunderbaren Campanischen melopepones. Die spätern Kaiserbiographen nennen die Frucht melo.[7] Ob die Naturalisation des Johannisbrodbaumes zur Römerzeit bereits begonnen habe, ist zweifelhaft.[8] Der Citronenbaum dagegen, der die lange als Hesperidenfrucht bewunderten medischen Aepfel trug (arbor citri, die Citronatcitrone, citrus medica cedra), ist im Lauf der ersten christlichen Jahrhunderte in Italien wirklich naturalisiert worden. Plinius erwähnt mißlungene Versuche, Bäumchen in thönernen, durchlöcherten Kübeln nach Italien überzuführen; doch Florentinus (wol zu Anfang des 3. Jahrhunderts) schon eine Treibhauscultur der Citronenbäume (wie jetzt in Oberitalien (durch Mauern gegen Norden, im Winter durch Bedeckung geschützt), endlich Palladius (im 4. oder 5. Jahrhundert) Citronenbäume völlig im Freien auf Sardinien und in Neapel, doch nur auf erlesenem Boden. Auch der

1) Id. ib. XV 47: Aeque peregrina sicut zizipha et tubures. Die Uebersetzung nach Volz a. a. O. S. 98. S. Papirius — primus utraque attulit — aggeribus praecipue decora, quoniam et in tecta jam silvae scandunt.

2) Plin. H. N. XIX 107; vgl. Volz, Beitr. z. Kulturgesch. S. 110.

3) Plin. H. N. XXI 87.

4) Plin. H. N. XIX 81. Anders s. bei Marquardt, Hdb. d. R. A. V 1, 338.

5) Hehn, 375 f. 5) Hehn, 312. 6) Hehn, 305. 7) Hehn, 221. 8) Hehn, 335 f.

neueste ebenso geistvolle als gelehrte Forscher auf diesem Gebiet, der in der Kaiserzeit nur eine Epoche unrettbaren beschleunigten Verfalls sieht, erkennt hier an, daß diese Jahrhunderte „doch auch in manchen Zweigen menschlichen Handelns, die weniger den Blick auf sich zu ziehen pflegen, wie in Austausch und technischer Verwerthung der Naturobjecte der verschiedensten Länder, eine aufwärts gerichtete Entwicklung zeigen."[1] Von den übrigen Agrumi ist die Limone (die wir fälschlich Citrone nennen, arabisch limûn) und die bittere Pomeranze (orange) in der Zeit der Kreuzzüge, die süße Pomeranze (Apfelsine, portogallo) im 16. Jahrhundert (durch die Portugiesen aus China), eine neue Varietät, die Mandarine erst in diesem Jahrhundert aus China nach Europa gekommen.[2]

Veredelung und Vervielfältigung der Früchte und Gewächse.

Die Veredlung der Früchte und Gewächse, die Vervielfältigung der Arten hatte schon in der ersten Kaiserzeit einen so hohen Grad erreicht, daß Plinius meinte, sie sei bereits auf ihrem Gipfel angelangt, und fernere Erfindungen nicht mehr möglich.[3] Von seinem Standpunkt aus hätte er die Acclimatisation der ausländischen Gewächse ebenso sehr mißbilligen müssen, wie er in der That ihre Beziehung durch den Handel (z. B. des Pfeffers aus Indien) vom Uebel fand.[4] Doch thut er es nirgend, theils wol, weil die Gegner des Luxus der pflanzlichen Nahrung vor der thierischen den Vorzug gaben[5] und daher auch ihre künstliche Vermehrung und Verfeinerung eher dulden mochten, theils weil er den Widersinn einer Mißbilligung der seit Jahrhunderten im weitesten Umfange mit offenbarstem Nutzen betriebenen Verbreitung der Gewächse zu empfinden unmöglich umhin konnte. Aber die künstliche Garten- und Obstcultur im allgemeinen gut zu heißen konnte er sich nicht entschließen, da ja in der That jeder ihrer Fortschritte die Entfernung von der ursprünglichen Natur vergrößerte, nach Plinius Ansicht also die Unnatur der neugeschaffenen

1) Hehn, 329. 2) Hehn, 321—333. 3) Plin. H. N. XV 57.

4) Plin. H. N. XIX 58: pars eorum (der Gartengewächse) ad condimenta pertinens fatetur domi versuram fieri solitam, atque non Indicum piper quaesitum, quaeque trans maria petimus. Vgl. Marquardt, Hdb. V 2, 35 f. Zwar kam der Pfefferstrauch auch in Italien fort (XII 29 XVI 136) aber die Beeren hatten nicht die nöthige Schärfe.

5) Ib. XIX 52: ex horto plebei macellum, quanto innocentiore victu!

Genüsse immer augenfälliger machte. Zwar erkennt er an, daß durch die Veredlung der eßbaren Gewächse und Früchte selbst den Vögeln und wilden Thieren ein Dienst geleistet worden sei,[1] klagt aber, daß in Folge „der ehebrecherischen Verbindungen der Bäume" (des Pfropfens), durch die man es so weit gebracht, daß ein Obstbaum in unmittelbarer Nähe Roms mehr einbringe als ehemals ein Landgut, das Obst den Armen entzogen würde.[2] Und wenn es auch zu ertragen sei, daß Früchte wachsen, die ihre Größe, ihr Geschmack, ihre ungewöhnliche Gestalt den Armen unerschwinglich macht, „mußten selbst bei den Kräutern Unterschiede erfunden werden, und der Reichthum in Speisen, die ein As kosten, Abstufungen einführen? Müssen Spargel bis zu solcher Dicke gezüchtet werden, daß der Tisch des Armen sie nicht mehr faßt? Die Natur hat wilde Spargel wachsen lassen, die jeder überall ernten konnte; jetzt sind künstliche zu sehen und in Ravenna wiegen drei ein Pfund (19,65 Loth). „O über die Monstrositäten der Schlemmerei!"[3] So großes Staunen übrigens diese Leistungen der Gärtnerei damals erregten, so waren sie doch im Vergleich zur heutigen Gartencultur wol nur sehr dürftig. Im größten Handelsgarten der Umgegend Londons sah man im Jahre 1828 unter andern 435 Arten Salat, 261 Erbsen, 240 Kartoffeln u. s. f. in gleichem Verhältniß mit allen Gegenständen des Gartenhandels.[4] Auch dürfte die Verwerthung der von der heutigen Gartencultur erzielten Resultate eine höhere sein, als im Alterthum. Bei einem Rothschildschen Diner in London kostete schon damals das Dessert allein 100 Lstr.[5] Die Trüffeln, die im Alterthum wenig beliebt waren, da die schwarzen unbekannt gewesen zu sein scheinen,[6] sind jetzt in Frankreich der Gegenstand einer Kultur und eines Exporthandels, der von Jahr zu Jahr größere Verhältnisse annimmt. Das

Vergleich mit der heutigen Gartenkultur.

1) lb. XVI 1.

2) lb. XVII 8: Nec minus miraculum in pomo est multarum circa suburbana annuo addicto binis milibus nummum, majore singularum reditu quam erat apud antiquos praedium. Ob hoc insita et arborum quoque adulteria excogitata sunt, ut nec poma pauperibus nascerentur.

3) lb. XIX 52—54.

4) Briefe eines Verstorbenen IV 390.

5) Ebdas. IV 37.

6) Marquardt, V 2, 334 f.

Pfund wird den Producenten mit ungefähr 4 Fl. 40 Xr. bezahlt, für den Consumenten steigert sich der Preis bis auf 17 Fl. Die Ausfuhr betrug im Jahr 1865 104,000, 1866 120,000, 1867 140,000 Pfund nach Rußland, England und America. In einem Geschäft in Carpentras, wo 1832 nur 18,000 Pfund umgesetzt wurden, betrug der Umsatz 1866 109,900 Pfund.[1]

Verbreitung der Kulturgewächse aus Italien in die Provinzen.

Bisher ist nur von den Erwerbungen Italiens an Kulturgewächsen die Rede gewesen. Von diesen theilte es, nachdem es das Centralland eines Weltreichs geworden war, je länger je mehr auch den Provinzen mit, und gestaltete so auch deren Vegetation so wie die Nahrung ihrer Bevölkerungen allmälig um. Die Fruchtbäume gingen zum Theil erstaunlich schnell über die Alpen. Die Kirsche war schon 120 Jahre nach ihrer Anpflanzung in Italien (47 n. Chr.) nach Britannien gekommen, in Folge des von Claudius dorthin unternommenen Feldzugs; in Belgica (zwischen Seine, Saone, Rhone, Rhein und Nordsee) und an den Rheinufern galten in Plinius Zeit lusitanische Kirschen für die beste Sorte.[2] Die von L. Vitellius nach Italien gebrachte Pistazie führte sein Waffengefährte der römische Ritter Pompejus Flaccus in Spanien ein.[3] In Plinius und Columellas Zeit war in der Provence schon eine große Art Frühpfirsich erzeugt worden.[4] Eine ihres Wohlgeruchs halber gezogene Casia gedieh in Plinius Zeit bereits „am äußersten Rande des Reichs, wo der Rhein anspült," man pflanzte sie dort in Bienenständen.[5] Auch die Anfänge seiner jetzt so blühenden Obstcultur verdankt Deutschland, das Tacitus dazu noch für zu kalt hielt, so gut wie Frankreich und England den Römern.[6]

Verbreitung des Oelbaus.

Am folgenreichsten und wichtigsten waren die Einflüsse der römischen Kultur auf die Verbreitung des Oel- und Weinbaus. „Als

1) Ausland 1870 Nr. 24 S. 576.
2) Plin. H. N. XV 102.
3) Ib. ib. XV 191.
4) Hehn, 314.
5) Plin. H. N. XII 98.
6) Hehn, 319.

das römische Weltreich fertig war, fielen seine Grenzen ungefähr mit denen des Weines und Oeles zusammen."[1] Doch nur sehr allmälig hatte sich das Gebiet dieser beiden Nahrungsmittel auf Kosten des Biers und der Butter erweitert. Mit der Ausbreitung der griechischen, dann der römischen Kultur war auch „die edle Olive von ihrem Ausgangspunkt, dem südöstlichen Winkel des mittelländischen Meeres über alle Länder verbreitet worden, die ihren heutigen Bezirk bilden."[2] Von Massilia war sie in Gallien bis an ihre nördliche Grenze vorgerückt, von dort aus hatten sich auch die ligurischen Küsten mit Oelpflanzungen erfüllt; und wenn im Gebiet der Pomündungen der niedrige wasserreiche Boden ihre Einführung verbot, so gediehen sie desto besser in Istrien und Liburnien; das istrische Oel wetteiferte mit dem des südlichen Spaniens. Auf der pyrenäischen Halbinsel hatte der Oelbau sich mit der von den Küsten in's Innere fortschreitenden Civilisation verbreitet und Bestand gewonnen.[3]

Verbreitung des Weinbaues.

Weit nördlichere Gebiete vermochte der Weinstock zu erobern und zu behaupten. „Columella führt aus dem ältern landwirthschaftlichen Schriftsteller Saserna den Ausspruch an, das Klima habe sich geändert, denn die Gegenden, die sonst zum Wein- und Oelbau zu kalt gewesen, hätten jetzt Ueberfluß an beiden Produkten." Aber dies ist nicht geschehn, nur der Anbau beider Gewächse im Lauf der Jahrhunderte allmälig immer weiter nach Norden gerückt: während umgekehrt in neuern Zeiten sich der Weinbau aus nordischen Landstrichen, wo er nicht mehr vortheilhaft war (dem nördlichen Frankreich, südlichen England, der Mark Brandenburg, Westpreußen u. s. w.), zurückgezogen hat.[4] Von den Ufern des adriatischen Meeres aus erstieg die Rebe nicht bloß die Abhänge der Euganeen, sondern früh auch die Vorhügel und Südabhänge der Alpen: schon Cato hatte die rätischen (tiroler und veltliner) Weine gelobt.[5] In Nordafrika war der (erst durch den Islam vernichtete) phönizische Weinbau uralt.[6] Der pyrenäischen Halbinsel fehlte der Wein so wie Feigen und Oliven mit Ausnahme des Südens und Ostens[7] nach Strabo so gut wie ganz, der Nordküste wegen der Kälte, dem Binnenlande

1) Hehn, 79. 2) Hehn, 58. 3) Hehn, 57 f. 4) Hehn, 31. 5) Hehn, 30 f. 6) Hehn, 36.

7) Varro R. R. I 8, 13. Plin. H. N. XIV 71 etc.

wegen der Barbarei seiner Bewohner.[1] Bei den biertrinkenden Lusitanern war der Wein noch selten, der also damals schon in das Land des Portweins vorzudringen begann,[2] und noch in Plinius Zeit galt Spanien als ein vorzügliches Bierland. Auf gallischem Boden wurde auch die Rebe ohne Zweifel zuerst in Massilia gepflanzt, verbreitete sich mit dessen Colonien östlich und westlich längs der Küste und drang allmälig in's Innere, so daß die Römer bald im Interesse der italienischen Ausfuhr den gallischen Oel- und Weinbau beschränkten.[3] Unmittelbar nach der Eroberung Cäsars, mit der die Romanisirung von ganz Gallien begann, gab es dort außerhalb der römischen Provinz neben dem Bier nur importierten Wein,[4] und noch Strabo sagt, daß jenseits des Gebiets der Feige und Olive und gegen die Cevennen hin der Wein nicht mehr gut gedeihe.[5] Doch bei Plinius und Columella erscheint „das heutige Frankreich bereits als ein selbständiges, rivalisirendes Weinland, mit eigenen Trauben und Weinsorten, mit Ausfuhr und Verpflanzung nach Italien"; sie nennen unter andern Burgunder, auch Bordeauxweine. Im Laufe der Kaiserzeit bemächtigte sich der Weinbau der Thäler der Garonne, der Marne und Mosel, verbreitete sich auch in die Schweiz (wo sich am nördlichen Ufer des Genfersees bei St. Prex zwischen Rolle und Morges eine inschriftliche Spur davon erhalten hat[6]), überschritt aber nicht den Rhein. Vom Kaiser Probus wird berichtet, er habe den Provinzen Gallien, Spanien und Britannien, nach andern Gallien, Pannonien und Mösien den (uneingeschränkten) Weinbau erlaubt.[7] Durch Pflanzung von Reben am Südabhang der Karpathen, auf dem Berg Alma bei Sirmium (Mitrovicz) wurde er der Begründer des ungarischen Weinbaus.[8] Schon hundert Jahre nachher besang

1) Hehn, 81.

2) Strabo, III 416 p. 164 C.

3) Hehn, 31 f.

4) Diodor. V 26.

5) Strabo IV 1 p. 178.

6) Mommsen, die Schweiz in römischer Zeit S. 23. Anmerk. (Inschrift des Liber pater Cocliensis).

7) Hehn, 31—35.

8) Volz, 142.

Claudian die „von Weinbergen beschattete Donau.“[1] Doch im Alterthum blieb Italien das erste Weinland der Welt, jetzt ist es das mittlere und südliche Frankreich, und der Weinstock bringt ganz nahe an der Nordgrenze seiner Verbreitungssphäre (als Burgunder, Johannisberger u. s. w.) den edelsten Fruchtsaft hervor.[2]

So vollendete sich im römischen Kaiserreich unter Einflüssen, die sich nur in ihm vereinigen und wirksam erweisen konnten, der lange Assimilationsproceß, dessen Resultat die Gleichartigkeit der Bodencultur in allen Uferländern des Mittelmeers war. Und wenn wir zugestehn, daß das mittlere Europa auch auf diesem Gebiet das meiste dem Süden, „in dem alle Quellen unsrer Bildung liegen,“[3] verdankt, so dürfen wir auch nicht vergessen, welchen Antheil an dieser Kulturarbeit die bisher mit zu großer Ungerechtigkeit beurtheilte römische Kaiserzeit gehabt hat.

2. Der Luxus der Tracht und des Schmucks.

Der Luxus der kostbaren Stoffe im Alterthum sehr beschränkt.

Der Luxus der Tracht war in jenen Jahrhunderten größtentheils auf andere Dinge gerichtet als im Mittelalter und in neuern Zeiten. Kostbare Stoffe gab es bei der geringen Entwicklung der Manufaktur und Fabrikation nur wenige. Die ältesten Kleiderstoffe waren wollene gewesen, doch wurden leinene von Frauen schon in der Republik getragen, während Männer sich der feinen Leinwand in deren letzter Zeit so wie später hauptsächlich zu Taschentüchern bedienten. Leinene Tuniken trug man allgemein in Rom mindestens schon im dritten Jahrhundert n. Chr.,[4] vielleicht schon früher.[5] Die feinste Leinwand (Byssus) kam aus Aegypten, Syrien und Cilicien. Die ostindische Baumwolle (Skr. Carpâsâ, carbasus) war in Rom wo nicht früher so mindestens seit den asiatischen Kriegen

1) Claudian. De laud. Stilich. II ed. Gessner XXII 199.

2) Hehn, 39.

3) Hehn, 389.

4) Marquardt, Hdb. V 2, 95—97.

5) Juv. III 150: vel si consuto volnere crassum Atque recens l i n u m ostendit non una cicatrix ist doch wol die geflickte Tunica gemeint.

(191 v. Chr.) eingeführt, und Mussline wurden auch zur Kleidung verwandt.[1] Die chinesische Seide wurde anfangs nur als Garn und Rohseide eingeführt, aber auch die fertigen Zeuge aufgelöst gefärbt und mit Leinen oder Baumwolle zu einer leichten Halbseide verwebt. Diese durchsichtigen bunten halbseidenen Zeuge wurden im ersten Jahrhundert nicht nur von Frauen, sondern auch von weichlichen Männern getragen; und erst viel später brachte die zunehmende Handelsverbindung mit dem Orient die schweren ganzseidenen Stoffe nach Europa: Elagabal war der erste, welcher solche trug.[2] Atlas und Sammet aber sind im Alterthum so viel wir wissen ganz unbekannt gewesen. Der ebenfalls orientalische Luxus der mit Gold durchwirkten besonders seidenen Stoffe verbreitete sich zugleich mit dem übrigen Gebrauch der Seide.[3] Dagegen die Goldstickerei beschränkte sich theils auf Teppiche, Vorhänge und Decken und die Prachtgewänder der triumphirenden Feldherrn, theils auf Borten und Auf- oder Einsatzstücke an Frauenkleidern.[4] Kleider aus Gold- und Silberstoffen, die in neuern Zeiten so häufig waren, scheint es im Alterthum äußerst selten gegeben zu haben. Der Mantel „aus gewebtem Golde ohne andern Stoff", den die Kaiserin Agrippina bei dem Schiffskampf auf dem Fucinersee trug, war ein beispielloses Prachtstück, das nicht bloß Plinius sondern auch Dio und Tacitus als Merkwürdigkeit erwähnen:[5] während z. B. Karl der Kühne zur Schlacht von Granson 400 Kisten mit Silber und Goldstoffen, darunter allein 100 gestickte goldene Röcke für sich mitgenommen hatte.[6] Pelzkleider hat es zwar auch in Italien seit alter Zeit zu besonderen Zwecken gegeben;[7] eine gewöhnliche Tracht aber sind sie vor der germanischen Einwanderung im Süden nie gewesen, und auch von einem Luxus des Pelzwerks wissen wir aus dem Alterthum

1) Marquardt a. a. O. 98.

2) Ders. ebendas. 108—111.

3) Marquardt a. a. O. 144.

4) Ders. das. 157 f.

5) Thl. I[3] 392, 4. Vgl. Marquardt a. a. O. 144 f. und H. A. vit. Elagab. 24: usus est aurea omni tunica, usus et purpurea, usus et de gemmis Persica.

6) Falke, deutsche Trachten- und Modenwelt (1858) I 262; vgl. über die Gold- und Silberstoffe im Anfang des 16. Jahrhunderts II 76 ff.

7) Marquardt a. a. O. 189 f.

nichts. Diesem war auch die Verschwendung der Stoffe zu übermäßiger Weite und Länge der Kleider unbekannt, so wie alle jene geflissentlichen Entstellungen der Gestalt, die die mittelalterliche und neuere Mode so häufig beliebt hat (als Schnabelschuhe, Pumphosen, Hüftpolster, Fischbeinröcke, Schleppkleider, Allongeperrücken) und die zum Theil sehr kostspielig waren.[1] Die antiken Trachten waren aber im ganzen nicht nur naturgemäßer und geschmackvoller, sondern, wenngleich auch im Alterthum die Mode vielfach wechselte, sehr viel stabiler als die modernen. Die Unterschiede zwischen Generationen erscheinen hier zuweilen größer, als dort zwischen Jahrhunderten.[2] Der Luxus also, der durch den fortwährenden Wechsel der Mode bedingt ist, war im Alterthum sicherlich viel geringer als im Mittelalter und in neuern Zeiten. Endlich war die antike Tracht in sofern viel einfacher als die moderne, als sie aus einer geringern Zahl von Stücken bestand. Den Luxus der Handschuhe kannte man ebenso wenig als den der Hüte und sonstigen Kopfbedeckungen: eine solche kommt z. B. im heutigen Persien wegen der drei bis viermaligen Erneuerung auf nahe an 60 Dukaten das Jahr zu stehn.[3] Auch waren die durch den Wechsel der Jahreszeiten herbeigeführten Veränderungen im Süden bei weitem nicht so vielfach und durchgreifend als im Norden. Daß sie jedoch von manchen in lächerlicher Weise bis ins kleinste durchgeführt wurden, zeigt der Spott Juvenals über den Stutzer, der eigne Sommerringe an den schwitzenden Fingern spielen läßt, da er das Gewicht eines größeren Edelsteins nicht zu ertragen vermag.[4] Ein häufiger Kleiderwechsel war im Sommer durch das Klima bedingt und machte ohne Zweifel (wie im heutigen Persien[5]) die Garderobe der besser Gekleideten kostspielig; natürlich wird man auch an demselben Tage die Kleider oft gewechselt haben.

Der Luxus der Tracht überhaupt in vielen Punkten geringer als in spätern Zeiten.

Der Luxus des häufigen Kleiderwechsels.

1) Falke a. a. O. II 47 (über Pluderhosen). Allongeperrücken konnten über 1000 Thlr. kosten, die gewöhnliche, die der vornehme Mann trug, kostete 50. II 233 f.

2) Vgl. Falke, I 192 f. über den auffallend schnellen Wechsel der Moden um die Mitte des 14.; II 115 über die Unbeständigkeit der deutschen Trachten im 16. Jahrhundert.

3) Polack, Persien I 151.

4) Ders. ebend.

5) Juv. I 28 sq.

Erwähnt aber wird dies nur ein einziges Mal, und zwar ist es ein Repräsentant der ungebildeten reichen Emporkömmlinge bei Martial, der während einer Mahlzeit elf Mal seine Synthesis wechselt, angeblich um nicht vom Schweiß zu leiden, in der That aber doch nur, um den Reichthum seiner Garderobe zu zeigen.[1] In neuern Zeiten dagegen ist der Luxus des täglichen mehrmaligen Kleiderwechsels auch ohne eine durch das Klima herbeigeführte Nöthigung nicht nur nicht selten gewesen, sondern zuweilen bis ins Lächerliche übertrieben worden. Gegen das Ende des 16. Jahrhunderts klagen in Deutschland die Geistlichen darüber; im Anfange des 17. hinterließ eine Ehefrau 32 vollständige Anzüge, während ihr Mann Hans Meinhard von Schönberg deren 72 besaß, nebst ungefähr einer gleichen Anzahl mit Gold und Silber gestickter Handschuhe und 21 Hüte, wozu 26 Stück farbige Federn gehörten.[2] In der Revolutionszeit wurde von Frauen auch mit den Perrücken täglich mehrere Male nach der Beschaffenheit der Toilette gewechselt.[3] Vor 40—50 Jahren brauchte ein englischer Dandy wöchentlich 20 Hemdem, 24 Schnupftücher, 9—10 Sommertrousers, 30 Halstücher wenn er nicht schwarze trug, 1 Dutzend Westen, und Strümpfe à la discrétion.[4]

Der Luxus der Farben — Purpurluxus.

Der dem Süden so sehr zusagende Luxus mit prächtigen und kostbaren Farben tritt auch in dem Kleiderluxus der römischen Kaiserzeit am meisten hervor, und zwar in der Tracht beider Geschlechter:[5] Scharlach,[6] vor allem aber die verschiedenen Purpursorten waren

1) Martial. V 79.

2) Falke, II 149.

3) Ders. II 312 f.

4) Briefe eines Verstorbenen (1826—28) IV 39. Ueber die Garderobe des Grafen Brühl vgl. Vehse, G. d. H. 33, 331.

5) Stat. Silv. II 1, 128 ff. rühmt die schönen Kleider, die Atedius Melior seinen Liebling Glaucias tragen ließ: 131

Semper ad annos
Texta legens, modo puniceo velabat amictu
Nunc herbas imitante sinu, nunc dulce rubente
Murice, nunc vivis digitos incendere gemmis
Gaudebat.

6) Coccum nennt Plin. H. N. XXXVII 204 unter den kostbaren Naturprodukten.

am meisten geschätzt. Ein Pfund beste (tyrische, doppelt gefärbte) Purpurwolle kostete über 1000 Denar (290 Thlr.), eine geringere Sorte (Amethyst- oder Veilchenpurpur) nur 100 Thlr.[1] Martial gibt als Preis für einen tyrischen Purpurmantel von bester Farbe nur 10,000 Sesterzen (725 Thlr.) an.[2] Der Preis müßte also, wenn auch hier die in Augusts Zeit am höchsten geschätzte Sorte gemeint wäre, in einer Weise gesunken sein, wie es kaum glaublich ist. Der von Martial gemeinte Purpur kann wol nur eine Mittelgattung gewesen sein. Die so höchst kostbare ächte Purpurwolle war aber auch von fast unvergänglicher Dauer, und die daraus gefertigten Gewänder konnten also wol wie im Orient Shawls auf Generationen vererbt werden.[3] Allem Anschein nach sind aber ganz purpurne Kleider in der frühern Kaiserzeit sehr selten gewesen.[4] Gewöhnlich diente der Purpur nur streifenweise oder in Bandform zur Galonirung, als Besatz, Tresse, Saum, Falbel und Franse. Den Gebrauch ganz purpurner Gewänder schränkte schon Cäsar auf gewisse Personen und gewisse Tage ein,[5] August gestattete ihn nur den ein Amt bekleidenden Senatoren,[6] Tiber suchte der vielfach übertretenen Verordnung durch sein Beispiel Nachdruck zu geben.[7] Nero verbot sogar den Verkauf des tyrischen und Amethystpurpurs;[8] doch unter Domitian (vermuthlich schon früher) muß er wieder erlaubt gewesen sein;[9] Marc Aurel und Pertinax ließen die kaiserlichen, jedenfalls an Purpurgewändern reichen Garderoben öffentlich versteigern.[10]

Vergleich mit dem Kleiderluxus in neuern Zeiten.

Mit dem Kleiderluxus neuerer Zeiten hält auch der Purpur-

---

1) Cornel. Nepos bei Plin. H. N. IX 137. Bei der besten Sorte gehen für die Wolle 100 S. ab; soviel kostete die beste vom Padus H. N. VIII 190, und geringere wurde schwerlich mit tyrischem Purpur gefärbt.

2) Martial. VIII 10. IV 61, 4.

3) Polack, Persien I 153. (Ein einziger Shawlanzug kostet dort bisweilen 200 Dukaten.)

4) W. A. Schmidt, Forschungen auf dem Gebiete des Alterthums S. 157 f.

5) Sueton. Caes. c. 43.

6) Dio XLIX 16.

7) Dio LVII 13.

8) Sueton. Nero c. 32.

9) Wie sich aus Martial a. a. O. ergibt.

10) Schmidt a. a. O. S. 175. M. Anton. 17. Pertinax c. 8.

luxus des römischen Alterthums keinen Vergleich aus. „Ein englischer Gewährsmann aus der Zeit der Königin Elisabeth berichtet als etwas gewöhnliches, daß 1000 Eichenstämme und 100 Ochsen zur Herstellung eines Anzuges darauf gingen, und daß ein Modenarr ein ganzes Landgut an seinem Leibe trug.“[1] Der Luxus mit Kleiderstoffen wurde gegen Ende des 16. Jahrhunderts noch sehr überboten durch die Verzierung an Spitzenbesatz, Stickerei und Goldborten, Perlen und Juwelen, wodurch sich zugleich der Lohn der Arbeit in's Unglaubliche steigerte, so daß dieser allein bei einem männlichen Gewand auf 600 Thlr. kommen konnte. Ein Kleid des Marschall Bassompierre, an dem die Stickerei so hoch zu stehen kam, kostete 14,000 Thlr.[2] Churfürst Johann Philipp von Trier (1756—68) trug Spitzenmanschetten, wovon das Paar 30, 40, 60 Carolin kostete; die Alba von Spitzen in point à l'aiguille, die er bei großen Ceremonieen in Versailles trug, wurde auf 100,000 Livres geschätzt.[3] Der Preis von ein Paar Zobelfellen stieg zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Rußland bis auf 170 und mehr Rubel; ein Zobelpelz soll damals zuweilen bis 20,000 Rubel gekostet haben.[4] Ein aus der besten Wolle in Kaschmir gewobener Shawl kostet gegenwärtig gegen 300 Pfd. St.; die theuersten imitierten französischen Longshawls bis 1500 Frcs.[5]

Im römischen Alterthum war der Luxus mit orientalischen Stoffen, Produkten und Fabrikaten, die zum Schmuck im weitesten Sinne dienten (Seide, Byssus, Edelsteine, Perlen, Wohlgerüche) schon in sofern beschränkt, als er ganz vorzugsweise nur von Frauen getrieben wurde: aber auch abgesehn hiervon kann er sich nicht über enge Kreise hinaus erstreckt haben. Plinius macht die (wahrscheinlich auf Verzeichnissen der Grenzsteuerämter beruhende) Angabe, daß in keinem Jahr für weniger als 55 Millionen Sest. (etwa 4 Millionen Thlr.) indische Waaren in das römische Reich eingeführt,[6] und daß

1) Falke a. a. O. II 109.
2) Falke a. a. O. II 149 u. 152.
3) Vehse, G. d. H. 46, 59.
4) Beckmann, Waarenkunde II 263.
5) Ausland 1865 Nr. 41 S. 970.
6) Plin. H. N. VI 101: digna res (?) nullo anno minus HS DL imperi

für arabische, indische und syrische Waaren dem Reich auch bei der geringsten Berechnung jährlich 100 Mill. ($7^{1}/_{4}$ Mill. Thlr.) entzogen wurden: „so viel kosten uns unsere Liebhabereien und unsere Frauen!“ Selbst wenn man dieses Zusatzes wegen annehmen dürfte, daß hier nicht von allen orientalischen Luxuswaaren die Rede ist, die aus Asien eingeführt wurden,[1] sondern vorzugsweise nur von denen, die zum Schmuck, besonders der Frauen gehörten: so würde man diese Einfuhr nicht nur nicht sehr groß, sondern auffallend gering finden müssen. Der Unwille römischer Patrioten freilich, daß Jahr aus Jahr ein solche Summen in's Ausland, sogar in feindliche Länder flossen,[2] war in sofern gerechtfertigt, als diese Einfuhr so gut wie gar nicht durch eine Ausfuhr aus Europa aufgewogen wurde. Diese scheint in der That fast null gewesen zu sein, fast die ganze Einfuhr mußte also mit baarem Gelde oder Barren bezahlt werden. Gegenwärtig freilich, wo neben der Metallausfuhr nach Asien noch ein sehr bedeutender Waarenexport dorthin stattfindet, beträgt die erstere jährlich durchschnittlich etwa 12 Mal so viel als in der Zeit des Plinius ($13^{2}/_{3}$ Mill. Lstr.).[3]

Der Import orientalischer Luxuswaaren —

nostri exhauriente India et mercis remittente, quae apud nos centuplicato veneant. XII 84: minumaque computatione miliens centena milia sestertium annis omnibus India et Seres paeninsulaque illa (Arabia) imperio nostro adimunt. Tanti nobis deliciae et feminae constant. quota enim portio ad deos quaeso jam vel ad inferos pertinent? Ich habe diese Stellen wörtlich angeführt, um auf den Irrthum Höcks (Röm. Gesch. I 2, 288) aufmerksam zu machen, der von der Einfuhr in Rom statt von der in das ganze Reich spricht.

1) Zu denen ja nach dem Verzeichniß des Aelius Marcianus Digg. XXXIX 4, 16 § 7 auch Gewürze, Gummi, Laser, Opium, Eunuchen und wilde Thiere gehörten. Uebrigens zeigt auch der letzte Satz in der angeführten Stelle des Plinius, daß er selbst keineswegs bloß an den Verbrauch für Toilette und Schmuck dachte.

2) Tac. A. III 53: atque illa feminarum propria, quis lapidum causa pecuniae nostrae ad externas aut hostilis gentis transferuntur?

3) Vgl. die Handelsgeschichte des J. 1869 (Ausland 1870 Nr. 13 S. 290, wonach in den 9 Jahren 1861—1869 $122^{1}/_{4}$ Mill. Lstr. nach Asien gewandert sind, also durchschnittlich $13^{2}/_{3}$ M.; weitaus das Meiste nach Britisch Indien, nur etwa 20 Mill. Lstr. (in 9 Jahren) nach China.

Humboldt veranschlagte (nach Untersuchungen über die J. 1803—1806) die jährliche Metallausfuhr aus Europa nach Asien auf 5,318,750 Lstr., Jacob für die Zeit von 1788—1810 auf nur 1 Mill. Jacob a. a. O. II 130—132.

Wenn wir annehmen dürfen, daß Plinius den Werth des asiatischen Gesammtimports in seiner Zeit annähernd richtig veranschlagt hat, so muß (auch wenn man berücksichtigt, daß der Werth der eingeführten Waaren behufs der Versteuerung an der Grenze viel zu niedrig angegeben wurde) der Verbrauch von asiatischen Luxuswaaren im Verhältniß zur Größe des römischen Reichs immer noch sehr gering erscheinen, sobald er mit dem Maßstabe des modernen Verkehrs gemessen wird. Frankreich setzte schon in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts an Deutschland allein an Seide- und Galanteriewaaren für 67 Mill. Livres ab,[1] und im Jahre 1853 belief sich die Ausfuhr Frankreichs an Seide auf 63 Mill. Thlr. nach England und fünfmal soviel nach Nordamerika, an „Pariser Artikeln" (Bronzen, Bijouterien, Quincaillerien, Uhren, Modeartikeln, Posamentierarbeiten, feinen Tischlerarbeiten, Instrumenten u. s. w.) auf 21 Mill. Thlr.[2] Außerdem ist zu bedenken, daß die Preise der einzelnen orientalischen Luxusartikel damals zum Theil ungeheuer hoch und wol durchweg höher als gegenwärtig waren. Seide wurde noch in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts mit Gold aufgewogen,[3] ein (röm.) Pfund Betelsaft konnte bis 400 (116 Thlr.), ein Pfund Zimmetsaft bis 1500 Denar (435 Thlr.) kosten:[4] es gab Perlen, die mit einigen Millionen S. bezahlt wurden.[5] Zu solchen Preisen veranschlagt würde allerdings die ganze jährliche Einfuhr von Luxusartikeln aus dem Orient in einem einzigen Kaufladen der heiligen Straße oder auf dem Forum des Friedens bequem Raum gehabt haben. Nun überstiegen freilich die in Rom gezahlten Preise die Einkaufspreise um ein bedeutendes (nach Plinius um das hundertfache). Aber bei der Verzollung der Waaren an der römischen Grenze war schon ein großer, in vielen Fällen der größere Theil des Transports zurückgelegt, folglich eine entsprechende Preiserhöhung bereits

— nach modernem Maßstabe sehr gering —

1) Randel, Annalen der Staatskräfte v. Europa (1792) S. 13.

2) Klöden, Handbuch der Erdkunde II 454 und 457.

3) H. A. vit. Aureliani c. 45.

4) Plin. H. N. XII 129; ib. 93: pretia (juris cinnami) quondam fuere in libras denarium milia, auctum id parte dimidia est, incensis, ut ferunt, silvis ira barbarorum.

5) Sueton. Caesar c. 50.

eingetreten: auf den Angaben dieser höhern Preise aber müßte die Veranschlagung der gesammten Einfuhr auf hundert Millionen bei Plinius eben beruhen. Immer also muß, wenn er recht berichtet war, diese Einfuhr eine nach heutigen Begriffen sehr geringe, folglich der damalige Luxus mit orientalischen Waaren und Produkten gewiß wesentlich auf Rom und einige große Städte beschränkt gewesen sein. Dies scheinen auch noch für das Ende des zweiten Jahrhunderts einige Aeußerungen Galens zu bestätigen. Er sagt, daß Seide „bei den reichen Frauen" an vielen Orten des römischen Reichs zu finden sei, besonders in den großen Städten, wo es deren viele gebe;[1] und bezeichnet die Nardenessenz als einen der Wohlgerüche, „die in Rom für die reichen Frauen fabriciert werden."[2] Im 4. Jahrhundert war in Folge völlig veränderter Handelsverhältnisse der Gebrauch der Seide bei allen Ständen üblich geworden.[3]

— und der damit getriebene Luxus auf Rom und die größten Städte beschränkt.

Der Luxus mit Perlen und Edelsteinen kam in Rom seit dem Triumph des Pompejus über Mithridates auf.[4] Der Diamant, obwohl nach römischer Schätzung das kostbarste unter allen Juwelen,[5] ist so viel wir wissen zum Schmuck so gut wie gar nicht verwendet worden, mit Ausnahme der Ringe, und auch diese scheinen sehr selten gewesen zu sein. Der Diamant, den Trajan als designierter Thronfolger von Nerva, und Hadrian von Trajan empfing, war allem Anschein nach nicht in einen Ring gefaßt:[6] und fast der ein=

Luxus der Edelsteine.

1) Galen. ed. K. X 492 (*ἔχουσι γὰρ αἱ πλούσιαι γυναῖκες αὐτὰ πολλαχόθι τῆς ὑπὸ Ῥωμαίων ἀρχῆς, καὶ μάλιστα ἐν μεγάλαις πόλεσιν, ἐν αἷς εἰσὶ πολλαὶ τῶν τοιούτων γυναικῶν*).

2) Id. ed. K. VI 440 (De sanit. tuenda VI 13): *τῶν μύρων τὰ ἐν Ῥώμῃ σκευαζόμενα ταῖς πλουσίαις γυναιξὶν, ἃ φουλιατά τε καὶ σπίκατα προσαγορεύουσιν.* Id. XII 429: *τὸ τῶν πλουσίων γυναικῶν μύρον, ὃ καλοῦσιν ἐν Ῥώμῃ φουλίατον.* Ib. 604: *τό τε κάλλιστον νάρδινον μύρον — καὶ μετὰ τοῦτο τό τε Κομμαγηνὸν καὶ τὸ Σουσινὸν καὶ τὰ πολυτελῆ μύρα τῶν πλουσίων γυναικῶν, ἃ καλοῦσιν αὗται σπίκατα καὶ φουλίατα.* Vgl. Marquardt, Hdb. V 2, 361 ff.

3) Marquardt, Hdb. V 2, 109 f.

4) Plin. H. N. XXXVII 12.

5) Id. ib. XXXVII 55. Vgl. King, Precious Stones and precious Metals p. 47 ff.

6) H. A. vit. Hadriani c. 3.

zige aus dem Alterthum bekannte Diamantring ist der in Juvenals Zeit vielbesprochene, den die Judenkönigin Berenice, die Geliebte des Titus, von ihrem Bruder Agrippa zum Geschenk erhalten hatte.[1] Den nächsten Rang behauptete unter den Steinen der Smaragd. Die nach Plinius besten (scythischen) kamen vielleicht aus den Gruben des Ural und Altai, die auch in neuester Zeit sehr schöne Smaragde geliefert haben.[2] An dritter Stelle schätzte man den Beryll und Opal (diese beiden scheinen besonders von Frauen getragen worden zu sein), dann folgte der (auch für Siegelringe sehr geeignete) Sardonyx: so weit stand nach Plinius, hauptsächlich auf Grund der Entscheidung der Frauenwelt die Rangordnung fest.[3] In der Schätzung des Diamanten sind die Römer den Indern gefolgt. Die Perser setzten ihn im 13. Jahrhundert an die fünfte Stelle, nach der Perle, dem Rubin, Smaragd und Chrysolith. B. Cellini setzt ihn nach dem Rubin und Smaragd, und nur zum achten Theil des Preises des erstern an. Auch Garcias ab Horto (1565) erklärt den Diamant zwar für den König der Edelsteine in Betreff seiner Härte, doch in Bezug auf Werth und Schönheit stehe der Rubin an erster, der Smaragd an zweiter Stelle.[4] Der bis in's 16. Jahrhundert sehr hohe Werth des Smaragd (Cellini schätzt ihn auf 400 Goldscudi das Karat) sank sehr durch die Zufuhr aus den Gruben Perus, und ist jetzt wieder durch das völlige Aufhören der Zufuhr aus Amerika gestiegen, so daß ein vollkommener Smaragd auf dem Juwelenmarkt zu London von allen Edelsteinen im höchsten Preise steht.[5]

Aus dem römischen Alterthum ist von Preisen edler Steine äußerst wenig bekannt. Der angebliche Smaragd, in den eine Amymone geschnitten war, und den der Flötenspieler Ismenias mit 4 Goldstücken bezahlte, kann nur ein Chrysopras gewesen sein. Geschnittene

1) Iuv. VI 156 sq. Hübner, Hermes I 347 = CIL II 3386: an einer silbernen Isisstatue in digito minimo anuli duo gemmis adamant.

2) King, p. 282—284.

3) Plin. H. N. XXXVII 85.

4) King, p. 48 f.

5) King, p. 304 f.

Smaragde kommen kaum vor Hadrians Zeiten vor, die besten sollen Portraits von ihm und Sabina sein; vielleicht hatte Hadrian eine Vorliebe für diesen Stein, die eine eifrigere Bearbeitung seiner Hauptfundgrube (der Gruben von Djebel Zaburah in Aegypten) veranlaßte.[1] Der Preis eines Jaspisringes, mit dem die Statue einer Frau im südlichen Spanien von ihrem Sohn geschmückt worden war, wird auf 7000 Sst. (etwa 500 Thlr.) angegeben,[2] was einen geschnittenen Stein voraussetzen läßt. Der Senator Struma Nonius besaß einen zum Ring gefaßten Opal von der Größe einer avellanischen (Lamberts- d. h. lombardischen)[3] Nuß; wegen dieses Ringes wurde er von Antonius proscribirt und nahm ihn von all seinen Besitzthümern allein auf die Flucht mit. Der Preis, zu dem er geschätzt war, scheint 2 Mill. Sesterz. (145,000 Thlr.) gewesen zu sein.[4]

Ueber Nachahmung von Edelsteinen macht Plinius zahlreiche und genaue Angaben und spricht von Schriften, die Anleitung dazu geben, namentlich falschen Smaragd durch Färbung von Krystall, Sardonyx aus Karneol herzustellen: es sei dies unter allen betrügerischen Industrien die gewinnreichste.[5] Unter den äußerst zahlreich erhaltenen antiken Arbeiten in gefärbten Glasflüssen zeichnen sich ganz besonders die Glassmaragde aus, die an Farbe, Glanz und Härte die modernen Glaspasten weit übertreffen, und noch gegenwärtig von Gemmenhändlern häufig als wirkliche Smaragde verkauft werden.[6] Uebrigens hat auch im Alterthum die Industrie der imitierten Edelsteine sicherlich nicht allein in betrügerischer Absicht gearbeitet, sondern Imitierte Edelsteine.

1) King. p. 297 f.

2) Hübner, Hermes I 357.

3) Hehn, Culturpfl. u. s. w. 286 f.

4) Plin. H. N. XXXVII 81 sq. Die Lesart viginti milibus gibt einen seiner Niedrigkeit wegen unmöglichen Preis: vermuthlich ist $\overline{XX}$ aus Versehen in XX verändert worden.

5) Plin. H. N. XXVII 83 (Imitierter Opal) 98 carbunculus 117 Jaspis 128 (leucochrysus). Vgl. ib. 197. Seneca epp. 90, 33. Marquardt, Hdb. V 2, 339 A. 3078. Beckmann, Gesch. d. Erfindungen I 373 ff. — Sardonyches v e r i Martial IX 59. X 87.

6) King, p. 291.

auch um ein unter den ärmern Klassen verbreitetes Bedürfniß nach buntem und augenfälligem Schmuck zu befriedigen.

Perlenluxus. Der größte und deßhalb am meisten gerügte Luxus wurde von Frauen mit Perlen getrieben;[1] für diese wurden höhere Preise als für irgend welche Edelsteine bezahlt.[2] Die Verwendung der Perlen[3] zum Schmuck verbreitete sich in weitere Kreise erst seit der Eroberung von Alexandria, dessen Handel die Erträge der Fischereien im persischen Meerbusen und im indischen Ocean nun wol ganz vorzugsweise nach Rom führte. Durch diese regelmäßig fortgehende Einfuhr mögen sich die Perlen in Rom in ähnlichen Massen gehäuft haben, wie jetzt in Rußland, wo man in dem einzigen Kloster Troitza (an Meßgewändern, bischöflichen Kleidungen, Altar- und Grabdecken) vielleicht mehr Perlen findet als im übrigen Europa zusammengenommen; wo in manchen Gouvernements jede Bäuerin an ihrem Kopf- und Halsschmuck wenigstens 2—300, oft aber 1000 und mehr ächte Perlen trägt, und in Nischni-Nowgorod selbst die ärmsten Fischerweiber zwei bis drei Schnuren ächter Perlen um den Hals haben.[4] Konnte doch Nero (wahrscheinlich im goldnen Hause) ganze zu Schäferstunden eingerichtete Gemächer (cubilia amatoria) von Perlen erbauen d. h. ohne Zweifel ihre Wände damit tapezieren.[5] Die römischen Frauen trugen sie besonders als Ohrgehänge, nach Plinius strebten auch „arme" Frauen nach solchen, da, wie sie sagten, eine große Perle im Ohr auf der Straße die Stelle eines vorausgehenden Lictors vertrete; doch wurden sie auch an den Schuhen angebracht und nicht bloß deren Schnüre und Bänder, sondern ganze Pantöffelchen mit Perlen

1) Plin. H. N. XIII 91: mensarum insania, quas feminae viris contra margaritas regerunt. Plin. epp. V 16 nennt vestes margaritas gemmas als vom Vater der Braut zur Hochzeit anzuschaffende Dinge.

2) King, p. 266.

3) Id. ib. IX 123. Romae in promiscuum ac frequentem usum venisse Alexandrea in dicionem redacta, primum autem coepisse circa Sullana tempora minutas et vilis Fenestella tradit, manifesto errore, cum Aelius Stilo Jugurthino bello nomen unionum imponi cum maxume grandibus margaritis prodat. Fenestella irrte also nur im zweiten Theil seiner Angabe, nur diesen widerlegt Plinius.

4) Haxthausen, Studien über die innern Zustände Rußlands I 87 u. 309.

5) Plin. H. N. XXXVII 17.

besetzt.[1] Ohne Zweifel waren die dafür gezahlten Summen oft sehr hoch, Seneca sagt wol ohne große Uebertreibung, daß Frauen zuweilen zwei oder drei Besitzthümer in den Ohren trügen.[2] Nähere Angaben fehlen. Julius Cäsar kaufte in seinem ersten Consulat im J. 59, wo Perlen in Rom noch selten waren, der von ihm sehr geliebten Mutter des Marcus Brutus Servilia eine Perle für 6 Mill. Sest.[3] (435,000 Thlr.); ein solches Liebesgeschenk des ersten Mannes der damaligen Welt, der auch durch großartige Extravaganzen imponieren wollte, läßt keinen Schluß auf die durchschnittlichen höchsten Preise zu. Ebenso wenig gibt einen Maßstab, was Plinius von einer der Gemahlinnen Caligulas Lollia Paulina berichtet. Er hatte sie, und zwar nicht bei einer großen Feierlichkeit, sondern bei einem bescheidenen Verlobungsfest mit einem Schmuck von Smaragden und Perlen gesehn, der den ganzen Kopf, die Haare, Ohren, Hals und Finger bedeckte, und einen Werth von 40 Mill. Sest. (2,900,280 Thlr.) hatte, was sie sogleich durch Vorzeigen von Dokumenten zu beweisen bereit war. Dieser Schmuck war nicht ein Geschenk ihres kaiserlichen Gemahls, sondern ein Familienerbstück, und stammte aus den Plünderungen, die ihr Großvater M. Lollius im Orient verübt, und deren Ruchbarkeit ihm die Ungnade des C. Cäsar zugezogen, und ihn gezwungen hatte, sein Leben durch Gift zu enden[4] (im J. 2 v. Chr.). Dem enormen Juwelenreichthum in den Familien jener Männer, deren Willkür die Schatzkammern orientalischer Fürsten offen gestanden hatten, kann man aus neuern Zeiten wol nur den Juwelenreichthum der spanischen Conquistadoren des 16. und der englischen Nabobs des 18. Jahrhunderts zur Vergleichung gegenüber stellen. Das Hochzeitgeschenk des Cortes an seine Braut im J. 1529 waren fünf, von mexikanischen Juwelieren höchst kunstvoll aus Smaragden geschnittene, mit Perlen und Gold verzierte Juwelen: für

Der Juwelenreichthum der Conquistadoren und Nabobs.

1) Id. ib. IX 114. Solche Schuhe trug auch Caligula XXXVII 17. Margaritarum sacculi XXXIII 14.

2) Seneca remed. fort. 16, 7. de benef. VII 9, 4.

3) Sueton. Caesar c. 50.

4) Plin. H. N. IX 117: margaritisque opertam, alterno texto fulgentibus toto capite crinibus [spira] auribus collo [monilibus] digitisque. Die eingeklammerten Worte sind Glosseme; vgl. das Programm Acad. Alb. 1867 IV. Vgl. CIL II 3386.

eins derselben hatten genuesische Kaufleute zu Sevilla 40,000 Dukaten geboten. Der ganze Schmuck ging durch einen Schiffbruch bei der Expedition gegen Algier 1541 verloren.[1] Clive, der in den Gewölben von Murshadabad zwischen Haufen von Gold und Juwelen umhergewandert war, mit voller Freiheit zu nehmen, was ihm beliebte, hatte hier und sonst in Indien große Mäßigung bewiesen; doch seine Diamantenankäufe beliefen sich in Madras allein auf 25,000 Lstr.[2] und ein Schmuckkästchen seiner Gemahlin wurde auf 200,000 Lstr. geschätzt.[3] Vielleicht besaß Lady Clive mehr Juwelen, als die größten Fürstinnen jener Zeit: das berüchtigte Halsband, das Marie Antoinette für sich zu theuer gefunden hatte, kostete nur 1,600,000 Frcs.[4] Noch im heutigen Orient ist der Perlen- und Juwelenluxus nicht gering. In Persien tragen Frauen außer anderm Schmuck Arm- und Fußbänder von Perlen, Damen vornehmen Standes auch einen Diamantstrauß von hohem Werth; Gürtelschnallen mit Edelsteinen besetzt haben oft einen Werth von 1—2000 Dukaten.[5] Uebrigens wurde in Europa auch im Mittelalter mit Perlen und Edelsteinen großer Luxus getrieben, der größte am Hofe Karls des Kühnen von Burgund. Sein mit Perlen und Edelsteinen besetztes Prachtgewand wurde auf 200,000 Dukaten geschätzt; die Hofdamen seiner Gemahlin erhielten für ihren Putz jährlich 400,000 brabanter Thlr.[6] Der Luxus mit kostbarem Geschmeide stieg aber sehr nach der Entdeckung der neuen Welt. Maria von Medicis trug bei der Taufe ihres Sohnes einen Rock mit 32,000 Perlen und 3000 Diamanten besetzt. In dem Inventar der Schmucksachen des Meinhard von Schönberg († 1625) füllt der Schmuck an Perlen allein zwei enggeschriebene Folioseiten; darunter kommen 3 Halsbänder mit Rosen von Perlen vor, 15 große Perlen

Sonstiger Luxus mit Perlen und Edelsteinen in neuern Zeiten.

1) King, Precious Stones p. 299 f.

2) Macaulay, Sir John Malcolms life of Lord Clive. (He invested great sums in jewels, then a very common mode of remittance from India).

3) Vehse, G. d. H. 19, 220.

4) King, p. 116. August der Starke trug über 2 Mill. Juwelen an seinem Kleide. Vehse, G. d. H. 32, 38.

5) Polack, Persien I 146. 157. 162.

6) Falke a. a. O. I 262 f. Vgl. die Beschreibung seines Hutes S. 269 und King, p. 63—66.

wurden für 3286 Gulden verkauft.[1] Die Kunst Perlen nachzuahmen ist erst 1680 von Jacquin in Paris erfunden, der jährliche Export dieses Fabrikats von dort soll sich auf 40,000 Lstr. belaufen.[2]

Luxus der Tracht in den unteren Ständen?

In wiefern der Luxus der Tracht und des Schmucks im Alterthum sich auch auf die unteren Klassen erstreckt hat, namentlich in wiefern die in vielen, besonders halbcivilisirten und südlichen Ländern bestehende Sitte, einen Theil des Vermögens am Leibe zu tragen,[3] verbreitet gewesen ist, darüber fehlt es so gut wie ganz an Nachrichten. Die Bernsteinhalsbänder, die in der Zeit des älteren Plinius die Lombardischen Bäuerinnen im Norden des Po (zugleich als angebliches Mittel gegen Anschwellungen des Halses) trugen,[4] waren schwerlich kostbar.

Luxus der Wohlgerüche.

Auch mit kostbaren, besonders orientalischen Wohlgerüchen wurde von den Römerinnen großer Luxus getrieben; außerhalb Roms dagegen dürfte derselbe, wie gesagt, nur in den größten Städten vorgekommen sein. Nach Plinius wendeten die Römerinnen Wohlgerüche so reichlich an, daß die Nähe einer vorübergehenden Frau durch die aus ihren Haaren und Kleidern strömenden Düfte sich auch denen bemerkbar machte, deren Aufmerksamkeit anderweitig in Anspruch genommen war. Er fand diesen Luxus um so thörichter, da der theuer erkaufte Genuß nicht nur ein augenblicklicher sei, sondern auch andern weit mehr zu Gute komme, als dem der ihn bezahlt habe.[5] Die enormen Preise der theuersten Wohlgerüche sind bereits angegeben. Martial überlegt, ob er seiner Phyllis „10 gelbe aus der Münze des Kaisers“ (etwa 70 Thlr.) oder 1 Pfund (20 Loth) aus den Läden der damals berühmtesten Salben- und Essenzenhändler Cosmus oder Niceros

1) Falke a. a. O. I 153.

2) King. p. 267 f.

3) Jede toscanische „Zitella“ strebt nach einem Halsband mit vielen Schnüren von (wenn auch unregelmäßigen und mißfarbigen) Perlen: dieser Besitz genügt meist zu ihrer Mitgift. King. p. 268. Die Jacke einer reichen Bäuerin im Gouvernement Wologda von trefflichem weißen Seidenstoff mit Gold durchwirkt hatte allein 500 Rubel Silber gekostet. Haxthausen I 229. vgl. 236. Die Anzüge der Maurinnen in Algerien sind oft mehr als 1000 Thaler werth. Klöden, Handb. d. Erdkunde I 461.

4) Plin. H. N. XXXVII 44.

5) Plin. H. N. XIII 20.

schenken solle.[1] In diesen Läden mögen manche Frauen ebenso hohe Rechnungen gehabt haben, wie Marion des Lormes, die in einem Jahr einem einzigen Parfümeur 50,000 Thlr. schuldig war.[2]

Die Nachrichten über den römischen Luxus der Tracht und des Schmucks lassen, unzusammenhängend und dürftig wie sie sind, auch nur eine sehr unvollkommne Beurtheilung zu. Zu der Annahme, daß die antike Welt die moderne in diesem Luxus im Allgemeinen überboten habe, geben sie durchaus keinen Anlaß, vielmehr lassen sie weit eher glauben, daß auch hier der Luxus der römischen Kaiserzeit den mancher Periode der neuern Zeit keineswegs erreicht hat.

---

3. Der Luxus der Wohngebäude.

a. Städtische Paläste.

Anfänge des Baulurus in Rom sehr spät.

Die ersten bescheidenen Anfänge des Luxus im Bau der Wohngebäude reichen nicht über den Anfang des letzten Jahrhunderts vor Christus hinaus; bis dahin waren die Wohnungen selbst der Vornehmen ebenso einfach als wohlfeil. Sulla (geb. 138), der allerdings als junger Mann in sehr knappen Verhältnissen lebte, bewohnte noch ein Erdgeschoß (das vornehmste Stockwerk) für eine Jahresmiethe von 3000 S. (175 Thlr.), im Oberstock desselben Hauses wohnte ein Freigelassener für 2000 S. (116 Thlr.).[3] Der Gebrauch des Marmors, selbst des carrarischen zu construktiven und decorativen Zwecken war den Römern bis zur letzten Zeit der Republik gänzlich unbekannt, sie entlehnten ihn erst von den Griechen.[4] Noch ums Jahr 92 v. Chr., nach so viel Feldzügen und Siegen in den an Säulenbauten überreichen griechischen und orientalischen Ländern, hatte kein einziges öffentliches Gebäude in Rom Marmorsäulen.[5] Um so mehr Anstoß

1) Martial. XII 95; vgl. XI 27, 9: At mea me libram foliati poscat amica.
2) Falke, II 204 f.
3) Plutarch. Sulla c. 1.
4) Semper, der Stil I 493.
5) Plin. H. N. XVII 1, 6: tam recens est opulentia.

gab es, daß der damalige Censor L. Crassus, einer der ersten Männer des Staates, das Atrium seines Hauses auf dem Palatin zuerst mit vier (nach andern sechs oder zehn) Säulen aus hymettischem Marmor schmückte, die er übrigens nicht zu diesem Zweck, sondern für das in seiner Aedilität erbaute Theater hatte kommen lassen; er wurde deshalb von Cn. Domitius, seinem Collegen in der Censur scharf getadelt, von M. Brutus mit dem Spottnamen „Palatinische Venus" belegt.[1] Das Haus des Crassus, das seinen Hauptwerth durch einen Garten mit sechs schönen alten Lotosbäumen erhielt (mit diesem ward es auf 6, ohne ihn auf 3 Mill. S. geschätzt — nach damaligem Geldwerth 350,820 und 175,410 Thlr.), stand jedoch dem Hause des Besiegers der Cimbern Q. Catulus Consul 102 (ebenfalls auf dem Palatin) und dem des rechtsgelehrten Ritters C. Aquilius (auf dem Viminal) nach, welches letztere damals allgemein für das schönste in Rom galt.[2] Dann war im Jahr 78 das Haus des damaligen Consuls M. Lepidus das schönste,[3] dessen Schwelle von dem bisher in Rom unbekannten numidischen Marmor (giallo antico) ebenfalls viel üble Nachrede veranlaßte.

Aber fünfunddreißig Jahre später gab es schon mehr als hundert schönere Häuser in Rom. Diese riesenhafte Zunahme der Pracht und des Luxus der Bauten berichtet Plinius als eins der größten Wunder in der Geschichte der Stadt, nicht ohne nach seiner Art eine Sentenz über die Vergänglichkeit des Menschenlebens hinzuzufügen.[4] Das Wunderbare ist vielmehr, daß Rom, schon so lange seiner Bedeutung nach die erste Stadt der Welt, in baulicher Hinsicht bis dahin so sehr zurückgeblieben war;[5] so daß nun die Veränderungen der Privatbauten plötzlich in großem Umfange erfolgten, die sonst in aufblühenden Städten mehr allmälig einzutreten pflegen, wie sie z. B. Macaulay für die englischen in seiner Darstellung der Schnelle Zunahme des Bauluxus 78—44 v. Chr.

1) Plin. ib. XXXVI 7. An dieser Stelle gibt Plinius 6, an jener 4 Säulen an. Valer. Max. IX 1, 4 gibt 10 an, die zusammen 100,000 S. gekostet haben sollen.

2) Plin. ib. XVII 1, 2.

3) Id XXXVI 109.

4) Ib. 109.

5) Theil I[3] S. 4.

seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts so gewaltig fortgeschrittenen Kultur mehrfach nachgewiesen hat.[1] In Rom wurde die Versäumniß aller frühern Zeiten in einem einzigen Menschenalter nachgeholt. Jene fünfunddreißig Jahre vom Consulat des Lepidus (dem Todesjahr Sullas) bis zum Todesjahr Julius Cäsars (78—44) waren eine Zeit der größten Eroberungen und Erwerbungen im Orient und Occident, es war die Zeit der Kriege des Q. Metellus Creticus, P. Servilius Isauricus, Pompejus und Lucullus im Osten, des Julius Cäsar in Gallien; das Reich erhielt die neuen Provinzen Bithynien und Pontus, Creta, Cilicien und Syrien. In diesen Kriegen erbeuteten Feldherrn, Offiziere, Civilbeamte und Geschäftsmänner (wie Pompejus Freigelassener Demetrius, der 4000 Talente d. i. 6,287,000 Thlr. hinterlassen haben soll)[2] ungeheure Reichthümer, die zum Theil zu den glänzendsten öffentlichen Bauten (selbst temporären, wie das überprächtige Theater des Scaurus 58) verwendet wurden. Doch diese Pracht und Großartigkeit theilte sich schnell auch den Privatbauten mit. Die größten der 360 Säulen, mit denen er seine Bühne geschmückt hatte (von 38 Fuß Höhe), ließ Scaurus in dem Atrium seines Hauses auf dem Palatin aufstellen,[3] sie waren aus schwärzlichem Marmor von der Insel Melos, den zuerst Lucull in Rom eingeführt hatte, und der daher der lucullische hieß.[4] Der erste der in seinem ganzen Hause (auf dem Cälius) nur Marmorsäulen hatte, und zwar Monolithe aus grün geädertem Cipollino (aus Carystos auf Euböa) und carrarischem Marmor, war der römische Ritter Mamurra aus Formiä, Cäsars Feldzeugmeister in Gallien. Sein Haus legte, wie Plinius sagt, ein beredteres Zeugniß von seinen schamlosen Plünderungen in Gallien ab, als die bittern Verse, in denen Catull sie ihm vorwarf. Er war auch der erste, der ganze Wände mit Marmortafeln auslegte, also die (alexandrinische) Inkrustation in Rom einführte.[5] Sallust konnte bereits von

1) Macaulay, History of England (Tauchnitz edition) III 341 f. (über Bath) 352 f. (über London).

2) Plutarch. Pompej. c. 2.

3) Plin. H. N. XXXVI 5, 6.

4) Plin. H. N. XXXVI 7.

5) Id. ib. XXXVI 48. Semper, der Stil I 493.

Palästen sprechen, die nach Art ganzer Städte gebaut seien.[1] Mit der Zunahme der Bauten stieg auch der Werth des Baugrundes (der Boden des in der belebtesten Gegend von Julius Cäsar erbauten Forums kam auf 100 Mill. S. — 5,847,000 Thlr. — zu stehn)[2] und die Höhe der Wohnungsmiethen. Sie war in Rom durchschnittlich vier Mal so hoch als in den Städten Italiens.[3] Cälius wohnte in einem Miethhause des Clodius nach Ciceros Angabe für 10,000 S. (585 Thlr.) bescheiden, seine Ankläger hatten das Dreifache angegeben und ihm dies als Verschwendung vorgeworfen, zugleich damit Clodius sein Haus höher verkaufen könne.[4] Cicero kaufte sein Haus auf dem Palatin von Crassus für 3½ Mill. S. (204,645 Thlr.).[5] Als er es bei seiner Rückkehr aus der Verbannung als Ruine wiederfand, bot ihm der Senat 2 Mill. Entschädigung, wobei also der Werth des Bodens auf 1½ Mill. veranschlagt worden wäre.[6]

Einen neuen großen Aufschwung nahm das Bauwesen in Rom nach der Schlacht bei Actium,[7] nicht bloß in Folge des durch den Weltfrieden wiederkehrenden Gefühls der Sicherheit, des steigenden Wohlstandes, des Wachsthums der Bevölkerung, des Zuströmens von Capitalien, sondern auch in Folge des von August ausgehenden Strebens, Rom mit dem Glanz und der Pracht auszustatten, welche die Würde der Hauptstadt einer Weltmonarchie erforderte, die Backsteinstadt in eine Marmorstadt zu verwandeln. Im Zusammenhang mit diesem steigenden Bauluxus stand die wie es scheint im Großen

Neue Steigerung des Bauluxus seit 31 v. Chr.

1) Sallust. Bell. Catilin. c. 12.

2) Drumann, R. G. III 318 u. 617.

3) Sueton. Caesar c. 38. Drumann, R. G. III 616, 52 (Erlaß der Miethe im J. 46). Dio XLVIII 9. (Erlaß im J. 41). Cic. ad Attic. I 6. Domum Rabirianam Neapoli quam tu jam dimensam et exaedificatam animo habebas, M'. Fontejus emit HS. CCCIƆƆƆXXX.

4) Cic. pro Caelio 7, 17.

5) Drumann, R. G. II 209.

6) Cic. ad Attic. IV 2, 5: Nobis superficiem aedium consules de consilii sententia aestimarunt HS. viciens: cetera valde illiberaliter. Die Angabe des Plin. H. N. XXVI 103, daß Clodius von Scaurus ein Haus auf dem Palatin für 14,800,000 S. kaufte, kann wol nicht richtig sein. Einen Irrthum nimmt auch Drumann an R. G. II 367, 31.

7) Thl. I³ 4 f.

frühestens in der spätern Zeit Augusts betriebene Ausbeutung der von Vitruv noch gar nicht erwähnten[1] Brüche von Carrara, deren Blöcke und Balken so wie sonstiges Baumaterial[2] zur See nach Ostia und von da stromaufwärts nach Rom geschafft wurden.

Aeußerungen des Horaz über den neuen Bauluxus.

Die Gedichte des Horaz, die diesem Zeitraum angehören,[3] sind voll von den Eindrücken, die der nun in weiten Kreisen sich verbreitende Bauluxus auf die Freunde der frühern Einfachheit machte. Die „in neuer Art" gebauten Atrien großer Paläste imponierten durch ihre Höhe,[4] und erregten durch ihre Wandpfeiler von Phrygischem Marmor (Paonazzeto) neidisches Staunen.[5] Balken aus (weißem) Hymettischem Gestein drückten dort Säulen, die im äußersten Afrika gebrochen waren (aus giallo antico), an den vergoldeten Felderdecken[6] (wie man sie zum ersten Male nach der Zerstörung Carthagos am Capitolinischen Jupitertempel gesehen hatte)[7] glänzte Elfenbein. Zwischen den bunten Säulen der Höfe standen Gebüsche und Baumgruppen,[8] plätscherten Springbrunnen,[9] und Purpurdecken von einem

---

1) Vitruv. II 7.

2) Strabo V 222.

3) Die drei ersten Bücher der Oden setzt Bentley 29—22 v. Chr., Grotefend 31—19, Kirchner 39—18, Franke 36—24.

4) Vielleicht war das Atrium des Scaurus das erste „im neuen Stil." Der Abstand seiner Höhe von 38 (35, 8 pr.) F. gegen die frühere von 12 (11, 3 pr.) — falls man annehmen darf, daß das Atrium des Crassus die gewöhnlichen Dimensionen hatte — gibt jedenfalls eine Vorstellung von der eingetretenen Veränderung, er entspricht dem Abstande des Bürgerhauses vom Palast. Natürlich wurden auch die übrigen Dimensionen in entsprechender Weise vergrößert.

5) Horat. C. III 1, 41—46.

6) Id. C. II 18, 1—5; 17—19; vgl. Marquardt, Hdb. V 2, 219.

7) Plin. H. N. XXXIII 57. Manil. Astron. V 287. Vgl. auch Varro R. R. III 1 f.

8) Horat. Epp. I 10, 22: nempe inter varias nutritur silva columnas. C. III 10, 5: nemus Inter pulchra satum tecta.

9) Ich kenne zwar nur eine Erwähnung eines Springbrunnens im Hofe aus jener Zeit. Sueton. Aug. c. 82: aestate — saepe in peristylo saliente aqua — cubabat. Doch wird man sie, nach Analogie der Pompejanischen Häuser, in Rom um so eher voraussetzen dürfen, als die Anlage dort leicht war. Vgl. Becker, Gallus II[3] 221 f.

Säulendach zum andern gespannt hielten die Sonnenstrahlen ab und warfen einen rothen Schimmer auf das Pflaster oder den Moosteppich des Bodens.[1] Wie allgemein die schon vor Sulla in Rom aufgekommenen[2] Mosaikfußböden damals waren, mag man daraus entnehmen, daß Cäsar sie sogar auf Feldzügen mit sich führte, um sie in seinem Zelte auslegen zu lassen.[3] Mit den Schilderungen des Horaz stimmen die gleichzeitigen Angaben und Vorschriften für den Bau eines vornehmen Hauses, die Vitruv gibt, wohl überein.[4] Für Männer von hohem Stande, sagt er, muß man königliche hohe Vorhöfe, sehr weite Atrien und Peristylien, Parke und geräumige Wandelbahnen von imposanter Wirkung, ferner Bibliotheken, Gemäldegallerien, Basiliken in derselben Großartigkeit wie bei öffentlichen Bauten anlegen.

Der Luxus der Paläste war aber während der Zeit von August bis auf Neros Tod in vielen Stücken noch sehr im Steigen begriffen, da die großen Familien damals noch durch fürstliche Pracht zu glänzen und einander zu überbieten strebten:[5] und wenn auch seit Vespasian eine Abnahme des Luxus überhaupt eintrat, so werden nichtsdestoweniger auch später noch Prachtbauten genug entstanden sein, die sich mit den frühern messen konnten. Gegen das Ende von Tibers Regierung sagt Valerius Maximus, daß ein Palast, der mit seinem ganzen Zubehör (d. h. namentlich Garten) vier Morgen Landes einnahm, für eine enge Wohnung galt.[6] Wenn dies übertrieben sein mag, so ist die gleichzeitige Aeußerung des Vellejus Paterculus gewiß buchstäblich zu nehmen: wer für eine Jahresmiethe von 6000 S. (435 Thlr.) wohne, werde kaum für einen Senator gehalten.[7] Diese Aeußerung ist freilich zugleich geeignet vor zu weit gehenden Vorstellungen von der Allgemeinheit des Luxus der Wohnungen zu warnen, da im heutigen London, Paris oder Berlin auch

Zunahme des Bauluxus bis 68 n. Chr.

1) Ovid. Metam. X 595 sq. Plin. H. N. XIX 25.
2) Marquardt, Hdb. V 2, 227.
3) Sueton. Caesar c. 46.
4) Vitruv. VI 8, 2 ed. Rose et Mueller-Struebing.
5) Tac. A. III 55.
6) Valer. Max. IV 4.
7) Vellej. Paterc. II 10, 1.

wol die dreifache Summe für einen Würdenträger von dem Range eines römischen Senators zur Jahresmiethe kaum hinreichen würde; während man doch gewiß den Sachwerth des Geldes in jener Zeit nicht dreifach so hoch anrechnen kann, als den heutigen.

Größe der Paläste.

Ob der Umfang der Paläste seit der Zeit Tibers noch zugenommen hatte, läßt sich wenigstens aus der Phrase Senecas, daß sie Städten gleich waren,[1] die Ausdehnung von Landgütern hatten,[2] nicht entnehmen, da ja schon Sallust sich ähnlich ausdrückt. Die Bauart der großen römischen Häuser rechtfertigt diese rhetorischen Uebertreibungen wenigstens einigermaßen. Schon weil sie in der Mitte immer, zuweilen wol auch auf den Flügeln, nur ein Stockwerk hatten, nahmen sie stets ein verhältnißmäßig großes Areal ein, sodann weil ihnen wol gewöhnlich Gärten und Parke nicht fehlten und sie auch sonst eine Menge von Baulichkeiten und Anlagen umschlossen, wie sie ja zum Theil Vitruv schon erwähnt, als Springbrunnen, Bäder, Säulenhallen und Fahrbahnen, wo denn freilich zuweilen bei aller Pracht und Großartigkeit die eigentlichen Wohnräume zu kurz gekommen waren.[3] Angaben über Werthe und Preise solcher Besitzungen in Rom fehlen. Für den Preis von 100 bis 200,000 S., den Martial ein Mal angibt,[4] kann nur ein kleines ohne Luxus gebautes Haus zu haben gewesen sein. Denn nach Juvenal konnte ein Bad allein 600,000 S. kosten, ein Säulengang noch darüber;[5] und daß diese Summen nicht zu hoch, vielmehr für manche derartige Bauten zu niedrig gegriffen sind, zeigt die Angabe, daß Fronto (ein nicht reicher Senator) ein Bad für 350,000 S. baute,[6] noch mehr aber die unten anzuführende Beschreibung des Bades des Claudius Etruscus.

Luxus der architektonischen Dekoration.

Ein Luxus aber, der wol in der ganzen Geschichte der Baukunst ohne Beispiel ist, wurde mit der architektonischen Dekoration

1) Seneca epp. 90, 43.
2) Id. ib. 114, 9.
3) Martial. XII 50. Vgl. Olympiodor. apud Phot. Biblioth. ed. Bekker p. 63 A.
4) Martial. XII 66.
5) Juvenal. VII 178 sq.
6) Thl. I³ 206, 1.

getrieben. Mit dem Gebrauch des farbigen Marmors zu Säulen kam auch die altasiatische Bekleidung der Wände mit bunten Steinarten und andern kostbaren Materialen auf, die sich ebenfalls unter August zu verbreiten anfing.[1] Vitruv berücksichtigt sie noch nicht; zuerst eifert Seneca gegen den Luxus der Wände, „die von mächtigen und kostbaren Marmorfüllungen strahlen, in denen alexandrinische Tafeln mit numidischen contrastiren.“[2] Neben den Bekleidungen der Wände mit Marmortafeln aus dem Vollen wurde es bereits unter Claudius Mode, Stücke aus ganzen Platten herauszuschneiden, und die Vertiefungen mit andern Steinen auszulegen; so war man im Stande allerhand Gegenstände und Thiere darzustellen und, wie Plinius sagt, „mit dem Steine zu malen.“ Zwei in dieser Weise eingelegte Marmorinkrustationen sind auf dem Palatin gefunden worden. Unter Nero wurden dann durch Einsetzen von bunten Adern und Drüsen in Tafeln von anders gefärbten Gesteinarten Fantasiemarmore hergestellt.[3]

Inkrustation der Wände mit buntem Marmor,

Ueberhaupt aber nahm die Verschwendung kostbarer und seltener, namentlich farbiger Steinarten im Laufe des ersten Jahrhunderts ungemein zu. In einem von dem Freigelassenen Caligulas Callistus erbauten Speisesaal sah Plinius dreißig Säulen aus orientalischem Alabaster: vier kleinere Säulen aus diesem Stein hatte Cornelius Balbus in seinem (unter August erbauten) Theater der Merkwürdigkeit halber aufstellen lassen.[4] Neue Steinbrüche wurden im Laufe der Kaiserzeit eröffnet: so namentlich unter Claudius die Porphyrgruben Aegyptens am rothen Meer;[5] nach den vorhandenen Ueberresten müssen mehr als vierzig in Betrieb gewesen sein, die für die Architektur Roms Luxusmaterial lieferten.[6] In dem kleinen prachtvollen Bade, das der Sohn des Claudius Etruscus erbaute, waren nach der Beschreibung des Statius oft gesehene, wenn auch kostbare Marmorarten angeblich

überhaupt Verschwendung kostbarer farbiger Steinarten.

1) Semper, der Stil I 495f.
2) Seneca Epp. 86, 6.
3) Helbig, Beitr. zur Erklärung d. campan. Wandbilder. N. Rhein. Mus. XXV (1870) S. 397. Plin. H. N. XXXV 2 sq.
4) Plin. H. N. XXXVI 60.
5) Letronne, Recueil I 136 ff.
6) Klügmann, in dem S. 67, 1 angeführten Aufsatz.

als zu gering gar nicht verwendet, wie der thasische, carystische, der Schlangenmarmor (ophites) und jener Alabaster (onyx).[1] Kaum war der grüne lakonische Serpentin zugelassen, um große Tafeln des weißen violett gefleckten synnadischen (pavonazzetto) in langen Leisten einzufassen; auch sah man hier einen schneeweißen phönicischen Marmor, den Plinius noch nicht zu kennen scheint. Die Gewölbe glänzten mit bunten Bildern aus Glasmosaik, aus silbernen Röhren sprang das Wasser in silberne Becken, durch das von Marmor eingefaßte Bassin war fließendes Wasser geleitet, so klar, daß man das bloße Marmorpflaster zu sehen glaubte; der Ballspielsaal hatte einen von unten zu erwärmenden Fußboden.[2] Daß die Verschwendung bunter Steinarten bei Prachtbauten damals durchaus gewöhnlich war, zeigen andere Beschreibungen des Statius und Martials. Bei dem letztern baut ein reicher Mann Thermen aus carystischem, synnadischem, numidischem, lakonischem Marmor.[3] Von den Villen jener Zeit und von Domitians Palast wird unten die Rede sein. Unter Hadrian mag der Luxus der farbigen Steinarten seine größte Höhe erreicht haben, beliebt aber ist er bis ins späte Alterthum geblieben.

Reichthum des Marmorlagers am Aventin.

Erst ganz kürzlich hat die Entdeckung des antiken Marmorlagers am Flußhafen des Tiber unter dem Fuße des Aventin einen neuen überraschenden Einblick in die Marmorpracht des kaiserlichen Rom gewährt. Bereits jetzt sind dort ungefähr 1000 Steinmassen gefunden, unter den Arten herrschen die zu architektonischen Zwecken dienenden farbigen ganz überwiegend vor. „Als Marmorniederlage wurde der Ort nachweislich in der Zeit von Nero bis Marc Aurel benutzt, aber wol auch noch etwas länger, bis ins dritte Jahrhundert hinein, und was hier an Marmor gefunden ist, kann man als den Ueberschuß ansehn, der von den ungeheuren Lieferungen aus den Stein-

1) Wenn Martial in der Beschreibung desselben Bades sagt VI 42, 14. 15:
Siccos pinguis o n y x anhelat aestus
Et flamma tenui calent o p h i t a e;
so scheint Statius S. I 5, 36 mit den Worten: Moeret o n y x longe, queriturque exclusus o p h i t e s diese Angabe geflissentlich als ungenau korrigieren zu wollen.

2) Th. I[3] 81, 3.

3) Martial. IX 75, 6.

brüchen bei den Bauten der Flavier und Antonine nicht zur Verwendung gekommen ist.“[1]

Anwendung des Glases, des Gold- und Silberblechs zu dekorativen Zwecken.

Die Anwendung des Glases zu dekorativen Zwecken wurde ebenfalls früh übertrieben. Schon Seneca spricht von gewölbten Decken, die hinter Spiegelglas verschwinden.[2] „Der Boden Roms ist gleichsam übersät mit Glasscherben, Resten von Wand- und Fußbodenbekleidungen aus künstlich gemustertem und skulptirtem Glase. Zu Veji fand man einen Fußboden von compaktem Glase von der Größe des Zimmers. Kameenartig geschliffene, zweifarbige Gläser (nach Art der Portlandvase) finden sich zum Theil noch mit den Stucküberresten der Mauer, in die sie gefügt waren. Auch fehlt es nicht an Bruchstücken ächter Glasmalerei.“[3] Die Uebertragung der Glasmosaik auf Gewölbe erwähnt Plinius als neue Erfindung.[4] Derselbe erwähnt auch bereits die Bekleidung der Wände mit vergoldeten Platten,[5] einen Luxus der in dem goldenen Hause Neros seinen Höhepunkt erreichte. „Im 17. Jahrhundert fand man auf dem Aventin eine Stube, deren Wände hinter vergoldeten Broncesplatten mit inkrustirten Medaillen verschwanden, auf dem Palatin eine ganz mit Silberblech inkrustirte Stube, in welches edle Steine eingelassen waren.“[6] Dies wie andere Erfindungen eines ausschweifenden Luxus der Architektur rührt wol aus Neros Zeit her: so die Construktion beweglicher Felderdecken, besonders in Speisesälen, die dann bei jedem Gange der Mahlzeit einen andern Anblick boten.[7] Zuweilen contrastirten in den Palästen jener Zeit mit dieser Ueberpracht sogenannte „Armenzimmer,“ deren künstliche Einfachheit ohne Zweifel den Glanz der übrigen Räume noch wirksamer machen sollte.[8]

Bewegliche Felderdecken.

Sogenannte Armenzimmer.

Das goldene Haus des Nero.

Doch all dieser Glanz erblich vor der Feenpracht der beiden Paläste Caligulas und Neros, „die die ganze Stadt umfaßten.“[9] Von dem erstern wissen wir nichts; der letztere „das goldene Haus,“

1) (Klügmann) Die antike Marmorata in Rom: Im neuen Reich 1871 S. 56 ff. Die Abhandlung von Bruzza in d. A. d. J. 1870 ist mir leider noch nicht zugänglich. Verzeichnisse der Hauptarten Marquardt, Hdb. V 2, 221 f. Reumont, G. d. St. Rom I 272.

2) Seneca Epp. 86, 6. 3) Semper a. a. O. I 504. 4) Plin. H. N. XXXVI 189. 5) Id. ib. XXXV 2. 6) Semper a. a. O. I 504. 7) Seneca Epp. 90, 5. 8) Becker, Gallus I³ 109 f. 9) Plin. H. N. XXXVI 111.

nach dem Brande im J. 64 von neuem begonnen,[1] zog sich vom Palatin durch das Thal an dessen nordöstlichem Abhange auf den Esquilin hinauf, wo er sich an die kaiserlichen Gärten des Mäcenas anschloß, und wurde von mehrern Straßen durchschnitten. Auf dem Vorplatze stand ein Koloß Neros von mehr als 100 Fuß Höhe. Der Palast schloß unter andern dreifache Säulenhallen von der Länge einer römischen Meile (4711′ pr.) ein, einen Teich „gleich einem Meer,“ umgeben von Gebäuden, nach Art einer Stadt; ländliche Anlagen mit Feldern, Weingärten, Wiesen und Wäldern, darin eine Menge zahmer und wilder Thiere aller Art. Säle und Zimmer waren mit Gold überzogen, mit Edelsteinen und Perlmutter ausgelegt, „Liebesgemächer“ mit Perlen tapeziert.[2] Die herrlichsten aus Griechenland und Kleinasien zusammengeraubten Bildwerke waren zur Dekoration verwendet.[3] Von den damaligen bei der Ausschmückung beschäftigten Künstlern nennt Plinius einen durch seine blühende Farbe ausgezeichneten Maler (Amulius oder Fabullus).[4] Neue Erfindungen und Entdeckungen wurden hier verwerthet: ein Fortunatempel war aus einem in Kappadocien gefundenen so durchscheinenden Stein erbaut, daß er auch bei geschlossenen Thüren hell blieb.[5] Die elfenbeinerne Täfelung der Decken der Speisesäle konnte verschoben werden um Blumen oder aus Röhren wohlriechende Wasser auf die Speisenden herabzuschütten. Der Hauptspeisesaal war ein Kuppelsaal, der sich Tag und Nacht um seine Axe drehte.[6] Die Bäder enthielten Meer- und Mineralwasser. Als der Palast soweit vollendet war, daß Nero ihn beziehen konnte, äußerte er seine Zufriedenheit dahin, daß er sagte, er fange nun an, wie ein Mensch zu wohnen. Otho bewilligte zur Fortsetzung des Baues 50 Mill. Sest. (3,625,350 Thlr.).[7] Vitellius fand das bereits Fertige einer kaiserlichen Wohnung unwürdig,[8] Vespasian ließ den größten Theil einreißen und er und Titus ersetzten das Zerstörte durch Gebäude, die dem Vergnügen des Volks gewidmet waren, das Amphitheater erhob sich an der Stelle

1) Sueton. Nero c. 31. Vgl. Becker, Hdb. I 431 ff.
2) Plin. H. N. XXXVII 17; vgl. S. 54, 5.
3) Ib. XXXIV 84. 4) Ib. XXXV 120. 5) Ib. XXXVI 163. 6) Vgl. Varro R. R. III 5. 7) Sueton. Otho c. 7. 8) Cass. Dio LXV 4.

des großen Teichs, die Thermen des Titus auf dem Esquilin.[1] Den Koloß Neros verwandelte Vespasian in einen Sonnengott, sein Postament ist noch vorhanden.[2]

Unter den Palastbauten der spätern Kaiser zeichneten sich die Domitians durch ihre Pracht aus.[3] Plutarch sagt, daß in dem von ihm erbauten (vierten) Jupitertempel auf dem Capitol die Vergoldung mehr als 12,000 Talente (18,861,000 Thlr.) gekostet habe; doch wer erst in seinem Palast einen Säulengang oder eine Halle, ein Bad oder eine Wohnung seiner Maitressen sähe, der müsse sagen: der Erbauer habe gleich Midas seine Freude daran gefunden, durch seine Berührung alles in Gold zu verwandeln.[4] Der gewaltige erhabene Bau ruhte nach Statius preisender Schilderung nicht auf hundert Säulen, sondern auf so vielen, daß sie den Himmel stützen könnten, und schloß weite offene Räume ein; dort wetteiferte numidischer, synnadischer, chiischer, carystischer Marmor und Granit aus Syene, nur die Postamente der Säulen waren aus carrarischem Stein: die Höhe so groß, daß der ermüdete Blick kaum die Kuppelwölbungen, die vergoldeten Deckenfelder erreichen konnte.[5] Der Palast Domitians.

b. Villen und Gärten.

War aber in Rom selbst der Bauluxus durch die verhältnißmäßige Beschränktheit des Stadtgebiets und den hohen Werth des Bodens vielfach behindert, so konnte dagegen auf den ungeheuern Gütern der Großen, in den Villen die Leidenschaft des Bauens sich um so schrankenloser befriedigen.[6] Durch die Ungesundheit Roms im Sommer und Frühherbst wurde die Neigung zum Landleben genährt, eine regelmäßige Villegiatur für die höhern Stände zum Bedürfniß. Ausgedehnte Besitzungen gewährten schon in der letzten Zeit der Republik die Wahl zwischen verschiedenen, gleich anmuthigen Aufenthalten.[7] Die Zunahme der Villenbauten trieb die Preise der

1) Martial. spect. 2. 2) Becker, Hdb. I 220 A 341. 3) Becker, Hdb. I 433 f.
4) Plutarch. Poplic. c. 15. 5) Stat. S. IV 2, 18—31.

6) Tac. A. III 32: villarum infinita spatia.

7) Villen des Pompejus: Drumann, R. G. IV 538 f., des Hortensius III 105, des Cicero VI 387 ff., Lucull IV 167.

günstig gelegenen Grundstücke sehr in die Höhe. Wenn freilich Lucull für die Misenische Villa des Marius, die von Cornelia (Mutter der Gracchen) mit 75,000 Denar bezahlt worden war, 2,500,000 Denar zahlte: so ist unberechenbar, wie viel Verschönerungen und Bauten zu einer so enormen Preissteigerung beigetragen haben mögen.[1]

Zunahme und gesteigerter Luxus der Villenbauten seit 31 v. Chr.

Noch mehr griff nach der Schlacht bei Actium die Baulust in ganz Italien um sich. Bald, meinte Horaz, würden die fürstlichen Paläste dem Pfluge nur wenige Morgen Landes übrig lassen, immer weiter die künstlichen Teiche am Lucrinersee sich ausdehnen, die Platane überall die rebenumschlungene Ulme verdrängen, an Stelle fruchtbarer Oelpflanzungen Myrten- und Lorbeerhaine Schatten und Veilchenbeete Duft streuen, an Stelle des naturwüchsigen Rasens Säulenhallen, vor Sonne und Nordwind Schutz gewährend, sich erheben.[2] Die Senatoren wurden überdies wiederholt durch Senatsbeschlüsse und Verordnungen zu Güterankäufen in Italien genöthigt,[3] und diese Erwerbungen bewirkten natürlich auch eine Vermehrung der Villenbauten. Wollten sie im Hochsommer die reine Gebirgsluft des Sabiner- oder Albanergebirges athmen, im Frühling oder Spätherbst von der schmeichelnden Wärme des süditalischen Himmels umfangen sein, in der berauschenden Schönheit und Pracht der Küste des Golfs von Neapel schwelgen, in der Abgeschiedenheit und Stille der Platanenhaine an einem oberitalienischen See das Getreibe Roms vergessen: überall standen wohnliche Landhäuser oder glänzende Paläste zu ihrem Empfange bereit.[4] Der jüngere Plinius, der nur ein mäßiges Vermögen besaß, hatte Besitzungen in Etrurien (bei Tifernum Tiberinum) bei Comum, im Beneventenischen, mehrere Villen am Comersee und einen Landsitz bei Laurentum.[5] Der in jener Zeit viel genannte Redner Regulus, dessen Vermögen sich auf beinah 60 Millionen S. (4,350,000 Thlr.) belief,[6] besaß Güter in Umbrien, bei Cales, in Etrurien, bei Tusculum und in der Campagna an der Straße nach Tibur.[7]

---

1) Plutarch. Marius c. 34. Cic. ad Att. IV 2, 5 consules—aestimarunt — (valde illiberaliter): Tusculanam villam quingentis milibus: Formianum HS ducentis quinquaginta milibus.

2) Horat. C. II 15. 3) Th. I³ 204 A 5. 4) Th. I³ S. 205. 5) Th. I³ 208 f. 6) Plin. epp. II 20. 7) Martial. VII 31, 9 u. I 12; 82.

Nicht selten wurde der Luxus und die Kostspieligkeit der Villenbauten durch die Ueberwindung von Bodenschwierigkeiten gesteigert. Von der Villa des Pollius Felix bei Sorrent rühmt Statius, daß die Natur sich dort dem Willen des Menschen unterworfen und Dienste thun gelernt habe. „Wo du jetzt eine Ebene siehst, war ein Berg, wo du unter Dach wandelst, eine Wildniß; wo du hohe Bäume erblickst, war nicht einmal Erde — schau hier, wie das Gestein sein Joch tragen lernt, der Palast vordringt, der Berg auf das Geheiß des Herrn zurückweicht.“ Klippen im Meer waren in Weinberge verwandelt und die Nereiden pflückten hier im Schatten der Nacht süße Trauben.[1] In der Villa bei Cumä, in der Servilius Vatia, ein reicher Mann von prätorischem Range unter Tiber sein Alter in thatlosem Genuß verbrachte, waren zwei mit großer Arbeit ausgeführte künstliche Höhlen, von der Ausdehnung der größten Atrien, die eine traf die Sonne niemals, die andere beschien sie bis zum späten Abend. Ein Kanal vom Meer zum Acherusischen See geführt durchschnitt einen Platanenhain; hier wurde gefischt, wenn das Meer zu stürmisch war. Die Villa bot die Annehmlichkeiten des benachbarten Bajä ohne dessen Unannehmlichkeiten.[2] Die Vorliebe für das Meer und der Wunsch es aus unmittelbarster Nähe zu genießen veranlaßte, wie es scheint, häufig kostbare Wasserbauten, deren Mauern, wie Ovid sagt, die blauen Wellen verdrängten.[3] Auch Horaz spricht wiederholt von den das Meer füllenden Quadermauern.[4] Wo immer sich das Meer zu einer Bucht krümmt, sagt Seneca, da legt ihr sogleich eure Fundamente und schafft künstlich neuen Boden.[5] Noch sind Ueberreste dieser ins Meer gebauten Paläste bei Antium und sonst unter dem Wasserspiegel sichtbar. Auch an den Küsten der Provinzen waren künstliche Wasserbauten. Auf den Gütern des reichen Sophisten Damianos von Ephesos am Meer waren künstliche Inseln und Hafendämme, die für landende und abfahrende

Ueberwindung von Bodenschwierigkeiten.

Bauten im Meer.

1) Stat. Silv. II 2, 52 ff. u. 98 ff.
2) Seneca epp. 55, 6.
3) Ovid. Am. III 126.
4) Horat. C. III 24, 3; die Interpolation c. III 1, 33; Epp. I 1, 83.
5) Seneca Epp. 89, 21.

Lastschiffe die Ankerplätze sicherten. Seine Häuser in der Vorstadt waren theils nach Art der Stadtwohnungen, theils grottenartig eingerichtet, all seine Ländereien mit schattigen Fruchtbäumen bepflanzt.[1]

Die Villen des jüngern Plinius.

Wir haben beinahe gleichzeitige Schilderungen sowol prachtvoller als bescheiden eingerichteter Villen, die letztern von dem j. Plinius,[2] die erstern von Statius. Die Laurentinische und toscanische Villa des Plinius waren durch ebenso schöne als gesunde Lage die eine am Meer, die andere im Thale des Tiber am Abhange der Apenninen ausgezeichnet, sie boten die mannigfachsten, für alle Tages- und Jahreszeiten passenden Räume, und aus allen Fenstern andere immer reizende Aussichten. Die Einrichtung war freundlich, bequem und zierlich, doch fast ganz ohne eigentlichen Luxus. Mit Ausnahme von vier kleinen Säulen aus carystischem Marmor, die einen Weinstock in der toscanischen Villa stützten, war hier wie dort nur weißer Marmor, und selbst dieser allem Anschein nach spärlich verwendet; oder die Wände mit einfachen Malereien geschmückt; in der Laurentinischen Villa waren die Oeffnungen von zwei bedeckten Gängen mit Frauenglas geschlossen. Sie hatte keinen Springbrunnen,[3] die toscanische mehrere. Die Gärten und Anlagen enthielten nur die gewöhnlichsten dem Boden zusagenden Pflanzen und Bäume, dort Veilchen, Bux, Rosmarin, Weinstöcke, Maulbeer- und Feigenbäume, hier Rosen, Acanthus, Bux, Weinstöcke, Lorbeer, Platanen, zum Theil mit Epheu bekleidet, und Cypressen.

Die von Statius beschriebenen Villen.

Die eine der beiden von Statius geschilderten Villen, die sich der reiche Puteolaner Pollius Felix auf der Höhe von Sorrent erbaut hatte, ist bereits wegen der großen bei ihrer Anlage ausgeführten Bodenarbeiten erwähnt worden. Unmittelbar am Ufer erhob sich ein warmes Bad mit zwei Kuppeln, ein Tempel des Neptun

1) Philostrat. Vitt. soph. II 23. 3.

2) Plin. Epp. II 17; V 6.

3) Die Allgemeinheit der Springbrunnen in Gärten zeigt Quintilian. VIII 3, 8: An ego fundum cultiorem putem, in quo mihi quis ostenderit lilia et violas et anemonas, [et] fontes surgentes, quam ubi plena messis aut graves fructu vites erunt? Sterilem platanum tonsasque myrtos quam maritam ulmum et uberes oleas praeoptaverim? Habeant illa divites.

und einer des Herkules; ein Säulengang, vor der Stadt (Sorrent) erbaut, führte einen gewundenen Weg entlang zur Villa hinauf. Ihre Gemächer boten die mannigfachsten Blicke auf das Meer und die Inseln. Vor allen andern Theilen des Gebäudes ragte ein Saal oder Flügel hervor, der die Aussicht gerade über den Golf nach Neapel hatte; er war mit buntem Marmor aus den gesuchtesten Brüchen Griechenlands, Kleinasiens, Numidiens und Aegyptens verschwenderisch ausgestattet. Man sah überall kostbare Gemälde und Skulpturen alter Künstler und Porträts von Feldherrn, Dichtern und Philosophen.[1] Auf der Besitzung des Manilius Vopiscus bei Tibur[2] standen zwei Paläste an den beiden Ufern des Anio einander gegenüber, an einer Stelle, wo der Strom ruhig dahin floß, während er ober- und unterhalb mit lautem Krachen schäumend über Felsen stürzte; man konnte von einem Ufer zum andern sich sehen und sprechen, fast die Hände reichen. Dichter und hoher Wald trat bis an den Rand des Wassers, dessen Fläche das Laub widerspiegelte, weithin lief die Welle durch Schatten. Hier war es auch in den Tagen der Siriushitze kühl und der Brand der Julisonne vermochte nicht ins Innere der Wohnräume zu dringen. Diese prangten mit vergoldeten Deckenbalken, mit Thürpfosten aus gelbem Marmor, mit Wandbekleidungen, auf denen Malereien durch Einlegung bunter Adern ausgeführt waren,[3] mit kostbaren Mosaikfußböden, zahlreichen Kunstwerken aus Bronze, Elfenbein, Gold und Edelsteinen von berühmten Meistern; eine Wasserleitung versah jedes Gemach mit seinem eignen Quell. Auch hier wechselte in jedem Zimmer die Aussicht, bald blickte man auf uralte Haine, bald auf den Strom, überall war Ruhe und Stille und das sanfte Gemurmel der Wellen wiegte die Schläfer ein: dicht am Ufer des Anio war ein warmes Bad. Mitten in einem der beiden Paläste stand ein schöner Baum, dessen Wipfel über das Dach hinausragte. Ein Obstgarten, der dem Dichter die Gärten des Alcinous und der Circe zu übertreffen schien, lag

1) Stat. S. II 2.

2) Id. ib. I 3.

3) I 3, 34: Picturata lucentia marmora vena; offenbar ist die oben S. 65, 3 beschriebene Malerei gemeint, und Bentleys Conjektur Luna st. vena falsch.

bei der Villa.[1] Niebuhr ertheilt den Gedichten des Statius das Lob, daß sie die rechte Farbe des Landes an sich tragen, daß man sie in Italien besonders gern liest;[2] und wol mag man sich in jenen Gegenden in sie vertiefen, wenn man sich aus Trümmern ein Schattenbild der Pracht heraufrufen will, die sich einst mit dem Zauber einer herrlichen Natur verband, um das Dasein der Reichen und Großen beneidenswerth zu machen. Vielleicht nirgend fühlt man sich zu solchen Betrachtungen so sehr aufgefordert als wenn

Die tiburtinische Villa Hadrians.

man die meilenweite, von unermeßlichen Trümmern erfüllte grüne Wildniß durchwandert, die einst die tiburtinische Villa Hadrians war. Sie enthielt architektonische und ohne Zweifel auch landschaftliche Nachbildungen der Orte und Gegenden, die das Interesse Hadrians auf seinen mehrjährigen Reisen durch alle Provinzen seines Reichs am meisten erregt hatten: es gab dort ein Lyceum, eine Academie, eine Pöcile, ein Prytaneum, ein Canopus, ein Tempe; auch eine Unterwelt.[3] Vielleicht waren solche Nachbildungen auf den Villen der fast immer vielgereisten Großen nicht selten, wenigstens befand sich auf einer Besitzung Severs, der die Denkmäler Aegyptens mit besondrer Aufmerksamkeit in Augenschein genommen hatte, ein Mem-

Die Villa der Gordiane.

phis, auf einer andern ein Labyrinth.[4] Unter den Villen der spätern Zeit verdient die der Gordiane an der Pränestinischen Straße Erwähnung. Sie enthielt unter andern einen viereckigen mit 200 Säulen von gleicher Höhe geschmückten Raum (tetrastylum), von denen je funfzig aus giallo antico, cipollino, pavonazetto und rothem Porphyr waren; drei hundert Fuß lange Basiliken, Thermen wie es deren außer Rom nirgend in der Welt gab, und alles Uebrige in demselben Maßstabe und Stil.[5]

Vergleichung der römischen Villen mit englischen Schlössern.

Eine Vergleichung des römischen Palast-, Villen-, Park- und Gartenluxus mit dem gegenwärtigen wäre schon darum schwierig, weil dieser Luxus im Alterthum zum Theil durch ganz andere Ein-

1) Stat. S. I 3.
2) Niebuhr, Vortr. über R. G. III 209.
3) H. A. v. Hadr. c. 26.
4) Th. II² 80, 6. 5) H. A. Gordian. tert. c. 32.

flüsse bedingt und auf ganz andere Dinge gerichtet war als in der heutigen Welt. Am meisten eignen sich vielleicht zu einer solchen Vergleichung die am genauesten beschriebenen Schlösser englischer Großen. Woburn Abbey, ein Schloß der Familie Bedford, bildet „mit seinen Ställen, Reitbahn, Statuen- und Bildergallerie, Gewächshäusern und Gärten eine kleine Stadt," und ist ein „so vollendetes Ganze des raffinirten Luxus," wie es nur eine seit Jahrhunderten darauf gerichtete Kultur hervorbringen konnte. Unter den verschiedenen Gärten besteht z. B. eine unermeßliche Pflanzung nur aus Azalien und Rhododendron; in dem chinesischen Garten zeichnet sich der Milchkeller aus, der als chinesischer Tempel gebaut ist, mit einem Ueberfluß von weißem Marmor und buntem Glase, in der Mitte ein Springbrunnen u. s. w. Das Aviary besteht aus einem sehr großen eingezäunten Platz und hohen Pflanzungen und einer Cottage nebst einem kleinen Teich in der Mitte, die Wohnungen der unzähligen zum Theil ausländischen und seltenen Vögel sind von Eichenzweigen mit Draht umflochten, die Decke gleichfalls von Draht, die Sträucher Immergrün. Der Park hält vier deutsche Meilen, Ashridge Park, der Sitz der Grafen von Bridgewater über drei im Umkreise; den letztern zieren 1000 Stück Wild und unzählige Gruppen von Riesenbäumen; Pleasureground und Gärten sind noch größer als in Cashburypark.[1] Und doch kostet die Unterhaltung von Cashbury Park (Sitz des Grafen Essex) mit prachtvollem Park, Gewächshäusern und Gärten jährlich 10,000 Lstr.[2] Warwick Castle ist „ein Zauberort." Die Gesellschaftszimmer ziehn sich auf beiden Seiten der Halle 340 Fuß in ununterbrochener Reihe hin. Acht bis vierzehn Fuß dicke Mauern bilden in jedem Fenster, welche auch 10—12 Fuß breit sind, ein förmliches Cabinet mit den schönsten und mannigfaltigsten Aussichten.[3] Auch französische und russische Schlösser dürften sich übrigens zur Vergleichung mit den altrömischen Villen eignen. In Alupka, einer Besitzung des Fürsten Woronzow auf der Krimm sah Haxthausen einen Palast, der bis dahin schon 7 Mill. Rubel

---

1) Briefe eines Verstorbenen III 213. 216 ff.
2) Ebdas. III 208 ff.
3) Ebdas. III 223 ff.

gekostet haben sollte, und im Innern noch lange nicht vollendet war.[1]

Der römische Bauluxus vielleicht unerreicht. Die Baulust die Hauptleidenschaft der Reichen und Großen.

Während die Pracht der englischen Schlösser das Produkt einer fortgesetzten Arbeit von Jahrhunderten ist, waren die römischen Paläste der Kaiserzeit sehr junge Bauten, da Rom wie bemerkt erst im letzten Jahrhundert v. Chr. palastartige Gebäude erhielt. Nichtsdestoweniger ist vielleicht der Bauluxus der Zeit von August bis auf Vespasian in keiner andern Zeit erreicht worden. Vieles vereinigte sich damals, um den Luxus gerade auf diesem Gebiet zu einem beispiellosen zu machen. Die im römischen Wesen tief begründete, durch die Weltherrschaft aufs höchste entwickelte Richtung auf das Imposante und Kolossale, die leicht ins Maßlose und Ungeheure ausschweifte, konnte sich in der „Massenhaftigkeit und Weiträumigkeit“ der Gebäude, und nicht bloß der öffentlichen, volles Genüge thun. Mit dem Triebe, die eigene Existenz würdig, glanzvoll und prächtig zu gestalten und darzustellen, verband sich die stolze Lust des Triumphs über scheinbar unübersteigliche Hindernisse und die durch die Sclaverei genährte und gesteigerte Gewohnheit, selbst augenblickliche Launen und Fantasien zu verwirklichen: Tendenzen, die in dem kaiserlichen Allmachtsschwindel gipfelten, aber in minder ungeheuerlichen Formen bei den Reichen und Großen dieser Zeit, die sich als Herren der Erde fühlten und fühlen durften, sehr verbreitet waren. Schon bei Horaz heißt es:[2] wenn ein reicher Mann sein Entzücken an der Küste von Bajä geäußert hat, empfindet auch sogleich der See und das Meer die Leidenschaft des ungeduldigen Bauherrn; wandelt ihn eine neue Laune an, so müssen die Arbeiter morgen ihre Geräthschaften nach Teanum schaffen. Strabo bemerkt, daß die unaufhörlichen Verkäufe von Häusern in Rom fortwährend Veranlassungen zu Um- und Neubauten gaben.[3] Selbstverständlich stürzte die ganz eigentlich zu den nobeln Passionen dieser Zeit gehörende Leidenschaft des Bauens viele in Schulden oder richtete sie völlig zu Grunde. Ein kostbares Haus, sagt Plutarch, macht manchen zum Borger.[4] Cetronius, heißt

1) Haxthausen, a. a. O. II 443.
2) Horat. Epp. I 83—87.
3) Th. I³ 262, 1.
4) Plutarch. cupid. divitiar. c. 2.

es bei Juvenal, hatte die Bausucht (aedificator erat) und ließ bald am gekrümmten Ufer von Gaeta, bald auf der Höhe von Tivoli, bald in den Bergen von Palestrina hochragende Villen erstehn, die mit griechischen und sonst aus der Ferne herbeigeschafften Marmorarten die Tempel der Fortuna und des Hercules überboten. So verminderte er sein Vermögen beträchtlich, immer aber blieb noch viel übrig; doch der verrückte Sohn, der neue Villen aus noch kostbarerem Marmor erbaute, ruinirte sich ganz.[1] Auf die Kleinen, die es im Bauen den Großen gleich zu thun suchten, wenden Horaz[2] und Martial[3] die Fabel von dem Frosch an, der sich zur Größe des Ochsen aufblasen wollte. Bei dem letztern ist der Gerngroß ein Bezirksvorsteher (vici magister), der mit einem Consul wetteifert. Jener besitzt einen Palast 4 Millien vor der Stadt: auch dieser kauft sich 4 Millien vor der Stadt ein Stückchen Land; jener baut elegante Thermen aus buntem Marmor, dieser ein Bad von der Größe eines Kessels; jener hat eine Lorbeerpflanzung auf seinem Gute, dieser sät hundert Kastanien.

Ganz besonders charakteristisch für den damaligen Bauluxus ist das Uebermaß der Verschwendung der kostbarsten farbigen Materiale. Dies war eben nur im Mittelpunkt eines Weltreichs möglich, dem aus den so überaus zahlreichen und mannigfaltigen Steinbrüchen der Mittelmeerländer Säulen, Balken und Blöcke zur See zugeführt werden konnten.

Die röm. Parke und Gärten im Vergleich mit modernen einförmig u. dürftig.

Mag aber die Pracht altrömischer Paläste die der englischen und sonstigen modernen Schlösser überboten haben, so standen dagegen die römischen Gärten und Parke hinter den englischen unzweifelhaft sehr zurück. Schwerlich hatten die erstern den Umfang der letztern, da das antike Naturgefühl sich mehr an gartenartigen künstlich gestalteten Scenen als an großen Landschaftsbildern befriedigte, und jedenfalls der Entstehung einer „Parkomanie" nicht günstig war. Sodann fehlte dem Alterthum der Luxus der Gewächshäuser, und damit die Möglichkeit die Vegetation fremder Zonen und Welttheile im Kleinen zu reproducieren.

---

1) Juv. XIV 86—95.
2) Horat. S. II 3, 307 sqq.
3) Martial. X 79.

Römischer u. moderner Blumenluxus verglichen.

Im Gegensatz zur Buntheit der Palastdekoration mangelte den römischen Gärten gerade die bunte Pracht der modernen Flora. Der Blumenluxus des römischen Alterthums war nicht auf Mannigfaltigkeit der Arten, sondern auf eine zu verschwenderischem Gebrauch verfügbare Fülle einer verhältnißmäßig kleinen Anzahl von Gattungen, besonders Lilien, Rosen und Veilchen gerichtet. Schon in Varros Zeit war die Anlage von Rosen- und Veilchengärten in unmittelbarer Nähe Roms einträglich,[1] und allmälig umgab die Stadt ein immer ausgedehnterer Gartenrayon.[2] Aber auch im weitern Kreise bis nach Campanien und Pästum hin sorgten Blumenanlagen für ihr Bedürfniß. In Senecas Zeit verlangte man Rosen auch im Winter, die dann theils zu Schiff aus Aegypten gebracht, theils eben so wie Lilien unter Glas getrieben wurden.[3] Das neue Europa verdankt einen großen Theil seiner prächtigen Gartenflora der Blumenlust der Türken. Aus Stambul wanderte die Tulpe, der duftende Syringenstrauch, die orientalische Hyacinthe, die Kaiserkrone, die Gartenranunkel über Wien und Venedig in die Gärten des Occidents; aber auch der Kastanienbaum (aesculus hippocastanum), der Kirschlorbeer und die Mimosa oder Acacia Farnesiana. Die Nelke verbreitete sich in der Renaissancezeit aus Italien über die Alpen. Dann begann mit der Entdeckung von Amerika eine neue sehr viel massenhaftere Einführung von Blumen und Ziergewächsen: wie der wilde Wein, die peruanische Capucinerkresse, die lombardische oder Pyramidalpappel, die amerikanische Platane, die nordamerikanische Akazie, die Bignonia Catalpa, der Tulpenbaum, jenseits der Alpen die Magnolie, der Pfefferbaum u. s. w. Der Opuntienkaktus und die Aloe „haben den Typus der mediterranen Landschaft, die längst vom Orient her ihr strenges, stilles Colorit erhalten hatte, durch ein völlig einstimmendes Element wesentlich ergänzt."[4] Auch die so überaus große, durch Kunst ins Unendliche gesteigerte Vermehrung

1) Varro R. R. I 16, 3.

2) Rodbertus, z. Gesch. d. agrar. Entwicklung Roms in Hildebrands Jahrb. f. Nationalökonomie 1864 S. 216.

3) Hehn, a. a. O. 169.

4) Hehn, 382—385.

der Gattungen und Arten hat einen dem Alterthum völlig unbekannten Luxus ins Leben gerufen, und die von Liebhabern für gesuchte oder seltene Blumen in neuern Zeiten gezahlten Preise (z. B. 70,000 Fr. 1838 für ein Georginenbeet in Frankreich, 100 Lstr. 1839 für eine vorzügliche Varietät in England)[1] können nur mit den im Alterthum für Seltenheiten und Gegenstände der Liebhaberei gezahlten Preisen verglichen werden.

4. Der Luxus der häuslichen Einrichtung.

Charakter des Luxus der häuslichen Einrichtung im römischen Alterthum.

Die Ausstattung der Wohnungen war im Alterthum (und ist zum Theil noch im Süden) von der gegenwärtig in Nord- und Mitteleuropa gewöhnlichen wesentlich verschieden, sie stand zwischen dieser und der orientalischen in der Mitte. Sie war nicht auf behaglichen Aufenthalt, nicht auf Comfort berechnet (den der Süden ebenso wenig kennt, als seine Sprachen ein Wort dafür besitzen), sondern auf möglichst imposante und glanzvolle Darstellung der Würde des Besitzers. Waren schon die eigentlichen (am Tage wenig benutzten) Wohnräume nach unsern Begriffen mit Hausrath und Mobilien nur spärlich ausgestattet,[2] so enthielten vollends die hohen weiten zum Empfang bestimmten Räume, die sich Morgens dem Schwarm der Besucher, gegen Abend den zur Mahlzeit geladenen Gästen öffneten, verhältnißmäßig wenige, dafür aber um so kostbarere und gediegnere, ausschließlich oder vorzugsweise zur Dekoration bestimmte Prachtstücke: als Tische mit Citrusplatten auf Elfenbeinfüßen, Ruhebetten mit Schildpatt ausgelegt oder reich mit Gold und Silber verziert und mit babylonischen Teppichen behängt, Prachtvasen aus korinthischer Bronze und Murrha, äginetische Kandelaber, Schenktische mit alten Silberarbeiten, Statuen und Gemälde berühmter Künstler.

Von mehreren der beliebtesten Luxusmöbel und Geräthe werden Preise angegeben, die durchweg sehr hoch, zum Theil enorm sind.

1) Volz, Beitr. zur Kulturgesch. 505.
2) Vgl. Marquardt, Hdb. V 2, 314 u. 317.

Die enormen Preise von Luxusmöbles und -geräthen —

Aeginetische Kandelaber wurden mit 25,000 S. (1812 Thlr.) und zuweilen selbst der doppelten Summe bezahlt.[1] Gefäße aus Murrha, einem schon den Alten räthselhaften, orientalischen, dem Golde gleich geachteten Material (wahrscheinlich Flußspath), die zuerst Pompejus nach dem Siege über Mithridat nach Rom brachte, gab es im Privatbesitz bis zum Preise von 300,000 S. (21,750 Thlr.), Nero ließ daraus eine Schaale machen, die eine Million kostete.[2] Mit diesen Preisen dürften sich allenfalls die des Porcellans im vorigen Jahrhundert vergleichen lassen; Graf Brühl soll ein Service für eine Million besessen haben.[3] Auch für Bergkrystalle hegten in Rom manche eine unsinnige Leidenschaft; Plinius erzählt, vor wenigen Jahren habe eine nicht reiche Frau eine Schöpfkelle daraus für 150,000 S. (10,876 Thlr.) gekauft.[4] Unter Nero wurden zwei auf eine neu erfundene Art verfertigte, nicht große künstliche Trinkgläser zu 6000 S. (435 Thlr.) verkauft.[5] Die Leidenschaft für kunstvolle Silberarbeiten war schon seit dem zweiten Jahrhundert vor Christus in Rom verbreitet. Schon der Redner L. Crässus (Consul 95) besaß Gefäße, bei denen das Pfund auf 6000 S. zu stehen kam, so daß der Preis der Façon achtzehnfach den Werth der Masse überstieg;[6] 5000 S. auf das Pfund scheint in Martials Zeit ein hoher Preis gewesen zu sein.[7] Doch wurden angebliche oder wirkliche Arbeiten berühmter Künstler meist höher bezahlt.[8] Babylonische gestickte Teppiche zur Bedeckung der Ruhebetten in einem Speisaal waren schon

---

1) Falls, wie man wol annehmen darf, das Gehalt eines Tribunen schon damals sich auf diese Summe belief (Th. I³ S. 215, 7). Plin. H. N. XXXIV 11: nec pudet tribunorum militarium salariis emere.

2) Plin. H. N. XXXVII 18 sq.

3) Vehse, 33, 326.

4) Plin. ib. 29 (alius et in his furor).

5) Ib. XXVI 195.

6) Ib. XXXIII 147 (nec copia argenti tantum furit vita, sed valdius paene manipretiis). Bei englischen Silberarbeiten übersteigt der Werth der Façon oft zehnfach den Werth der Masse. Briefe eines Verstorbenen 4, 322.

7) Martial. III 62, 4: libra quod argenti milia quinque rapit.

8) Plin. l. l. In Martials Zeit wurde grade mit solchen viel Luxus getrieben.

im zweiten Jahrhundert v. Chr. für 800,000 S. (damals 46,776 Thlr.) verkauft werden, Nero besaß solche, die 4 Mill. (damals 290,028 Thlr.) gekostet hatten.[1] Doch am weitesten ging die „Raserei“ für Citrustische, die den Männern von den Frauen entgegen gehalten wurde, denen jene ihre Verschwendung für Perlen zum Vorwurf machten. Schön gemaserte große Scheiben vom Stamme des Citrus, einer am Atlas wachsenden Thujaart, wurden mit unsinnigen Preisen bezahlt, da die Stämme selten die für Tischplatten erforderliche Dicke erreichten; es gab deren aber bis zu 4 Fuß Durchmesser. Cicero besaß einen noch in Plinius Zeit existirenden Citrustisch für 500,000 S. (damals 29,235 Thlr.), was Plinius wegen des Geistes jener Zeit noch auffälliger findet, als wegen ihrer relativen Armuth. Es gab später noch theurere, bis zum Preise von 1,400,000 S. (101,510 Thlr.); Seneca soll 500 Citrustische besessen haben.[2]

Daß alle diese Preise keine Durchschnittspreise sind, sondern ungewöhnlich hohe, ist selbstverständlich; als solche und ihrer Merkwürdigkeit halber werden sie ja gerade berichtet; sie können daher auch nur mit den höchsten Preisen von Luxusgeräthen und -meubles, die aus andern Zeiten bekannt sind, verglichen werden. Bedarf es noch eines Beweises, daß die Durchschnittspreise der zur häuslichen Einrichtung gehörigen Luxusartikel erheblich niedriger waren, so liefert auch diesen ein Gedicht Martials.[3] Er schildert Jemanden, der damit groß thut, daß alles, was er besitzt, von ausgezeichneter Güte und theuer bezahlt ist. Er kauft Sclaven zu hundert und zweihunderttausend Sesterzen, trinkt uralten Wein, hat Silberarbeiten, von denen das Pfund auf fünftausend S. zu stehen kommt, eine vergoldete Karrosse von dem Werthe eines Grundstücks, ein Maulthier, das mit dem Preise eines Hauses bezahlt ist: und seine ganze, nicht umfangreiche häusliche Einrichtung kostet ihn eine Million. Diese Summe galt also damals als hinreichend um ein Haus (vielleicht einen Palast) glänzend auszustatten.

waren ungewöhnlich hohe, die Durchschnittspreise viel niedriger.

1) Plin. ib. VIII 196. Vgl. Marquardt V 2, 146 ff. Eine nach Carlo Dolce mit der Nadel genähte Tapete mit 3000 Guineen bezahlt: Briefe eines Verstorbenen IV 125.

2) Ib. XIII 91. Marquardt, Hdb. V 2, 314.

3) Martial. III 62.

Die sehr hohen Preise meist Affectionspreise.

Aber die von Plinius mitgetheilten Preise sind nicht bloß ungewöhnlich hohe, es sind größtentheils auch sogenannte Affectionspreise, d. h. solche, die nur für Gegenstände einer besonderen Liebhaberei oder, wie Plinius wiederholt sagt, Raserei, gezahlt werden. In der That steigern sich ja derartige Modeleidenschaften nicht selten zum Unsinn, und äußern sich in krankhaften Erscheinungen. Plinius berichtet von dem Consularen Annius, bei dem die Leidenschaft für Murrhagefäße zur Sammelwuth ausartete, daß er den Rand eines großen fast 3 sextarii (1,434 Quart pr.) fassenden, mit 700,000 S. (50,750 Thlr.) bezahlten murrhinischen Kelchs aus Liebe angenagt habe, in Folge dessen sei dieser noch sehr im Preise gestiegen.[1] Auch in neuern Zeiten sind für Seltenheiten, die „durch die Raserei einiger weniger kostbar waren" (wie Seneca von den Korinthischen Bronzen sagt),[2] von Liebhabern, namentlich englischen, ungeheure Preise gezahlt worden: z. B. 600 Lstr. für einen Heller aus der Zeit Heinrichs VII.,[3] 2260 Lstr. (im J. 1812) für einen Decameron[4] u. dergl. Doch scheint allerdings die Höhe der Affectionspreise in der römischen Kaiserzeit niemals wieder, selbst annähernd erreicht zu sein: wie es denn überhaupt auf diesem wie auf andern Gebieten gerade vereinzelte Extravaganzen sind, in denen jene Zeit alle andern überboten hat.

Vergleichung des römischen Luxus der häusl. Einrichtung mit dem modernen.

Was dagegen den Luxus der Ausstattung der Wohnungen betrifft, so dürfte die größere Kostbarkeit verhältnißmäßig weniger Prachtstücke in den römischen Palästen durch die ungleich größere Menge und Mannichfaltigkeit der Luxusgeräthe und -meubles in modernen mehr als aufgewogen werden: um so mehr als die Kostbarkeit auch dieser nicht selten eine sehr große, zum Theil enorme war und noch ist. Der Kurfürst Max Emanuel II. von Baiern z. B. zahlte (im Anfang des 18. Jahrhunderts) 60—100,000 Thlr. für einen Kamin und zwei Tische im Rococostil aus Paris;[5] die Meubles in dem für die Gräfin Kosel eingerichteten Lustschloß Pillnitz kosteten 200,000

1) Plin. H. N. XXXVII 19.
2) Seneca. brev. vit. 12, 2.
3) Roscher, Grundlagen § 100, 7.
4) Vehse, G. d. H. 21, 148.
5) Keyßler, Reise I 60.

Thlr.[1] u. s. w. Der Werth der Einrichtung von Northumberlandhouse wird auf mehrere hunderttausend Lstr. veranschlagt. In den Zimmern von Warwick Castle glaubt man sich „völlig in versunkene Jahrhunderte versetzt." Fast alles ist dort „alt, prächtig und originell." Man sieht „die seltsamsten und reichsten Zeuge, die man jetzt gar nicht mehr auszuführen im Stande sein möchte, in einer Mischung von Seide, Sammt, Gold und Silber, alles durch einander gewirkt. Die Meubles bestehen fast ganz aus alter, außerordentlich reicher Vergoldung, geschnitztem braunen Nuß- und Eichenholz oder jenen alten französischen mit Messing ausgelegten Schränken und Kommoden. Auch sind viele herrliche Exemplare von Mosaik wie von ausgelegten kostbaren Hölzern vorhanden. Die Kunstschätze sind unzählbar und die Gemälde fast alle von den größten Meistern."[2] Diese und ähnliche Beschreibungen englischer Schlösser erinnern daran, daß die römische Kaiserzeit (trotz aller Liebhabereien für Alterthümer) auch den Luxus der Durchführung bestimmter historischer Stile in der Zimmereinrichtung durch Vereinigung von gleichzeitigen Meubles und Geräthen oder künstlerischer Nachbildung derselben allem Anschein nach nicht gekannt hat.

Eine besondere Betrachtung verdient der Luxus des Silbergeschirrs. Goldnes Geschirr, in neuern Zeiten wol niemals sehr selten,[3] kann in Rom seit der Zeit Tibers (der seinen Gebrauch bei Privatpersonen auf Opferhandlungen einschränkte) bis auf Aurelian (der diese Beschränkung aufhob),[4] Ausnahmen abgerechnet, nur auf kaiserlichen Tafeln vorgekommen sein.[5] Mit Silbergeschirr dagegen wurde großer Luxus getrieben:[6] auch abgesehn von dem schon er- Luxus des Silbergeschirrs

1) Vehse, 32, 152. Vgl. über die Einrichtung des Palastes Esterhazy 42, 165; die Kostbarkeiten des Kurfürsten von Köln Clemens August 45, 319.

2) Briefe eines Verstorbenen III 229 f.

3) Goldenes Service des Herzogs von Newcastle: Vehse, 22, 280.

4) Th. I³ 158, 4 u. 5.

5) Marquardt, V 2, 288, 7.

6) Ders. das. 286 ff. Plin. H. N. XXXIII 139 ff.

wähnten Luxus der alten Silbergefäße, deren Hauptwerth in ihrem Alter und der Kunst der Arbeit (Cälatur) bestand, und die vorzugsweise als Prunkstücke dienten.[1] In alten Zeiten war Silbergeschirr in Rom so selten gewesen, daß einmal die karthagischen Gesandten bei jeder Mahlzeit, zu der sie geladen wurden, dasselbe von Haus zu Haus geliehene fanden: eine lange Reihe von Erwerbungen und Eroberungen machte es allmälig allgemein. Die Eroberung Spaniens, des Peru der alten Welt (206), brachte unter andern die Silbergruben bei Neu-Karthago in den Besitz des Staats, in denen (nach Polybius) 40,000 Menschen arbeiteten, und die einen täglichen Reingewinn von 25,000 Drachmen (etwa 6500 Thlr.) abwarfen.[2] Dann häuften die Feldzüge in Syrien und Macedonien, die Eroberung von Karthago und Korinth, der Heimfall der Provinz Asien, die Eroberung der Provence, endlich die Kriege gegen Mithridates ungeheure Massen von Edelmetall in Rom.[3] Ist auch die in Folge der Entdeckung von Amerika erfolgte Einfuhr desselben (durch welche die sich bis dahin in Europa auf 34 Mill. Lstr. belaufende Masse am Schlusse des 16. Jahrhunderts auf 130 Mill., am Schlusse des 17. Jahrhunderts auf 297 Mill. gestiegen sein soll)[4] ohne Vergleich größer gewesen: so war dagegen im römischen Alterthum die Anhäufung des Edelmetalls auf ein kleineres Gebiet beschränkt, und konnte darum ähnliche Wirkungen hervorbringen, wie jene in den Jahrhunderten vom 16. zum 18. Im 16. Jahrhundert erwähnt Guicciardini das massive Silbergeschirr der Bürger in Flandern, und beklagt Holinshed die Einführung silberner Löffel in England.[5] Im 17. Jahrhundert nahm die Verwendung des Edelmetalls zu Verzierungen und Geräthschaften sehr zu. Die Civil- und Militärtrachten wurden mit Gold- und Silberborten und Stickereien verschwenderisch ausgestattet. Man sah bei Adligen und bei reichen Bürgern Spiegel und Gemälde in

— in den letzten Jahrhunderten der Republik durch Anhäufung von Edelmetall sehr gesteigert.

Steigerung des Silberluxus seit der Entdeckung von Amerika.

1) Marquardt, V 2, 271 ff.

2) Strabo, III 2 p. 147—149. Vgl. Marquardt, V 2, 264, 2438.

3) Marquardt, Hdb. III 1, 160 f.

4) Jacob, Production u. Consumtion d. Edelmetalle, übers. v. Kleinschrod II 47 u. 87.

5) Jacob a. a. O. II 44.

silbernen Rahmen, auch Tische wenn nicht von massivem Silber, doch mit Silberblech bedeckt.[1] In England scheint die Manufaktur von Silbergeschirr unter Königin Anna einen plötzlichen Aufschwung genommen zu haben, worauf der vermehrte Gebrauch des Thees großen Einfluß übte. In der Zeit von 1765—1780 nahm der Gebrauch von silbernen Theemaschinen, Terrinen, Thee- und Kaffeekannen, Präsentirtellern und Weinkühlflaschen sehr zu; silberne Teller und Deckel verbreiteten sich bis in die untersten Klassen, Uhren bis zu den Aermsten, und die Vergoldungen der innern Wohnungsräume absorbirten bereits viel Gold.[2] Auch in Frankreich war der Silberverbrauch für Kleidung, häusliche Einrichtung und Luxusartikel schon im Anfange des 18. Jahrhunderts sehr bedeutend: zu den häufig in Silber gearbeiteten Gegenständen gehörten u. a. Wasserkrüge, Lichtputzen, Salzfässer, Kohlenbecken, Schnallen, Degenkuppeln, Schwerterhafte, Stichblätter u. s. w.[3] In den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts befanden sich in England wahrscheinlich 10,000 Familien, deren jede von Artikeln verschiedener Art in Gold und Silber einen Werth (bloß nach dem Metallgewicht) von 500 Lstr., und ungefähr 150,000 Familien, deren jede für 100 Lstr. (Anschaffungskosten) Luxusartikel aus Gold und Silber besaß; kleine Artikel solcher Art als Ohrringe, Löffel und dgl. besaßen auch die ärmsten Tagelöhnerfamilien.[4]

In welchem Verhältniß der Silberluxus in Rom seit dem Ende des zweiten Jahrhunderts v. Chr. zu dem des modernen Europa stand, wird nach den ungenügenden und vereinzelten Angaben, die wir besitzen, schwerlich mit einiger Sicherheit beurtheilt werden können. Wenn es schon vor den sullanischen Kriegen in Rom über 100 Schüsseln von je 100 Pfund (röm. = 65,49 Zollpfund) gab, deren manche ihren Eigenthümern die Proscription zuzogen; und wenn ein Sclav des Claudius, Rotundus, Dispensator im diesseitigen Spanien, eine Silberschüssel von 500, mehrere seiner Begleiter solche von 250 Pfund (röm.) besaßen: so hat man hier vielleicht eine diesen Zeiten eigenthümliche Art des Luxus zu erkennen, der Mode und Eitelkeit eine ungewöhnliche Verbreitung gab: wie z. B. in Paris im 13. Jahr-

Die großen Silberschüsseln der Römer —

1) Ders. II 84. 2) II 137 ff. 3) II 135. 4) II 245 f.

hundert mit Prachtgefäßen (aus Gold, Silber, Krystall, mit Edelsteinen besetzt oder emaillirt), „in deren Fertigung die mittelalterliche Goldschmiedekunst ihres Gleichen suchte," großer Luxus getrieben wurde, während die Zimmer sehr dürftig meublirt waren. „Der größte Theil des Vermögens wurde in Gold und Edelsteinen angelegt — Fürsten und Grafen häuften in Frankreich Goldmassen auf, die oft an die angestaunten orientalischen Reichthümer erinnern."[1] Vermuthlich wirkte aber hier, und so vielleicht auch bei dem Silberluxus des römischen Alterthums die Absicht mit ein, sich einen Reservefond oder einen stets bereiten, für den Nothfall leicht fortzuschaffenden Schatz zu sichern, was auch die römische Sitte der Eingravirung genauer Gewichtsangaben vermuthen läßt.[2]

Dienten vielleicht zugleich als leicht transportabler Reservefond.

Einen Begriff von der Größe des Silberluxus in der frühern Kaiserzeit gibt die Nachricht des Plinius, daß Pompejus Paullinus (Schwiegervater des Seneca) als Befehlshaber der Armee im untern Germanien (im J. 58) 12,000 Pfd. Silber (also gegen 8000 Zollpfund) mit sich geführt habe.[3] Ein so großer Vorrath mag selten gewesen sein, doch ganz kürzlich (im J. 1868) hat der Silberfund in Hildesheim (im Ganzen etwa 60 Stück) daran erinnert, wie reich die Tafeln römischer Feldherrn, Beamten, Officiere und Kaufleute auch in Germanien mit Silbergeschirr besetzt waren, wovon natürlich Manches als Kriegsbeute oder sonst in die Hände der rechtsrheinischen Deutschen kam. Die übrigen Angaben des Plinius sind wenig geeignet, bestimmte Vorstellungen gewinnen zu lassen, zum Theil weil sie zu hyperbolisch sind, z. B. daß Frauen andere Badewannen als silberne verschmähten.

Verbreitung des Silberluxus in den mittlern und untern Ständen.

Er bestätigt aber auch, daß der Gebrauch des Silbers bis zu einem gewissen Grade in den mittlern und untern Ständen verbreitet war. Soldaten hatten Silberbeschlag an Schwertgriffen und Gürteln, silberne Kettchen an den Schwertscheiden, Frauen aus dem Volke trugen silberne Spangen an den Füßen,[4] und selbst Sclavinnen besaßen silberne Hand-

---

1) Springer, Paris S. 28 f.

2) Intpp. ad Petron. c. 31. 33. 59. 67. Wieseler, Hildesheimer Silberfund 10 f.

3) Plin. XXXIII 143; vgl. Nipperdey zu Tac. A. XIII 53.

4) Petron. c. 67. Trimalchios Frau Fortunata trägt compedes von 6½ Pfund, doch wol silberne.

spiegel.[1] Die Ausgrabungen von Pompeji, wo die nur oberflächliche Verschüttung den Bewohnern doch die Wiederauffindung und Fortschaffung des Kostbarsten gestattete, sollen schon bis 1837 über 100 Silbergefäße ergeben haben,[2] und den Luxus dieser Mittelstadt dürfen wir als einen wenigstens in den Städten Italiens allgemeinen voraussetzen.

5. Der Sclavenluxus.

Der Sclavenluxus durch die Massenhaftigkeit des Sclavenimports und die Einträglichkeit des Sclavenbesitzes gefordert.

Die Anfänge des Sclavenluxus fallen mit dem Aufschwunge des Sclavenhandels in Folge der Eroberungen von Karthago und Korinth zusammen, die zugleich große Reichthümer und große Massen von Gefangenen nach Rom führten.[3] Die große Vermehrung des Sclavenbesitzes führte mit Nothwendigkeit zum Sclavenluxus: der Verkauf des Ueberschusses der Sclavenfamilien, die sich um so schneller vermehrten je zahlreicher sie waren, und der Ertrag der Nutzungssclaven, deren Kaufpreise nicht hoch und deren Unterhaltung sehr wohlfeil war, gewährte zur Bestreitung dieses Luxus reichliche Mittel. Der Ertrag der Sclavenarbeit war ein sehr viel größerer als in neuern Zeiten, weil die Sclaven Geschäfte, Handwerke und Künste aller Art theils im Dienste und für Rechnung ihrer Herrn betrieben, theils von ihnen an andre zu denselben Zwecken vortheilhaft vermiethet wurden: so daß in der That der größte Theil von dem, was im jetzigen Europa durch freie Arbeit geleistet wird, im römischen Alterthum von Sclaven gethan wurde. Die Sclaverei war es auch, die jenen in der modernen Welt undenkbaren Kunstluxus möglich machte, von dem später zu reden sein wird.

Der Sclavenluxus bestand theils in der Unterhaltung nutzloser Sclaven zu Luxuszwecken theils (da sich der Luxus vorzugsweise auf

1) Plin. H. N. XXXIV 160.

2) Becker, Gallus II³ 322.

3) Strabo XIV p. 668: *πλούσιοι γενόμενοι Ῥωμαῖοι μετὰ τὴν Καρχηδόνος καὶ Κορίνθου κατασκευὴν οἰκετείαις ἐχρῶντο πολλαῖς.*

Verschwendung der Arbeitskraft durch übertriebene Arbeitstheilung — die wohlfeilsten Waaren wirft)[1] in der Verschwendung der Arbeitskraft, namentlich durch eine bis zum Uebermaß getriebene Arbeitstheilung, wobei auch die geringfügigsten Dienste durch besondere Sclaven versehen wurden. In dieser Beziehung glichen die römischen großen Haushaltungen denen aller Länder, in denen die Arbeitskraft fast werthlos ist, namentlich denen des frühern Rußland. Zu Anfang dieses Jahrhunderts hatten manche Paläste in Moskau bis 1000 Bediente und darüber, die so schwach beschäftigt waren, daß einer vielleicht nur das Mittagstrinkwasser, ein anderer nur das Abendtrinkwasser zu holen hatte.[2] Auch in dem heutigen Bukarest, wo man bei einer Bevölkerung von etwa 100,000 Seelen 30,000 Dienstleute zählt, wimmeln die Häuser von Domestiken. Jeder Diener hat eine engbegrenzte Sphäre von Pflichten, und jede Bojarenfamilie von einigem Anspruch ihre Wäscherinnen, Bleicherinnen, Plätterinnen, ihre Badefrauen, Haarkräuslerinnen, Kammermädchen und Kinderwärterinnen, und ihren Schwarm von Lakaien, Köchen, Küchenjungen, Läufern, Kutschern, Pferdewärtern, Jägern u. s. w.[3] In den Inschriften der gemeinsamen Begräbnißstätten von Sclaven und Freigelassenen großer römischer Häuser kommen z. B. vor: Fackelträger, Laternenträger, Obersänftenträger, Begleiter auf der Straße, Verschließer der Kleider zum Ausgehen[4] — die Besetzung dieser einen Abtheilung des Diensts für die Ausgänge der Herrschaft gibt einen Begriff von der der übrigen. — und in Folge des Mangels an Maschinen u. Instrumenten. Die Verschwendung der Arbeitskraft wurde auch dadurch befördert, daß manches, was jetzt durch Maschinen oder Instrumente geschieht, damals durch Menschen geleistet wurde: so hatte man statt der Uhren Sclaven, die stets die Tageszeit anzugeben wußten.[5]

Die Arbeit so viel als möglich von den Herrn auf die Sclaven abgewälzt. Sodann suchte man so viel als möglich sich von persönlichen Anstrengungen und Bemühungen, auch geistigen, durch Uebertragung auf Sclaven zu befreien. „Das römische Haus war eine Maschine,

1) Roscher, a. a. O. S. 414.

2) Haxthausen, Studien üb. Rußland I 59.

3) Land und Leute in Rumänien, Pr. Jahrb. 1866 Juli S. 65. Wallon hist. de l'esclavage II 150: Nos colonies, toute proportion gardée, nous donnent une image de cette multitude d'esclaves dans le service intérieur.

4) Henzen-Orelli III Index p. 180 f.

5) Becker, Gallus II³ 362.

in der dem Herrn auch die geistigen Kräfte seiner Sclaven und Freigelassenen zuwuchsen; ein Herr, der diese zu regieren verstand, arbeitete gleichsam mit unzähligen Geistern."[1] Nicht nur diktierte man Secretären und Stenographen und ließ sich vorlesen, man hatte auch wahrscheinlich sehr häufig „Studiensclaven," die für ihren Herrn lasen, Notizen, Auszüge, Vorarbeiten und Untersuchungen aller Art machten. Bezeugt ist dies allerdings nur von den Kaisern,[2] doch bei dem großen Werth, der auf litterarische Bildung und Beschäftigung gelegt wurde, darf man annehmen, daß diese Abtheilung in den Sclavenfamilien vornehmer Haushaltungen gewöhnlich nicht fehlte. Nur so läßt sich z. B. die gewaltige schriftstellerische Thätigkeit des ältern Plinius bei einem durch geschäftsvolle Aemter scheinbar ganz ausgefüllten Leben begreifen, und namentlich zu seiner Naturgeschichte sind die massenhaften und vielartigen Vorarbeiten gewiß größtentheils, wo nicht durchweg von Sclaven und Freigelassenen gemacht worden. Und wenn Quintilian sagt, daß Seneca von denen, die in seinem Auftrage Untersuchungen anstellten, öfter durch falsche Angaben betrogen worden sei,[3] so ist auch hier gewiß an Sclaven und Freigelassene zu denken. Das Streben so wenig als möglich selbst zu thun, ja zu denken wurde bis zur Lächerlichkeit übertrieben. Man wälzte nicht bloß die Mühe des Behaltens der Namen von Clienten und Anhängern auf das Gedächtniß der Namenclatoren ab: es gab auch Leute, die sich von Sclaven erinnern ließen, um welche Zeit sie ins Bad, wann zur Tafel gehn sollten. Sie sind, sagt Seneca, so völlig erschlafft, daß es sie zu viel Anstrengung kostet sich bewußt zu werden ob sie Hunger haben. Einer von diesen Weichlingen hatte, als er aus dem Bade gehoben und in einen Ruhesessel niedergelassen worden war, gefragt: Sitze ich schon?[4] Hundert Jahre später berichtet Lucian mit Erstaunen und Widerwillen, daß es bei den Vornehmen in Rom Sitte war sich auf der Straße von vorausgehenden Sclaven benachrichtigen zu lassen, wenn irgend eine Unebenheit oder ein Anstoß zu vermeiden war, wenn der Weg eine Anhöhe hinauf

Studiensclaven.

Uebertreibungen und Lächerlichkeiten.

1) Mommsen, R. G. III² 469.
2) Th. I³ 94 A.
3) Quintilian. X 128.
4) Seneca brev. vit. 12, 6.

oder einen Abhang hinabführte: „sie lassen sich erinnern, daß sie gehn, und wie Blinde behandeln." Die ihnen Nahenden mußten zufrieden sein, wenn sie stumm angeblickt und statt von dem Herrn von jemand aus dem Gefolge angeredet wurden.[1] So konnte man auf den Gedanken kommen, selbst den Mangel eigner Bildung durch die Bildung von Sclaven zu ersetzen. Seneca erzählt, daß ein reicher Mann, den er noch gekannt hatte, Calvisius Sabinus, für unterrichtet zu gelten wünschte, obwol er ganz ungebildet und ohne Gedächtniß war. Er ließ nun einen seiner Sclaven den ganzen Homer auswendig lernen, einen andern den Hesiod, andre die neun lyrischen Dichter: diese Sclaven mußten bei seinen Gastmählern hinter ihm stehn und ihm Verse angeben, die er in der Unterhaltung passend anbringen konnte. Jeder kam ihm auf 100,000 Sest. zu stehn: „ebenso viele Bücherkisten," sagte einer seiner Parasiten, „würden dich weniger gekostet haben." Derselbe Spötter forderte ihn auf zu ringen, obwohl er im höchsten Grade krank und hinfällig war. Wie ist das möglich? fragte jener, ich lebe ja kaum! Sage das nicht! war die Antwort. Vergißt du denn, daß du so viele riesenstarke Sclaven hast?[2]

Luxussclaven. Die eigentlichen Luxussclaven wurden besonders bei großen Gastmählern zur Schau gestellt, wo sie nicht nur die Gäste bedienen, sondern auch ihnen zur Augenweide und Unterhaltung dienen sollten. Sie waren nach Farbe, Raçe und Alter in Schaaren abgetheilt, in welchen keiner durch einen stärkern Flaum am Kinn, durch krauseres oder gelockteres Haar von den übrigen abstechen durfte. Schöne Knaben, „die Blüthe Kleinasiens," mit 100,000 oder gar 200,000 Sest. bezahlt, dienten als Mundschenken,[3] man liebte es an ihren Haaren die Hände abzutrocknen.[4] Dagegen wurden Knaben aus Alexandrien verschrieben, weil die Bewohner dieser Stadt durch schlagfertigen und beißenden Witz berühmt waren: zu boshaften Antworten förmlich abgerichtet, hatten sie das Recht ihren Spott voll frühreifer Verdorbenheit nicht bloß gegen den Hausherrn sondern auch gegen

1) Lucian. Nigrin. 34.
2) Seneca epp. 27, 5—8.
3) Marquardt, Hdb. d. R. A. V A. 891, 1053 u. 1108—1110.
4) Petron. 27.

seine Gäste zu richten.[1] Frauen ließen kleine Kinder nackt um sich spielen und sich durch ihr unschuldiges Geschwätz unterhalten.[2] Doch wurden auch, wie an den Höfen früherer Jahrhunderte,[3] Zwerge, Riesen und Riesinnen, „ächte" Cretins, angeblich Hermaphroditen und andre Abnormitäten und Mißgeburten gehalten und vorgeführt; es gab selbst in Rom einen „Markt der Naturwunder," auf dem „wadenlose, kurzarmige, dreiäugige, spitzköpfige" Menschen zu kaufen waren; die Zwerggestalt wurde durch künstliche Vorrichtungen hervorgebracht und zahlreiche groteske Bronzefigürchen aus jener Zeit, die die verschiedensten Verkrüpplungen und Verkrümmungen darstellen, bezeugen die Verbreitung einer so scheußlichen Liebhaberei.[4]

Zwerge, Riesen, Mißgeburten.

Schluß.

Was uns an dem römischen Sclavenluxus hauptsächlich empört, ist nicht das Uebermaß der Verschwendung und Ueppigkeit, sondern die frevelnde Nichtachtung der Menschenwürde: also nicht eine der Seiten des damaligen Luxus, sondern eine der jederzeit und überall eintretenden Folgen der Sclaverei. Mit Ausnahme des Sclavenluxus, für den die jetzige Welt zum Glück wenig Analogien mehr bietet, ergeben die Vergleichungen des antiken und modernen Luxus selten, daß der erstere den letztern überbot, weit öfter das Gegentheil. Dies Resultat kann nicht überraschen, wenn man erwägt, daß die zur Entwicklung des Luxus erforderlichen Bedingungen im Alterthum fast auf allen Gebieten in ungleich geringerm Grade vorhanden waren als in der Gegenwart. Man vergißt nur zu leicht, nicht bloß wie klein die Welt der Alten im Vergleich zu der jetzigen, sondern auch um wie viel ärmer sie war, um wie viel weniger damals die Erde

Grund der relativ geringen Entwicklung des röm. Luxus –

die relative Kleinheit und Armuth der antiken Welt.

1) Seneca ad Seren. 11, 3. Stat. Silv. V 5, 66.

2) Marquardt a. a. O. A. 936.

3) Roscher a. a. O. S. 455. Vgl. z. B. über die Zwerge und Riesen Augusts des Starken Vehse, G. d. H. 33, 141. Lady Montague schreibt 1717 (letter 21): All the (German) princes keep favourite dwarfs.

4) Marquardt, A. 933–935. Th. 1 S. 39.

den Menschen bot. Das römische Reich hatte noch nicht zwei Dritttheile des Flächeninhalts von Europa, und von der übrigen Welt war nur ein geringer Theil zugänglich. Die Länder des Ostens, wie überhaupt die barbarischen Länder, gaben an das römische Reich nur einen kleinen Theil ihrer kostbaren Erzeugnisse ab. In einem großen Theil seiner Provinzen hatte die Cultur erst begonnen, ihre Produktionskraft war noch wenig entwickelt, und stand auch in den am höchsten cultivirten in vielen Beziehungen weit hinter der heutigen zurück. Die Ausbeutung der Natur für die Zwecke des Menschen, die künstliche Entwicklung und Steigerung ihrer Kräfte war trotz großer Fortschritte verhältnißmäßig noch unvollkommen. Die wichtigsten Erfindungen waren noch nicht gemacht, tausend Quellen zur Erhöhung des Lebensgenusses noch unentdeckt oder noch nicht zugänglich. Der Verkehr der Länder, der gegenseitige Austausch ihres Ueberflusses, trotz der kolossalen mit Recht bewunderten Anstrengungen des Römerthums für diese Zwecke kam doch nicht entfernt dem heutigen gleich, und Handel und Industrie waren in vielen Beziehungen noch in der Kindheit. Dieselben Genüsse zu schaffen, mit Ausnahme derer, welche die Natur mit reicher Hand spendete — erforderte darum damals fast überall größere Mittel, größere Anstrengungen und Anstalten als heute.

Daher der Maßstab der Alten für den Luxus kleiner.

Die relative Kleinheit und Armuth der römischen Welt bewirkte mit Nothwendigkeit, daß der Maßstab der Alten für eine große Anzahl von Erscheinungen ein andrer, geringerer war als der unsre: was ihnen kolossal, enorm erschien, ist es nicht immer auch für uns. Selbst die Riesenstadt Rom, die Hauptstadt der Welt erreichte an Größe nicht das heutige Paris, und stand weit hinter dem heutigen London zurück, von dessen Bevölkerung sie schwerlich selbst in ihrer glänzendsten Zeit mehr als die Hälfte gehabt hat. Daß aber der Luxus Roms den Zeitgenossen größer erschien als er der heutigen Welt erscheinen würde, dazu trug außer der Verschiedenheit des Maßstabes und außer jener durch die größere Naturgemäßheit des antiken Lebens bedingten Verschiedenheit der Auffassung noch der Umstand bei, daß, wie es scheint, der höchste Grad des Luxus viel ausschließlicher auf Rom beschränkt war als er es jetzt auf die größten und reichsten Städte ist. Je mehr der Luxus Roms in der damaligen Welt im

Der größte Luxus wesentlich auf Rom beschränkt.

vollen Sinne des Worts beispiellos war, um so eher konnte er auch unermeßlich und ungeheuer erscheinen. Sehr richtig sagt Höck, daß „der Luxus des Alterthums sich in sehr viel engern Grenzen, sowol der bürgerlichen Gesellschaft als auch der Verbrauchsgegenstände hielt, und mit dem in unsern Tagen, wo eine Menge ausländischer Nahrungs- und Kleidungsgegenstände in die armseligste Hütte eingedrungen ist und den Charakter des Unentbehrlichen angenommen hat, in keine Vergleichung zu stellen ist."[1]

Die guten Seiten des röm. Luxus.

Wenn die bisherige Betrachtung ergeben hat, daß der römische Luxus nicht so maßlos und fabelhaft war als er nach den Aeußerungen der Alten erscheinen muß, so wird sie auch gezeigt haben, in wiefern die Ansicht Roschers der Einschränkung bedarf, daß Rom in der Kaiserzeit das großartigste Beispiel des unklugen und unsittlichen Luxus bietet, wie er bei verfallenden Nationen einzutreten pflegt.[2] Es kann dies um so weniger unbedingt zugestanden werden, da ein großer Theil der Erscheinungen, die Roscher als charakteristisch für den gesunden Luxus reifer und blühender Nationen hervorhebt, auch in der damaligen Cultur hervortreten. Er bezeichnet als solche namentlich: die Rückkehr zur verlassenen Natürlichkeit, die Verbindung des Luxus mit Sparsamkeit, einen hohen Grad des Luxus der Reinlichkeit, die Liebe zur freien Natur. Die Erfüllung des ganzen Lebens und aller Klassen des Volks von diesem Luxus zeigt sich namentlich darin, daß gewisse feinere, zum Leben entbehrliche Waaren Gegenstände der Volkskonsumtion werden. Eine solche Art des Luxus ist nur da möglich, wo keine allzu schroffe Ungleichheit des Vermögens im Volke stattfindet. Der Luxus des Staats richtet sich in Perioden höchster Cultur vornehmlich auf solche Dinge, welche vom ganzen Volke genossen werden können.[3]

Gleichheitlichkeit und Natürlichkeit der Kleidertracht

Die Dürftigkeit unsrer Nachrichten läßt freilich nur sehr unvollkommen erkennen, in wiefern diese Erscheinungen der römischen Cultur in der frühern Kaiserzeit eigenthümlich waren. Die verhältnißmäßig große Natürlichkeit der Kleidertracht ist schon erwähnt; der gleichheitliche Charakter tritt hier noch weit mehr hervor als selbst

1) Höck, Röm. Gesch. I 2, 288.
2) Roscher, Ansichten S. 450 ff.
3) Roscher, Ansichten S. 431—449.

in unsrer jetzigen Tracht, wie vortheilhaft diese sich auch gerade dadurch vor der Tracht früherer Jahrhunderte auszeichnet. Doch freilich fand im römischen Alterthum keine Rückkehr zu einer verlassenen Natürlichkeit statt: sondern erstens blieb das antike Leben selbst in Zeiten der Entartung der Natur vielfach näher als das moderne, sodann trat hier wie in so vielen andern Beziehungen das Kaiserreich nur die Erbschaft der Republik an, deren durch ein halbes Jahrtausend in Kraft gewesene Sitten wenigstens während der ersten Jahrhunderte der Monarchie ihre Nachwirkung noch übten. Man brauchte eben nur einen Zustand festzuhalten, zu dem die neuere Zeit erst auf weiten Umwegen gelangt ist. Dasselbe auch dem Armen erschwingliche Kleidungsstück, die Toga, blieb die Feiertracht aller Bürger, vom Kaiser bis zum ärmsten Tribulen. Vielleicht war dieser fortdauernde Hang zur Gleichheitlichkeit der Grund, daß der Gedanke des Alexander Severus, den Beamten und Würdenträgern auszeichnende Trachten zu geben,[1] nicht zur Ausführung kam. Von einer „Kutschenaristokratie" konnte in antiken Städten um so weniger die Rede sein, als man dort während der ersten Jahrhunderte nicht einmal reiten, geschweige denn fahren durfte;[2] und Trottoirs gab es wie in Pompeji ohne Zweifel überall. Wenn Roscher auch die Verdrängung der französischen Gärten durch die englischen als Symptom der Rückkehr zur Natürlichkeit anführt,[3] so ist zu bemerken, daß die unter August aufgekommene Mode der geschornen Hecken (und ohne Zweifel auch der übrigen architektonischen Gartenanlagen) nicht sowol mit dem damaligen Luxus zusammenhängt, sondern ihren Grund vielmehr in einer Richtung des Naturgefühls hat, die dem Süden vorzugsweise eigen zu sein scheint.[4]

und andrer Lebensgewohnheiten.

Verbindung des Luxus mit Sparsamkeit, wohlfeile Surrogate

In wiefern der römische Luxus mit Sparsamkeit verbunden war, läßt sich nur in einigen Punkten beurtheilen. Daß in Rom, wo es soviel „glänzende Armuth," soviel Scheinwesen aller Art gab,[5] die Industrie thätig war „wohlfeile Ersatzmittel für kostbare Prunkgegenstände" zu schaffen, ist an und für sich wahrscheinlich; so hatte der Luxus mit Tischen aus kostbarem Holze schon in der ersten Kaiserzeit

---

1) H. A. v. Alex. Sev. c. 17. 2) Th. I³ 55. 3) Roscher a. a. O. 431.
4) Th. II² 147. 5) Th. I ³ 26.

zur Anwendung des Fournierens geführt.[1] Am massenhaftesten ist der Gebrauch wohlfeiler Ersatzmittel in der künstlerischen Dekoration sowol der Wohnungen als der öffentlichen Gebäude gewesen, wie ihn vor allem die Mittelstadt Pompeji zeigt: wo Stuck, Thon, Terracotta, Gyps und Glas den Marmor und das Elfenbein, Bronze die edlen Metalle, lebhafter Anstrich das bunte Gestein, Kopien die Originale ersetzen, und der Schein einer heitern Pracht überall mit verhältnißmäßig sehr geringem Aufwande hervorgebracht ist. Wie das Kunstbedürfniß damals in einem neuern Zeiten kaum begreiflichen Umfange verbreitet war, Befriedigung verlangte und fand, daran kann hier nur im Vorübergehen erinnert werden: diese edelste Seite des römischen Luxus muß einer besondern Besprechung vorbehalten bleiben. besonders im Kunstluxus.

Am großartigsten entwickelt war der Luxus der Reinlichkeit. Die in römischen Städten so überaus häufigen (zum Theil so imposanten) Ueberbleibsel und Spuren von Wasserleitungen sind beschämend für die moderne, erst so spät zur vollen Erkenntniß der Wichtigkeit dieser Anstalten gekommene Welt. In einer Anzahl von Städten Italiens bezeugen Röhren mit städtischen Stempeln das Vorhandensein öffentlicher Aquädukte (so in Triest, Bevagna, Circello, Pozzuoli, Canosa u. a.), deren nicht für städtische Zwecke erforderliches Wasser zum Besten der Stadtkasse verwerthet wurde.[2] Zu dieser Einnahme der Städte „steuerten außer den reichern Hausbesitzern, die sich das Wasser ins Haus leiten ließen, und den Grundbesitzern, welche (so weit dies überhaupt aus dem Aquädukt zuläßig war) ihre Felder vermittelst desselben bewässerten, hauptsächlich die Handwerker, welche des Wassers zu ihrem Gewerke bedurften, besonders die Walker; dann aber auch diejenigen, welche auf ihre Kosten Bäder (sei es für den Privatgebrauch, sei es aus Munificenz für Luxus der Reinlichkeit. Allgemeinheit der Wasserleitungen

1) Marquardt, V 2, 313. Von den unächten Schmuckgegenständen ist oben die Rede gewesen. Die Vergoldungskunst (H. N. XXXIII 61) war noch sehr zurück (Jacob, Production der edeln Metalle, übers. v. Kleinschrod II 94).

2) Mommsen, Edikt Augusts über die Wasserleitung von Venafro in d. Ztschr. f. gesch. Rechtsw. XV 305 f.

die Aermern) anlegten."[1] Auch in den Provinzialstädten war die Beschaffung guten und reichlichen Wassers eine Hauptsorge der Communen. Ein Gelehrter in Lyon macht (1854) bei Gelegenheit der von ihm herausgegebenen Inschriften der dortigen alten Röhren die bittre Bemerkung, „daß unsere Zeit so stolz auf den Fortschritt der Mechanik und im Besitz ganz anderer Mittel als die Alten hatten, z. B. der Dampfkraft, selbst für große Städte in dieser Hinsicht bei weitem nicht das leiste, was die Römer selbst für die kleinsten Orte unter den erheblichsten Schwierigkeiten geleistet haben. Das alte Lyon lag auf einer Höhe, und war reichlich versorgt mit reinem und gesundem Quellwasser; das neue Lyon liegt in der Ebene, zwischen zwei Flüssen, die es überschwemmen, ohne ihm Trinkwasser zu gewähren, und muß sich mit stinkendem Wasser, unreinen Gräben und ungesunder Luft begnügen."[2] An manchen Orten hat sich an die Reste römischer Aquädukte die Sage geheftet, daß sie zur Leitung von Wein bestimmt gewesen seien: sie findet sich in Avenches und in Cöln, dem von der Höhe der Eifel eine in der Länge von 17 Meilen fast durchaus unter dem Erdboden hinlaufende Leitung vortreffliches Trinkwasser zuführte.[3] Diese Sage, charakteristisch für die Vorstellungen von der Größe und Herrlichkeit der untergegangenen römischen Kultur, zeigt doch zugleich auch, wie ganz das Verständniß für die wirklichen Zwecke solcher Bauten spätern Zeiten verloren gegangen war.

und Bäder. Die Wasserleitungen versorgten, wie gesagt, die in Italien schon seit alter Zeit allgemeinen[4] später wohl nirgend fehlenden öffentlichen und Privatbäder. In Italien gab es selbst dorfartige Orte, die mehr als eine für Geld zu benutzende Badeanstalt hatten;[5] und vielleicht für

1) Mommsen, Edikt Augusts über die Wasserleitung von Venafro in d. Ztschr. f. gesch. Rechtsw. XV 316 f.

2) Boissieu Inscr. de Lyon p. 446 (Marquardt, Hdb. d. R. A. V 2, 307).

3) C. A. Eick, die römische Wasserleitung aus der Eifel nach Köln (Bonn 1867). Vgl. Bursian im Litt. Ctrlbl. 1869 S. 150 und desselben Aventicum Helvetiorum Heft 1 S. 12 A. 1.

4) Gell. X 3: öffentliche Bäder in Cales, Teanum Sidicinum, Ferentum in einer Rede des Gracchus.

5) Plin. epp. II 17, 26 von einem vicus bei Laurentum: in hoc balnea meritoria tria.

keinen Zweck sind in den Inschriften der Städte Italiens so wie sämmtlicher Provinzen Stiftungen und Vermächtnisse häufiger bezeugt als für Erbauung, Erhaltung, Ausstattung und unentgeltliche Benutzung öffentlicher warmer und kalter Bäder für Männer und Frauen. Die Sitte des täglichen Bades war nach Galen selbst für Landbewohner allgemein geworden: hierin erkennt er in sofern mit Recht eine Verweichlichung, als die Entbehrung sehr schwer ertragen wurde,[1] während Seneca, seinem Standpunkt getreu, auch in der Zunahme der Reinlichkeit ein Symptom des Sittenverfalls erblickt, da man doch in der guten alten Zeit nur Arme und Beine täglich wusch, ein Bad aber nur am achten Tage nahm.[2] Der Gebrauch der Seebäder, der sich bei uns so spät und mühsam durchgekämpft hat (das älteste deutsche Seebad Dobberan ist erst 1793 eröffnet),[3] war wol an allen Küsten des Mittelmeers verbreitet, wie es von denen Italiens, Griechenlands und Aegyptens ausdrücklich bezeugt ist.

Naturgenuß.

Daß auch auf den Naturgenuß — so weit das römische Alterthum dafür empfänglich war[4] — sich keine Zeit besser verstanden hat als die damalige, und daß es mindestens schon im letzten Jahrhundert der Republik „für die höhern Stände eine fast ausnahmslose Sitte geworden war die schöne Jahreszeit auf dem Lande zuzubringen,“[5] ist bereits ausgeführt worden. Schon damals konnten die Reichen und Vornehmen in der Regel aus verschiedenen Naturscenen und Klimaten für jede Jahreszeit das zusagendste wählen,[6] aber auch in der Stadt war ein großer Garten der geschätzteste Theil eines Palasts und verdoppelte dessen Werth.[7] Die Fenster der Speisesäle sollten eine Aussicht ins Grüne gewähren. Selbst auf flachen Dächern und Balkonen blühten Sträucher und Blumen und mag auch dieser Luxus in einzelnen Fällen übertrieben worden sein, so

1) Galen. XIII 597 schreibt in einem gewissen Fall die 4tägige Enthaltung vom Bade vor: *ἐπεὶ δὲ ἀπόλωλεν ἐν τῷ νῦν βίῳ ἡ καρτερία πάντων ἀνθρώπων, ἤδη μέχρι καὶ τῶν ἐν τοῖς ἀγροῖς καθ' ἡμέρων εἰωθότων λούεσθαι, τοὺς μὲν μὴ πάνυ τρυφῶντας, εἶεν δ' ἂν οἱ πένητες οὗτοι, πειθομένους ἔχομεν ὡς τὸ πολύ, τοὺς πλουσίους δὲ καὶ μάλιστα αὐτῶν ὅσοι πολὺ δύνανται ἢ δυσπειθοῦντας ἢ τελείως ἀπειθοῦντας.*

2) Seneca Epp. 86, 12. 3) Roscher a. a. O. S. 436—439. 4) Vgl. Th. II^2 124. 5) Roscher a. a. O. S. 439. 6) Th. II^2 55, 2. 7) Ebdas. 126.

darf man doch die hyperbolischen Schilderungen der beiden Seneca gewiß nicht buchstäblich nehmen.[1] Auch an den Fenstern bescheidener Wohnungen sah man Blumen und Grünes,[2] übrigens fehlte es Rom auch nicht an großen Gärten und Parken, diesen „Lungen der großen Städte," von denen ein Theil dem Volke offen stand.[3]

Die untern Klassen.

Ueber die Verbreitung des Luxus in den untern und mittlern Schichten der Gesellschaft haben wir nur sehr spärliche Nachrichten, und diese beziehen sich fast ausschließlich auf Italien. Ihrem glücklichen Klima verdankten die Mittelmeerländer, daß das feinste Brodkorn, dessen Genuß im Norden erst nach großen Fortschritten der Kultur und des Wohlstands allgemein geworden ist,[4] seit alter Zeit die Volksnahrung bildete. Von Wein und Weizenmehl lebten selbst die Sclaven schon in Catos Zeit, und wie die römische Kultur den Wein in den Vierländern verbreitete, ist oben gezeigt worden. Die Ungleichheit des Vermögens war allerdings, zwar nicht so groß als in der gegenwärtigen Welt, doch immer noch groß genug. Aber erstens ist im Süden Armuth nicht nothwendig auch Elend. Sodann trug die Nachwirkung republikanischer Sitten in hohem Maße dazu bei, den Abstand zwischen Reichthum und Armuth auszugleichen. Von den Reichen und Großen wurde immer noch erwartet, daß sie ihren Ueberfluß nicht bloß zur Unterstützung der Armuth verwenden würden, — was ja namentlich durch das so umfassend organisirte Institut der Clientel auch im hohen Grade geleistet wurde — sondern auch daß sie die Armen an ihren Genüssen in reichem Maße theilnehmen lassen, ihnen Vortheile und Vergnügungen aller Art gewähren würden, von denen sie in der modernen Welt meist ausgeschlossen sind. In wie großartiger Weise die Wohlhabenden überall im römischen Reich durch Anlagen und Bauten für den Nutzen und die Annehmlichkeiten der Gemeinden sorgten, wird später ausgeführt werden: und diese Leistungen kamen zum Theil (wie die schon erwähnten Bäder) ganz besonders den Armen zu Gute. Daneben fehlt es aber auch nicht an Beispielen von unmittelbaren Unterstützungen derselben, als mit Getreide, oder Geld zu dessen Ankauf,

Ihr Mitgenuß an dem Vermögen der Reichen.

1) Becker, Gallus II³ 239. 2) Th. I³ 28. 3) Ebdas. 14. 4) Roscher a. a. O. S. 441.

besonders in Theuerungszeiten,[1] und Austheilung von Medikamenten an Unbemittelte.[2] Stiftungen und Vermächtnisse zum Unterhalt und zur Erziehung armer Knaben und Mädchen so wie zu Unterrichtszwecken waren offenbar sehr gewöhnlich:[3] beide Zuwendungen machte z. B. der j. Plinius seiner Vaterstadt Comum.[4] In der umfassendsten Weise aber sorgten die reichen Municipalen für die Vergnügungen der Gemeinden, namentlich durch Bewirthungen, mit denen Geldvertheilungen verbunden zu sein pflegten, und Schauspiele. Ohne Zweifel wurden sie zu diesen kostspieligen Festlichkeiten durch die Rücksicht auf die öffentliche Meinung und die keineswegs blöde geäußerten Volkswünsche[5] oft geradezu gezwungen. In der Colonie des Trimalchio erwartet man von einem der Honoratioren eine Bewirthung und Geldvertheilung, von einem andern ein dreitägiges Gladiatorenspiel; da er von seinem Vater 30 Mill. geerbt haben soll, kann er sehr wohl 400,000 S. (29,000 Thlr.) dabei drauf gehen lassen: dann wird er auch für ewig mit Ruhm genannt werden.[6] Bei allen freudigen und feierlichen Ereignissen, die innerhalb der angesehenen Familien stattfanden, erhielt die Gemeinde ihren Antheil. Plinius schreibt als Statthalter von Bithynien an Trajan: in seiner Provinz sei es Sitte bei Anlegung der Männertoga, bei Hochzeiten, so wie bei Antritt eines Amts oder Einweihung eines öffentlichen Baues den ganzen Gemeinderath oder auch aus der Bürgerschaft eine nicht geringe Anzahl einzuladen und jedem einzelnen Geldgeschenke im Betrage von 1 bis 2 Denar zu geben: diese Einladungen umfaßten manchmal 1000 Personen, mitunter noch mehr. Auf seine Anfrage empfiehlt der Kaiser eine Einschränkung dieser Festlichkeiten.[7] Daß diese Sitte aber nicht bloß in Bithynien, sondern überall in Italien

1) Z. B. Gruter 434, 1 (Forum Sempronii): annona kara frument. denario modium praestitit. Orelli 2172. 5323. 6759. CIL. II 1573. 2782. 4468.

2) Orelli 114. Marquardt, Hdb. V 2, 363.

3) Marcianus l. XIII Institutionum D. XXX 117: Si quid relictum sit civitatibus, omne valet, sive in distributionem relinquatur, sive in opus, sive in alimenta vel in eruditionem puerorum, sive quid aliud. Alimenta: Mommsen IRN. 4546. B. d. J. 1863, 140 ff. CIL. II 1174. Marquardt, Hdb. III 2, 115, 583.

4) Th. I[3] 210. 5) Sueton. Tiber. c. 37. 6) Petron. Sat. c. 45. 7) Plin. ad. Traj. epp. 116 sq.

und den Provinzen bestand, bezeugen hunderte von municipalen Inschriften, aus denen hervorgeht, daß in allen Städten die ganze Einwohnerschaft von dem Vermögen der Reichen einen erheblichen Theil mitgenoß.

Der Luxus der Regierungen und der Communen demokratisch.

Auch der Luxus des Staats und der Regierungen war in hohem Grade „auf solche Dinge gerichtet, welche vom ganzen Volke mitgenossen werden konnten."[1] Auch die zum allgemeinen Gebrauch bestimmten kaiserlichen Prachtbauten Roms (vor allen die Thermen), die Schauspiele der Kaiser und Beamten, die Congiarien und Frumentationen — wie verwerflich dies alles auch zum größten Theil vom sittlichen wie vom volkswirthschaftlichen Standpunkte aus war — kamen doch einer ganzen Bevölkerung zu Gute; während bei den Luxusbauten und üppigen Festen moderner Höfe ungeheure Mittel nur zum Vortheil und Genuß einer kleinen Anzahl von Begünstigten verwandt wurden. Und denselben demokratischen Charakter hatte der öffentliche Luxus der Communen im ganzen römischen Reich.

Schluß.

Ohne Zweifel hat der Luxus wie die ganze Kultur der frühern Kaiserzeit große Schattenseiten. Aber er war weder so thöricht und unsittlich, wie ihn der einseitige Rigorismus damaliger Schriftsteller dargestellt hat, noch so fabelhaft und ungeheuerlich, wie er in der ungesichteten Kompilation von Meursius erscheint. Trotz aller Schäden und Gebrechen war jene Kultur doch eine sehr hohe und reiche: „sie hat unzählige Keime ausgestreut, die noch heute Frucht tragen." In der Verfeinerung des Lebensgenusses wie in der Verbreitung und Verallgemeinerung des Wohlstandes und der übrigen materiellen Bedingungen eines gesunden Luxus hat diese Zeit nicht bloß das ganze übrige Alterthum übertroffen: ihr Luxus hat auch gar manches hervorgebracht, was (zum Theil in verkümmerter Gestalt) in spätern Jahrhunderten segensreich fortgewirkt und das Dasein in unserm Welttheil menschenwürdiger gemacht hat; ja die damalige Menschheit hat manches Gut besessen, dessen späte Wiedererlangung noch in unserm Jahrhundert hoch angeschlagen oder gar erst angestrebt wird. So gilt denn auch hier das Wort Mommsens: „daß die römische Kaiserzeit mehr geschmäht als gekannt ist."[2]

---

1) Roscher a. a. O. S. 449. 2) Mommsen, die röm. Schweiz S. 24.

Anhang zum ersten Abschnitt.

1. Zu S. 12. Das Auflösen von Perlen in Essig.

King, Natural history of the precious stones and of the precious metals p. 273 sagt in Bezug auf die Erzählung des Plinius von der Perle für 10 Mill. S., die Kleopatra in Essig aufgelöst verschluckte: It is unfortunate for this good story, that no acid the human stomach can endure is capable of dissolving a Pearl even after a long maceration in it. Barbot has found by actual experiment, that one layer was reduced to a jelly, whilst the next beneath was completely unaffected. No doubt, the wily Egyptian swallowed her Pearl safe and sound, and in some more agreeable potation than vinegar, secure of its ultimate recovery uninjured: and invented the story of its complete and instantaneous dissolution, which be it remembered rested entirely upon her own testimony, in order to gain her wager.

Die große Bestimmtheit und scheinbare Zuverlässigkeit dieser Angabe von der Unauflösbarkeit der Perlen in Essig veranlaßte mich, meinen Collegen Herrn Professor C. Gräbe darüber um Auskunft zu bitten, der sie für durchaus irrig erklärte. Ich verdanke seiner Güte folgende Mittheilung:

Eine fünfprocentige Essigsäure, welche in Bezug auf Säuregehalt einem starken Essig entspricht, löst die Perlen in der Kälte sehr langsam; es bedarf mehrerer Stunden bis dieselben verschwunden sind. Beim Kochen tritt sofort ziemlich starke Entwicklung von Kohlensäure auf und nach 8—15 Minuten sind kleine Perlen aufgelöst. In fast

derselben Weise wirkt eine Essigsäure von 3 Procent Gehalt, dagegen trat eine merkliche langsamere Einwirkung bei einer Säure von 1 Procent auf. Die Lösung wird durch starkes Kochen oder Bewegen der Flüssigkeit beschleunigt; es werden hierdurch die Bläschen von Kohlensäure, welche sich entwickeln und die Berührung der Flüssigkeit mit den Perlen hindern, entfernt. Durch Gährung entstandener Essig enthält $2^1/_2$—8 Procent Essigsäure.

---

2. Zu S. 24. Speisezettel einer cena aditialis im Jahre 1721.

Einige Notizen über den Tafelluxus im Mittelalter und den frühern Jahrhunderten der neuern Zeit geben Weinhold, die deutschen Frauen im Mittelalter S. 321 ff. und Volz, Beiträge zur Kulturgeschichte S. 205 ff. 312 ff. 471 ff. Auch im Mittelalter gehörten Fasanen und Pfauen zu den ausgesuchten Speisen großer Tafeln, beide kommen in den Küchenzetteln der Klöster am Bodensee im 11. Jahrhundert vor (Volz 208). Im Kloster zu Hirschau kannte und brauchte man unter Abt Wilhelm 1069—1091 eine Anzahl von ausländischen Fischen; von fremden Früchten Citronen, Feigen und Kastanien, von fremden Gewürzen Pfeffer und Ingwer (S. 206). Peter von Clugny klagt um 1130, daß manche Mönche sich nicht mit den auserlesenen heimischen Speisen begnügen, sondern ausländische suchen (207).

Bei der Einweihung der Weißenfelser Pfarrkirche 1303 wurde der Bischof von Zeitz zwei Tage lang bewirthet, an jedem Tage mit drei Trachten, am ersten zu je vier, am zweiten zu je drei Gerichten (Weinhold 323 f.).

Der Bericht über das Essen bei der Investitur des Superintendenten Deyling zu Leipzig am 13. August 1721 (aus den Rathsakten der Enge zu Leipzig mitgetheilt von Bitter, J. S. Bach I 163 ff.) lautet wie folgt:

I. Eine Tafel von 24 Personen

die hohe evangelische Geistlichkeit, der Rath, Rector Magnificus

Zum ersten Gang

1 Eine Wildprets Pastete auf der Schüssel
2 Eine Potage mit angeschlagenen Rebhühnern

3 Große Forellen (gesotten)
4 Pörsche mit der Butterbrüh, Birangen, Bistazien, Meerrettig
5 Hamburger Fleisch und Bohnen darzu
6 Zwei Schöpskeulen mit Sateller Brüh
7 Zwei Krebstortte

NB Es muß ein Riß gefertigt werden, wie die Speisen und Confitüren zu setzen

Zum andern Gang

1 Schweinsrücken mit 6 Fasanen belegt
2 Ein gantz Reh gebraten
3 Schweinskopf mit Rindszunge belegt
4 Allerhand Sallats
5 Babtiß Tortten 2 Stück

II Drei Tafeln vor die Herrn Geistlichen jede Tafel zu 24 Personen thut 72 Personen (zu dieser erheblich geringeren Tafel sind nur je 6 Schüsseln vermerkt).

III Ein Köstgen

Vor die Frau Superintendentin auf 6 Personen

1 Ein Trütt Hühner Pastet
2 Eine Rehkeule mit 2 Rebhühner gebraten
3 Forellen gesotten
4 Johannesbeer Tortte

IIII Vor die Musikanten 12 Personen

4 Schüßeln

Vor die Aufwärter 32 Personen Auch 4 Schüßeln Außerdem waren an Confect 30 Stück Mandeltortten 30 Krafttorten 30 Schälchen Confect u. 80 Stck. Krafttorten vor die Herrn Geistlichen ferner: „Vor die Frau Deylingin 1 Korb Konfect 1 Mandeltorte 1 Kraftterte und Obst“ erforderlich gewesen. Getrunken wurden

3 Eimer u. 6 Kannen Rheinwein,
1 Eimer alter Rheinwein,
2 Faß Wurzner Bier,
³/₈ Faß Lobgünner Bier.

3. Zu S. 95. Das Latrinenwesen in Rom.

Am meisten zu ihrem Vortheil dürften sich die antiken italienischen Städte von den modernen durch ihr Latrinenwesen unterschieden haben. Bedürfnißanstalten (amphorae in angiportis) werden in Rom schon in der Rede des Titius für die lex Fannia 593 = 161 erwähnt Macrob. Sat. III 16, 15; vgl. Lucret. IV 1026. Martial. XII 48; 77, 9 (sellae Patroclianae). Schol. Iuv. III 38. Cujac. obs. XXII 34. St. R. E. unter Dolium, Latrina, Lavatio). Neben den von der Privatindustrie eingerichteten gab es öffentliche Latrinen, wie es scheint, schon unter Tiber Sueton. Tiber c. 58; vgl. Preller Reg. 234; sicher unter Nero Sueton. vit. Lucani ed. Roth 299, 27. Vespasian besteuerte nach Rodbertus (Hildebrands Jahrbb. f. Nationalökonomie 1865 (V) S. 309—314 A. 81) die Privatlatrinenindustrie (den Verkauf der Excremente an Gärtner u. s. w.). Aehnliche Einrichtungen darf man wenigstens in den Städten Italiens voraussetzen, da sie in Pompeji nicht fehlten; vgl. Overbeck, Pompeji² S. 71 (öffentl. Abtritt am forum civile) 122 (im Gebäude der Eumachia) 189 u. 223 (in den ältern und neuern Thermen).

Abfuhr und Canalisation scheinen in Rom neben einander bestanden zu haben. Von dem Verbot des Fahrens in den Straßen am Tage wird in der tabula Heracleensis eine Ausnahme zu Gunsten der Mist ausführenden Wagen gemacht. Von Canalisation spricht Columella De cult. hortor. 81 sq.: Pabula nec pigeat fesso praebere novali Immundis quaecunque vomit latrina cloacis; desgleichen Galen. ed. K. XVI 360: *δεῖ μέντοι φυλάττεσθαι τὸν ἐπὶ τοῖς κήποις ἀέρα διὰ τοὺς ὀχετούς, ὡς τὰ πολλὰ τοὺς ἀποπάτους ἐκκαθαίροντας εἰς τοὺς κήπους, καὶ τὴν μεγάλην δυσωδίαν.*

II.

Die Künste.

1. Architektur, Skulptur und Malerei.

a. Zwecke und Verwendung der Architektur.

Wäre auch von der Römerzeit jede andere Kunde verschollen, so würden die auf dem ganzen Boden der alten Welt in so großer Zahl stehen gebliebenen, zum Theil so gewaltigen Ruinen ihrer Bauten, so wie die unermeßlichen aus bergenden Schutt- und Aschendecken hervorgezogenen Ueberbleibsel der bildenden Künste schon allein laut genug bezeugen, welch hohe und reiche Kultur mit dem römischen Weltreiche zu Grunde gegangen ist. Bei weitem die meisten und bedeutendsten erhaltenen römischen Bauten stammen aus der glänzendsten Zeit des Kaiserthums, die von August bis zum Ausgang der Antonine dauerte. Sie stehen zum Theil in weiten Einsamkeiten als Marksteine jener Kultur, deren Herrschaft sich über ungeheure Gebiete erstreckte, die seit Jahrhunderten wieder der Barbarei oder völliger Verödung anheimgefallen sind: wie die Ruinen von Baalbeck, die Trümmer der römischen Städte in Kleinasien und Nordafrika; zum Theil beschämen sie in Ländern der heutigen Kultur mit ihrer imposanten Großartigkeit, ihrer unverwüstlichen Solidität, ihrer hohen, noch dem jetzigen Bedürfniß entsprechenden Zweckmäßigkeit alles, was spätere Jahrhunderte ihnen an die Seite gestellt haben: wie die Brücken von Alcantara und Merida, der Pont du Gard, die Aquädukte von Segovia und so manche andere Römerbauten in den Mittelmeerländern. Versucht man vollends, aus der unübersehbaren, verwirrenden Masse von Trümmern aller bildenden Künste ein Bild von der überschwenglichen Fülle und Mannigfaltigkeit des künstlerischen Schmucks zu gewinnen, in dem die so äußerst zahlreichen größern und reichern Städte des römischen Reichs prangten: Menge und Großartigkeit der Ueberreste.

wie gering und armselig erscheinen dann die modernen Bestrebungen, das öffentliche und Privatleben durch den Schmuck der Kunst zu verschönern und zu adeln.

Kultur und Wohlstand der alten Welt in der frühern Kaiserzeit.

Eine so großartige und umfassende Verwendung der Architektur und der bildenden Künste setzt nicht nur eine Verbreitung der Kultur, sondern auch des Wohlstandes voraus, wie das ganze frühere Alterthum beides nicht gekannt hat. Das römische Kaiserthum brachte der bis zum Tode erschöpften Welt den allgemeinen Frieden, der mit geringen Unterbrechungen mehr als zwei Jahrhunderte dauerte; den bis aufs Mark ausgesogenen Provinzen eine im Ganzen wenigstens leidliche Verwaltung. Mit der wiederhergestellten Sicherheit und Ordnung, dem gewaltigen Aufschwunge des Verkehrs „auf dem größten Freihandelsgebiet das je existirt hat,"[1] hob und verbreitete sich Wohlstand und Reichthum in einem Grade wie nie zuvor. Am augenfälligsten gab sich dies in der Menge, Schönheit und Pracht der Städte in fast allen Provinzen kund. In der im Jahr 161 gehaltenen Prunkrede des Aristides auf die Größe Roms kann man bei aller Uebertreibung und Ueberschwenglichkeit die Wirkung großer, ja überwältigender Eindrücke nicht verkennen.[2] Wann, heißt es dort, gab es so viel Städte auf dem Festlande und auf dem Meer, oder wann waren sie so durchaus geschmückt? oder welcher Herrscher der Vorzeit konnte jemals in seinem Reiche mit jeder Tagereise eine Stadt erreichen, manchmal auch an demselben Tage durch zwei und drei Städte wie durch Straßen fahren? Man möchte sagen, daß alle frühern nur Könige einer Wüste mit festen Plätzen waren, ihr allein aber über Städte herrscht. Unter euch heben sich jetzt alle griechischen Städte, und alle ihre monumentalen Zierden und Kunstwerke suchen bei euch Ehre einzulegen; mit Städten sind Küsten und Binnengegenden angefüllt, die theils unter, theils durch euch gegründet, theils vergrößert sind. Jonien steht durch Glanz und Schönheit an erster Stelle, und um wie viel es früher durch Schmuck und Anmuth andere Länder überragte, um so viel hat es nun selbst im Vergleich zu seiner eigenen Vergangenheit gewonnen. Die große

Menge und Schönheit der Städte.

1) Rodbertus in Hildebrandts Jahrbb. f. Nationalökonomie V 268.
2) Aristid. or. XIV p. 223—225.

und stolze Stadt Alexanders ist eine Zierde eurer Herrschaft geworden, wie ein Halsschmuck einer reichen Frau unter vielen andern Besitzthümern. Die ganze Erde ist im Festkleide, sie hat ihre alte Tracht, das Eisen abgelegt, und sich zu Pracht, Zier und Lustbarkeit aller Art gewandt. Alle Städte beherrscht nur der eine Wetteifer, daß jede als die schönste und gefälligste erscheine. Alles ist voll von Ringplätzen, Wasserleitungen, Propyläen, Tempeln, Werkstätten und Schulen, und mit Fug darf man sagen, daß die Erde, die von Anbeginn krank war, nun genesen ist. Unablässig kommen Gaben von euch, und von eurer gegen alle gleichen Huld kann man keine Stadt vor andern bevorzugt finden. Die Städte strahlen in Glanz und Lieblichkeit, und die ganze Erde ist wie ein Garten geschmückt. Städte

Daß die Bewunderung des Rhetors für die Menge und Schönheit der Städte des Weltreichs in der That begründet war, beweisen außer ihren zahlreichen Ruinen manche statistische und sonstige Angaben. Wenn auch bei der Angabe Aelians, daß Italien „einst" in Italien, 1177 Städte gehabt habe, ebenso ungewiß ist, auf welche Zeit sie sich bezieht, als worauf sie beruht,[1] so hat auch dies Land vielleicht, wie überhaupt seine höchste Blüthe, so namentlich die größte Zahl bedeutender und reicher Städte in der Zeit von August bis Commodus gehabt.[2] Von den 18 „durch Lage, Bauart und Reichthum an Schönheit hervorragenden" Städten Italiens, welche die Triumvirn 711 den Soldaten als Lohn aussetzten, nennt Appian als die ansehnlichsten Capua, Rhegium, Benevent, Venusia, Nuceria, Ariminum und Hipponium (Vibo).[3] In Strabos Zeit übertraf Oberitalien (Gallia cisalpina) die übrigen Landschaften an Reichthum und Größe der Städte.[4] Von diesen ist Verona die einzige, deren Ruinen noch jetzt an den alten Glanz erinnern; im Alterthum waren ebenso bedeutend oder bedeutender Mediolanum, Patavium, Ravenna (das antike Venedig, im Wasser auf Pfählen gebaut, und nur auf Brücken oder Fahrzeugen gangbar), die große Handelsstadt Aquileja, Placentia, Cremona,[5] Parma, Mutina, Bononia, Ariminum, Ticinum, Dertona. In Mittelitalien zeigen Ruinen wie die

1) Aelian. Var. Histor. IX 16. 2) Höck, Gesch. Roms I 2, 151. 3) Appian. B. C. IV 3. 4) Strabo V 1, 12 p. 218 C. 5) Dio LXV 15. Tac. H. III 33 sq.

von Ocriculum und Asisium von der Ansehnlichkeit der Städte; in Unteritalien Pompeji und Herculanum, daß es auch mittlern Orten an zahlreichen stattlichen, mit bescheidenem Luxus decorirten öffentlichen Bauten nicht fehlte. Die Städte Galliens veranschlagt Josephus nach einer freilich wol sehr willkürlichen und übertreibenden Schätzung auf etwa 1200;[1] doch soll Cäsar mehr als 800 erobert haben,[2] und wenn ein großer Theil noch in der Kaiserzeit dorfartig gewesen sein mag, so haben andrerseits auch manche, namentlich im narbonensischen Gallien, wie Arelas, Narbo, Arausio, die heute auf demselben Boden stehenden Städte weit übertroffen. Das tarraconensische Spanien (der Norden und die östliche Hälfte) hatte nach den unter August gemachten Aufnahmen unter 472 Ortschaften 179 selbständige Communen; Bätica, (Sevilla, Cordova, Granada und Theile der angrenzenden Provinzen) 175 Städte,[3] unter denen Gades (in Strabos Zeit mit 500 Bürgern, die mindestens 400,000 S. besaßen)[4] zu den größten und reichsten der Monarchie gehörte. Auch die Blüthe und den Wohlstand der zahlreichen Städte von Numidien und Afrika unter römischer Herrschaft bezeugen bedeutende Ueberreste. In der letztern Provinz hatte einst Karthago über 300 Städte geherrscht,[5] und hier sowie in Numidien hat sich die Zahl der Städte schwerlich vermindert, eher vermehrt. Noch im Jahr 484 war die Bevölkerung hier so dicht, daß Africa (Tunis nebst der östlich angrenzenden Küste) 174, Numidien (Westalgerien) 123 Bischofssitze hatte.[6] In mehr als 20 Städten beider Provinzen sind noch jetzt Ruinen oder Spuren von steinernen Amphitheatern, unter denen das von Thysdrus, eine der imposantesten Ruinen der Römerzeit, nicht zu weit hinter dem Colosseum zurücksteht.[7] Karthago selbst rivalisirte im 3. Jahrhundert mit Alexandria um die zweite Stelle nach Rom.[8] Die Bevölkerung Aegyptens, das unter den Ptolemäern 7 Mill. Einwohner gehabt haben soll, war im ersten Jahrhundert auf 7,800,000 gewachsen (jetzt beträgt sie $2\frac{1}{2}$ Mill.). Es sollte in alter Zeit 20,000, unter den Ptolemäern 30,000 Ortschaften gehabt

Gallien. Spanien. Nordafrika. Aegypten.

1) Joseph. B. J. II 16. 2) Plutarch. Caesar c. 15. 3) Marquardt, Hdb. III 1, 82—84. 4) Strabo III 173 sq. 5) Strabo XVII p. 1189. 6) Marquardt III 1, 227—229. 7) Th. II² 439 ff. 8) Th. II² 84, 1.

haben. Noch immer war es reich an Städten, und wenn auch die Mehrzahl derselben klein und unberühmt war, so zählt Plinius doch gegen 40 bedeutende Städte auf, unter denen Alexandria mit Rom wie in andern Beziehungen so namentlich in der Pracht und Größe seiner Bauten wetteifern konnte. Noch im 4. Jahrhundert hatte Aegypten mit Libyen und der Pentapolis zusammen 100 Bischofssitze.[1] Die Hauptstadt Syriens Antiochia stand an Umfang, Glanz und Volksreichthum Alexandria gleich. Auch die unvergleichliche architektonische Pracht von Heliopolis (Baalbeck) und Palmyra, die noch in ihren Trümmern so überwältigend wirkt, entstand zum Theil bereits im zweiten Jahrhundert. Von den 500 Städten der Provinz Asia (welche die Küstenstriche und Inseln von Jonien, Aeolis und Doris, die Landschaften Phrygien, Mysien, Karien und Lydien umfaßte) ist wiederholt die Rede:[2] auch diese Zahl dürfte daher auf einer amtlichen Angabe beruhn. Von elf Städten dieser Provinz, die sich im Jahr 26 n. Chr. um die Ehre bewarben dem Kaiser Tiberius einen Tempel erbauen zu dürfen, wurden fünf als zu unbedeutend sogleich zurückgewiesen, und darunter Laodicea: doch sagt Strabo von dieser Stadt, daß ihre Wollproduktion und die Fruchtbarkeit ihres Bodens sie reich, und die Municifenz einiger Bürger groß gemacht hatte. Ein Hiero hatte ihr eine Erbschaft von mehr als 2000 Talenten (3,143,500 Thlr.) hinterlassen; überdies hatte er, und nach ihm der Rhetor Zeno, und der (von Antonius und August zur Königswürde erhobene) Polemo sie durch Bauten und Monumente verschönert.[3] Hiernach mag man sich den Glanz und Reichthum der zur Bewerbung zugelassenen Städte Harlikarnaß, Pergamus, Ephesus, Milet, Sardes und Smyrna vorstellen. Unter ihnen galt Ephesus für eine der volkreichsten und am schönsten gebauten Städte der Welt, doch Smyrna behauptete unbestritten den ersten Platz in der Provinz.[4] Unter den Städten Bithyniens (von denen unten die Rede sein wird) stritten Nicäa und

Syrien,

Asia,

Bithynien,

1) Marquardt III 1, 208. Plin. H. N. V 60—65.

2) Joseph. B. J. II 16. Philostrat. vitt. soph. II 3. Apoll. T. epp. 58.

3) Tac. A. IV 55. Gibbon History ch. II 81 f. Strabo XII p. 578 C. Vgl. Tac. A. XIV 27. (ex inlustribus Asiae urbibus Laodicea).

4) Th. II² 72 f.

Nicomedia um den ersten Rang. Die letztere war nach Ammian von frühern Kaisern so erweitert und verschönert worden, daß sie dem Kaiser Julian nach der Masse ihrer öffentlichen und Privatgebäude wie ein Theil von Rom erschien.[1] Die Einwohnerzahl von Cappadocien, Cäsarea in Cappadocien wurde im 3. Jahrhundert auf 400,000 geschätzt.[2] Griechenland, Griechenland (ohne Thessalien und Epirus) besaß, obwohl sehr herabgekommen, unter den Antoninen auf dem Festlande neben einer sehr großen Zahl von Dörfern und kleinen Städten noch über 100 Orte (davon 60 im Peloponnes), in denen ein wirkliches städtisches Leben fortbestand.[3] Auch in den nördlichen Ländern, wo die Verbreitung römischer Kultur so überaus rasch erfolgte, blühten die Germanien, Städte in erstaunlich kurzer Zeit empor. Cöln war nach Tacitus[4] schon im Jahr 71 (also 21 Jahre nach der römischen Colonisirung) durch seine Wohlhabenheit und sein Wachsthum für die Deutschen auf dem rechten Rheinufer ein Gegenstand des Neides. Das Zehntland ist nur vom Ende des ersten bis in die zweite Hälfte des 3. Jahrhunderts in römischem Besitz gewesen; doch in Würtemberg allein haben sich bei 160 Städten und Orten Spuren größerer und kleinerer römischer Ansiedlungen gefunden, deren Blüthe Reste von Bädern, Wasserleitungen, Marmorornamenten, Sculpturen, Mosaiken, Bronzen, verzierten Glas- und Thongeschirren, sowie der Bestand gewerblicher Collegien bezeugen.[5] Bei dem Aufstande in Britannien im Britannien. Jahre 61 (18 Jahre nach der Eroberung des Landes) wurde Camulodunum (Colchester) von den Eingebornen leicht eingenommen, weil man bei ihrer Anlage mehr für Annehmlichkeit als Festigkeit gesorgt hatte. Die Stadt besaß eine Curie, ein Theater und einen Tempel des Claudius, in dem sich die römischen Soldaten zwei Tage lang halten konnten. Londinium (London) war ein durch Handel sehr lebhafter Ort; an beiden Orten und Verulamium (nahe St. Albans) zusammen wurden an 70,000 Römer und Bundesgenossen

1) Ammian. XXII 9, 3.
2) Zonaras XII 23 ed. Dindorf. III 141.
3) Hertzberg, Gesch. Griechenlands unter den Römern II 438.
4) Tac. H. IV 63.
5) Stälin, Gesch. Würtembergs I 104—109.

von den Aufständischen erschlagen.[1] Und Agricola benutzte schon den ersten Winter seines Aufenthalts in Britannien (78) dazu, die zerstreuten und rohen und deshalb kriegslustigen Einwohner durch Lebensgenuß an Ruhe und Frieden zu gewöhnen, indem er Bauten von Tempeln, Foren und Wohngebäuden durch Ermahnungen und Unterstützungen förderte: und bald ging man zu Bädern und Säulenhallen über.[2] So schnell schmückte sich auch diese abgelegenste Provinz mit Luxusbauten, deren besiegter Fürst Carattakus nur ein Menschenalter früher beim Anblick Roms unbegreiflich gefunden hatte, daß die Besitzer solcher Pracht die armseligen Hüttchen von Wilden begehren könnten.[3] In Dacien (Siebenbürgen, Banat, Moldau und Walachei) „haben anderthalb Jahrtausende nicht völlig zu zerstören vermocht, was die römische Herrschaft in 170 Jahren geschaffen hat.“ Eine Fülle der mannigfaltigsten Ueberreste aller Art bezeugt die Existenz von weit über 100 mehr oder minder blühenden römischen Orten, größtentheils in Siebenbürgen.[4] Nach all diesen Thatsachen, die sich noch sehr vermehren ließen, kann man nicht zweifeln, daß Trajans Aeußerung in einem Brief an Plinius: es fehle in keiner Provinz an kundigen und erfinderischen Architekten[5] — buchstäbliche Wahrheit hatte. Dacien.

Sowohl für die Communen als für die einzelnen Bürger war der im Alterthum in so hohem Grade entwickelte und auch in jener Zeit noch durch die relative Selbständigkeit der Gemeinden genährte Municipalpatriotismus (eine der besten Seiten des antiken Städtelebens) der stärkste Sporn, nach Kräften, ja selbst mit großen Opfern zur Ausstattung der Städte mit nothwendigen und nützlichen Bauten und Anstalten, sowie zu ihrer Verschönerung auf jede Weise beizutragen. Bauten der Communen.

1) Tac. A. XIV 31–33.

2) Tac. Agric. c. 20.

3) Dio LX 33.

4) Neigebauer, Dacien S. 5 hat „122 Orte angeführt, wo mehr oder weniger Beweise für deren classisches Alterthum aufgefunden worden sind; davon kommen 89 auf Siebenbürgen.“

5) Plin. ad Tr. epp. 40 ed. Keil; vgl. 18 u. 62.

Der in der antiken Menschheit so mächtig wirkende Trieb, sich ansehnlich, würdig und prächtig darzustellen beherrschte die Gemeinden nicht weniger als die Einzelnen, und trieb sie allem Anschein nach nicht selten zu Anstrengungen, die ihr Vermögen überstiegen. Dazu kam besonders in den griechischen Ländern die Eifersucht der Städte auf einander, „diese alte Krankheit der Hellenen",[1] und das daraus entspringende Trachten einander zu überbieten. Die römischen Colonien strebten mehr oder weniger, „Abbilder der Hauptstadt im Kleinen" zu sein,[2] was sich selbst in der Anwendung von Namen römischer Lokalitäten zeigt: so hatte Ariminum einen Aventin, Germalus und ein Velabrum, Antiochia in Pisidien außer den beiden letztern auch ein Tuskerquartier, Benevent eine esquilinische, Herculaneum eine palatinische Region, Lyon und die Cattenhauptstadt Mattiacum (in Hessen) einen Vatican.[3] Wie Rom hatten die Colonien und Municipien ihre Thermen, Theater, Circen und Amphitheater, vor allem ihre mit Tempeln und Säulenhallen geschmückten Foren und hohe Capitole, die gleich dem römischen von Tempeln des Jupiter, der Juno und Minerva gekrönt zu sein pflegten. Die Capitole werden in vielen Städten Italiens und der Provinzen gelegentlich erwähnt, wie Capua, Benevent, Marruvium, Histonium, Ravenna, Verona, Mailand, Sevilla (?), Toulouse, Nimes, Autun, Rheims, Trier, Constantine, Thamugas u. A.; oder ihr Name hat sich wie in Florenz und Cöln in den Namen von Kirchen „St. Maria im Capitol" erhalten.[4]

Nachahmung Roms.

Die Ausführung der städtischen Bauten erfolgte entweder durch eigens ernannte Baucommissare (curatores operum)[5] oder durch die

1) Herodian. III 2, 8.

2) Gell. XVI 43.

3) De Rossi Nuove osservazioni intorno la topogr. Puteolana. Bull. Nap. N. S. II p. 156. Henzen-Orelli Vol. III Index p. 169 sq.

4) Braun, die Capitole. Ueber Sevilla vgl. Huebner, CIL II 1194. Ferner Preller, Röm. Mythol. 215, 3. Henzen-Orelli 6139. 6978 ff. Aristid. or. I p. 6 Jebb: τὰς ἀκροπόλεις ἐξεῖλον Διί. Or. II p. 12 J.: τὰς δὲ ἀκροπόλεις ἐξεῖλον αὐτῇ (Minervae) δικαίως. Ἱερὸν Διὸς Καπετωλίου zu Korinth: Paus. II 4, 5. — Ἱερεὺς Διὸς Καπετωλίου διὰ βίου zu Nysa in Karien CIG II 2943 (aus der Zeit der Triumvirn); Teos (3074).

5) Henzen-Orelli Ind. p. 161. Vgl. Annali d. Inst. p. XXIII p. 15.

(jährlich wechselnden) obersten Gemeindebeamten, die sie in der Regel an den mindest Fordernden in Accord gaben, und nach der Vollendung abnahmen.[1] „Wenn die Städte eine Vergebung von Tempelbauten oder Errichtungen von Kolossen ausschreiben, sagt Plutarch, so hören sie die Künstler an, die sich um die Uebernahme bewerben, und ihre Anschläge und Risse vorlegen; dann wählen sie den, der bei den geringsten Kosten die beste und schnellste Ausführung verspricht.“[2]

Den Umfang, die Bedeutung und die Zwecke der städtischen Bauten mögen zunächst einige Mittheilungen aus der Korrespondenz veranschaulichen, die Plinius (in den J. 111—113 etwa) als Statthalter von Bithynien mit Trajan führte. Zu allen Neubauten bedurfte es der kaiserlichen Erlaubniß.[3] Für Prusa am Olympos erwirkte Plinius diese zum Bau eines neuen Bades, wie es „die Würde der Stadt und der Glanz der Regierungsperiode“ erforderte; der Bau erfolgte auf der Stelle eines in Ruinen liegenden Hauses, und so wurde zugleich die häßlichste Stelle der Stadt verschönert.[4] Zu Nikomedia war eine Wasserleitung, die der Stadt 30,329,000 S. (gegen 2,200,000 Thlr.) gekostet hatte, unvollendet geblieben, dann abgebrochen worden, ebenso eine zweite, für die bereits 200,000 S. ausgegeben waren. Nun ertheilte Trajan die Erlaubniß zum Bau einer dritten, die auf Bogen (theils aus Quadern, theils aus Backstein) das Wasser auch in die höhern Theile der Stadt führen sollte: Plinius versicherte, daß sowohl der Nutzen als die Schönheit des Baus der Regierungszeit Trajans höchst würdig sein werde.[5] Kurz vorher hatte dieselbe Stadt den Bau eines neuen Forums neben dem alten begonnen.[6] Zu Nicäa hatte der Bau eines Theaters bereits mehr als 10 Mill. S. (725,000 Thlr.) verschlungen; Privatleute hatten sich anheischig gemacht es aus eigenen Mitteln mit mannigfachen Verschönerungen auszustatten, namentlich einen Säulengang oberhalb des Zuschauerraums und Basiliken im Umkreise aufzuführen. Aber noch vor Vollendung des Hauptgebäudes zeigten sich so große

Bauten Bithynischer Städte 111—113.

1) Mommsen, Stadtrechte v. Salpensa und Malaca. Abhdlgn. d. Sächs. Gesellschaft Ph. hist. Classe II 445 f.

2) Plutarch. An vitiositas etc. c. 3.

3) Rein, Stuttg. Realenc. V 229.

4) Plin. ad Tr. epp. 23 sq. 70 sq. 5) Id. ib. 37 sq. 6) Id. ib. 49.

Risse, daß eine Reparatur kaum zu lohnen schien. Gleichzeitig wurde an Stelle des abgebrannten Gymnasiums ein weit größeres und weitläufigeres gebaut, dessen Mauern aber der mit der Fortführung des (von einem andern begonnenen) Baus beauftragte Architekt trotz der kolossalen Dicke von 22′ röm. (= 20,73 pr.) für zu schwach erklärte, um die in Aussicht genommene Belastung zu tragen. Zu Claudiopolis befand sich eine ungeheure städtische Badeanstalt im Bau.[1] Zum Bau eines Aquäduktes, der das Wasser aus einer Entfernung von 16 Millien (über 3 geog. Meilen) nach Sinope führen sollte, gab Trajan der Stadt die Erlaubniß, falls der Bau ihre Kräfte nicht überstiege, da er sehr zur Erhöhung der Gesundheit und Annehmlichkeit beitragen würde.[2] Die schöne und prächtige Stadt Amastris hatte unter andern herrlichen Bauwerken eine sehr stattliche und lange Straße, die aber ein übelriechender Fluß ihrer ganzen Länge nach durchfloß: auch hier genehmigte Trajan dessen Bedeckung aus städtischen Mitteln.[3]

Dieselbe Wohlhabenheit der Städte und dieselbe Verwendung großer Mittel für bauliche Zwecke, wie sie diese Angaben für Bithynien erweisen, darf für die meisten Provinzen des römischen Reiches in jener Zeit vorausgesetzt werden. Bauten, die für eine ganze Landschaft wichtig waren, wurden von mehreren Städten gemeinsam ausgeführt: wie die im J. 105/6 vollendete Brücke von Alcantara von elf Municipien der Provinz Lusitanien.[4]

Einkünfte der Communen zur Bestreitung der Bauten.

Zu den regelmäßigen städtischen Einnahmen gehörten die Antrittsgelder, welche die zu Ehrenämtern und Priesterthümern erwählten Männer und Frauen, sowie die in den Gemeinderath (Decurionat), den zweiten Stand (die Augustalität) oder dessen Vorstand (den Sevirat) Erwählten an die Stadtkasse zu zahlen hatten.[5] Sie waren oft nicht unbedeutend: so wurden für das Duumvirat in Pompeji 10,000 S. (725 Thlr.) Antrittsgeld gezahlt.[6] Die Summe von 400,000 S., die eine zu Kalama in Numidien auf Lebenszeit zur Flaminica erwählte Frau zum Bau eines Theaters versprochen hatte, war allerdings eine

1) Id. ib. 39. 2) Id. ib. 90 sq. 3) Id. ib. 94 sq. 4) Huebner, CIL II p. 89—96. 5) Marquardt, Hdb. III 1, 382 A. 2432. Vgl. Digg. L 12, 6 § 2. 6) Mommsen, IRN 2378.

ungewöhnlich hohe.[1] Die (in den verschiedenen afrikanischen Municipien verschiedenen) gesetzlichen Antrittsgelder betrugen für das höchste Priesterthum, das Flaminat, zu Lambäse 4000 S., zu Verecunda 2000, zu Diana 10,000.[2] Aber es war wohl überall gewöhnlich über den Minimalsatz hinauszugehn, oder andere Leistungen hinzuzufügen, die auch anstatt der Zahlungen erfolgen konnten, als Schauspiele, Volksbewirthungen oder Bauten. So zahlte z. B. ein T. Flavius Justinus in Porto Torres auf Sardinien für die Erwählung zum höchsten Amt (der quinquennalitas) 35,000 S. und legte überdies auf eigene Kosten ein Bassin an, in welches er auch das Wasser hineinleiten ließ.[3] In Aeclanum ließen einmal die Quattuorvirn für das Geld, das sie für die Erwählung zu diesem Ehrenamt zu zahlen verpflichtet waren, auf den Beschluß des Gemeinderaths einen Weg durch den Viehmarkt führen und pflastern.[4] In Lanuvium (Città Lavigna) wurden die aus den Antrittsgeldern der Priester geflossenen Capitalien neben andern Einnahmen (mit Erlaubniß von Sever und Caracalla) zum Bau von Thermen verwendet[5] u. s. w.

Derselbe Municipalpatriotismus, der die Städte trieb nach Kräften oder selbst über ihre Kräfte in Bauten mit einander zu wetteifern, beseelte gewöhnlich auch ihre wohlhabenden Bürger. Zum Theil spornte diese auch die Ruhmbegier, ihre Namen in würdigster Weise auf großen Bauwerken durch Inschriften auf die Nachwelt zu bringen, deren Unvergänglichkeit gesetzliche Bestimmungen gewährleisteten.[6] Aber auch schon der Ehrgeiz, der seine Befriedigung in den städtischen Aemtern, in Belobungen, Bekränzungen, Statuen, Ehrenplätzen u. dgl. fand, trieb Manche große Summen für öffentliche Bauten herzugeben, ja nicht selten sich zu ruiniren: und die öffentliche Meinung, die, wie in den alten Republiken, noch immer von den Angesehenen und Reichen große Leistungen für die Gemeinde erwartete, ja forderte, bestimmte ohne Zweifel viele selbst wider ihren Willen zu großen Opfern. In der That sind die in

Oeffentliche Bauten von Privatleuten.

1) Henzen-Or. 6001.
2) Hirschfeld I sacerdozii—nell' Africa. Ann. d. Inst. 1866 p. 62—65.
3) Henzen-Or. 7080.
4) Henzen-Or. 7057. vgl. 6984.
5) Henzen Bull. d. Inst. 1862 p. 158 f. 6) Digg. L 10.

der damaligen Zeit in allen größern und vielen kleinern Städten der ganzen Monarchie fort und fort von Privaten zu Communalzwecken freiwillig gegebenen Beisteuern wahrhaft erstaunlich, und namentlich die aus Privatmitteln aufgeführten Bauten haben wahrscheinlich an sehr vielen Orten die städtischen an Umfang und Bedeutung weit übertroffen, deren Einschränkung sie ja auch eben ermöglichten und veranlaßten. Oeffentliche Bauten aus Privatmitteln bedurften keiner kaiserlichen Erlaubniß, „außer wenn sie aus Rivalität gegen eine andere Stadt unternommen wurden, oder Veranlassung zum Aufruhr wurden, oder in der Umgegend eines Theaters oder Amphitheaters stattfanden.“[1] In größter Menge sind in der Litteratur, noch mehr in den Denkmälern aller Provinzen Zeugnisse von gemeinnützigen Bauten Einzelner erhalten, von den geringfügigsten bis zu wahrhaft fürstlichen, von der Ausbesserung eines Fußbodens bis zur Erbauung von Portiken, Tempeln und Theatern. Seit durch Nerva die Städte die Erlaubniß zur Annahme von Legaten erhalten hatten,[2] erfolgten auch Vermächtnisse zu öffentlichen Bauten sehr häufig, und es war keineswegs selten, daß Testamente den Erben die Verpflichtung zur Ausführung eines Bades, Theaters oder Stadiums auferlegten.[3]

Einige Beispiele werden die Allgemeinheit der Betheiligung Einzelner an der Verschönerung ihrer Städte sowie die Großartigkeit solcher Leistungen veranschaulichen. Nach der Zerstörung Cremonas im Jahre 69 wurden Foren und Tempel durch die Municicenz von Bürgern wieder hergestellt.[4] Der Großvater der dritten Frau des j. Plinius erbaute zu Como in seinem und seines Sohnes Namen eine prachtvolle Kolonnade und schenkte der Stadt ein Kapital zur Verschönerung der Thore.[5] In Oretum (in Tarraconensis) ließ ein Bürger „auf die Bitte des Raths und der Bürgerschaft zu Ehren des göttlichen (d. h. Kaiser-) Hauses“ eine Brücke für 80,000 S.

1) Digg. L 10, 3.

2) Rein, St. R. E. V 228. Vgl. z. B. Henzen-Or. 6943 (Forum Julii).

3) Gaj. l. III de legatis ad Ed. Praet. D. XXXV 2, 80 § 1. Vgl. z. B. Sueton. Tiber. c. 31: Iterum censente, ut Trebianis legatam in opus novi theatri pecuniam ad munitionem viae conferre concederetur etc.

4) Tac. H. III 34. 5) Plin. epp. V 11.

(5800 Thlr.) bauen, und gab bei ihrer Einweihung Circusspiele.[1] Der Arzt Crinas ließ Mauern in seiner Vaterstadt Massilia und andere Mauern für beinahe 10 Mill. S. (725,000 Thlr.) erbauen; die beiden Brüder Stertinius, Leibärzte des Claudius, erschöpften ihr Vermögen durch Ausstattung der Stadt Neapel mit Bauwerken.[2] Dio von Prusa, dessen Großvater sein ganzes Vermögen für Communalzwecke geopfert hatte, erbaute daselbst eine Kolonnade bei den Thermen, nebst Läden und Werkstätten, den Grund allein hatte er mit 50,000 Drachmen (etwas über 13,000 Thlr.) bezahlt.[3] Ueberhaupt waren es in den griechischen Ländern ganz besonders die Sophisten, die einen Theil der oft ungeheuren, durch ihre Kunst erworbenen Reichthümer zur baulichen Verschönerung ihrer Geburts- oder Wohnorte verwandten. Nicetes legte in Smyrna glänzende Straßen an, und erweiterte die Stadt bis an das nach Ephesus führende Thor. Alexander von Cotyäum erbaute (nach dem übertreibenden Ausdruck des Aristides) diese seine Vaterstadt fast ganz neu.[4] Quadratus, der bis zum Proconsulat der Provinz Asien aufstieg (165),[5] war ebenfalls nach Aristides von Gott gesandt worden, um die gealterte Stadt Pergamus neu zu verjüngen, und hatte sie zu dem gemacht, was sie nun war; wenn andere Geschlechter von der Stadt abstammten, so konnte man sagen die Stadt stamme von ihm: „sie selbst bekannte es laut in den Rathssälen, den Theatern, den Versammlungsplätzen, in welchem Theil man will, da ja alles durch jenen verschönert ist.“[6] Damianus von Ephesus (ein Schüler des Aristides und Hadrian) verband (unter anderm) den dortigen Dianentempel mit der Stadt durch eine bedeckte Halle von der Länge eines Stadiums (589′), damit die Andächtigen auch bei Regenwetter in den Tempel gehn könnten, und in dem heiligen Bezirk selbst erbaute er einen ungeheuern Saal zu Opferschmäusen, der aufs prachtvollste mit Pavonazzetto geschmückt war. Auch seine Nachkommen wurden in Ephesus „wegen der Geringschätzung des Geldes“ hochgeehrt.[7]

Bauten der griechischen Sophisten.

1) CIL II 3221. 2) Plin. H. N. XXIX 8 sq. 3) Dio Chr. or. XLVI p. 519—521 M. 4) Lehrs, Qu epp. p. 9, 7. 5) Clinton, Fast. Rom. ad a. 165. 6) Aristid. or. X p. 70 J. ed. Dindorf I 116 f. 7) Philostrat. Vitt. sophist. II 23.

Herodes Attikus.

Doch selbst die größten derartigen Leistungen verdunkelte die beispiellose, mehr als fürstliche Munificenz des Herodes Attikus (geb. zu Marathon 101 † 177), der an Reichthum und Rang zu den ersten seiner Zeit gehörte (er war Consul 143), unter den Virtuosen der Redekunst (Sophisten) seiner Zeit unbestritten der erste war. Sein Ehrgeiz war, seinen Namen nicht minder durch massenhafte prachtvolle und gemeinnützige Bauten, als durch seine von der Mitwelt hoch bewunderten Reden auf die Nachwelt zu bringen: von jenen sind zahlreiche Reste und noch mehr Nachrichten, von diesen nichts erhalten. Schon als Herodes im Jahre 125 Präfect der freien Städte Asiens war, hatte ihn sein Vater Julius Atticus in den Stand gesetzt, gegen die Stadt Troas eine großartige Freigebigkeit zu üben: zu den 3 Mill. Drachmen, die ihr Hadrian zu einer Wasserleitung bewilligt hatte, ermächtigte er ihn die noch erforderlichen 4 Mill. (über 1 Mill. Thlr.) zuzulegen. Die Freigebigkeit des Herodes erstreckte sich später auch auf Italien, wo er die Stadt Canusium (Canossa) mit einer Wasserleitung versorgte, galt aber hauptsächlich Griechenland, vor allem seinem Vaterlande Attika und dessen Hauptstadt, in deren Nähe er in dem reizenden, noch jetzt als Sommeraufenthalt benutzten Cephisia den Abend seines Lebens in vornehmer Zurückgezogenheit verbrachte. Er ließ den Städten in Euböa, im Peloponnes, in Böotien Unterstützungen zufließen, half dem herabgekommenen Oricum in Epirus auf, baute in Korinth ein bedecktes Theater, in Olympia eine Wasserleitung, in Thermopylä Bassins zu Schwefelbädern, und schmückte zu Delphi das Stadium mit pentelischem Marmor. Selbst die Durchstechung des korinthischen Isthmus hatte er ins Auge gefaßt. In Attica ließ er in dem Demos Myrrhinus einen Tempel der Athene herstellen, in Athen selbst das panathenäische Stadium des Lykurgus innerhalb vier Jahren aufs prächtigste vollständig mit pentelischem Marmor auslegen; errichtete auf dem Felshügel oberhalb seiner Langseiten einen Tempel der Glücksgöttin mit deren elfenbeinernem Bilde, und erbaute am Fuß der Akropolis zu Ehren seiner gestorbenen Gemahlin Regilla ein mit Cedernholz gedecktes Theater (Odeum) für etwa 6000 Personen, das nach Pausanias an Größe und Pracht der Ausstattung alle ähnlichen Bauten übertraf (und jetzt wieder blosgelegt ist). Daß Herodes Prachtliebe

sich auch auf seine Privatbauten erstreckte, kann man daraus schließen, daß er bei dem Tode der Regilla das Innere seines Hauses nicht bloß mit schwarzem Anstriche, schwarzen Vorhängen und Teppichen sondern auch mit schwarzem lesbischem Marmor dekoriren ließ.[1]

Man sieht, daß die freigebigsten unter den Reichen und Vornehmen ihre Municicenz nicht auf ihre eigenen Städte beschränkten, wenn es auch vielleicht niemand dem Herodes gleichthat, der, als er des Mordes der Regilla angeklagt vor Gericht stand und sein Gegner sich einer Wohlthat gegen eine Stadt Italiens rühmte, erwidert haben soll: „auch ich könnte Vieles der Art von mir sagen, wenn ich auf der ganzen Erde vor Gericht gezogen würde."[2] Es war wol die Regel, daß Municipalen, die sich zum Senatorenstande (durch den sie aufhörten Bürger ihrer Vaterstadt zu sein) oder sonst zu hohen Stellungen in Rom aufgeschwungen hatten, und römische Große, die als Patrone oder anderweitig zu einer Stadt in Beziehung standen, ihr durch Bauten und Zuwendungen ihre Anhänglichkeit und ihr Wohlwollen bewiesen. Der j. Plinius, der in seinem Testament seine Vaterstadt Como mit einem bedeutenden Kapital zur Erbauung, Einrichtung und Instandhaltung von Thermen bedachte,[3] erwies der Stadt Tifernum Tiberinum, die ihn sehr jung zum Patron erwählt hatte, seine Erkenntlichkeit durch den Bau eines Tempels, dessen Einweihung er mit einem Festmahl beging.[4] Die sehr vornehme Ummidia Quadratilla, die etwa im Jahr 107 fast 80jährig starb, stammte aus Casinum: eine dort gefundene Inschrift meldet in vier Zeilen, daß sie den Casinaten auf eigene Kosten ein Amphitheater und einen Tempel erbaute.[5] Dasumius (wahrscheinlich der Urheber des S. C. Dasumianum 101) hatte seine Vaterstadt Corduba mit öffentlichen Bauten zu schmücken begonnen, deren Vollendung und Uebergabe er in seinem (im Jahre 109 verfaßten) Testament einer Commission rechts- und sachverständiger Personen überträgt.[6] Ein

Bauten von Senatoren

1) Keil, Herodes Atticus St. R. E. I[2] 2096 ff.
2) Philostrat. Vitt. soph. II 1, 8.
3) Th. I[3] 210.
4) Plin. epp. IV 1.
5) Plin. epp. VII 24. Orelli 781. Haack, St. R. E. V 743.
6) Rudorff, Testament des D. Ztschr. f. gesch. Rechtsw. XII 335 ff.

Dasumius Tullus (Consul unter Marc Aurel) vollendete zu Tarquinii den Bau von Thermen, zu welchen sein Vater P. Tullius Varro (Consul unter Trajan) der Stadt 3,300,000 S. (239,273 Thlr.) vermacht hatte, indem er das Kapital vergrößerte und den Bau erweiterte:[1] auch bei dieser Municicenz war ohne Zweifel der Grund einer der angegebenen. Auch kaiserliche Freigelassene statteten nicht selten ihre Geburtsorte und andere Städte mit Bauten aus. Cleander z. B., der mächtige Freigelassene des Commodus, verwandte einen Theil seines ungeheuern Vermögens auf Häuser, Bäder und „andere, sowol einzelnen als ganzen Städten nützliche Anstalten."[2] Endlich bethätigten auch abhängige oder befreundete Fürsten ihre Freigebigkeit und Prachtliebe vor allem durch Bauten, und nicht blos in ihren eignen Ländern. Herodes der Große, der Judäa mit zahlreichen großartigen Bauwerken und Anlagen hauptsächlich zu Ehren Augusts füllte, unter welchen die von ihm geschaffene Hafenstadt Cäsarea die großartigste war, schmückte auch die Städte Phöniciens, Syriens, Kleinasiens und Griechenlands aufs reichste und prächtigste. Athen, Sparta, Nikopolis, Pergamos waren nach Josephus voll von seinen Gaben; in Antiochia hatte er eine bis dahin sehr schmutzige, zwanzig Stadien (1/2 Meile) lange Straße mit Marmorplatten gepflastert und mit einer ebenso langen Kolonnade zum Schutz gegen den Regen ausgestattet.[3]

kaiserlichen Freigelassenen — fremden Fürsten. Herodes von Judäa.

Bauten der Kaiser.

Zu den Motiven dieser Municicenz gehörte für die Fürsten wie für die hochgestellten Männer Roms das Beispiel, ja die direkte Aufforderung der Kaiser (eine solche erließ z. B. Nerva in einer „herrlichen Rede"):[4] sowie die Kaiser ihrerseits offenbar mit durch die Absicht bestimmt wurden, eine möglichst ausgedehnte Nachahmung ihres Beispiels zu veranlassen. Sie veranstalteten fort und fort große öffentliche Bauten nicht blos in Rom, sondern auch in den Städten Italiens und selbst der Provinzen: und unterstützten diese namentlich bei den so häufigen Calamitäten, wie Ueberschwemmungen, Feuersbrünsten, Erdbeben in freigebigster Weise zu den erforderlichen Neubauten. Große Brände haben wahrscheinlich oft ungeheure Ver-

Ihre Unterstützungen der Städte, besonders

1) Henzen 6622. 2) Dio LXXII 12. Th. I[3] 82, 1. 3) Joseph. B. J. I 21. 4) Plin. ad Tr. epp. 8.

heerungen angerichtet, obwol sie außerhalb Roms selten berichtet werden. In Nikomedia hatte kurz vor Plinius Anwesenheit eine Feuersbrunst gewüthet: in dieser so bedeutenden Stadt waren weder Feuereimer noch Spritzen vorhanden, noch überhaupt von Seiten der Commune die geringste Sorge für Löschanstalten getroffen. Den Antrag des Plinius auf Errichtung einer Gilde von (höchstens 150) Zimmerleuten, die hauptsächlich als Feuerwehr dienen sollten, lehnte Trajan als bedenklich ab, und ordnete nur die Anschaffung der nöthigen Geräthschaften und die Aufforderung der Hausbesitzer an, erforderlichen Falles unter dem Beistande des Volkes zu löschen.[1] Aber auch in den Städten, wo Gilden von Zimmerleuten und Verfertigern von Lappendecken bestanden (welche letztere ebenfalls — mit Wasser getränkt — zum Feuerlöschen dienten),[2] haben sie schwerlich viel ausgerichtet: da ja auch die größte und bestorganisirte Feuerwehr, die 7000 Mann starke Nachtwache der Stadt Rom, gegen die dortigen unaufhörlichen Brände so wenig vermochte. Auch anderwärts nahmen diese wol nicht selten große Dimensionen an. Im Jahr 58 brannte Lyon so völlig ab, daß Seneca wenn auch mit noch so großer Uebertreibung sagen konnte, man suche es vergebens, eine Nacht habe diese große Stadt völlig vernichtet, und so viele herrliche Bauwerke, deren jedes allein eine Stadt hätte schmücken können, in Schutt gelegt.[3] Der Aufbau erfolgte langsam, denn im Jahr 65 bewilligte Nero dazu die Summe von 4 Mill. S., die die Lugdunenser früher bei ähnlichen Unfällen Roms beigesteuert hatten.[4] Auf einen sehr großen Umfang des Brandes in Bologna im Jahr 53 läßt die zur Unterstützung bewilligte Summe von 10 Mill. S. schließen.[5] August sagt am Schluß seiner selbstverfaßten Regierungsgeschichte: die Geschenke, die er in Italien und den Provinzen Städten, die durch Brand und Erdbeben zerstört waren, zugewendet habe, seien zahllos. Durch anderweitige Nachrichten sind solche Unter-

bei Bränden

und Erdbeben.

1) Id. ib. 33 sq.

2) Henzen-Or. Ind. p. 171 sq. Marquardt, Hdb. V 2, 310.

3) Seneca epp. 91. Vielleicht hatte auch Lyon vigiles: Boissieu Inscr. de L. p. 4.

4) Tac. A. XVI 13. — Brand Lyons 197: Herodian. III 7. 5.

5) Tac. A. XII 58.

stützungen von ihm bezeugt für Neapel, Paphos auf Cypern, Chios, mehrere Städte Kleinasiens wie Laodicea am Lykos, Thyatira, Tralles.[1] Auch Vespasian „stellte sehr viele Städte im Reich schöner wieder her, die durch Brand oder Erdbeben gelitten hatten;“[2] und die Bemerkung des Tacitus, daß Laodicea nach einem Erdbeben im Jahr 60 sich aus eignen Mitteln ohne Staatshilfe wieder erhoben habe,[3] zeigt, daß diese letztere in solchen Fällen in der Regel erfolgte. Noch existirt ein in Puteoli dem Tiberius von 14 Städten Kleinasiens errichtetes Monument, die (12 im Jahr 17, die beiden andern 23 und 29) durch Erdbeben mehr oder weniger zerstört waren, und die er beim Wiederaufbau reichlich unterstützt hatte.[4] Die Weltchronik des Eusebius verzeichnet in der Zeit von August bis Commodus elf Erdbeben, davon zehn in Griechenland und im Orient, aber auch für diese Länder ist das Verzeichniß durchaus unvollständig. Unter andern fehlt darin das ungeheure Erdbeben, das im Jahr 155 auf dem griechischen Festlande Sicyon, von den Inseln Rhodos und Kos, in Asien Lycien und Karien furchtbar verwüstete.[5] Die erforderlichen Neubauten ließ Antoninus Pius aufs herrlichste ausführen.[6] Stratonicea erhielt allein 1 Mill. S.[7] Unter den von Eusebius verzeichneten Erdbeben waren die bedeutendsten das von 115 (das u. a. Antiochia etwa zum dritten Theil völlig zerstörte), das von 122 (das Nicomedia und Nicäa hart beschädigte) und das von 178 (das ganz Ionien erschütterte, am furchtbarsten aber Smyrna verwüstete).[8] Bei den beiden letzten wird die in umfassendster Weise zum Wiederbau geleistete kaiserliche Hilfe ausdrücklich erwähnt. Im Westen war besonders Campanien „niemals vor diesem Uebel sicher“:[9] im Jahr 63 oder 64 am 5. Februar wurde Pompeji sehr hart, Herculaneum in geringerem Grade, einigermaßen auch Neapel und Nuceria durch ein Erdbeben beschädigt.

---

1) Mommsen, Res g. D. Aug. p. 109. 2) Sueton. Vespasian. c. 13.

3) Tac. A. XIV 27.

4) Nipperdey zu Tac. A. II 47. Jahn, Ber. d. S. Ges. 1851 S. 119.

5) Hertzberg, Gesch. Griechenlds. II 364 f. 6) Vit. Anton. P. c. 9. 7) CIG 2721. 8) Hertzberg II 371.

9) Seneca Qu. N. VI 1. Tac. A. XV 22. Vgl. IRN 1356 sq. (Erdbeben bei den Ligures Baebiani) 5331 (in Interpromium).

Aber die durch Verwüstungen veranlaßten Neubauten waren nur ein geringer Theil der Bauunternehmungen, die von allen Regierungen (mit Ausnahme der des Tiberius)[1] in großem Maßstabe in und außerhalb Roms betrieben wurden, nicht blos zum besten der damit bedachten Städte, sondern gewiß auch um große Massen freier Arbeiter lohnend zu beschäftigen. Doch haben die Julischen und Flavischen Kaiser bei ihren gemeinnützigen Bauten außerhalb Roms vorzugsweise oder ausschließlich Italien berücksichtigt: so baute Claudius den Emissar des Fucinersees und den Hafen von Ostia,[2] Nero vollendete diesen, baute den von Antium und die Leuchtthürme von Puteoli und Ravenna.[3] Vespasian scheint sich (abgesehn von seinen großen Neubauten in Rom) im wesentlichen auf Herstellung des dort, in Italien und den Provinzen Zerstörten beschränkt zu haben, ohne doch (wenigstens in Rom) alles Begonnene vollenden zu können;[4] und da während der kurzen Regierung des Titus wieder ein großer Brand einen Theil Roms in Asche legte,[5] fand Domitian dort selbst Raum genug zur Befriedigung seiner fast leidenschaftlichen Baulust,[6] übrigens ließ er auch in Italien einige Straßenbauten ausführen. Trajan, der gleich bei seinem Regierungsantritt seine großen zum Theil alle früheren überbietenden Bauunternehmungen in Rom in Angriff nahm,[7] und sie in seiner spätern Regierungszeit in solchem Umfange betrieb, daß er in Rom und der Umgegend kaum Techniker genug hatte,[8] sorgte auch für das übrige Italien in der großartigsten Weise, namentlich durch Straßen-, Hafen- und Wasserbauten, führte aber außerdem in den Provinzen (auch abgesehn von seinen Städte- und Colonieanlagen) bedeutende Werke aus; das größte von allen war nach Dio die Donaubrücke.[9] Die Bauten Hadrians, dessen erster Regierungsact ein Erlaß rückständiger Steuern im Betrage von 900 Mill. S. (über 65 Mill. Thlr.) war,[10] geben einen gleich hohen Begriff von den unerschöpflichen Hilfsquellen des römischen Reichs,

Bauten der Julier und Flavier.

Trajans,

Hadrians,

---

1) Sueton. Tiber. c. 47; doch vgl. Teuffel, St. R. E. VI 1940.

2) Sueton. Claud. c. 20. 3) Haadh, St. R. E. V 582. 4) Teuffel a. a. O. VI 2484. 5) Bauten des Titus in Neapel: CIG III 5809. 6) Imhof, Domitian S. 82 ff. 7) Plin. paneg. c. 51. 8) Plin. ad Tr. epp. 18.

9) Dierauer, Gesch. Trajans in Büdinger: Untersuchungen z. Röm. Kaiserz. I 96 f. 127 ff. 10) Orelli 805.

wie von der rastlosen Thätigkeit dieses merkwürdigen Mannes. Er, der Rom mit den glänzendsten Prachtgebäuden schmückte, in Tibur sich einen auch architektonisch überreich ausgestatteten Feensitz schuf, ließ sich auf den Reisen, in denen er von 120 bis 136 sein ganzes Reich durchzog, von einem militärisch organisirten, in Cohorten getheilten Heer von Architekten, Bauhandwerkern, Technikern und Künstlern begleiten,[1] die überall die Ausführung seiner nie versiegenden Pläne durch einheimische Arbeiter leiten konnten. Darunter waren auch Gründungen neuer Städte wie Hadrianotherä in Mysien, Hadrianopolis in Thracien, Aelia Capitolina auf den Trümmern von Jerusalem und Antinoopolis in Aegypten.

Von den ohne Zweifel sehr zahlreichen Bauten, mit denen Hadrian die von ihm berührten Städte schmückte, werden in den westlichen Provinzen nur einzelne erwähnt, wie die Herstellung des Augustustempels zu Tarraco, die Erbauung einer Basilika zu Ehren Plotinas in Nemausus.[2] Aus dem langen Verzeichniß seiner noch besonders in Griechenland, jetzt nachweisbaren Bauten in Kleinasien und Griechenland, wo fast jede Stadt Wohlthaten von ihm aufzuweisen hatte, mehrere ihn mit Recht als ihren „Erretter" und „Gründer" preisen konnten, genügt es hier einige der bedeutendsten hervorzuheben. Auf dem Isthmos schuf er aus dem höchst gefährlichen und beschwerlichen Bergpfade der skironischen Klippen durch umfassende Felsarbeiten und kolossale Substruktionen eine etwa 6000′ lange, bequeme, für Lastwagen gangbare Kunststraße, deren Möglichkeit man heute an dieser Stelle kaum noch begreift; führte aus dem Hochthal von Stymphalos in einem gewaltigen Aquädukt die Ueberfülle kühlen Bergwassers nach Korinth, und schmückte diese Stadt mit prächtigen Thermen. Vor allem aber erhob er Athen zu neuem Glanz, dessen südöstlichen Theil er in eine „neue Hadriansstadt" umschuf: ihr Kern war der kolossale überprächtige Tempel des olympischen Zeus, der 600 Jahre unvollendet gestanden hatte, von 120 über 60′ hohen korinthischen Säulen (auf den Frontseiten in 3, auf den Langseiten in 2 Reihen) umgeben, von denen 15 noch stehn. Unter seinen Bauten in der übrigen

1) Aurel. Victor. epit. 14. 7.
2) Haackh St. R. E. III 1036.

Stadt war ein Bibliothekgebäude mit 120 Säulen und Wänden aus phrygischem Marmor (pavonazzetto), dessen Gemächer mit Alabaster, vergoldeten Felderdecken, Bildern und Statuen prangten, und ein Gymnasium mit 100 Säulen aus libyschem Marmor (giallo antico).[1] Die von Hadrian begonnene Wasserleitung, die seiner Neustadt in Athen Wasser aus Cephisia zuführen sollte, vollendete 140 Antoninus Pius, der überdies den Curort zu Epidaurus aufs reichste ausbaute,[2] und in Rom und Italien mehrere bedeutende Bauwerke theils herstellte (wie den Leuchtthurm — wol zu Ostia — und den Hafen zu Terracina), theils neu ausführte, wie den Hafen zu Cajeta, ein Bad zu Ostia, einen Aquädukt zu Antium, einen Tempel zu Lanuvium. Außerdem setzte er viele Städte (gewiß auch in den Provinzen) durch Geldunterstützungen zur Ausführung neuer, wie zur Restauration älterer Bauten in Stand.[3] der Antonine.

Diese Nachrichten werden einige Vorstellung davon geben, wie großartig die Kaiser für die bauliche Ausstattung der Städte in Italien und, namentlich seit Trajan, auch in den Provinzen sorgten. Doch den ganzen Umfang der kaiserlichen Bauten außerhalb Roms auch nur annähernd zu schätzen sind wir schwerlich im Stande, da Erwähnungen und Spuren derselben sich nur gelegentlich und zufällig, und sicher sehr unvollständig erhalten haben. Wenn z. B. Aristides in dem Briefe, in dem er Marc Aurel und Commodus um die Wiederherstellung Smyrnas nach dem Erdbeben von 178 bittet, sich beiläufig auf die Fürsorge beider Kaiser für die Städte Italiens beruft, die sie aus ihrem Verfall aufgerichtet und erhoben haben:[4] so ist hier wie in der Angabe der Biographie Marc Aurels, „daß er wankenden Städten Hilfe geleistet habe,"[5] doch wol auch an Förderung und Unterstützung städtischer Bauten zu denken. Die so überaus glänzenden öffentlichen Bauten der Kaiser in Rom selbst bedürfen hier keiner besondern Aufzählung und Beschreibung.

---

1) Hertzberg, G. Grlds. II 305–330. Bursian, St. R. E. I² 1980.
2) Hertzberg II 358–360.
3) H. A. Vit. Anton. P. c. 8.
4) Aristid. or. XLI ed. Jebb p. 515 (I 766 Dindorf).
5) H. A. Vit. M. Antonini c. 23.

Privatbauten in den Provinzen.

Neben den im ganzen römischen Reich während der beiden ersten Jahrhunderte fort und fort in den größten Dimensionen betriebenen öffentlichen Bauten wurde die Architektur überall auch für Privatzwecke vielleicht in umfassenderer Weise in Anspruch genommen, als zu irgend einer andern Zeit, da nicht nur der Privatwohlstand ein verhältnißmäßig sehr hoher und weitverbreiteter war, sondern auch diese Kunst (wie bereits erwähnt) mehr als irgend eine andere den Neigungen und Tendenzen dieses Zeitalters zu entsprechen vermochte. Von der Pracht und Großartigkeit der römischen Palast- und Villenbauten ist die Rede gewesen. In wie hohem Grade sich aber der Luxus der Privatbauten auch in die Provinzen verbreitet hatte, bezeugen noch heute Ueberreste römischer Wohngebäude in allen Theilen des Reichs. Selbst das ferne Britannien hatte, wie die erhaltenen Reste (besonders Mosaiken) schließen lassen, in seinen mittlern und südlichen Theilen so viele große und reich decorirte Villen als nur irgend eine andere Provinz des römischen Reichs.[1] Auch vorübergehende Aufenthalte erhielten eine den Ansprüchen eines verwöhnten Geschmacks entsprechende Gestalt. Unter den Maßregeln, die Hadrian zur Herstellung der gelockerten Disciplin in den Heeren Germaniens traf, war auch die Wegräumung von Speisesälen, Kolonnaden, Krypten und Gärten aus den dortigen Lagern.[2]

b. Verwendung und Zwecke der Plastik und Malerei.

α. Dekorative Kunst.

Anschluß der bildenden Künste an die Architektur.

Schon allein durch die wahrhaft unermeßliche Thätigkeit der Architektur auf einem so ungeheuren Gebiet war eine höchst umfassende Beschäftigung der sämmtlichen bildenden Künste bedingt, die überall zur Ausschmückung und Dekoration des Aeußern und Innern von Bauten aller Art in reichem Maße in Anspruch genommen wurden. Nirgend, am wenigsten in Rom, erhob sich ein bedeuten-

1) Lysons Reliquiae Britannico-Romanae Vol. I Advertisement.
2) Vit. Hadriani c. 10.

derer öffentlicher Bau, zu dessen Verzierung nicht auch der Meißel des Bildhauers mit thätig gewesen wäre, neben dem nach Bedürfniß Stuckateur, Ciseleur, Schnitzer, Gießer, Maler und Mosaicist mitarbeiteten. Statuen, einzeln und in Gruppen, füllten Giebel und Dächer, Nischen, Intercolumnien und Treppenwangen der Tempel, Theater (das des Scaurus hatte 3000 Broncestatuen),[1] Amphitheater, Basiliken und Thermen, schmückten selbst Brückenportale und -geländer, und Bögen aller Art, wie von Stadtthoren und Viadukten. Vor allem Triumphbögen pflegten mit Reiterfiguren, Tropäen, Vier- und Sechsgespannen, die von Viktorien gelenkt wurden, bekrönt zu sein.[2] Reliefs und Medaillons zierten die Friese, Reliefs oder Malereien die Wandflächen, Gewölbe und Decken prangten mit Stuckverzierungen oder buntem Farbenschmuck, die Fußböden mit schimmernden Mosaiken. Alle architektonischen Glieder, Pfosten und Schwellen, Gesimse und Fenster, selbst Dachrinnen waren mit plastischem Schmuck wie aus einem unerschöpflichen Füllhorn überschüttet.

Künstlerische Dekoration der öffentlichen Bauten

Schon von der Masse öffentlicher Anlagen und Bauten, die in Rom allein während der ersten Jahrhunderte neben und nacheinander wie durch Zauber aus der Erde wuchsen, ist es kaum möglich sich eine Vorstellung zu machen. Schon diese unaufhörlichen, sich drängenden großen Unternehmungen waren hinreichend neben den Architekten und Bauhandwerkern einem ganzen Heer auch von bildenden Künstlern und Kunsthandwerkern vollauf dauernde Beschäftigung zu geben. Agrippa, der während seiner Aedilität (33 v. Chr.) durch großartige Bauten für die Versorgung Roms mit Wasser thätig war, legte in diesem einen Jahr nach Plinius 700 Bassins, 500 Röhrenbrunnen, 130 Reservoirs (castella) — worunter mehrere prachtvoll geschmückte — an, und verwendete zur dekorativen Ausstattung dieser Werke 400 Marmorsäulen und 300 Bronce- und Marmorstatuen.[3] Die spätern derartigen Anlagen standen hinter denen Agrippas wol nicht zurück:

1) Hdb. d. R. A. IV 545. Vgl. z. B. Henzen-Or. 5128 (Falerii): statuas — ad exornandum theatrum. Ib. 5320 (Rusicade): Praeter HS $\overline{X}$ m. n. — in opus cultumve theatri — statuas duas.

2) Donaldson, Architectura numismatica. Bes. Nr. 55—58. 60—66. 73 f. 77. 79—83 f.

3) Plin. H. N. XXXVI 121.

auch Claudius leitete das Wasser des von ihm gebauten Aquädukts „in sehr viele und sehr reich verzierte Bassins;“[1] das Bassin des Orpheus in der fünften, das des Ganymedes in der siebenten Region hatten ohne Zweifel von Bildwerken, die sie schmückten, den Namen.[2] Domitian baute u. a. in allen Regionen Roms so viele und so große Durchgangs- und Triumphbogen mit Viergespannen und Triumphalinsignien, daß darüber gespottet wurde.[3] Die Pracht dieser Bauten veranschaulicht eine Abbildung des auch von Martial beschriebenen Triumphthors, das nach der Rückkehr Domitians aus dem Sarmatenkriege im Januar 93 errichtet wurde: Medaillonbüsten schmückten die Räume über den Bogenöffnungen, Reliefs oder runde Sculpturen Gebälk und Attika, zwei Elephantenquadrigen, beide von kolossalen Figuren des Kaisers gelenkt, krönten den Bau.[4] Wie überreich das alle Prachtbauten Roms verdunkelnde Forum Trajans und dessen Theile (die Basilika Ulpia, der Triumphbogen und der ihm von Hadrian errichtete Tempel) auch mit plastischem Schmuck ausgestattet waren, lassen außer großen (zum Theil durch die Ausgrabungen des ersten Napoleon zu Tage geförderten) Trümmern, ebenfalls Abbildungen auf Münzen ahnen.[5]

und Plätze in den Städten Griechenlands

Ueberhaupt entbehrten die öffentlichen Plätze Roms wie der übrigen Städte den Schmuck der Plastik so wenig als die Gebäude: natürlich bestand er dort vorzugsweise oder ausschließlich aus freistehenden Statuen. Der ungeheure Vorrath derselben in griechischen und asiatischen Städten war auch durch die systematischen, zwei Jahrhunderte fortgesetzten Plünderungen der Römer (die selbst die Marktplätze der kleinsten Orte wie Andros und Mykonos geleert hatten, um die Foren und Tempel Roms zu füllen) nur theilweise erschöpft worden. Die letzte große Plünderung erfolgte durch Nero, dessen

1) Sueton. Claud. c. 20. CIL II 3240 (Hugo—Tarraconensis): lacus cum suis ornamentis.

2) Preller, Regionen 130 f. 136.

3) Sueton. Domitian. c. 13. Plin. H. N. XXXIV 127: attolli super ceteros mortalis—et arcus significant novicio invento. Vgl. Th. I³ 46 f.

4) Donaldson, Arch. num. Nr. 57. Martial. VIII 65.

5) Dierauer, Gesch. Trajans in Büdingers Untersf. z. röm. Kaiserz. 133 ff. Donaldson a. a. O. Nr. 7. 58. 66 f.

Commissar der Freigelassene Akratus „fast die ganze Welt zu diesem Zwecke bereiste, und kein Dorf überging.“[1] Rhodus allein war angeblich von ihm wie von allen frühern Kunsträubern verschont worden; dort befanden sich (vermuthlich nach amtlichen Verzeichnissen)[2] unter Vespasian 3000 Statuen, doch schätzte man die Summen der zu Athen, Olympia und Delphi befindlichen nicht niedriger:[3] nach dieser Angabe muß für Griechenland und die Inseln allein die Gesammtzahl von 20—30,000 in jener Zeit eher zu klein als zu groß erscheinen. Schmückte nun gleich ein großer Theil derselben die öffentlichen Gebäude, namentlich (als Weihgeschenke) die Tempel,[4] so blieb von einem solchen Reichthum doch immer genug übrig, um auch Straßen und Plätze mit ältern und neuern Erz- und Marmorbildern von Göttern und Heroen, von verdienten und geehrten Männern und Frauen zu bevölkern: und wie während der ersten Jahrhunderte nicht bloß die Lücken dieses Vorraths sich wieder füllten, sondern auch sein Bestand sich noch vermehrte, wird bald ausführlich nachgewiesen werden.

Die Städte Italiens (außer Rom) und der westlichen Provinzen hatten zu Anfang der Kaiserzeit allerdings einen statuarischen Schmuck, der sich mit dem seit der Alexandrinischen Zeit angesammelten der griechischen messen konnte, nicht aufzuweisen. Ohne solchen Schmuck waren jedoch auch sie schon in der spätern Zeit der Republik nicht mehr. Vitruv sagt, die Güte des auf dem Gebiet von Tarquinii (am See von Bolsena) gebrochenen Steins beweisen die Monumente der Stadt Ferentinum (in Etrurien): dort sind große trefflich gearbeitete Statuen, kleine Figuren (wol Reliefs) und zierliche Blumen- und Akanthusornamente aus diesem Stein, die obwohl alt, so neu erscheinen, als wären sie eben fertig geworden.[5] Zu den neu aufgestellten Statuen gehörten wahrscheinlich in vielen Städten Italiens die der siegreichen Könige und Feldherrn Roms, in derselben Auswahl wie sie August 752 in den Säulenhallen des Marstempels auf seinem Forum aufgestellt hatte. In Arezzo sind sieben Postamente

und Italiens.

Statuen der Könige und Feldherrn.

1) Dio or. 31. p. 355 sq. M.
2) Id. ib. p. 325 M.: δημοσίᾳ τοὺς ἀνδριάντας ἀπεγράψασθε ὑμεῖς.
3) Plin. H. N. XXXIV 36. 4) Dio ib. p. 337 sq. M. 5) Vitruv. II 7, 4.

derselben gefunden worden: des M. Valerius Maximus, Appius Claudius Cäcus, Q. Fabius Maximus, L. Aemilius Paullus, Tib. Sempronius Gracchus, C. Marius, L. Licinius Lucullus; in Pompeji zwei (des Aeneas und Romulus), in Lavinium eines (des Aeneas Silvius, Sohnes des Aeneas und der Lavinia);[1] vielleicht gehörte auch der von Plutarch in Ravenna gesehene Marius zu derselben Reihe.[2]

Ueberhaupt wurde eine angemessene Ausstattung der öffentlichen Plätze, vor allem der Foren mit Statuen zu den wünschenswerthesten Zierden der Städte gerechnet, und allgemein erstrebt: und hier hatte der Ehrgeiz oder Bürgersinn solcher Gelegenheit sich zu bethätigen, deren Mittel zur Ausführung öffentlicher Bauten nicht hinreichten. Wie diese wurden auch Statuen theils aus den Antrittsgeldern der Priester und Beamten oder als Aequivalent derselben errichtet,[3] oder von Privaten freiwillig geschenkt, oder ihre Herstellung testamentarisch angeordnet.[4] Die für öffentliche Gebäude und Plätze bestimmten Statuen waren wol meistens Kaiser- oder Götterbilder,[5] unter den letztern wird ein Bild des Genius der Stadt in der Regel um so weniger gefehlt haben, als auch auf dem Forum Roms der Genius des römischen Volkes (seit Aurelian eine Statue aus Gold oder vergoldeter Bronce) stand.[6] In welcher Ausdehnung auch im Westen die überhandnehmende Verschwendung persönlicher Ehrendenkmäler dazu beitrug die öffentlichen Plätze der Städte mit Statuen zu füllen, wird unten gezeigt werden.

Statuen der Stadtgenien.

Künstlerische Dekoration der Privatgebäude, Parke und Gärten

Aber vielleicht noch in höherm Grade als die Ausschmückung der Plätze und öffentlichen Gebäude nahm die der Privatbauten die

1) Mommsen CIL I 277 sqq.

2) Plutarch. Mar. c. 2.

3) Vgl. den Anhang über die Preise der Statuen.

4) Digg. XXXV 1, 14. Bewilligung des Platzes zur Aufstellung: D. XLIII 9, 2.

5) Z. B. CIL II 1956 (Cartima): — signum aereum Martis in foro — porticus ad balineum — cum piscina et signo Cupidinis. Ib. 2098 (Cisimbrium — Baetica): NN II vir pontif. perp. forum aedes quinque signa deor. quinque statuas suas sua impensa dedit donavit.

6) Preller, Reg. 141. Vgl. z. B. Henzen 5320. CIL II 2006. Silberne Statuen des Stadtgenius: Ib. 3228 (signum argenteum cum domo sua). 4071 (ex arg. libris XV unciis II).

Thätigkeit der bildenden Künste in Anspruch: denn auch für Paläste, Landhäuser, Parke und Gärten galt eine reiche Ausstattung mit künstlerischem Schmuck jeder Art als unentbehrlich. Bilder und Statuen schmückten schon in Sullas Zeit ein reiches Haus eben so regelmäßig als Teppiche und Silbergeräth,[1] und nicht minder die Landhäuser der Großen. Es war eine Ausnahme, wenn sie fehlten, wie in dem des Sejus bei Ostia,[2] und später in den Villen Augusts, wo statt der Kunstwerke Alterthümer und naturhistorische Seltenheiten zur Decoration dienten.[3] Cicero ließ für die sogenannte Akademie in seinem Tusculanum Ankäufe von Kunstwerken durch Atticus machen. Für Megarische, von diesem erworbene Statuen wies er 20,400 S. (gegen 1200 Thlr.) an; außerdem hatte Atticus für ihn Herkuleshermen aus pentelischem Marmor mit Bronceköpfen und eine Hermathena gekauft, und Cicero bat, ihm noch so viel als möglich andere geeignete Kunstsachen anzuschaffen; ausdrücklich bat er um Reliefs, die man in die Stuckbekleidung eines kleinen Atriums einlassen könnte, und zwei mit erhabener Arbeit verzierte Brunneneinfassungen. Alles von Atticus Gekaufte sollte nur im Tusculanum verwandt werden, die Villa bei Gaeta wollte er ausstatten, wenn er einmal Ueberfluß haben werde. Dagegen mit dem Ankauf von vier oder fünf Statuen (worunter Bacchantinnen und ein Silen), den Fadius Gallus für ihn gemacht hatte, war er unzufrieden, weil sie ihm viel zu theuer waren und nicht in die Akademie paßten. Er hatte dort in einer Kolonnade neue Ruheplätze anlegen lassen, diese wünschte er mit Gemälden zu schmücken: denn wenn ihn überhaupt etwas aus diesem ganzen Gebiete interessirte, so war es die Malerei.[4] Je weniger aber Cicero Liebe und Verständniß für Kunst besaß, desto schlagender beweist sein Beispiel die damalige Allgemeinheit der Mode, Häuser und Landsitze künstlerisch zu dekoriren.

in der letzten Zeit der Republik —

In der Kaiserzeit hat diese Mode mehr zu als abgenommen. Wenn das Haus eines Reichen abbrannte, schafften die für den

in der Kaiserzeit.

1) Cic. pro Rosc. Amer. 45, 133. De orat. I 35, 161.

2) Varro R. R. III 2, 8.

3) Sueton. August. c. 72.

4) Cic. ad Att. I 5. 6 (686) 8. 9. 10 (687). 4 (688). 3 (689). Ad Fam. VII 23.

Neubau beisteuernden Freunde schon „nackte Marmorstatuen," herrliche Broncen von berühmten Künstlern, alte Ornamente aus kleinasiatischen Tempeln und Minervenbüsten für die Bibliothek herbei.[1] Besonders Villen und Gärten mögen wol oft von Kunstwerken dermaßen angefüllt gewesen sein, daß man von „marmornen Gärten" sprechen konnte.[2] Rund um eine Quelle im Garten des Arruntius Stella z. B. stand eine Schaar von Marmorfiguren schöner Knaben, in einer Grotte daneben sah man einen Herkules:[3] die Ausstattung des Uebrigen wird entsprechend gewesen sein. Der reiche Domitius Tullus hatte in seinen Magazinen einen solchen Vorrath der herrlichsten Kunstwerke (um die er sich nicht kümmerte), daß er einen sehr weitläufigen Park an demselben Tage, wo er ihn gekauft hatte, mit sehr zahlreichen und alten Statuen ausstatten konnte.[4] Silius Italicus besaß mehrere Villen, auf jeder sah man eine Menge von Statuen und Bildern.[5] In den Gärten des Regulus in Trastevere war eine sehr große Fläche durch ungeheure Säulengänge eingenommen, das Ufer mit den Statuen des Besitzers gefüllt.[6] Wären aus frühern Jahrhunderten mehr und genauere Ausgrabungsberichte erhalten, so würde sich vielleicht von der künstlerischen Ausstattung mancher römischen Villen eine annähernde Vorstellung gewinnen lassen. Die jetzt in Madrid befindliche Sammlung des Ritters Azara z. B., hauptsächlich aus (mindestens 30) Büsten bestehend, stammt ganz oder größtentheils aus den von Azara 1779 in der sogenannten Villa der Pisonen von Tivoli gemachten Ausgrabungen.[7] Von der dortigen Villa Hadrians behauptet Winckelmann wol nicht zuviel, wenn er sagt „daß mit den Statuen, die hier in so großer Menge seit drittehalb Jahrhunderten ausgegraben worden, alle Museen in ganz Europa bereichert worden sind;" daß „noch jetzt beständig gegraben und gefunden werde und noch für die späte Nachkommenschaft Entdeckungen genug zu machen übrig bleiben. Der Cardinal von Este, der auf den Trümmern der Villa des Mäcenas von Tivoli die seinige erbaute, besetzte dieselbe mit unzähligen Statuen, die man dort fand, und

1) Juv. III 215 sqq. 2) Juv. VII 79. 3) Martial. VII 50. 4) Plin. epp. VIII 18, 11. 5) Id. III 7, 8. 6) Id. IV 5. 7) Hübner, Antiken v. Madrid S. 19—21.

diese sind nach und nach von dem Cardinal Alexander Albani gekauft und weggeführt, und ein großer Theil derselben ist von ihm dem Museum Capitolinum einverleibt worden.“[1]

Allerdings sind nun sehr vielfach zur Dekoration auch ältere Werke der Malerei und Sculptur verwendet worden, wie z. B. in jenem Park des Domitius Tullus, in dem von Vespasian erbauten prachtvollen Friedenstempel.[2] Aber theils war dies nicht überall möglich, theils konnten selbst die umfassendsten Plünderungen der griechischen Länder dem ins Grenzenlose wachsenden Bedürfniß gewiß nur zu einem geringen Theil genügen, besonders da die häufigen und massenhaften Zerstörungen von Kunstwerken, hauptsächlich durch die wiederholten ungeheuern Brände Roms schon im ersten Jahrhundert immer neue Lücken hervorbrachten, deren Ausfüllung immer neue Massenproduktion erforderte. Bei weitem der größte Theil der Nachfrage nach künstlerischem Schmuck ist also nicht durch den alten Bestand, sondern durch die neue Produktion von Kunstwerken befriedigt worden, um so mehr, da in sehr vielen Fällen Beziehungen auf die Gegenwart verlangt wurden.

Allgemeinheit der künstlerischen Dekoration und Universalität der Kunst.

Es ist aber nicht blos die Massenhaftigkeit der künstlerischen Produktion zu dekorativen Zwecken, durch die sich der damalige Kunstbetrieb von jedem spätern unterscheidet: ein viel wesentlicherer Unterschied beruht auf der viel größern Allgemeinheit ihrer Verwendung. Denn die Verbreitung des Kunstbedürfnisses in der damaligen Welt, das die Produktion auf allen Gebieten der bildenden Künste zu befriedigen hatte, ist beispiellos: und beispiellos wie der kolossale Umfang ihres Schaffens ist auch die Universalität, mit der sie einer Unzahl der verschiedenartigsten Wünsche, Forderungen und Liebhabereien Genüge leistete, den höchsten und gemeinsten, den ausschweifendsten wie den bescheidensten; mit der sie den Sultanslaunen der Herren der Erde diente, während sie zugleich die arme Zelle des Sclaven freundlicher machte. Die Kunst aller neuern Zeiten ist mehr oder

1) Winckelmann, G. d. K. XII 1 § 7. Nachrichten über die Ausgrabungen in Hadrians Villa 1735—1748 von Ficoroni Notizie di antichità bei Fea Miscell. I p. CXXXXIIII.

2) Joseph. B. J. VII 5, 7.

weniger aristokratisch gewesen, sie hat mehr oder weniger ausschließlich für eine kleine Minorität von Bevorzugten gearbeitet. Sie hat im Dienste der Kirche, der Macht, des Reichthums gestanden, und nur unter besonders günstigen Umständen beigetragen, die Existenz der mittlern, nie der untersten Schichten der Gesellschaft zu verschönern. Sie hat in großen Centren des nationalen Lebens, in Hauptstädten und an Fürstensitzen gewohnt und diesen vereinzelten Punkten einen Glanz verliehen, den ganze Provinzen und Länder entbehrten und noch entbehren. In Wechselwirkung mit dieser Ausschließlichkeit hat stets die Beschränkung der Genießbarkeit ihrer Schöpfungen auf kleine Kreise gestanden: zur Voraussetzung des Verständnisses derselben hat in der Regel eine Bildung und Abstractionsfähigkeit gehört, die den Massen immer gefehlt hat. So hat die moderne Kunst nur für verhältnißmäßig wenige existirt. Die Kunst der römischen Kaiserzeit producirte für alle Bildungsgrade und alle Klassen der Gesellschaft, und verbreitete darum auch Verständniß und Genußfähigkeit für einen sehr viel größern Theil ihrer Leistungen und in sehr viel weitere Kreise. Sie schuf fein gedachte und virtuos ausgeführte Kabinetsstücke zum Hochgenuß der Kenner und füllte zugleich Tempel, Hallen und Plätze mit allgemein verständlichen Figuren, und lange Wände und Fußböden mit bunten Schildereien, die auch das Gassenpublikum fesselten. Ihre Werke machten nicht blos die Hauptstadt der Welt zu einer Stadt der Wunder, sie verliehen auch den Municipien und Colonien Italiens und der Provinzen einen allerdings nach der Wohlhabenheit, der Kultur und dem Geschmack ihrer Bewohner sehr verschiedenartigen, im Verhältniß zu neuern Zeiten aber jedenfalls höchst reichen Schmuck, und dieser Schmuck wurde auch dort keineswegs nur für die öffentlichen Bauten beansprucht. Die Entdeckung von Herculaneum und Pompeji hat der modernen Welt zu ihrem Erstaunen offenbart, wie allgemein und in wie hohem Grade die Dekoration der Privatwohnungen durch Plastik und Malerei auch in Mittelstädten des Kaiserreichs zu den unentbehrlichsten Annehmlichkeiten selbst bescheidener Existenzen gerechnet wurde. Eine reiche Anwendung von Marmor und andern kostbaren Materialen in der Architektur, von Marmor- und Broncefiguren zur Dekoration der Räume konnte natürlich nur in den Häusern und Gärten der Wohl-

habendsten stattfinden: zum Luxus dieser aber gehörte besonders das letzte ganz allgemein,[1] und nicht bloß in Rom, auch in pompejanischen Häusern gibt es prächtige reich mit Bronce und Marmor verzierte Brunnen, wie den des Silen, wo das Wasser aus dessen Schlauche, und andern, wo es aus Masken und Thierköpfen sprang.[2] Das Peristyl der sogenannten casa di Lucrezio enthielt zwölf größere und acht bis zehn kleinere plastische Arbeiten;[3] und wenn in Mailand (nach Ausonius) alle Peristyle mit Statuen geschmückt waren,[4] so darf man eine sehr weite Verbreitung auch dieses Schmuckes voraussetzen.

Doch mit der Allgemeinheit des Kunstbedürfnisses in den mittlern und untern Klassen stand eine umfassende Anwendung wohlfeiler Materiale nothwendiger Weise in Wechselwirkung, namentlich des Thons und Stucks. Stuckreliefs und -ornamente, oft bemalt, besonders an Gesimsen, Decken und Gewölben waren, wie Plinius sagt, und die Ausgrabungen der verschütteten Städte bestätigen, in den Häusern allgemein. Gypsbüsten schmückten die Räume, besonders Bibliotheken und Studirzimmer derer, denen marmorne und broncene zu theuer waren: überall sah man in Martials und Juvenals Zeit bei den Heuchlern des Stoicismus und sonstigen Afterphilosophen

Reichliche Anwendung wohlfeiler Materiale. Plastik in weichen Stoffen.

1) Paullus l. XXXIII ad Ed. (D. XVIII 1, 34): plerasque enim res aliquando propter accessiones emimus, sicuti cum domus propter marmora et statuas et tabulas pictas ematur. Ulpian. l. XVIII ad Sabinum (D. VII 1, 13 § 7): Sed si aedium ususfructus legatus sit, Nerva filius et lumina immittere eum posse ait: sed et colores et picturas et marmora poterit, et sigilla, et si quid ad domus ornatum.

Unter sigilla dürften hauptsächlich Reliefs zu verstehn sein, die allerdings meist aus Thon (Marquardt, Hdb. V 2, 235 f.) und Stuck waren. Plin. H. N. XXXVI 183: usus gypsi in albariis, sigillis aedificiorum et coronis gratissimus. D. XXXIII 7, 12 § 23: Papinianus quoque l. VII Responsorum ait: sigilla et statuae affixae instrumento domus non continentur sed domus portio sunt. Ib. 36: Imagines (wol Büsten) quoque eae solae legatae videntur, quae in aliquo ornatu villae fuerunt. Passio IV coronatorum (Sitzungsber. d. Wiener Akad. X 119): conchas sigillis ornatas — conchas et lacus cum sigillis et cantaris cum magna tenuitate artis.

2) Becker, Gallus II 3, 222.

3) Overbeck, Pompeji[2] 219 f.

4) Auson. Cl. urbes 5.

die Gypsköpfe des Demokrit, Chrysipp, Zeno, Plato und andere mit struppigen Bärten.[1] Aus Thon sind architektonische Verzierungen an Säulen, Fenstern, Gesimsen und Dachrinnen und Friese zur Dekoration der äußern und innern Wände, auch Formen, in denen sie gearbeitet wurden, zahlreich erhalten; oft sind auch solche Thonornamente und -reliefs bemalt, theils mit einer Farbe, theils mit den natürlichen Farben der dargestellten Gegenstände;[2] und gerade in diesen geringen und fabrikmäßigen Arbeiten sind die herrlichsten Erfindungen, die edelsten Gestalten reproducirt, die der Blüthezeit der griechischen Kunst ihren Ursprung verdanken. Noch allgemeiner als die Plastik in weichen Stoffen, vielfach auch mit ihr in Verbindung, wurde (wo die Marmorincrustirung unerschwinglich war) die Malerei

Stuckmalerei. zum Schmuck der Wohnräume verwendet. Farbendekoration war von Stuckbekleidung unzertrennlich.[3] Wie in Pompeji Haus für Haus, Zimmer für Zimmer in heiterm, mit keckem Pinsel flüchtig hingeworfenen und doch oft hinreißend schönem malerischen Schmucke prangt, ist allbekannt; und daß diese Wandmalerei in den Wohnungen soweit verbreitet war als die römische Kultur überhaupt, zeigen außer Ueberresten in den Provinzen zahlreiche gelegentliche Erwähnungen.[4] Wenn übrigens auch die Entdeckung von Herculaneum und Pompeji allein hingereicht hat, die Vorstellungen von der antiken Malerei je

---

1) Martial. IX 47. Juvenal. II 4. Wenn auch bei Martial und Lucian (Nigrin. 2: *πολλαὶ εἰκόνες παλαιῶν σοφῶν ἐν κύκλῳ κείμεναι*) das Material nicht angegeben ist, darf doch namentlich an der letzten Stelle das wohlfeilste vorausgesetzt werden.

2) Marquardt, Hdb. V 2, 235 f.

3) Semper, der Stil I 450 f.

Tectorium picturaeque verbunden: Digg. VI 1, 38. Ib. XV 3, 3 § 4: Sed si—domum dominicam exornavit tectoriis, d. h. offenbar Wandmalereien, wie auch anderwärts; vgl. O. Müller, Hdb. d. Arch. § 319, 5. CIL II 4085 (Tarraco): [Q. Attius Messor exhedra(m) cum fronte templi Minervae Aug. vetustate] CORRVPTO · PER · | FECTOR · ET PICTOR | [de suo ref. et c. (?) d.] ist zu lesen: corrupt(am) opere tector(io) et pictor(io).

4) Einiges bei Müller, Hdb. § 210, 4 und R. Rochette Peintures inéd. 198. Vgl. auch Lysons Reliq. Brit. Rom. vol. II pl. 1. Tertullian. de idolol. c. 8. Philostrat. Apoll. T. V 22. Lucian. de domo 21—31. Plutarch. conj. praec. 48 bezeichnet *γραφὰς οἰκημάτων* als überflüssigen Luxus.

länger je mehr umzugestalten, so ist doch klar, daß diese und andere vereinzelte Funde uns nur einen verschwindend kleinen Bruchtheil des mit der Zeit im ganzen römischen Reiche angesammelten Bildervorraths, folglich nur einen beschränkten Theil der Gegenstände und Stoffe kennen lehren, welche die Dekorationsmalerei behandelte. Daß dazu z. B. auch komische Scenen aus dem Thierleben gehörten, erfahren wir nur durch eine zufällige Aeußerung des Fabeldichters Phädrus, in dessen Zeit (unter Tiber) man in den Tabernen Roms häufig den Krieg der Mäuse und Wieseln gemalt sah.[1]

Fortdauer der Allgemeinheit der künstlerischen Dekoration bis ins späteste Alterthum.

Wie die Verwendung der übrigen Künste zur Dekoration, so blieb namentlich auch die der Wandmalerei bis in die letzten Zeiten des Alterthums im römischen Reiche allgemein. In dem Maximaltarif des Diocletian vom Jahr 301, der auch für alle gangbaren Arbeiten die höchsten Tagelöhne festsetzt, werden unter den zum Hausbau erforderlichen Handwerkern folgende mit aufgezählt: der Marmorarbeiter (hauptsächlich für Incrustation von Wänden und Fußböden, auch wol für Ornamente), der Mosaicist, der Tüncher, der Wandanstreicher, der Bildermaler; ferner werden Preise für den Broncezguß in Reliefs und Statuen, für das Modelliren von Figuren (in Stuck und Thon) und für die sonstige Stuckarbeit angesetzt.[2] Dieselben Arbeiter werden auch in einem Erlaß Constantins vom Jahr 337 an den Reichsverweser der westlichen Provinzen über die Freiheit der Künstler und Handwerker von communalen Leistungen aufgeführt, gehörten also auch damals noch zu denen, die in der Regel in den dortigen Städten ansässig waren. Noch größere Privilegien ertheilte Valentinian den Malern (aber nur den Freigebornen) in einem Erlaß an den Statthalter von Africa vom Jahr 374. Unter andern sollten sie Lokale und Werkstätten auf städtischen Grundstücken zur Ausübung ihrer Kunst ohne Miethe erhalten, sich in jeder Stadt niederlassen und von den Beamten nicht gezwungen werden dürfen, ohne Bezahlung heilige, d. h. kaiserliche Portraits zu liefern oder öffentliche Bauten auszumalen.[3] Die bis in die letzten Zeiten fort-

1) Phaedri fabb. IV 6.
2) Waddington, Edit de Dioclétien p. 18 f.
3) Cod. Theodos. XIII 4, 2 u. 4.

dauernde Verwendung der Steinsculptur zu dekorativen Zwecken zeigt sich aufs anschaulichste auch in der (kaum nach der Mitte des vierten Jahrhunderts aufgezeichneten) Legende vom Martyrium des Claudius und dessen Gefährten unter Diocletian, deren Verfasser die Arbeiten in den Steinbrüchen Pannoniens (dem Lokal der Erzählung) offenbar aus Autopsie kannte. Diocletian ließ nach seinem Bericht dort aus Porphyr Säulen mit Blätterkapitälen, ferner Wasserbehälter in Wannenform (conchae) und Becken (lacus) theils mit Früchten und Acanthusblättern (?), theils mit Figuren in erhabener Arbeit verziert, ausführen. Er bestellte auch Victorien und Liebesgötter, wasserspeiende Löwen, Adler und Hirsche und Bilder vieler Thierarten, alles offenbar als Ornamente, vielleicht für große marmorne Brunneneinfassungen und Bassins: was auch für jene Zeit eine durchgehende Anwendung der Steinornamentik, soweit sie in der Architektur und Tektonik zulässig war, voraussetzen läßt.[1]

Wie in der Plastik, so scheinen auch in der Wandmalerei bis in das späteste Alterthum die Gegenstände der frühern Zeiten, wenigstens zum großen Theil, beibehalten worden zu sein. In Ausonius Zeit (zu Ende des vierten Jahrhunderts) sah man mythologische Scenen häufig auf Wänden dargestellt. Er selbst beschreibt ein Wandgemälde in dem Speisesaal eines Aeolus zu Trier: Heroinen, welche die Liebe zu einem tragischen Schicksal geführt hat, peinigen und binden Cupido.[2] Sidonius Apollinaris (Bischof zu Clermont um 450), dem die ganze heidnische Kunst wegen ihrer Gegenstände, noch mehr wegen ihrer Nacktheit verhaßt war, ließ die innern Wände des Bades auf seinem Landgut einfach weißen: „da ist, sagt er, keine Darstellung zur Schau, die durch die nackte Schönheit gemalter Körper häßlich ist, und wie sie die Kunst ehrt, so den Künstler verunziert;“ da sind keine Komödianten mit lächerlichen Fratzen und bunten Harlekinstrachten, keine verschlungenen Ringerpaare.[3] Weit zahlreichere

1) Die Passio sanctorum IV coronatorum, mitgetheilt von Wattenbach mit einem Nachworte von v. Karajan: Sitzungsber. d. Wiener Akademie (1853) X 115—137 und in Büdingers Untersuchungen z. Röm. Kaisergeschichte III 323 f. mit Benndorfs archäologischen und Büdingers chronologischen Bemerkungen.

2) Auson. Idyll. 6. Vgl. Meinen Kunstsinn der Römer S. 27 f.

3) Sidon. Apoll. Epp. II 2. Ebendas. S. 31.

Reste als von den Wandmalereien haben sich von den so viel dauerhaftern Mosaiken der Fußböden in fast allen Provinzen erhalten, wie in Spanien, Frankreich, England, der Schweiz, den Rheinlanden, Bayern, Salzburg, Siebenbürgen, Nordafrika: sie machen die Allgemeinheit auch dieser Dekoration, die sogar das Alterthum überdauert hat, unzweifelhaft.

Künstlerischer Schmuck des Hausraths —

Dieselbe Allgemeinheit des künstlerischen Schmucks wie die Wohnungen zeigt der Hausrath. Schon allein die Geräthe und Möbel der pompejanischen Häuser, deren größter Theil doch wol von den fliehenden Einwohnern gerettet, oder aus der lockern Aschendecke sofort wieder herausgegraben sein wird, Tische, Bänke, Sessel, Sofas, Kandelaber, Gefäße, Lampen, Dreifüße, Toilettenutensilien und andere Schmuckgegenstände aller Art, haben der modernen Kunstindustrie eine kaum zu erschöpfende Fülle geschmackvoller Vorbilder geliefert. Und nicht bloß um marmorne und broncene Kandelaber rankte sich der Schmuck phantastischer Vegetationsformen, nicht bloß silberne und goldene Schaalen und Kannen prangten in getriebener Arbeit und mit schön verzierten Henkeln, gläserne Prachtvasen mit figurenreichen Reliefs in verschiedenen Farben: auch das irdene Geschirr des Armen, die Siegelringe aus Glasfluß, die thönerne Lampe, die bei später Arbeit leuchtete — alles hatte seinen bildlichen Schmuck, und namentlich die Deckel der Thonlampen haben einen reichen Schatz von künstlerischen Gegenständen und Motiven bewahrt. Auch die ärmste Wohnung entbehrte oft eher den nothwendigsten Hausrath als den künstlerischen Schmuck. Juvenal schildert die Einrichtung eines blutarmen Gelehrten oder Dichters: da war ein kurzes Bett und eine alte Kiste mit göttlichen griechischen Gedichten, an denen ungebildete Mäuse nagten, doch auch eine marmorne Tischplatte mit sechs Henkeltöpfchen, darunter ein hoher gehenkelter Becher, und die Figur eines liegenden Centauren als Stütze (Trapezophor).[1]

der Grabdenkmäler.

Am deutlichsten aber zeigt sich in den Grabdenkmälern, wie die bildende Kunst jener Zeit auch dem Geringsten und Unbeglücktesten

1) Juvenal III 203—207. Marquardt, Hdb. V 1, 328.

ihre Gaben spendete. Zwar die Sarkophage mit ihrem reichen Reliefschmuck waren, wenn auch ohne Zweifel im Verhältniß zu modernen Preisen wohlfeil, doch in der Regel nur für Wohlhabende erschwinglich;[1] aber wenigstens im ersten Jahrhundert war nicht das Begraben sondern das Verbrennen der Todten die Regel, in der Gräberstraße von Pompeji hat sich kein Sarkophag gefunden, das Begraben ist erst im zweiten Jahrhundert wieder aufgekommen, und allmälig immer allgemeiner geworden. Jene kleinen, oft so überraschend schönen, reich „mit Leben verzierten" marmornen Urnen aber, in denen „die Asche noch im stillen Bezirk sich des Lebens zu freuen scheint," sind offenbar größtentheils aus den Werkstätten untergeordneter Kunsthandwerker hervorgegangen, und wol auch für Unbemittelte nicht zu theuer gewesen. Vor allem schmückte die Malerei die innern Räume der Grabmäler ganz allgemein, wie namentlich auch die Beibehaltung dieser Dekoration in christlichen Grüften beweist, gewiß nicht selten auch die Außenwände: auch die „übertünchten" Gräber des Evangelisten sind bemalte.[2] Selbst die Columbarien (große Gewölbe mit langen über einander liegenden Reihen von Nischen für Aschenurnen), die Ruhestätten kleiner Leute, auch der Sclaven, also der niedrigsten und unseligsten, sind zuweilen freundlich wie Wohnräume mit Wandbildern dekorirt, die, manchmal recht leidlich, die unbenutzten Stellen der Pfeiler und Wände füllen. Wenn hier eine neue Urne in der für sie gekauften Nische beigesetzt wurde, mögen die Leidtragenden mit Wohlgefallen den Schmuck betrachtet haben, den sie aus ihren kleinen Ersparnissen für die Wohnung ihres Todten angeschafft hatten. Da waren mythologische Scenen, Bilder aus dem täglichen Leben, Landschaften, Thier-, Blumen- und Fruchtstücke; da schoß Hercules dem Prometheus den Geier von der Leber weg, Ulysses blickte gerührt auf den sterbenden Hund Argos, groteske Pygmäen ergriffen vor einem Krokodil die Flucht,

---

1) Philogelos ed. Eberhard p. 97 wird eine σορός für 5 Myriaden erwähnt. Vielleicht ist hier nach dem Denar der diocletianischen Zeit (Hultsch, Metrol. 252 f.) gerechnet.

2) Semper, der Stil I 452.

Gaukler tanzten einen Kastagnettentanz, eine Giraffe mit einer Glocke um den Hals ward wie im Amphitheater von ihrem Wärter geführt u. dgl. m.[1]

β. Monumentale Kunst.

Neben dieser unermeßlichen Beschäftigung der Skulptur und Malerei für dekorative Zwecke ging eine Verwendung beider Künste für monumentale im eigentlichen Sinne des Worts, d. h. zur Verewigung von Personen und Ereignissen her, die weder vorher noch nachher jemals in so riesenhaften Dimensionen betrieben worden ist als in den beiden ersten Jahrhunderten, und selbst noch im dritten und vierten kolossal war.

Persönliche Denkmäler.

Wie überall war die Kunst den Römern auch hier nicht Zweck sondern Mittel. Sie als Mittel zur Erhöhung der Schönheit, Pracht und Behaglichkeit ihrer Wohnungen und Städte zu verwenden, haben sie erst durch die Eroberung der griechischen Länder gelernt; sie als Mittel zur Fixirung des Erlebten und Geschehenen für Mit- und Nachwelt, zur Verewigung der Gesichtszüge und Gestalten geehrter und geliebter Personen zu benutzen war ein national römisches Streben, das sich schon in der alten Sitte der adligen Geschlechter offenbart, bemalte Wachsmasken der Ahnen aufzubewahren. Sehr alt war auch in Rom die Sitte der öffentlichen Aufstellung von Ehrenstatuen, sie reicht mindestens in die Zeit der Decemvirn (450 = 304) zurück, die älteste mit Sicherheit nachzuweisende ist die des griechischen Dollmetschers derselben auf dem Forum; diese, so wie alle aus den beiden nächsten Jahrhunderten bekannten, waren aus Bronce (die man zu Götterbildern seit 485 = 269 zu verwenden angefangen hatte), die erste aus vergoldeter Bronce war die Reiterstatue des Besiegers des Antiochus, Acilius Glabrio, von dessen

Alter der Ehrenstatuen in Rom.

1) O. Jahn, die Wandgemälde des Columbariums in der Villa Pamfili: Abhandlungen d. Bairischen Akademie 1857 Bd. VIII.

Sohn im Tempel der Pietas 573 = 181 errichtet.[1] Um die Mitte des fünften Jahrhunderts (etwa 300 v. Chr.) scheinen die Könige und berühmten Männer der ersten Republik Statuen erhalten zu haben.[2] Nach dem zweiten punischen Kriege waren Capitol und Forum bereits mit Statuen überfüllt. Von dort wurde ein Theil derselben im Jahr 575 = 179 entfernt, und vom Forum ließen 596 = 158 die Censoren sämmtliche Ehrenstatuen von Beamten, die nicht auf Volks- oder Senatsbeschluß gesetzt waren, wegräumen. Schon Cato wollte lieber, daß die Leute frügen, warum ihm keine, als warum ihm eine Statue gesetzt sei; er hatte zu klagen, daß deren in den Provinzen sogar schon Frauen errichtet wurden, und bald geschah dies auch in Rom selbst, die gleichzeitige Statue der Mutter der Gracchen Cornelia sah man noch in Plinius Zeit.[3]

Bilder historischer Ereignisse.

Auch die Sitte, über große Thaten und Ereignisse dem Volk durch Bilder zu berichten, kam früh auf. Zuerst stellte M.' Valerius Maximus Messalla das Bild seiner siegreichen Schlacht gegen die Karthager und Hiero in Sicilien 490 = 264 v. Chr. auf einer Wand der Curia Hostilia aus. Solche Bilder auf Holz und Leinwand wurden namentlich in den Triumphzügen getragen, wie in dem des M. Marcellus ein Bild der Einnahme von Syrakus (212). Aemilius Paullus ließ zur Illustration seines Triumphs im Jahr 168 einen Maler (Metrodorus) aus Athen eigens kommen. L. Hostilius Mancinus, der zuerst ein Außenwerk von Karthago im Jahr 148 eingenommen hatte, ließ Bilder der Stadt, der Belagerung und Erstürmung auf dem Forum aufstellen, die er dem Volke selbst erklärte, und sich dadurch so populär machte, daß er (141) das Consulat erhielt. Tiberius Gracchus ließ ein Gastmahl im Tempel der Freiheit malen, das die Beneventaner seinem Heer im Jahr 214 nach dem in der Nähe erfolgten glücklichen Gefecht gegeben hatten. Man sah darauf besonders die in das Heer eingestellten Sclaven mit den

1) Liv. XL 34. Cic. Philipp. IX 6, 13: statua — inaurata equestris, qualis L. Sullae primum statuta est — ist also im Irrthum. Vielleicht war die Sullas die erste auf dem Forum.

2) Detlefsen, De arte Romanor. antiquissima (Glueckstadt 1868) P. II p. 21—26.

3) Detlefsen p. 26. Liv. XL 51. Plin. H. N. XXXIV 30 sq.

Zeichen der ihnen zum Lohn für die bewiesene Tapferkeit geschenkten Freiheit.[1] Ein Bild eines Gladiatorenkampfs stellte zuerst (im Dianentempel zu Aricia) ein L. Terentius Lucanus (im sechsten oder siebenten Jahrhundert) aus.[2]

Diese Verwendung der bildenden Künste zur Veranschaulichung und Verherrlichung von Personen und Ereignissen, sowol bei bestimmten Veranlassungen als für die Dauer, fand auch in der Kaiserzeit im weitesten Umfange statt. In dem „Hervortreten des schildernden Princips, das einen entschiedenen Gegensatz bildet zu dem plastisch-idealen in der Malerei der Griechen," „in dem breiten illustrirenden Ton der Darstellungen"[3] nähert sich die damalige Malerei in Zweck und Behandlung in hohem Grade der altägyptischen und altassyrischen, ihre Werke den Gemälden der Paläste von Theben, den Alabastertafeln derer von Ninive, den babylonischen Teppichen. Namentlich die römischen Kaiser selbst redeten durch sie zum Volke. Bilder vertraten in dieser Zeit ohne Presse die Stelle von Manifesten und Proklamationen,[4] wie man auch im Mittelalter in Florenz und Rom durch historische und allegorische Bilder sich an das Volk wendete.[5] Jeder Triumph beschäftigte eine Menge von Künstlern, die die Natur des besiegten Landes und die Geschichte des Feldzugs den Zuschauern des Aufzugs durch bildliche Darstellungen aller Art zu veranschaulichen hatten. Bei dem Triumph des Vespasian und Titus über Judäa wurden Schaugerüste von drei bis vier Stockwerken mit goldgestickten Teppichen behängt, mit Ornamenten aus Gold und Elfenbein geschmückt, getragen; theils auf diesen, theils auf andern Bildern war der Krieg in seinem ganzen Verlauf dargestellt. „Da sah man ein reiches Land verwüsten, ganze Schaaren von Feinden tödten, fliehen, oder als Gefangene abgeführt werden, ungeheure Mauern unter den Stößen von Belagerungsmaschinen einbrechen, starke Festungen erstürmen, die Ringmauern volkreicher Städte ersteigen, das Heer sich ins Innere ergießen und alles mit Mord erfüllen, die Wehrlosen flehend die Hände erheben; man sah Feuer in Tempel schleudern,

Bilder für besondre Veranlassungen.

Bilder für Triumphzüge —

1) R. Rochette Peint. inéd. p. 303 ff. 2) Th. II[2] 230, 2. 3) Semper, der Stil I 292. 4) Burckhardt, Zeitalter Constantins 310. 5) Preller, Röm. Mythol. 208.

Häuser über den Bewohnern zusammenstürzen, und nach vieler Verwüstung und Trauer Wasserströme nicht über bebaute Felder, noch zum Trunk für Menschen und Thiere, sondern durch die von allen Seiten brennende Stadt sich ergießen."[1] Aber auch plastische Darstellungen fehlten nicht: namentlich Figuren der nach antiker Weise personificirten Berge, Flüsse, Länder und Städte. Noch heute sehen wir auf einem Relief des Titusbogens, wie bei diesem Triumph die liegende Statue des Jordan getragen wurde, und wenn Triumphe über deutsche Völker bevorstanden, wurden ganz gewiß kolossale Figuren des Rheins bestellt.[2] Auch die künstlichen Scheiterhaufen, die bei der Consecration verstorbener Kaiser nach asiatischem Gebrauch auf dem Marsfelde errichtet wurden, und aus mehreren in Pyramidenform sich allmälig verjüngenden Stockwerken bestanden, deren oberstes die Bahre mit dem Todten trug, waren äußerlich über und über mit goldgestickten Decken, Elfenbeinreliefs und Gemälden bekleidet, die ohne Zweifel das Leben des vergötterten Herrschers darstellten. Wenn diese ganze in echt barbarischer Weise zur Vernichtung bestimmte Pracht in heller Flamme aufloderte, schwang sich vom Giebeldache des Tabernakels auf dem obersten Stockwerk ein Adler in die Luft.[3]

kaiserliche Scheiterhaufen

Gerichtsverhandlungen.

Nichts aber zeigt so sehr, in welchem Grade man sich gewöhnt hatte, die Malerei zur momentanen Veranschaulichung des Geschehenen zu benutzen, als ihre Verwendung vor den Schranken der Gerichte. Schon in der letzten Zeit der Republik wurden Anklagen wenigstens in Volksversammlungen durch Schildereien unterstützt, welche die angeblichen oder wirklichen Verbrechen der Angeklagten vor Augen stellten.[4] Der Tribun A. Gabinius zeigte und erklärte im J. 67 dem Volk ein Bild der tusculanischen Villa des Lucull, um es von der Ueppigkeit des Consulars zu überzeugen.[5] Als Galba zu Cartagena im Jahr 68 seine Truppen aufforderte gegen Rom zu ziehn, ließ er auf dem Tribunal vor sich, gleichsam als stumme Ankläger Neros, möglichst viele Portraits von Männern aufstellen, die Opfer seines Despotismus geworden waren.[6] Ein Angeklagter, den sein

1) Joseph. B. J. VII 5. 2) Jahn ad Pers. VI 47. 3) Herodian. IV 2.
4) Semper, der Stil I 314 ff.
5) Cic. pro Sestio 43, 93. Drumann, R. G. IV 167.
6) Sueton. Galba c. 10. Vgl. R. Rochette p. 358, 1.

Gegner auf einer Leinwand in verschiedenen Scenen als unverbesserlichen Spieler hatte malen lassen, bald bis aufs Hemd entblößt, bald im Schuldgefängniß, bald von seinen Freunden losgekauft, sagte zu den Richtern: ich habe doch auch manchmal gewonnen.[1] Quintilian hatte selbst zuweilen gesehn, wie die Richter durch abschreckende Bilder des Angeklagten auf Holz oder Leinwand gegen diesen eingenommen werden sollten. Er mißbilligte dieses Mittel höchlich, weil damit der Ankläger sich das Armuthszeugniß ausstelle, daß ein stummes Bild beredter sei als er selbst.[2] Wie es gemalte Anklagen gab, gab es auch gemalte Bettelbriefe. Die angeblichen oder wirklichen Schiffbrüchigen führten in der Regel Bilder bei sich, die ihren Unglücksfall auf einer dunkelblauen Meeresfläche darstellten,[3] und solche wurden auch in den Tempeln als Votivtafeln aufgehängt, namentlich in denen der Isis, als Schutzpatronin der Schifffahrt; man weiß, sagt Juvenal, daß die Maler von der Isis ernährt werden.[4] Nur im Vorbeigehn mag hier der zahllosen Votivbilder und -reliefs gedacht werden, die das gefährliche Ereigniß, aus dem der Darbringer entronnen war, möglichst genau mit allen Einzelheiten vor Augen stellten:[5] Arbeiten, die zwar (wie die andern zuletzt erwähnten) in überwiegender Mehrzahl von untergeordneten Kunsthandwerkern geliefert wurden, doch sicherlich nicht ohne zahlreiche Ausnahmen; denn die Reichen und Vornehmen ließen natürlich auch solche Arbeiten von guten Künstlern ausführen. Tacitus erwähnt z. B., daß Domitian, der bei der Erstürmung des Capitols in der Nacht des 18. December 69 in großer Gefahr geschwebt hatte, auf der Stelle der Wohnung eines Tempeldieners, in der er versteckt gewesen war, dem Jupiter Erhalter eine Kapelle erbauen und darin einen Altar aufstellen ließ, der mit der Darstellung seiner Gefahren in Marmor geschmückt war.[6] Ueberhaupt aber dürfte die Darstellung persönlicher Erlebnisse in Bildern keineswegs ungewöhnlich gewesen sein. Im Roman des Apulejus will die Braut, die mit Hilfe des

Bilder für Schiffbrüchige.

Votivbilder.

Sonstige Darstellungen persönlicher Erlebnisse.

1) Quintilian. VI 3, 72. 2) Id. VI 1, 32. 3) R. Rochette P. a. p. 329, 1.
4) Juv. XII 28.
5) Daher Horat. S. I 1, 76: quo fit ut omnis Votiva pateat veluti descripta tabella Vita senis. Vgl. R. Rochette a. a. O.
6 Tac. H. III 74.

Esels den Räubern entflohn ist, ein Bild dieses Ereignisses im Atrium ihres Hauses aufstellen lassen.[1] In dem Hause des Trimalchio bei Petron sind verschiedene Wände einer Kolonnade mit der Ilias und Odyssee, einem Gladiatorenspiel, und der ganzen Laufbahn des Hausherrn in theilweiser allegorischer Darstellung bemalt. Man sieht ihn als Knaben auf einem Sclavenmarkt, als künftigen Liebling Mercurs mit dem Caduceus in der Hand, von Minerva in Rom eingeführt. Dann folgen Bilder, auf denen er rechnen lernt, Cassirer wird u. s. w., alles mit Unterschriften; am Ende der Wand wird er von Mercur am Kinn auf eine hohe Tribüne gehoben, ihm zur Seite steht eine Glücksgöttin mit dem Füllhorn und drei Parzen, die goldne Fäden spinnen.[2] Wie überhaupt in diesem Roman, darf man auch hier Schilderungen des in gewissen Kreisen der Gesellschaft üblichen voraussetzen, wenigstens annehmen, daß derartige Geschmacklosigkeiten nicht gerade unerhört waren.

Für die Dauer bestimmte Bilder.

Die denkwürdigsten Vorgänge und Begebenheiten sollten durch plastische und malerische Darstellungen nicht bloß für bestimmte Veranlassungen veranschaulicht, sondern für alle Zeiten dem Andenken der Nachwelt erhalten werden. Schlachten und Belagerungen, Friedensschlüsse und Verträge, Triumphe, Standreden, Wohlthätigkeitshandlungen, Opfer, Jagden u. s. w. der Kaiser, ferner Schauspiele, besonders Gladiatorenkämpfe und Thierhetzen, wurden während der ganzen Kaiserzeit in allen Maßstäben massenweise durch Sculptur, Malerei und Mosaik verewigt, seit dem dritten Jahrhundert hauptsächlich durch die beiden letztern Künste, da theils die Technik der Plastik immer unbehilflicher wurde, theils große bunte Schildereien ohne Zweifel dem Geschmack wie dem Illusionsbedürfniß der Massen mehr zusagten.[3] Der traurige Verfall, den schon die Reliefs am Triumphbogen des Severus zeigen, läßt vermuthen, daß z. B. die gewiß sehr umfangreiche Darstellung seiner sämmtlichen Thaten in einer, wahrscheinlich von seinem Sohne erbauten Säulenhalle[4] in Malerei oder Mosaik ausgeführt war. Wenn nach dem Tode eines verhaßten Regenten seine Statuen und Denkmäler umgestürzt und

1) Apulej. Metam. VI p. 129. 2) Petron. Sat. c. 29. 3) Burckhardt, Zeitalter Constantins 309 f. 4) H. A. vit. Severi c. 21.

zerstört wurden, blieben auch solche Bilder natürlich nicht verschont. So ließ der Senat ein großes vor der Curie aufgestelltes Bild, auf dem Maximinus einen von ihm über die Germanen erfochtenen Sieg hatte malen lassen, nach seinem Falle verbrennen.[1] Doch vieles entging auch in solchen Fällen der Zerstörung, besonders im Innern der kaiserlichen Schlösser. Noch in Diocletians Zeit sah man in den Gärten des Commodus in einer im Bogen geführten Colonnade ein Mosaikbild, das ihn mit seinen Freunden (darunter den spätern Prätendenten Pescennius Niger) der Isis opfernd darstellte.[2]

Portraitbilder lieferte die Malerei natürlich vorzugsweise für innere Räume, also mehr für private als öffentliche Zwecke, doch waren neben Ehrenstatuen auch Ehrenbilder (die in Tempeln oder öffentlichen Gebäuden angebracht wurden) wenigstens in griechischen Städten nicht selten.[3] Nero ließ sich auf Leinwand in einer Figur von 120′ (= 113′ preußisch) Höhe malen.[4] Elagabal kündigte sich durch ein großes (selbstgemaltes) nach Rom vorausgesandtes Bild dort an, auf dem er in einheimischer Priestertracht seinem Gotte opfernd dargestellt war, mit dem Befehl es im Senatssaal über der Statue der Victoria anzubringen.[5] In Rom malte er sich selbst als Delicatessen- und Salbenhändler, Garkoch, Schenkwirth und Kuppler.[6] Daß gemalte Portraits der Kaiser auch in Privathäusern häufig waren, darf man aus dem Antrage des Kaiser Tacitus an den Senat schließen: daß jeder (Senator?) ein Bild des (verstorbenen) Aurelian besitzen solle;[7] und die Bilder des Alexander Severus in ganzer Figur, in einfacher weißer Tracht, die man noch in Constantins Zeit sah, werden zum Theil Einzelportraits gewesen sein.[8] Ein Bild des

Portrait-malerei.

Portraits der Kaiser.

1) Herodian. VII 2, 8. Maximini c. 12.

2) Vit. Pescenn. Nigri c. 6.

3) *Εἰκὼν γραπτὴ τελεία* eines *αὐλητὴς ἐν Διονυσίῳ* (Teos) CIG 3068 B. Vgl. 3085. 2775. c. d. (Aphrodisias): *εἰκόνας γραπτὰς ἐν ὅπλοις ἐπιχρύσοις*. 3524 (Cyme).

4) Plin. H. N. XXXV 51.

5) Herodian. VII 6, 6 (*εἰκόνα μεγίστην γράψας παντὸς ἑαυτοῦ*).

6) Vit. Elagabali c. 30.

7) Vita Taciti c. 9: ut Aurelianum omnes pictum haberent.

8) Vit. Alexdr. Severi c. 4.

Trajan, das bei der Geburt des Alexander Severus (in einem Tempel) auf das Bett seiner Mutter herab fiel, verkündigte ihm die künftige Herrschaft:[1] und die Aehnlichkeit Theodosius des Großen mit Trajan ließ sich aus den Bildern des letztern feststellen.[2] Die Züge des Antinous kannte Pausanias aus seinen Statuen und Bildern, die letztern waren besonders zahlreich in seinem Tempel zu Mantinea, wo er meist als Dionysus gemalt war.[3] Die „Sitte der Könige" sich zur Brautwahl Portraits von Prinzessinnen senden zu lassen, von welcher Honorius bei Claudian spricht,[4] dürfte im Orient heimisch gewesen sein, und von dort sich in den Westen verbreitet haben. Die jüdische Fürstin Alexandra sandte auf den Rath des Dellius an Marc Anton Portraits ihrer beiden Kinder, des sechszehnjährigen Aristobulus und der Gemahlin des Herodes Mariamne, um durch die wunderbare Schönheit beider ihn für ihr Anliegen (der Verleihung des Priesterthums an Aristobulus) günstig zu stimmen.[5]

Portraits orientalischer Prinzessinnen zur Brautwahl.

Portraits von Privatpersonen.

Auch im Privatleben wurde die Portraitmalerei ganz allgemein in Anspruch genommen, um die Züge und Gestalten berühmter und interessanter, geliebter und verehrter Personen für einzelne wie für größere Kreise festzuhalten. Ein Portrait der durch ihr Verhältniß zu dem jugendlichen Pompejus berühmten wunderschönen Courtisane Flora stellte Metellus Dalmaticus in dem von ihm restaurirten und mit Gemälden und Statuen geschmückten Kastortempel am Forum auf.[6] Die Bilder der damals gesuchtesten Portraitmaler Roms Sopolis und Dionysius füllten noch in Plinius Zeit die Gallerien, für Frauenportraits war jedoch beiden die jungfräuliche Malerin Jaja aus Kyzicus vorgezogen worden, die auch sich selbst im Spiegel gemalt hatte.[7] Die Angabe des Plinius, daß die Portraitmalerei durch die Mode der broncenen und silbernen Medaillons völlig verdrängt

1) Ib. c. 13.
2) Victor Epit. 44, 11. Vgl. über Gemälde der Kaiser Gothofred. ad Cod. Theodos. XV 4. 1.
3) Pausan. VIII 9, 4.
4) Claudian. Nupt. Honor. et Mariae 23—27.
5) Joseph. A. J. XV 2, 5 sq.
6) Plutarch. Pompej. c. 2. Becker, Hdb. I 299, 9.
7) Plin. H. N. XXXV 147 f.

worden sei, bezieht sich zunächst auf die Atrien vornehmer Häuser, eine große Verbreitung dieser Medaillons war durch ihre Kostbarkeit ausgeschlossen. Seit Varro ein Bilderwerk herausgegeben hatte, das siebenhundert Portraits berühmter Männer enthielt, werden mindestens die Portraits der Autoren vor ihren Schriften gewöhnlich gewesen sein; Martial erwähnt eine kleine Pergamentausgabe des Vergil mit einem solchen;[1] und vermuthlich ist bei den Augenkrankheiten, welche (nach Galen) Maler sich durch Malen auf weißem Pergament zuzogen, an diese Titel- und andere illustrirende Bilder der Bücher zu denken.[2] Die Bibliotheken wurden nicht bloß mit Büsten, sondern auch mit gemalten Portraits der Schriftsteller geschmückt. Der jüngere Plinius bestellte bei einem Freunde in einer Stadt Oberitaliens (im Lande der Insubrer) Bilder des Cornelius Nepos und T. Catius, die dort geboren waren, für die Bibliothek eines andern Freundes: er bittet die Copien der dort vorhandenen Portraits einem möglichst zuverlässigen Künstler zu übertragen.[3] Ohne Zweifel hatte man wenigstens in jeder größern Stadt die Wahl zwischen mehreren und war in der Lage, sich nur für einen bewährten entscheiden zu dürfen.[4] Martial ließ sich für den an der Donau kommandirenden Cäcilius Secundus malen;[5] sein Portrait für die Bibliothek des Stertinius Avitus kann ebenfalls ein gemaltes gewesen sein;[6] er erwähnt ferner Portraits des Tragödiendichters Memor, des Cäsonius Maximus, des (im Alter von zwanzig Jahren verstorbenen) Camonius Rufus als Kind, des Rhetor M. Antonius Primus (das er mit Veilchen und Rosen bekränzte): sämmtlich wie es scheint Brustbilder.[7] Die Mutter des Sophisten Alexander Peloplaton war, wie ihre Gemälde bewiesen, von seltener Schönheit und der Helena des Eumelus ähnlich.[8] Auch

Portraits in Büchern.

in Bibliotheken.

Allgemeine Verwendung der Portraitmalerei.

1) Martial. XIV 186.

2) Galen. ed. Kuehn. III 776. (De usu part. corp. hum. X c. 3.)

3) Plin. epp. IV 28.

4) Scribon. Larg. ep. ad C. Jul. Callist. ed. Rhode p. 4: quum interim nemo ne imaginem quidem suam committat pingendam, nisi probato prius artifice per quaedam experimenta atque ita electo.

5) Martial. VII 84. Vgl. Mommsen, Hermes III 79 A. 1.

6) Id. IX praef. 7) Id. IX 9. 74. 76. VII 44. X 32. 8) Philostrat. Vitt. soph. II 5.

der Spott Lucians über die Thorheit derer, die den Portraitmalern auftrugen sie zu verschönern, „etwas von der Nase abzunehmen, die Augen schwärzer zu machen" u. s. w. (was besonders Frauen thaten), setzt eine allgemeine Anwendung der Portraitmalerei voraus.[1]

Plastische Darstellungen von Personen.

Die zur Aufstellung in unbedeckten, besonders öffentlichen Räumen bestimmten Bildnisse von Personen konnten fast nur plastische sein. Ein immerhin nicht geringer Theil derselben hat sich erhalten, von einem bei weitem größern die mit Inschriften versehenen Postamente: und diese äußerst zahlreichen Ueberbleibsel, verbunden mit Nachrichten der Schriftsteller, lassen uns von der wahrhaft unglaublichen Menge, so wie den Gattungen und Veranlassungen dieser Monumente einen ganz andern Begriff gewinnen, als die angeführten dürftigen Nachrichten von der Verwendung der Malerei zu persönlicher Darstellung. In der That ist nichts so geeignet von der Unermeßlichkeit der künstlerischen Produktion in den beiden ersten Jahrhunderten eine annähernde Vorstellung zu geben, als eine Betrachtung der Hauptgattungen der zum öffentlichen oder Privatgedächtniß bestimmten persönlichen Bildwerke dieser Zeit.

Büsten und Statuen der Kaiser; ihre allgemeine Verbreitung und ihr Kultus.

In erster Reihe stehen hier die Büsten, Medaillons und Statuen der Kaiser und Personen der kaiserlichen Familien. Ein öffentlich aufgestelltes Bild des regierenden Kaisers konnte schon darum in keiner Stadt, in keinem Lager,[2] fehlen, weil es bald Gegenstand eines überall eingeführten und geforderten Kultus war. Schon zu Ehren Cäsars hatte der Senat beschlossen, „daß seine Statue in den Städten und in allen Tempeln Roms sein sollte."[3] August hatte den Kult seiner Person auf die Provinzen beschränkt, Tiber die Aufstellung seiner Statue unter den Bildern der Götter überhaupt verboten, und nur unter den zum Schmuck der Tempel dienenden Kunstwerken erlaubt.[4] Noch Caligula erließ im Anfang seiner Regierung ein

1) Lucian. Quom. hist. 13. Pro imagg. 6.

2) Z. B. Vit. Elagab. c. 13: misit et qui in castris statuarum ejus titulos luto tegeret.

3) Dio XLIV 4. 4) Sueton. Tiber. c. 26. Dio LVII 9.

ähnliches Verbot, das er aber bald zurücknahm;[1] und bald hatten, wie Josephus sagt, alle unterworfenen Völkerschaften Stadt für Stadt neben den andern Göttern auch seine Bildsäule aufgestellt.[2] Vermuthlich schon seit dem Anfange des Kaiserthums bestand die Sitte, daß bei jedem Regierungsantritt lorbeerbekränzte Bilder des neuen Kaisers (die allerdings auch gemalte sein konnten) unter Begleitung von Soldaten und Flötenspielern in die Provinzialstädte gesandt und dort von dem mit Lichtern und Weihrauch entgegen ziehenden Volke festlich empfangen wurden.[3] Verfolgten, namentlich Sclaven boten die Kaiserbildnisse ein Asyl;[4] man huldigte ihnen wie den Götterbildern mit Opfern und Spenden von Weihrauch und Wein. Unter Domitian war die auf das Kapitol führende Straße nicht breit genug für die Heerden von Opferthieren, die dort fortwährend hinaufgeführt wurden, um, wie Plinius sagt, die scheußlichen Bilder des Despoten mit so viel Blut zu verehren, als er selbst Menschenblut vergoß.[5] Die Weigerung der Adoration wurde als Majestätsbeleidigung bestraft, und war ein Hauptgrund der Christenverfolgungen.[6] Doch auch in der christlichen Zeit dauerte der heidnische Kultus der Kaiserbildnisse fort, und Theodosius II. sah sich im Jahr 425 veranlaßt ihn durch einen eigenen Erlaß einzuschränken, damit „eine Verehrung, die die Menschenwürde übersteigt, der Gottheit gewahrt bleibe."[7] Noch viel strenger als die Weigerung der Adoration wurde jede Antastung oder Beleidigung der Kaiserbildnisse geahndet, am schärfsten bei Soldaten. Schon im Jahre 15 wurde Granius Marcellus, Prätor von Bithynien, der einer Statue Augusts den Kopf abgenommen hatte, um den Tibers aufzusetzen, wegen Majestätsverletzung angeklagt und entging mit Noth der Verurtheilung; bald galt es als Kapitalverbrechen bei dem Bilde Augusts einen Sclaven geschlagen, die Kleider gewechselt zu haben.[8] Ausdrücklich bemerken die Juristen des dritten Jahrhunderts, daß wer verworfene Statuen des Kaisers einschmelze, sich der Majestätsverletzung nicht schuldig mache; ebenso wenig wer

1) Dio LIX 4. 2) Joseph. B. J. II 10, 3. 3) Marquardt, Hdb. II 3, 272 A. 1183. 4) Lips. Exc. ad Tac. A. III 36. 5) Plin. paneg. c. 52. 6) Plin. epp. ad Tr. 96 (97) 5 sq. 7) Cod. Theodos. XV 4, 1.

8) Tac. A. I 74. Sueton. Tiber. c. 58 meint doch vielleicht einen andern Fall.

schadhaft gewordene ausbessere, wer eine durch einen Steinwurf zufällig treffe; auch den Verkauf von noch nicht consecrirten Kaiserbildnissen erklärten Sever und Caracalla für nicht strafbar: um so mehr war es natürlich die Einschmelzung oder sonstige Antastung von bereits consecrirten.[1]

Zerstörung der Denkmäler verhaßter Kaiser, besonders Domitians.

Je schwerer nun unter der Regierung verhaßter Kaiser der Zwang der Verehrung ihrer Bildnisse ertragen wurde, desto leidenschaftlicher tobte sich die lange verhaltne Volkswuth bei einem Regierungswechsel in ihrer Zerstörung und Beschimpfung aus. Am allgemeinsten war vielleicht der Ausbruch der Volkswuth beim Tode Domitians, und darum auch die Zerstörung seiner Denkmäler die gründlichste. Ganz Rom war mit seinen prahlenden, häufig kolossalen Monumenten, und nicht das Kapitol allein mit seinen goldenen und silbernen Statuen und Bildnissen angefüllt,[2] (andere wurden dort nicht zugelassen, und auch diese nur von einem bestimmten Gewicht[3]) sondern, wie Cassius Dio sagt, fast das ganze Reich.[4] Auf die Nachricht von seiner Ermordung machte der Senat seiner Freude nicht bloß durch laute Schmähungen des gefallenen Luft, sondern beschloß, daß sogleich Leitern gebracht, seine Medaillons und Bildnisse herabgerissen und auf den Boden geschmettert; dann daß seine Inschriften überall ausgemeißelt, und sein ganzes Gedächtniß vertilgt werden solle.[5] Der Umsturz und die Zerstörung seiner zahllosen kostbaren Statuen, sagt der jüngere Plinius vier Jahre später, war ein der allgemeinen Freude gebrachtes Opfer. Man freute sich, das übermüthige Gesicht gegen den Boden zu schlagen, mit Eisen, mit Beilen dagegen zu wüthen, als wenn die Schläge verwunden und Schmerzen zufügen könnten. Niemand konnte seine Freude und den so späten Jubel soweit mäßigen, daß es ihm nicht als eine Rache erschien, den Körper und die Glieder zerrissen und verstümmelt, endlich das finstere und abschreckende Gesicht in die Flammen geworfen und geschmolzen zu sehn.[6] Diese oder eine ähnliche Stelle hat die von Procop erzählte Sage veranlaßt: Domitian sei in Stücke zerrissen worden,

1) Digg. XLVIII 4, 4—7. 2) Plin. paneg. c. 52. 3) Sueton. Domitian. c. 13. Stat. Silv. V 1, 189. 4) Dio LXVII 8. 5) Sueton. Domitian. c. 23. 6) Plin. pan. l. l.

seine Gemahlin habe mit Erlaubniß des Senats die Stücke des Körpers zusammengesetzt und darnach eine Broncestatue gießen lassen; diese, die am Aufgang zum Capitol vom Forum rechter Hand stand, war nach Procop die einzige vorhandene Domitians, und zeigte die größte Aehnlichkeit zwischen ihm und Justinian.[1] Aehnliche Zerstörungen wie die Bildnisse des Domitian erfuhren die des Commodus,[2] Maximinus (die Gemälde des Letztern wurden zum Theil mit schwarzer Farbe überzogen)[3] und andere: in Folge der unaufhörlichen Empörungen, Bürgerkriege und gewaltsamen Thronwechsel in den spätern Jahrhunderten wiederholten sich solche Scenen immer von neuem bis in die letzten Zeiten des Alterthums.[4] Daß in diesen (wie natürlich nicht selten auch früher) statt der Zerstörung meist eine Umwandlung der Bildnisse stattfand, bezeugt Hieronymus: wenn ein Tyrann getödtet wird, werden auch seine Statuen und Bilder umgestürzt, und nachdem nur das Gesicht verändert und der Kopf abgenommen ist, das Gesicht des Siegers aufgesetzt, um später mit neuen Köpfen vertauscht zu werden, während der Körper derselbe bleibt.[5]

Doch in den beiden ersten Jahrhunderten ist, so viel wir wissen, Domitian der einzige Kaiser gewesen, dessen Bildnisse überall vernichtet wurden und der Zerstörung nur ausnahmsweise entgingen. Denn die Statuen und Denkmäler des Commodus müssen wenigstens zum Theil wieder aufgerichtet worden sein. Am ersten Januar 193 hatte der Senat mit leidenschaftlichen Acclamationen die Niederreißung der Bildsäulen „des Vaterlandsfeindes, des Mörders, des Gladiators" decretirt und an Stelle einer der Curie gegenüber stehenden, ihn (wie so viele andere) als Herkules mit drohend gespanntem Bogen darstellenden Statue die Göttin der Freiheit errichten lassen.[6] Im Jahr 197 wurde derselbe Senat von Severus gezwungen, Commo-

Erhaltung der Kaiserdenkmäler, hauptsächlich durch die Consecration.

1) Procop. Hist. arcana 8 p. 55 Dind.

2) Dio LXXIII 2. Vit. Commodi c. 19. 20. Vit. Pertinac. c. 6.

3) Euseb. H. E. IX 11. Lips. Exc. ad Tac. A. VI 2.

4) Marcellin. Comes Chron. 512: Areobindam sibi imperatorem fieri clamitant, imaginibusque deinde statuisque Anastasii in terram dejectis etc.

5) Hieronym. in Habacuc II.

6) Herodian. I 14. 9.

dus als Gott anzuerkennen.[1] Selbstverständlich sicherte die Consecration auch die fernere Dauer der Bildnisse, und veranlaßte selbst die Errichtung neuer. Wie Severus die Apotheose des Commodus und Pertinax, so ließ Macrinus die des Caracalla, durch dessen Ermordung er auf den Thron gelangt war, vom Senat beschließen, bei welcher Gelegenheit er die Errichtung von zwei Statuen Severs in Triumphaltracht, und sechs Caracallas (zwei Reiterstatuen, zwei stehende in kriegerischer, zwei in bürgerlicher Tracht) verfügte.[2] Außer Domitian sind die nicht unter die Götter versetzten Kaiser der beiden ersten Jahrhunderte Tiber, Caligula, Nero, Galba, Otho, Vitellius gewesen. Die auch von all diesen, zum Theil verhältnißmäßig sehr zahlreich erhaltenen Bildnisse und Denkmäler bezeugen hinlänglich, daß die Consecration keineswegs eine unerläßliche Bedingung der Erhaltung war. Daß sie diese aber am wirksamsten sicherte, ist selbstverständlich. In Tarraco, der Hauptstadt des diesseitigen Spaniens und zugleich dem Mittelpunkt des dortigen Kaiserkults, war einer der angesehensten Männer vom Provinziallandtage „zur Instandhaltung der Statuen des vergötterten Hadrian" eigens erwählt worden.[3] In den Besitz des j. Plinius waren mit verschiedenen Grundstücken auch die auf denselben errichteten Statuen der frühern Kaiser übergegangen, und dort von ihm erhalten worden. Schon unter Nerva hatte er zu Como einen Tempel erbauen wollen um sie darin aufzustellen, doch verzögerte sich die Ausführung, und im Jahr 101 erbat und erhielt er nochmals von Trajan die Erlaubniß jene Statuen nach Como zu versetzen und die Trajans hinzuzufügen.[4] Die Consecration trug aber auch zur Vermehrung der betreffenden Denkmäler bei, in sofern die immer wachsende Gruppe der vergötterten Kaiser und Kaiserinnen (unter Commodus standen deren in dem Kaisertempel der Arvalen 16, unter Alexander Severus 20[5]) zu

1) Vit. Severi c. 12. 19. Victor. Caes. 20, 30. Dio LXXV 7.

2) Vit. Macrini c. 6.

3) CIL II 4230; vgl. Hirschfeld G. g. Anz. 1870, 1095 (ad statuas curandas, nicht aurandas).

4) Plin. ad Tr. 8 (24).

5) Marini Atti p. 385 ff.: August, Julia, Claudius, Poppäa (oder L. Aelius

monumentalen und Kultuszwecken auch als Ganzes neu hergestellt wurde. So baute Domitian zu Rom eine Colonnade, der Kaiser Tacitus einen Tempel der vergötterten Kaiser, Alexander Severus errichtete auf dem Forum des Nerva ihre Kolossalstatuen.[1] Zuweilen verband sich mit dem officiellen Kultus eine unbefohlene allgemeine Verehrung zur Erhaltung und Erneuerung kaiserlicher Bildnisse. Mit anhänglichster Pietät hielt die römische Welt die verklärte Gestalt Marc Aurels unter den guten Geistern fest, zu denen sie sich im Gebet wandte: länger als ein Jahrhundert nach seinem Tode sah man noch in vielen Häusern seine Statue unter den Hausgöttern.[2]

Schnelle Herstellung der Kaiserdenkmäler im ganzen Reich.

Schon weil die möglichst schnelle Aufstellung der kaiserlichen Bildnisse in allen Städten und Lagern zu den ersten Sorgen jeder neuen Regierung gehören mußte, müssen auch in allen Centralpunkten Italiens und der Provinzen Bildhauer und Maler zur Verfügung gewesen sein; vielleicht gehörten sie regelmäßig zu dem amtlichen Gefolge der Statthalter, Feldherrn und hohen Beamten. Daß von Galba, der erst nach der Ankunft der Nachricht von Neros Tode (8. Juni 68) aus Spanien aufbrach und Italien in langsamem Marsche erreichte, sich zur Zeit seiner Ermordung (15. Januar 69) dort „in allen Municipien" Bildnisse befanden,[3] ist eben so wenig überraschend wie daß noch vor der Schlacht von Cremona (gegen Ende 69) im Lager der Flotte zu Ravenna Bildnisse des Vitellius umgestürzt werden konnten, der erst zu Ende Mai in Oberitalien erschienen war.[4] Aber schon auf dem Marsch von Cöln über Lyon nach Italien waren ihm, bevor er noch Vienne erreicht hatte, an mehreren Stellen Reiterstatuen errichtet worden, deren Zusammensturz als übles Vorzeichen galt.[5] Die Herrschaft des Pupienus und Balbinus dauerte drei Monate (etwa vom März bis in den Juni

---

Cäsar), Vespasian, Titus, Nerva, Trajan, Plotina, Hadrian, Sabina, Antoninus, Faustina, L. Verus, Marc Aurel, Faustina II. — Commodus (oder Julia Pia), Pertinax, Sever, Caracalla.

1) Preller, Reg. 178. 232. R. Mythol. 791, 1.

2) Vit. M. Antonini c. 18. 3) Tac. H. III 7. 4) Tac. H. III 12 sq.

5) Sueton. Vitell. c. 9.

238).[1] Als Maximinus zu Anfang des Mai vor Aquileja ermordet wurde, stürzte man dort seine Statuen und Bildnisse um, und nöthigte seine in die Stadt zugelassenen Soldaten, die der beiden Senatskaiser zu adoriren;[2] der Consul Claudius Julianus beglückwünscht in einem an Pupienus und Balbinus wol gleich nach ihrer Ernennung erlassenen Schreiben die Legionen und Hilfstruppen, „die bereits im ganzen Reiche eure Bildnisse anbeten.“[3] In den Lagern machte schon die Herstellung und Erneuerung der kaiserlichen und sonstigen Medaillonbilder, mit denen die Feldzeichen geschmückt waren,[4] die Anwesenheit von Künstlern wünschenswerth, die dann auch zu andern Zwecken verwendet werden konnten; Caracalla ließ z. B. von Alexander dem Großen auch in den Lagern zahlreiche Statuen errichten.[5]

Ihre Errichtung durch Beamte, Die Statuen und Bildnisse der regierenden Kaiser fehlten aber nicht bloß an keinem Orte der Monarchie, sondern waren an allen größern auch zahlreich. Sie schmückten wol in der Regel die öffentlichen Plätze und Gebäude besonders der Regierung, Verwaltung und Rechtspflege. Apulejus äußert in seiner vor dem Proconsul Claudius Maximus (zu Karthago) gehaltenen Vertheidigungsrede seinen Unwillen, daß „vor diesen Statuen des Kaisers Pius“ der Sohn der Mutter schändliche Dinge vorwerfe.[6] Für die Aufstellung an solchen Orten mögen die Statthalter und sonstigen Regierungsbeamten gesorgt haben: aber

1) Clinton F. Rom. ad a. 238, dessen Ansetzungen ich folge.

2) Vit. Maximin. II 23 sq.

3) Maxim. et Balbin. c. 17.

4) Rein St. R. E. Signa.

5) Dio LXXVII 7; vgl. Herodian. IV 8. A. Rein, die Stätten der Röm. Castelle zu Niederbiber bei Neuwied und auf der Saalburg bei Homburg vor der Höhe. Jahrbb. d. Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande XXVII (1859) S. 151: „die Aussage, daß die außer sehr vielen andern Broncegegenständen im Schlosse (zu Homburg) befindlichen Bruchstücke einer großen Statue vor dem Prätorium (des römischen Standlagers auf der Saalburg), wo ein großer viereckiger Stein in den Boden eingelassen ist, gelegen hätten, interessierte mich um so mehr, als sie für die von mehrern Standlagern durch Reste und Ueberlieferung bestätigte Aufstellung von Broncestatuen, denen die im v. J. bei Xanten gefundene mit großer Wahrscheinlichkeit beigezählt werden darf (?), einen neuen Beitrag gewährt.“

6) Apulej. Apol. p. 534.

auch landschaftliche und Provinzialverbände so wie alle wohlhabendern Communen mußten den Kaisern ihre Huldigung durch Errichtung von Statuen darbringen: und wenn dies in ausgezeichneter Weise geschehen sollte, mußten es mehrere oder kolossale oder ungewöhnlich kostbare sein. Eine eigene Gesandtschaft z. B. überbrachte an Caligula im ersten Jahre seiner Regierung die ihm vom Provinziallandtage der Provinz Achaja (Synode der Panhellenen) votirten Ehrenbezeugungen; zu diesen gehörte auch der Beschluß ihm eine große Menge von Statuen zu errichten, doch Caligula nahm nur vier an, die an den Orten der heiligen Spiele (Olympia, Delphi, Nemea und auf dem Isthmus) stehen sollten.[1] Am zahlreichsten und ansehnlichsten werden die Bildsäulen der Kaiser überall da gewesen sein, wo es eigene Priesterthümer für ihren Kult gab.[2] Endlich aber durften auch Privatleute sehr oft nicht unterlassen, ihre Loyalität auf diese Weise zu bezeugen, namentlich in Rom selbst. Wenn man zur Zeit der Antonine die Bildnisse der Kaiser dort überall „in Wechselcomptoiren, Läden und Werkstätten, unter allen Vordächern, auf allen Vorplätzen, in allen Fenstern" aufgestellt sah, freilich meist schlecht gemalt und plump bossirt:[3] so werden auch in reichen und vornehmen Häusern gute Bilder und Statuen von ihnen nicht gefehlt haben. Ueberdieß war auch die öffentliche Aufstellung von Kaiserstatuen durch Privatpersonen in den größern Städten keineswegs selten.

durch Provinzialverbände und Communen,

durch Privatpersonen.

Von sämmtlichen Kaisern ist vielleicht Hadrian derjenige gewesen, der in allen Provinzen durch die zahlreichsten Denkmäler geehrt wurde, gewiß aber nirgend durch so viele als in dem von ihm mit Wohlthaten am reichsten bedachten Griechenland. Mehrere von einzelnen Gemeinden, ganzen Cantonen, größern Volksverbänden errichtete Statuen Hadrians lassen sich dort an verschiedenen Orten nachweisen, wie zu Delphi, Olympia, Theben, Syros, Koronea:[4] bei weitem die

Statuen Hadrians in Griechenland.

1) Keil. Sylloge Inscr. Boeot. Nr. 31 p. 120. cf. p. 124. Hertzberg, Gesch. Griechenlands II 33 ff.

2) Vgl. z. B. über die Basen von Kaiserstatuen in Tarraco Hübner, Hermes I 120 f.

3) Fronto ed. Naber. p. 74. Th. I³ 255, 4.

4) Hertzberg, G. Gr. II 333 f.

meisten aber in Athen, das ihm am meisten verdankte, und wo auch die umfassendsten Nachforschungen stattgefunden haben. In jedem der dreizehn keilförmigen Abschnitte des kürzlich bloßgelegten Dionysostheaters hat wahrscheinlich eine Statue Hadrians gestanden, welche bis auf eine von den zwölf Phylen (Stämmen) Atticas errichtet waren. Zwei andere erwähnt Pausanias im Kerameikos, der Agora und auf der Akropolis im Parthenon. Von Privaten zu Athen errichtete kennen wir zwei, davon eine von Herodes Atticus in Gemeinschaft mit seinem Sohne Herodian. Die größte auf einer Stelle vereinigte Zahl aber befand sich in und bei dem von Hadrian ausgebauten Tempel des olympischen Zeus. Wahrscheinlich vor den Fronten standen zwei Statuen des Erbauers aus thasischem und zwei aus ägyptischem Marmor, vor den Säulen (wol der ringsum laufenden Kolonnaden) broncene von überseeischen Städten, an andern Stellen andere von griechischen Städten gestiftete Standbilder, von denen im Ganzen noch dreizehn Postamente und Inschriften vorhanden sind. Alle überragte eine von den Athenern hinter dem Tempel errichtete „sehenswerthe Kolossalstatue."[1] Doch können die uns bekannten Statuen Hadrians nur ein kleiner Theil der sämmtlichen in Athen vorhandenen gewesen sein, wenn die gut bezeugte Nachricht wahr ist, daß die Athener einst dem Demetrius von Phaleron mehr als 300 Statuen errichtet hatten.[2] Gegen Hadrian hatten sie vielleicht mehr Grund zur Dankbarkeit, gewiß aber mehr Veranlassung, diese in der überschwenglichsten Weise zu äußern; überdies war die Herstellung der Statuen weniger kostspielig als 450 Jahre früher. Wie sehr nun aber auch die Provinzen und Städte wetteifern mochten ihre Treue und Loyalität gegen den regierenden Kaiser durch zahlreiche Bildsäulen zu bekunden, so dürfte doch deren Menge und Pracht in Rom immer am größten gewesen sein. August sagt in der Denkschrift über seine Thaten, daß ihm zu Rom etwa 80 silberne Statuen (theils auf dem Boden, theils auf Viergespannen stehend, theils Reiterstatuen) von Staaten und Einzelnen errichtet worden seien, die er sämmtlich einschmelzen ließ,

Augusts in Rom.

1) Pausan. I 18, 6. Hertzberg II 327.
2) Köhler, Verm. Schriften VI 355, 5. Strabo I 9, 20 p. 371 sq.

um in dem Tempel des Apollo auf dem Palatin von dem gewonnenen Gelde im Namen der Stifter und dem seinigen goldene Weihgeschenke (besonders Dreifüße) aufzustellen.[1] Man kann hiernach nicht anders als glauben, daß seine broncenen und marmornen Standbilder in Rom bereits zu seinen Lebzeiten nach hunderten, im ganzen Reich vielleicht nach Myriaden zählten, so fabelhaft solche Zahlen gegenwärtig auch klingen mögen. Wenn übrigens auch in der Zeit der werdenden Monarchie die sich in so massenhaften Darbringungen äußernde Unterthänigkeit noch weit von ihrer größten Verbreitung und Stärke entfernt war, und überdies von August geflissentlich im Zaume gehalten wurde, so ist doch keinem spätern Kaiser wie ihm als Erretter der Welt und Begründer der neuen Ordnung gehuldigt worden, auch dauerte seine Herrschaft 44 Jahre; und so mag denn allerdings die Zahl der ihm (während seines Lebens wie nach seinem Tode) errichteten Denkmäler größer gewesen sein, als bei irgend einem andern Regenten. Von diesem Vorrath haben sich denn auch nicht ganz unbeträchtliche Ueberreste erhalten.[2]

Die Kaiserdenkmäler so gut wie nie durch Umarbeitung älterer hergestellt.

Nur sehr selten und ausnahmsweise können in den ersten Jahrhunderten Kaiserbildnisse durch Umarbeitung oder neue Benennung älterer hergestellt worden sein: weil diejenigen, die durch das Denkmal geehrt werden sollten, in einem solchen Verfahren, wie Dio von Prusa mit Recht sagt, eher eine Beleidigung als eine Huldigung erblicken konnten.[3] Pausanias sah vor dem Heratempel bei Mykenä eine Statue, nach der Inschrift des August, die aber nach dortiger Angabe eine des Orest war.[4] Doch ist dies außer dem bereits angeführten das einzige bekannte Beispiel dieser Art aus der frühern Kaiserzeit. Seit dem Jahr 15 wagten wol wenige um des Gewinns oder Ersparnisses willen auch noch so heimlich eine Handlung, deren Entdeckung sie der Gefahr einer Anklage auf Majestätsverletzung aussetzen konnte. Dio hat den Rhodiern, die mit der Ehre der Statue mehr als freigebig waren, aber sehr oft statt neue aufzustellen

1) Mommsen, R. g. D. Aug. p. 69 sq.

2) Hübner, Augustus Marmorstatue d. Berliner Mus. Progr. d. Winckelmannsf. 1868 S. 7 f.

3) Dio Or. XXXI p. 324 M.

4) Pausan. II 17, 3.

nur ältere auf den Namen des zu Ehrenden umtaufen oder umarbeiten ließen, die Unwürdigkeit dieses Verfahrens in einer langen Rede vorgehalten. Es sei, sagt er u. a., um so weniger zu entschuldigen, als sie ja doch fort und fort auch wirklich neue Bildsäulen errichteten, nämlich für die Kaiser und die hohen Beamten; ja man würde ihnen keine Vorwürfe machen, wenn sie wenigstens bei allen „außer den Kaisern" in gleicher Weise verführen:[1] eine derartige Herstellung von Kaiserbildnissen erschien ihm also als ganz undenkbar. Philo erzählt, daß die Alexandriner alle dortigen Synagogen, die sie nicht zerstören konnten, durch Aufstellung von Bildern Caligulas entweihten, in der größten stellten sie seine Broncestatue auf einem Viergespann auf. In der Eile aber hatten sie kein neues auftreiben können, sondern ein altes verrostetes, schadhaftes aus dem Gymnasium genommen, welches, wie manche sagten, einer ältern Cleopatra dedicirt gewesen war. „Was für einer Anklage die Aufstellenden sich dadurch aussetzten, ist klar; ja schon dann, wenn es ein neues aber eines Weibes, oder eines Mannes, aber ein altes, ja wenn es überhaupt einem andern gewidmet war. Mußten die, welche zu Ehren des Kaisers eine solche Aufstellung gemacht hatten, sich nicht offenbar hüten, daß er, der alles auf ihn Bezügliche besonders wichtig nahm, eine Anzeige erhielt?"[2] — Aber auch bei andern als kaiserlichen Monumenten scheint das Anbringen neuer Köpfe oder Inschriften[3] statt der Errichtung neuer Figuren in der frühern Kaiserzeit keineswegs häufig gewesen zu sein; hauptsächlich geschah es wol in griechischen Städten, wo der Vorrath von alten Statuen sehr groß war. Nicht bloß sind die bekannten derartigen Fälle vereinzelt,[4] sondern Dio sagt auch in der Rede, in der er den Rhodiern diese „seit einiger Zeit" bei ihnen eingerissene Unsitte[5] vorhält, daß andere weniger reiche, zum Theil äußerst arme Städte wie Athen, Sparta, Byzanz, Mitylene sich davon völlig frei erhielten.[6] Allem Anschein nach war es

1) Dio ib. p. 343 M.
2) Philo legat. ad Gaj. § 20 p. 565 M.
3) Plin. H. N. XXXV 4.
4) Müller, Hdb. d. Arch. § 157, 4. Köhler, Verm. Schr. V 357.
5) Dio l. l. p. 312 M.
6) Dio ib. p. 342 M. 348 M.

im damaligen Griechenland eben nur Rhodos, wo dies Verfahren in großem Umfange geübt wurde; man sagte, daß die dortigen Statuen wie Schauspieler die Rollen wechselten.[1]

Was von den Kaiserbildnissen gilt, gilt zum größten Theil auch von denen der Kaiserinnen und designirten Thronfolger, zum großen Theil selbst von denen anderer Angehörigen des Kaiserhauses. Wenn in der Zeit, wo Tiber während seines Aufenthalts auf Rhodos in tiefster Ungnade stand, die Bewohner von Nimes seine Statuen und Bildnisse umstürzten, so wird es damals so gut wie dort deren in allen großen Städten gegeben haben.[2] Dem zur Thronfolge bestimmten Aelius Verus ließ Hadrian nach seinem Tode in einigen Städten Tempel bauen und „im ganzen Reiche" Kolossalstatuen errichten.[3] Die Darstellung des Antinous hat bekanntlich die Malerei und Sculptur in den verschiedensten, wo nicht in allen Provinzen beschäftigt. Denkmäler der Mitglieder des Kaiserhauses —

Auch die höchsten Beamten, die Leiter der Regierung wurden im ganzen Reich durch Monumente in ähnlicher Weise wie die Kaiser geehrt, besonders natürlich, wenn sie deren erklärte Günstlinge waren. Als Sejan im Zenith seiner Macht stand, wurden ihm von Senat und Ritterschaft, den Tribus und den vornehmsten Männern Roms so viele Bildsäulen errichtet, daß, wie Cassius Dio sagt, Niemand ihre Zahl anzugeben vermocht hätte,[4] besonders seit Tiberius auf den Beschluß des Senats sein Broncestandbild im Theater des Pompejus hatte errichten lassen.[5] Allgemein wurden Bilder und Statuen des Kaisers und seines andern Ich neben einander gestellt,[6] selbst in den Lagern (doch hier vielleicht nur an den Feldzeichen) mit einziger Ausnahme der syrischen Armee:[7] und Tiber ließ es geschehen, daß die Bildnisse seines Günstlings dort auf den Sammelplätzen der Legionen, so wie auf den Foren und in den Theatern der Städte verehrt wurden.[8] Der jähe Fall Sejans im Jahre 31 war das Signal zum Umsturz seiner Denkmäler. Seine Statuen, sagt Juvenal, wurden an Seilen von den Postamenten herab und auf dem Boden der höchsten Beamten —

1) Id. ib. p. 357 M. 2) Sueton. Tiber. c. 13. 3) H. A. Ael. Ver. c. 7. 4) C. Dio LVIII 2. 5) Dio LVII 21. Tac. A. III 72. IV 7. 6) Dio LVIII 4. Tac. A. IV 74. 7) Sueton. Tiber. c. 48. 8) Tac. A. IV 2.

fortgeschleift. Beilhiebe zerschmetterten die Räder der Zweigespanne, und die Beine der unschuldigen broncenen Gäule, bald schmolz in den knatternden, von Blasebälgen angefachten Feuern der Gußöfen das vom Volk angebetete Haupt und verknisterte der ganze kolossale Sejanus, und aus dem Antlitz, das im ganzen Reich das zweite war, wurden Töpfe, Pfannen, Becken und Nachtgeschirre verfertigt.[1] Ganz Aehnliches wird von dem Günstlinge Severs Plautianus berichtet, der von ebenso schwindelnder Höhe ebenso plötzlich herabstürzte. Dio sagt, daß ihm nicht nur viel mehr, sondern auch größere Statuen und Bilder errichtet wurden als den Kaisern, und nicht bloß in den andern Städten, sondern auch in Rom, und nicht bloß von Privatpersonen, sondern auch vom Senat. Gerade dies trug dazu bei, den Argwohn Severs zu erregen; nach Plautians Fall wurden „im ganzen Reich seine Statuen umgestürzt.“[2]

der Provinzialstatthalter –

Wenn aber nothwendig die Zahl derer sehr klein war, denen im ganzen Reich Statuen errichtet wurden, so war dagegen die Menge derjenigen, denen diese Ehre innerhalb bestimmter Gebiete oder an einzelnen Orten widerfuhr, unglaublich groß. Sie war vor allem die gewöhnlichste Huldigung der Provincialen gegen alle Römer, die wirklich oder scheinbar die Macht hatten ihnen zu schaden oder zu nützen, in erster Reihe natürlich die Statthalter. Schon in den letzten Zeiten der Republik war es allgemein üblich, daß diesen in den Provinzen Tempel errichtet wurden.[3] Cicero hatte in Cilicien als Proconsul „Statuen, Tempel, Viergespanne“ abzulehnen;[4] aber Verres hatte die Gemeinden Siciliens gezwungen, nicht bloß ihm selbst, sondern auch seinem Vater und seinem Sohne (einem Knaben) eine Menge von Standbildern zu errichten; in Syrakus waren deren so viele, daß es schien, er habe ihrer dort nicht weniger aufgestellt als weggenommen.[5] Außerdem sah man von ihm in Rom vergoldete Reiterstatuen, die von den römischen Kaufleuten, den Getreideproducenten, dem Provinzialverbande Siciliens gestiftet waren.[6]

1) Juv. X 56—64.
2) Dio LXXVII 14 u. 16. H. A. Sever. c. 14.
3) Sueton. August. c. 52.
4) Cic. ad Attic. V 21, 5.
5) Cic. in Verr. II 2 c. 63. 67. IV c. 41. 62. 6) Id. ib. II 2 c. 59. 69.

Das entsetzliche Satrapenregiment jener Zeit hat nun zwar die Monarchie sehr eingeschränkt, doch nie ganz beseitigt; und wenn immer noch die Provinzialen direkt oder indirekt gezwungen wurden ihre Plünderer und Tyrannen durch Denkmäler zu ehren, so konnten sie diese Ehre überhaupt keinem Statthalter vorenthalten, ohne damit eine Anklage auszusprechen. Nach Dio entschuldigten die Rhodier die Verwendung alter Statuen zu neuen Ehrenbezeugungen damit, daß es eine Nothwendigkeit sei, so viele hohe Beamte zu ehren, und eingestandenermaßen geschah es sehr häufig nicht wegen ihrer wirklichen Verdienste, sondern nur wegen ihrer Macht.[1] Jeden, der zu ihnen kam, fürchteten sie, und glaubten ihre Freiheit in Gefahr, wenn sie einmal von einem kein Broncestandbild aufstellten. Mußten sie wirklich jeden Ankommenden freundlich anwedeln wie gemeine Hunde, und Haß und Zorn besorgen, wenn sie nicht dem und jenem schmeichelten, dann meinte Dio, stand es schlimm um sie.[2] Die Ehre der Statue wurde auch (namentlich in Griechenland) angesehenen Römern erwiesen, die sich in außeramtlicher Stellung dort aufhielten; wie besonders in Athen die Inschriften zahlreicher Postamente aus der ersten Kaiserzeit beweisen.[3] Um so unerläßlicher war es für Städte und Provinzen sich für wirkliche Wohlthaten auf diese Weise dankbar zu bezeigen, vor allem für die Uebernahme ihres Schutzes und ihrer Vertretung (des Patronats). In den Städten Siciliens sah man überall auf den Foren Reiterstatuen der Marceller als der Patrone der Insel.[4] Der Held des apulejanischen Romans, aus einer in Thessalien angesehenen Familie stammend, wird in Hypata zum Gegenstande eines öffentlichen Scherzes gemacht; worauf die Magistrate ihn um Entschuldigung bitten, und ihm anzeigen, daß die Stadt um ihn zu versöhnen ihn zum Patron gewählt und die Aufstellung seines Bildnisses in Bronce beschlossen habe.[5] Von den amtlichen und halbamtlichen Stellungen in den Provinzen gaben schon die subalternen einen Anspruch auf diese Ehre. Dem Vater

der angesehenen Römer: in den Provinzen,

der Subalternbeamten.

1) Dio or. XXXI 317 sq. M. 323 M.
2) Id. ib. p. 344 sq. M.
3) Hertzberg, Gesch. Griechenlands II 68, 22[a].
4) Cic. in Verr. II 4 c. 40 (86).
5) Apulej. Metamorph. III 11 ed. Eyssenhardt.

des Vespasian, Flavius Sabinus, der die Erhebung des Waarenzolls von 2½ Procent in der Provinz Asien gepachtet hatte, waren dort Bildnisse und lobende Inschriften aufgestellt worden.[1] Titus hatte, wie Sueton sagt, als Militairtribun in Germanien und Britannien sich den Ruhm der Energie und zugleich der Mäßigung erworben, „wie sich aus der Menge und den Inschriften seiner Statuen und Bildnisse in beiden Provinzen ergibt."[2] Bei einer so grenzenlosen Verschwendung der monumentalen Ehren konnte eine wirkliche Auszeichnung nur durch ungewöhnlich große und kostbare Denkmäler erfolgen; und es ist wol nicht zu sehr übertrieben, wenn Apulejus zum Ruhme des Consularen Aemilianus Strabo sagt, daß alle Provinzen sich Glück wünschen, ihm vier- und sechsspännige Wagen (mit seinem Standbilde) zu errichten.[3]

Ehre der Statue in den Municipien.

Die Errichtung von Statuen war auch in den Städten der ganzen Monarchie eine allgemeine Belohnung wirklicher oder angeblicher Verdienste einzelner um die Gemeinde. Der anfänglich seltene Gebrauch der Bildnißstatuen wurde später, wie Plinius sagt, von der ganzen Welt aus einem höchst menschenfreundlichen Ehrgeiz aufgenommen; Statuen fingen an eine Zierde auf den Foren aller Municipien zu sein, so wurde das Gedächtniß von Menschen auf die Nachwelt gebracht, auch ihre Ehren zur Kenntniß aller Zeiten auf den Postamenten verzeichnet, damit man sie nicht bloß auf den Gräbern läse.[4] Tausende von erhaltenen Postamenten mit griechischen und römischen Inschriften zeugen dies. In Pompeji (mit etwa 30,000 Einwohnern) haben allein an der westlichen Langseite des Forums vierzehn Portraitstatuen gestanden,[5] und man kann vielleicht das fünf- oder sechsfache als Gesammtzahl der bei der Verschüttung in der ganzen Stadt vorhandenen annehmen. Ruhmbegier und Municipalpatriotismus verbanden sich, wie bemerkt, mit der Rücksicht auf die öffentliche Meinung, um die Wohlhabenden und Angesehenen zu Leistungen für ihre Communen anzuspornen, und diese setzten ihrerseits einen Ruhm darin, durch zahlreiche Monumente zu bezeugen, daß viele es sich zur Ehre geschätzt hatten, ihnen Opfer zu bringen,

1) Sueton. Vespas. c. 1. 2) Id. Tit. c. 4 3) Apulej. Florida III 16.
4) Plin. H. N. XXXIV 17. 5) Overbeck, Pompeji II² 144.

und daß sie ihrerseits wol im Stande seien, dieselben zu belohnen, und zugleich ihre Stadt zu schmücken.[1] Schwerlich konnte eine reiche und ansehnliche Familie in einer größern Stadt einige Generationen hindurch ihren Wohnsitz gehabt haben, ohne in die Nothwendigkeit versetzt worden zu sein, sich die Ehre der Statue zu verdienen. Dio von Prusa rühmt, daß seine Großväter und andere Vorfahren, sein Vater (der lange Zeit der Stadt vorgestanden hatte), seine Brüder und Verwandten von der Stadt geehrt worden seien durch viele Statuen, öffentliche Begräbnisse, Kampfspiele an ihren Gräbern und viele andere Auszeichnungen: seiner Mutter war nach ihrem Tode nicht bloß ein Standbild sondern auch ein Tempel errichtet worden.[2] Die Bekleidung mancher (nur der Aristokratie der Provinzen zugänglichen) hohen Würden hatte die Ehre der Statue offenbar mehr oder minder regelmäßig zur Folge, wie namentlich die des höchsten Provinzialpriesterthums.[3]

Es genügt, die gewöhnlichsten in den Städten Italiens so wie aller Provinzen durch Statuen belohnten Verdienste anzuführen, um von der Allgemeinheit dieser Ehre eine Vorstellung zu geben. Hauptsächlich waren es große zum Besten der Stadt gebrachte Geldopfer und persönliche Leistungen: nächst den bereits erwähnten so häufigen Verschönerungs- oder Nützlichkeitsbauten, Zuwendungen und Schenkungen zu den verschiedensten Zwecken (z. B. zum Ankauf von Getreide bei Theuerungen), ganz besonders häufig aber (einmalige oder jährlich wiederkehrende) Bewirthungen der gesammten Bürgerschaft, bei denen auch Geld vertheilt zu werden pflegte; ferner Schauspiele aller Art (namentlich Thierhetzen und Gladiatorenkämpfe), endlich freiwillig übernommene und auf eigene Kosten ausgeführte Gesandtschaften an die Kaiser und Statthalter. Aber neben diesen gewöhnlichsten Veranlassungen für die Ehre der Bildsäule gab es noch viele andere. Auch eine ausgezeichnete Wirksamkeit in einem Lehramt gab Anspruch darauf; und nicht bloß die weltberühmten Professoren der Beredsamkeit, die Schaaren von Schülern aus weiter Ferne herbei-

1) Dio or. XXXI p. 344 sq.
2) Dio or. XLIV p. 509 M.
3) CIG II 4248 (Tarraco): statuam inter flammales viros positam.

zogen, erhielten sie, sondern zuweilen auch bescheidene Schullehrer, wenn sie Gelehrte von Ruf waren. Von Horazens Lehrer Orbilius Pupillus, der als fast 100 jähriger Greis in einer Dachkammer starb, sah man zu Benevent auf dem Capitol eine sitzende Statue im griechischen Mantel mit zwei Bücherbehältern; zu Präneste eine des M. Verrius Flaccus über seinem dort auf dem Forum auf Marmortafeln eingegrabenen Kalender.[1] Auch litterarische Leistungen wurden durch diese Anerkennung belohnt, mit der die Städte gegen Mitbürger zuweilen nur zu freigebig verfuhren. Nach Dio von Prusa hatten die Athener einem höchst unbedeutenden Dichter eine Broncestatue und zwar neben der des Menander aufgestellt.[2] Einem dreizehnjährigen Knaben in Histonium, der bei der Preisbewerbung auf dem Capitol im Jahr 110 den Kranz für lateinische Poesie erhalten hatte, beschloß die gesammte Einwohnerzahl (plebs) eine Statue aus freiwilligen Beiträgen zu errichten.[3] Auch Frauen wurde diese Ehre sehr häufig erwiesen. Es war ferner Sitte, Verstorbenen Statuen zu errichten, um ihre Angehörigen, namentlich Eltern zu trösten und zu ehren,[4] selbst kleinen Kindern. In Brixia hat der Gemeinderath einmal für einen Knaben, der in dem Alter von 6 Jahren 2 Monaten 5 Tagen gestorben war, eine vergoldete Reiterstatue decretirt, um den überlebenden Vater zu erfreuen:[5] so gemein war also diese Art von Monumenten mit der Zeit geworden, in denen noch Cicero einen Beweis für die Maßlosigkeit seines Zeitalters gefunden hatte.[6] Eine andere Steigerung der Ehre war die Errichtung von mehreren Statuen derselben Person. Auf diese Weise belohnten z. B. die Athener ihren reichen (auch als epischen Dichter bekannten) Mitbürger Julius Nicanor, der (unter August) die von ihnen aus Geldnoth verpfändete oder verkaufte Insel Salamis für sie zurückkaufte: in rühmenden Inschriften wird er als „neuer Homer" und „neuer

Mehrere Statuen derselben Person.

1) Sueton. ill. gr. 9, 17.
2) Dio or. 31 p. 346 M.
3) IRN 5252.
4) Vgl. z. B. Mommsen CIL II 3251. Borghesi B. d. I. 1853 p. 185.
5) Orelli 4051.
6) Cic. Philipp. 9, 6, 13. Statuen auf bigae z. B. IRN 4059 (Minturnae); vgl. CIL II 1086.

Themistokles" gepriesen.[1] In derselben Zeit erhielt ein P. Lucilius Gamala für seine zahlreichen Bauten und Schenkungen zu Ostia zwei Broncestatuen, wovon eine vergoldet.[2] Für einen C. Valerius Camillus waren nach einer zu Avenches gefundenen Inschrift sowohl von der gesammten Völkerschaft (civitas) der Helvetier, als von deren einzelnen Gaugemeinden (pagatim) Statuen beschlossen worden.[3] Einem L. Postumius Felix Celerinus, Kaiserpriester und obersten Magistrat hatte zu Hippo Regius (in Numidien) zum Dank für ein prachtvolles Gladiatorenspiel und andere Verdienste jede Curie eine Statue aus eigenen Mitteln errichtet.[4] Einer Priesterin in Kalama in Numidien, die eine außerordentliche Freigebigkeit gegen die Stadt bewiesen hatte, beschloß der Gemeinderath fünf Statuen zu setzen.[5] Ebenso viele Statuen der Sosia Falconilla wurden nach deren Tode ihrem Vater Q. Pompejus Sosius Priscus (Consul 169) von der Gemeinde zu Constantine angeboten, von denen er jedoch nur eine annahm.[6]

Errichtung auf Kosten der Geehrten.

Sehr häufig, wo nicht in der Regel, erfolgte übrigens die Errichtung der Statuen auf Kosten der Geehrten. Man liest auf ihren Inschriften die Formel: „mit der Ehre zufrieden, hat er die Kosten erlassen" so äußerst oft, daß man nicht zweifeln kann, die Statuen seien in sehr vielen Fällen erst decretirt worden, nachdem die Erklärung der zu ehrenden Personen erfolgt war, daß sie die Kosten selbst tragen würden. Ausnahmsweise ließ Jemand auch wol zu, daß die erforderlichen Beiträge eingesammelt wurden, um sie dann zurück zu erstatten.[7] In Forum Sempronii (Fossombrone) ließ der Gemeinderath einmal eine im geheimen votirte Statue fertig zu dem Geehrten hinschaffen, damit er sie nicht aus zu großer Bescheidenheit, wie schon früher einmal ablehne.[8]

Statuen von Fremden.

Uebrigens wurden von den Städten auch ausgezeichnete Fremde durch Statuen geehrt, besonders im zweiten Jahrhundert die bedeu-

1) Keil, N. Rh. Mus. XVIII (1863) 58—62.

2) Orelli 3882. Mommsen, Ber. d. Sächs. Ges. 1849, 295.

3) Mommsen, Inscr. Helv. 192.

4) Renier, Mélanges d'épigr. p. 221.

5) Henzen 6001. Vgl. oben S. 116; 117, 1. 6) Borghesi, Bull. d. I. 1853 p. 185. 7) Orelli 3807. CIL II 1971. 8) Orelli 4039.

tendsten der von Ort zu Ort ziehenden Virtuosen der Beredsamkeit (Sophisten); so Aristides an mehreren Orten. Eine Statue zu Smyrna war ihm gemeinschaftlich von Alexandria, Hermopolis magna, Antinoe und den Griechen des Delta errichtet worden.[1] Apulejus sagt in seiner Dankrede für die ihm vom Gemeinderath zu Karthago votirte Statue, ihm sei diese Ehre bereits an andern Orten erwiesen worden; auch in mittelmäßigen Städten habe es dazu nicht an den Kosten für die Bronce und der Thätigkeit eines Künstlers gefehlt.[2] Als der Philosoph Demonax einmal nach Olympia kam, votirten ihm die Eleer eine Broncestatue: er lehnte sie ab, weil sie damit einen Tadel ihrer Vorfahren ausdrücken würden, die dem Socrates und Antisthenes keine gesetzt hätten.[3] Noch in der Zeit des Severus war es gewöhnlich, daß Philosophen durch Statuen geehrt wurden.[4]

Votierung der Statuen durch die Gemeinderätte, in Rom durch den Senat.

Wie in den Municipien diese Ehre im Namen der Stadt (wenn nicht durch die gesammte Bürgerschaft) durch den Gemeinderath decretirt zu werden pflegte, so in Rom durch den Senat. Für Lucilius Longus, einen der ältesten und nächsten Freunde Tibers, beschloß der Senat nach dessen Tode im Jahr 23 unter andern Ehren eine Statue auf dem Forum des August auf öffentliche Kosten; denn damals, sagt Tacitus, wurde noch alles im Senat verhandelt.[5] Caligulas Verbot einem Lebenden ohne seine ausdrückliche Erlaubniß eine Statue oder ein Bildniß zu setzen,[6] hob das selbständige Beschlußrecht des Senats auf; doch Claudius stellte es wieder her, da er sogar (im Jahr 45) die öffentliche Aufstellung der Bildsäulen durch Private von der Erlaubniß des Senats abhängig machte: nur solchen, die ein öffentliches Gebäude auf eigne Kosten aufgeführt hatten, oder deren Verwandten, war es in demselben gestattet. Bis dahin hatte es Jedermann frei gestanden, sein Bildniß gemalt oder in Stein und Erz öffentlich aufzustellen, die Folge war eine Ueberfüllung Roms mit persönlichen Denkmälern gewesen, welcher Claudius durch eine andere Vertheilung abhalf.[7] Doch eine Aufstellung von Statuen in Tempeln (wie z. B. die des Antonius Musa, des Arztes Augusts,

1) Bähr u. Westermann, Aristides St. R. E. I² 340. 2) Apulej. Florid. III 16. 3) Lucian. Demon. 58. 4) Tertull. Apol. c. 46. 5) Tac. A. IV 15. 6) Sueton. Calig. c. 34. 7) Dio LX 25.

aus freiwilligen Beiträgen im Aesculaptempel),[1] dürfte nach wie vor Privaten erlaubt gewesen sein. Da übrigens der Senat diese Ehre sicherlich immer, wo nicht auf den Befehl so doch im Einverständniß mit den Kaisern votirte, so wird die Errichtung von Statuen ebenso gut auch ihnen zugeschrieben. Von Tiberius sagt z. B. C. Dio, daß er viele Verstorbene durch Bildsäulen ehrte.[2] Selbstverständlich erhielten überhaupt Verstorbene eher Statuen als Lebende. So z. B. unter Marc Aurel die vornehmsten der an der Pest Gestorbenen, und die im Marcomannenkriege gefallenen Adligen, die letztern auf dem Trajansforum.[3] Bei einem Regierungsantritt scheinen in der Regel die verstorbenen Verwandten des neuen Kaisers Statuen erhalten zu haben. Claudius wäre unter Caligula fast des Consulats (37) entsetzt worden, weil er die Ausführung und Aufstellung der Statuen der verstorbenen Brüder des Kaisers Nero und Drusus († 30) nachlässig betrieben hatte.[4] Antoninus Pius „nahm die (vom Senat) für seinen Vater, seine Mutter, seine Großeltern und Brüder, die sämmtlich schon todt waren, decretirten Statuen gern an."[5] Marc Aurel ehrte sogar die Freunde seiner Eltern nach ihrem Tode durch Statuen.[6] Severus setzte deren seinen verstorbenen Angehörigen, seinen Eltern, seinem Großvater und seiner ersten Gemahlin.[7] Doch auch gegen Lebende waren Senat und Kaiser mit dieser Ehre keineswegs karg. Marc Aurel, der für seinen Lehrer in der Philosophie Junius Rusticus nach dessen Tode im Senat mehrere Statuen forderte, verlangte eine für seinen Lehrer in der Beredsamkeit Fronto offenbar noch bei dessen Lebzeiten.[8] Auf seinen und seines Mitregenten Commodus Antrag votirte der Senat dem Präfecten des Prätoriums M. Bassäus Rufus drei Statuen: eine vergoldete auf dem Forum Trajans, eine in bürgerlicher Tracht in dem Tempel des Pius, eine im Harnisch in dem des rächenden Mars.[9] Statuen gehörten auch zu den militärischen Belohnungen.[10] Constantius ließ

Oeffentlich errichtete Statuen Verstorbener.

1) Sueton. Aug. c. 59. 2) Dio LVII 21. 3) H. A. vit. M. Anton. c. 13 u. 22. 4) Sueton. Claud. c. 9. 5) Vit. Anton. P. c. 5. 6) V. M. Anton. c. 29. 7) V. Severi c. 14: wo nach rumore belli Parthici eine Lücke, dann etwa [propinquis] exstinctis patri matri etc. zu lesen ist. 8) M. Anton. c. 2. 3. 9) Henzen-Orelli 372 (Orelli 3574). 10) CIL II 3272.

z. B. die der Führer eines kühnen Ausfalls aus dem von den Persern (359) belagerten Amida in Armenien (Diarbekir) auf einem belebten Platze zu Edessa aufstellen, wo sie Ammian noch sah.[1]

Orte der Aufstellung in Rom.

Mit Statuen waren vor allem die sämmtlichen Foren mit ihren Colonnaden und die bedeutendsten Tempel und deren Vorplätze gefüllt; das alte Forum und der Vorplatz des Jupitertempels auf dem Capitol schon in der Republik. Von hier versetzte August eine Anzahl von Statuen berühmter Männer wegen Mangel an Raum auf das Marsfeld.[2] Auf dem Forum Augusts wurden bis auf Trajan die vom Senat decretirten Triumphalstatuen aufgestellt, nach Trajan gewöhnlich auf dessen Forum.[3] Ueberhaupt wurde dieses je länger je mehr „der Mittelpunkt des Glanzes und der Auszeichnung," besonders durch Alexander Severus, wovon auch zahlreiche dort gefundene Postamente zeugen.[4] Eine sehr seltene Ehre war eine Statue auf dem Palatium, die der Senat dem Vater des Kaisers Otho (L. Otho) für die Entdeckung eines Mordanschlags auf Claudius votirte.[5] Dort „über den Triumphalstatuen auf dem Forum" ließ Nero auch im Jahr 65 die Statuen des (nachherigen Kaisers) Nerva und des Tigellinus aufstellen.[6]

Privatmonumente.

Privatmonumente werden selbstverständlich weit seltener erwähnt als öffentliche Denkmäler, aber ob sie weniger zahlreich waren ist die Frage. Zu jenen gehören u. a. die von den Collegien (Zünften, religiösen und andern Genossenschaften) ihren Patronen und sonstigen Gönnern gesetzten Statuen;[7] ferner die beliebten und berühmten Bühnenkünstlern, Musikern, Athleten und Wagenlenkern von ihren Anhängern und Verehrern errichteten Denkmäler: die der Wagenlenker waren wol wenigstens großentheils von den Factionen gestiftet. Die Menge solcher Statuen in dem eigenthümlichen Kostüm des Circus fiel in Rom um die Mitte des zweiten Jahrhunderts

1) Sueton. Calig. c. 34. 2) Mommsen CIL I p. 282ᵃ. 3) Preller, Regionen 232. 4) Sueton. Otho c. 1. 5) Tac. A. XV 72.

6) Ammian. Marc. XIX 6, 12.

7) Henzen 7215. Herzog, Gall. Narb. App. 18. Mommsen Bull. d. Inst. 1853 p. 27 sqq. (Die zum Schmuck der Stadt Augustodunum beim Einzuge Constantins verwendeten signa collegiorum Paneg. VII 8, 4 waren wol Götterbilder).

den Fremden auf, und nicht bloß diese sondern auch die von Pantomimen sah man mit Götterbildern zusammen (d. h. in Tempeln) aufgestellt.[1] Uebrigens wurden solche Künstler auch von Gemeinden mit Statuen geehrt, und nicht bloß in Griechenland. Die Stadt Präneste errichtete ihrem Mitbürger, dem Freigelassenen der Kaiser Sever und Caracalla M. Aurelius Agilius Septentrio „dem ersten Pantomimen seiner Zeit," der zugleich dort Sevir der Augustalen war „auf Verlangen des Volks eine Statue wegen seiner ungemeinen Liebe zu seinen Mitbürgern und seiner Vaterstadt."[2] Und so werden überhaupt auch öffentliche Denkmäler von Künstlern nicht selten gewesen sein; jedenfalls waren die der berühmten zahlreich. Nero zwang den schon sehr alten Tragöden Pammenes zum Wettkampf um nach erlangtem Siege seine Statuen beschimpfen zu können.[3] Berühmte Athleten kannte man aus ihren an vielen Orten aufgestellten Broncestatuen.[4]

In der Zeit des ältern Plinius huldigten Clienten ihren Patronen durch Errichtung ihrer Statuen in den Atrien ihrer Häuser,[5] aber gewiß nicht bloß dort. Auch Freunde erwiesen einander diese Ehre. Für einen D. Junius Melinus, der in der Stadt Cartima in Bätica zuerst römischer Ritter geworden war, hatten seine Freunde dort noch während seines Lebens eine Statue bestellt; als er (wie es scheint vor der Errichtung) starb, setzte die Mutter sie dem Todten auf eigene Kosten.[6] Ein L. Licinius Secundus war bei seinem Patron, dem mächtigen L. Licinius Sura in dessen drei Consulaten (98. 102. 107) Amtsdiener; zu Barcelona sind nicht weniger als dreizehn Postamente seiner Statuen gefunden worden; von denen ihm drei von den Gemeinderäthen dreier spanischer Städte, eine von den Sevirn der Augustalen zu Barcelona, zu denen er gehörte, eine von einem Collegium, zwei von einzelnen Sevirn, vier von Freunden, eine von einem Freigelassenen errichtet sind.[7] Doch auch höher Gestellte bezeugten Geringeren auf diese Art ihre Achtung. Der Con-

1) Vgl. Th. II² 186 f.
2) Orelli 2627. Vgl Th. II² 334. 362.
3) Dio LXIII 8. Sueton. Nero c. 24.
4) Philostrat. Heroic. ed. Kayser p. 292.
5) Plin. H. N. XXXIV 17. 6) CIL II 1955. 7) Ib. 4536—48.

sular Aemilianus Strabo hatte in einem Schreiben an den Gemeinderath zu Karthago erklärt, dort dem Apulejus eine Statue errichten zu wollen, und Apulejus äußert sich für diese Ehre überschwenglich dankbar.[1]

Errichtung der eignen Statue.

Endlich war es offenbar zu allen Zeiten häufig, daß Privatpersonen sich selbst bei Lebzeiten durch Statuen verewigten, was ja, wie bemerkt, zu Rom vor dem Jahr 45 sogar an öffentlichen Orten hatte geschehen können. Wie seitdem dort der Senat, so mußte in den übrigen Städten der Gemeinderath zur öffentlichen Aufstellung von Privatdenkmälern die Erlaubniß geben, beziehentlich den Platz anweisen. In einer Stadt in Südspanien wurde einem lebenslänglichen Augustalen außer öffentlicher Bewirthung (cenae publicae) vom Gemeinderath ein Platz angewiesen, um Statuen für sich, seine Frau und Kinder zu errichten, was auch geschah.[2] Auf eigenem Grund und Boden stand selbstverständlich die Errichtung beliebiger Denkmäler Jedermann frei. Regulus hatte in seinem Garten jenseit des Tiber eine sehr weite Strecke mit unermeßlichen Kolonnaden bebaut, das Ufer mit seinen Statuen besetzt; wie er denn (nach der Ansicht seines erbitterten Gegners Plinius) bei großem Geiz verschwenderisch, bei all seiner Verrufenheit prahlerisch war.[3] Seinem im Jahr 104 im Knabenalter verstorbenen Sohn ließ er eine Menge Statuen und Bildnisse errichten, betrieb die Herstellung in allen Werkstätten, ließ ihn in enkaustischen und andern Gemälden, in Bronce, Silber, Gold, Elfenbein, Marmor abbilden.[4] Wie unter den öffentlichen, so werden auch unter den Privatdenkmälern die Bildnisse der Todten zahlreicher gewesen sein, als die der Lebenden.

Privatmonumente für Verstorbene.

Herodes Atticus ehrte nicht bloß seine verstorbene Gemahlin Annia Regilla durch eine Menge von Monumenten,[5] sondern errichtete auch von seinen Pflegesöhnen Achilles und Polydeukes nach ihrem Tode „auf Feldern, in Gebüschen, an Quellen und unter schattigen Platanen“ Marmorstatuen, die sie jagend, sich zur Jagd rüstend, oder davon ausruhend vorstellten; Inschriften sprachen Verwünschungen gegen Jeden aus, der diese Figuren verstümmeln oder von der Stelle

1) Apulej. Florid. III 16. 2) CIL II 1721. 3) Plin. epp. IV 2, 5.
4) Id. ib. IV 7, 1. 5) Keil, Herodes Atticus St. R. E. I² 2101.

rücken würde.[1] Ein Theil der Monumente von Verstorbenen schmückte natürlich ihre Gräber. Auch unter diesen waren öffentliche, deren Errichtung nicht selten mit einem Begräbniß auf öffentliche Kosten verbunden wurde.[2] Sehr häufig wurden in Testamenten über die am Grabe zu errichtenden Statuen Bestimmungen getroffen.[3] In einer Stadt Südspaniens verordnete eine Frau, daß ihr eine Statue für 8000 S. (580 Thlr.) errichtet, und verschiedene Geschmeide daran angebracht werden sollten, mit genauer Angabe der Zahlen der (goldnen) Glieder und Perlen, aus denen die einzelnen Schnüre bestehen mußten; ihr Sohn fügte noch silberne mit Edelsteinen besetzte Armbänder und einen Jaspisring für 7000 S. hinzu.[4] In dem Testamente eines begüterten Römers in der Gegend von Langres wird die Errichtung eines zweistöckigen Grabmals angeordnet, dessen Oberstock einen nach vorn offenen, etwa durch Säulen abgeschlossenen Raum (exedra) bilden sollte: hier sollten zwei Statuen des Verstorbenen stehen, eine sitzend „aus dem besten überseeischen (wol griechischen) Marmor," und eine aus der besten Bronce zweiter Sorte (die zu öffentlichen Publicationen verwandt wurde — aes tabulare), mindestens fünf Fuß hoch. Vor dem Gebäude sollte ein Altar „aus bestem carrarischen Marmor aufs beste gemeißelt" die Gebeine des Testators enthalten.[5] Der Trimalchio Petrons (dessen testamentarische Bestimmungen in manchen Beziehungen an die dieser Urkunde erinnern) bestellt für sein Grabmal seine Statue mit einem Hündchen, nebst Kränzen und Salben am Boden; zu seiner rechten soll die seiner Frau stehn, eine Taube in der Hand, und ebenfalls ein Hündchen an einem Bande haltend.[6] Der Freigelassene Abascantus, Secretair Domitians, errichtete seiner Gemahlin Priscilla ein palastartiges Grabmal, in welchem ihr Bild mehrmals wiederholt in den Gestalten verschiedener Göttinnen stand, als Ceres und

besonders als Grabdenkmäler.

1) Philostrat. Vit. sophist. II 1 ed. K. p. 241; vgl. CIG 989 sq.

2) Z. B. CIL II 339. 2063. 2131. 2188. 2344 sq. 3251. 4268 (statua post mortem adjectis ornamentis aediliciis).

3) Z. B. CIL II 1923. 1941. 4020.

4) CIL II 2060. Vgl. Marquardt Hdb. V 2, 293—295.

5) Kiessling, Anecd. Basil. p. 6 sq. Vgl. CIL II 3165 a.

6) Petron. c. 71.

Ariadne in Bronce, als Maja und keusche Venus in Marmor.[1] Verstorbene in der Gestalt von Gottheiten darstellen zu lassen war überhaupt nicht selten,[2] doch die Darstellung nach dem Leben die Regel. Ein großer Theil der erhaltenen Portraitstatuen und -büsten stammt von Grabdenkmälern. Die Wanderer, welche zwischen diesen rechts und links von den Landstraßen sich hinziehenden Monumenten den Thoren großer Städte zuschritten, sahen sich gleichsam von langen Reihen von Erz- und Marmorbildern der Männer und Frauen früherer Geschlechter begrüßt, ehe sie in das Gewühl des Lebens der Gegenwart eintraten.

Die Herstellung persönlicher Denkmäler ist bis in das späteste Alterthum nicht bloß durch die Malerei, sondern auch durch die Plastik in verhältnißmäßig großem Umfange betrieben worden. Die Sucht sich durch prunkende Bildwerke, namentlich vergoldete Broncestatuen zu verewigen wurde noch zu Ende des vierten Jahrhunderts von Ammian zu den charakteristischen Neigungen des römischen Adels gezählt;[3] und noch unter Zeno kurz vor der Gothenherrschaft wurden zu Rom Standbilder errichtet.[4]

γ. Religiöse Kunst.

Das dritte große Kunstgebiet außer dem decorativen und monumentalen, auf dem eine unaufhörliche Massenproduktion einem in der ganzen römischen Welt verbreiteten Bedürfniß zu entsprechen hatte, war das religiöse. Hier konnte freilich für die eigentlichen Kultuszwecke fast allein die Plastik thätig sein, Malerei und Mosaik nur für die Decoration der heiligen Räume in Anspruch genommen werden.[5] Die Natur, die Stärke und allgemeine Verbreitung des Götterglaubens in jener Zeit, von dem der Bilderdienst unzertrennlich

1) Vgl. Th. I³ 96, 3.

2) Interp. ad Stat. Silv. II 7, 123; vgl. Sueton. Calig. c. 7.

3) Ammian. XIV 6, 8.

4) Preller, Regionen 233.

5) Templum cum ornamentis et pictura (Rusicade): Bull. d. Inst. 1859 p. 50.

war, wird später ausführlich behandelt werden, mindestens von der großen Zahl der bedeutendern Gestalten der römisch-griechischen Götterwelt hatte damals noch keine ihre Verehrung eingebüßt, dagegen hatten zahlreiche früher auf enge Gebiete beschränkte Fremdgötter, namentlich des Orients sich über das ganze Weltreich verbreitet: die Zahl der göttlichen Personen war also gewachsen. Doch das Ansehn und die Verbreitung der einzelnen Götterdienste nahm in Folge verschiedener Einflüsse nicht selten erheblich ab oder zu. Namentlich der zur Schau getragene Eifer einzelner Kaiser für bestimmte Culte (wie Augusts für den des Apollo, Domitians der Minerva, Commodus der Isis und des Hercules, Severs des Hercules und Bacchus)[1] konnte nicht ohne Wirkungen bleiben: jede dieser Regierungen machte den von ihr ausgezeichneten Dienst in weiten Kreisen zum herrschenden, und trug im entsprechenden Maße zur Vervielfältigung seiner Idole bei. Die Massen von Götterbildern, die in Folge der zunehmenden Theocrasie sich in allen größern, an Tempeln reichen Städten gesammelt haben müssen, sind wir völlig außer Stande uns vorzustellen. Die Angabe einer Legende, daß auf dem Kapitol zu Trier hundert Götzenbilder gestanden haben, ist an sich nichts weniger als unglaublich oder erstaunlich.[2]

Menge der Götterbilder in Folge der Theocrasie.

Der Eifer die Götter zu verehren und ihre Gnade durch fromme Werke aller Art zu gewinnen, bethätigte sich mit Vorliebe durch Schenkungen und Stiftungen zu Cultuszwecken, vor allem von Götterbildern und zwar nicht bloß für die Tempel; sie galten wie bemerkt auch als der würdigste Schmuck für öffentliche Plätze und Bauten. Die zufällig bei dem ä. Plinius erhaltene Nachricht, daß die Hauptstadt der Arverner (Clermont) einen kolossalen Merkur ausführen ließ, dessen Herstellung zehn Jahre dauerte und wofür der Künstler an Honorar allein 400,000 S. (29,000 Thlr.) erhielt,[3] gibt einen sehr hohen Begriff von dem auch in den Provinzen für Götterbilder gemachten Aufwande. Beschäftigte nun die Herstellung derselben in allen Größen und Materialen so wie in allen Abstufungen des künstlerischen Werths tausende von Werkstätten im

1) Preller, Röm. Mythol. 657.
2) Braun, die Kapitole S. 19 u. 24.
3) Plin. H. N. XXXIV 46.

römischen Reiche, so liegt die Annahme nahe, daß diese Fabrikation zahlreiche Specialitäten hatte. Eine derselben kennen wir durch Zufall: die der Genienarbeiter, deren Läden und Werkstätten sich zu Rom, wie es scheint in größerer Anzahl hinter dem Castortempel befanden.[1] Sodann ist zu glauben, daß bei jedem größern Tempel eine Ansiedlung von Künstlern und Kunsthandwerkern bestand, die den zuströmenden Gläubigen die Möglichkeit gewährte, sowohl durch fromme Darbringungen und Stiftungen (von Götterbildern, Weihgeschenken, Votivtafeln) der Gottheit ihre Verehrung zu erweisen, als auch Andenken aller Art von dem Heiligthum in die Heimath mitzunehmen: diese Künstler konnten dann auch zu den fort und fort erforderlichen Reparaturen und Dekorationsarbeiten herangezogen werden.[2] Allbekannt ist der Silberschmied Demetrius, der zu Ephesus Nachbildungen des Tempels der großen Artemis verfertigte, was dort vielen Arbeitern einen großen Verdienst gab;[3] selbstverständlich müssen andere Nachbildungen des berühmten Bildes der Göttin zu allen Preisen geliefert haben. Dasselbe läßt sich für alle großen und vielbesuchten Tempel voraussetzen, wenn es auch nur für den der Aphrodite auf Knidos nachweisbar ist, deren (thönerne) Idole sich in Seegefahr wunderthätig erweisen sollten: schon aus dem Anfange des siebenten Jahrhunderts wird berichtet, daß ein Schiff aus Naukratis aus einem furchtbaren Sturm aufs wunderbarste durch ein spannenlanges Aphroditebild von alterthümlicher Arbeit gerettet wurde, das ein mitreisender Kaufmann in Paphos gekauft hatte und bei sich trug.[4] Kleine Thonfiguren der Göttin von Cypros, theils stehend theils sitzend (auch mit einem Kinde in den Armen) finden sich häufig

Ansiedlungen von Künstlern bei großen Tempeln.

---

1) Vgl. Th. I³ 251, 6.

2) Die fabri subaediani (Narbo) Henzen 7215, fabri subidiani (sic—Corduba) CIL II 2211, das corpus subaed. (Rom.) Muratori 1185, 8, der marmorarius subaedanus (Rom) Henzen 7245 — sind vielleicht Handwerker, bez. Collegien, die in dauernder Beziehung zu einem (bestimmten) Tempel standen und bei den Bauten, der Instandhaltung und Dekoration desselben beschäftigt wurden. Mommsen, Bull. d. Inst. 1853 p. 30 vermuthet, es seien die sub aedibus arbeitenden, also intestinarii, im Gegensatz zu den sub divo arbeitenden tignarii.

3) Acta apostol. 19, 23.

4) Athen. XV 18, 676. Hesych. *ὀστρακίς· ἀγαλμάτιόν τι Ἀφροδίτης.*

theils an verschiedenen Orten der Insel selbst, theils anderwärts, wie in Athen, Syrien, Bagdad, Kyrene, der Krimm u. s. w.: sie halten (wenigstens theilweise, vielleicht durchweg) die strengen Formen alterthümlicher Vorbilder fest.[1]

Dreifach war also die Aufgabe, welche die römische Kultur den bildenden Künsten stellte: dem Glauben Bilder der Gottheit zu schaffen und die ihr geweihten Räume würdig zu schmücken, das Gedächtniß von Personen und Ereignissen der Nachwelt zu überliefern, die Wohnungen der Lebenden wie der Todten mit heitrer Pracht zu füllen. Jedes dieser Bedürfnisse war im Wesen der römischen Kultur, wie sie sich seit dem Beginne des römischen Weltreichs gestaltete, tief begründet: alle drei verbreitete sie über die Welt, die sie sich je länger desto völliger unterwarf; und darum folgte ihr die Kunst, die jene Forderungen allein zu erfüllen vermochte, überall bis an die Grenzen ihres ganzen ungeheuren Gebiets. Die bisher mitgetheilten Thatsachen beweisen dieses schon hinlänglich. Aber freilich wollte man deren (was sehr leicht wäre) noch weit mehr häufen: niemals würde es doch gelingen ein deutliches Bild dieser Massenproduction der Künste, die (auf einem Gebiet von über hunderttausend Quadratmeilen) Jahrhunderte lang unablässig fortdauerte, zu entwerfen. Wir Modernen kennen das Kunstbedürfniß und die ihm entsprechende künstlerische Thätigkeit nur als verhältnißmäßig seltene, isolirte und engumgrenzte Erscheinungen. Jenes eine ganze Welt erfüllende Kunstbedürfniß, das mit der römischen Kultur untergegangen ist, bleibt uns bis auf einen gewissen Grad unfaßlich, die Thatsache, daß es wirklich nach allen Richtungen hin völlige Befriedigung fand, behält für uns etwas Fabelhaftes, wie viele Zeugnisse sie auch unzweifelhaft machen. Bei

Ausdehnung des Kunstbedürfnisses und der Massenproduction über das ganze röm. Reich.

1) Vidal-Lablache Revue archéol. 1869 p. 341—344 Statuette chypriote du musée d'Athènes (eines von 14 übereinstimmenden Exemplaren der dortigen Sammlung). (Die dort angeführte Stelle Lucian. Amores 11: *περιῄειν τὴν Κνίδον οὐκ ἀγελαστὶ τῆς κεραμευτικῆς ἀκολασίας μετέχων ὡς ἐν Ἀφροδίτης πόλει* — kann nur von obscönen Thonfiguren verstanden werden, die in den Töpferläden dort häufig ausgestellt gewesen zu sein scheinen). Ueber die Fundorte der Aphroditebilder vgl. Roß, Inselreisen IV 100 (Idalion) und Preller, Gr. Mythol. I² 291, 5.

dem Versuch, die Ueberfülle der in Tausenden von Städten Jahr aus Jahr ein neu entstehenden und trotz aller Zerstörung sich immer mehr häufenden Werke sämmtlicher bildenden Künste sich vorzustellen, erlahmt die Phantasie.

Herculaneum und Pompeji zeigen das Durchschnittsmaß des künstlerischen Schmucks der Städte Italiens.

Einen Blick freilich in diese versunkene Kunstpracht der römischen Welt hat uns die Entdeckung der verschütteten Städte gewährt: und wenn sie uns auch nur ein winziges Theilchen des ungeheuren Ganzen und noch dazu in sehr entstellter Gestalt zeigt, immer bleibt diese Anschauung unschätzbar. Denn hier erhält man den Eindruck, daß ein so verschwenderisch ausgestreuter Reichthum in der That unerschöpflich sein mußte. Daß sich Herculaneum und Pompeji durch künstlerischen Schmuck vor andern Städten Italiens irgend wie ausgezeichnet hätten, läßt sich durchaus nicht annehmen, im Gegentheil führt alles darauf, daß sie uns höchstens das durchschnittliche Maß desselben kennen lehren. Ausgrabungen in Aricia, die nur neun Jahre dauerten (1787—96), haben den größten Theil der stattlichen Skulpturensammlung des Kardinal Despuig zu Palma auf Mayorka geliefert,[1] und Werke wie der Jupiter von Otricoli, die Minerva von Velletri u. s. w. lassen eine hohe Meinung von dem Schmuck der Mittelstädte gerechtfertigt erscheinen. Wie sie aber durch die Pracht und den Reichthum der großen Städte (als Capua, Bononia, Ravenna) und der besonders glänzend ausgestatteten Orte (z. B. Antium) weit überboten wurden, ebenso müssen diese wieder hinter Rom zurückgestanden haben.

Statistische Angaben über den künstlerischen Schmuck Roms.

Von den Kunstwerken Roms haben wir einige Zahlenangaben, die theils in statistischen Notizen am Schluß einer Stadtbeschreibung aus dem vierten Jahrhundert (Curiosum) erhalten sind, theils aus einer vollständigern Redaction dieser Notizen stammen, die der Rhetor und Bischof von Meletine Zacharias bei Abfassung seiner Kirchengeschichte im Jahr 546 benutzte.[2] Diese doch wol auf Auszügen aus den Verzeichnissen des Curator statuarum in Rom[3] beruhenden Angaben sind leider auch für die öffentlich aufgestellten Kunstwerke,

1) Hübner, Antiken von Madrid 292.
2) Jordan, Topographie v. Rom I 149—152.
3) Notit. Dign. II 1 p. 200 sq.

auf die sie sich beschränken, sehr unvollständig. Hiernach befanden sich damals in Rom: 2 Kolosse (wir kennen nur einen vor allen übrigen auszuzeichnenden, den in einen Sonnengott verwandelten Koloß Neros von beinah 100 Fuß pr. Höhe), 22 kolossale Reiterstatuen (vielleicht auch Gruppen), 80 vergoldete und 74 elfenbeinerne Götterbilder (nur außerhalb der Tempel aufgestellte sind hier gezählt), 31 Marmorbasen(?) und 3785 Broncestatuen „von Kaisern und andern Feldherrn." Nicht gezählt sind also die übrigen Portraitstatuen aus Bronce, die vermuthlich ebenso zahlreichen profanen Marmorstatuen, die marmornen und unvergoldeten broncenen Götterbilder, die natürlich um sehr vieles zahlreicher waren als jene kostbaren. Nach so vielen Zerstörungen, namentlich durch die so überaus häufigen, zum Theil ungeheuren Brände besaß Rom also noch im vierten Jahrhundert wol mehr als 10,000 öffentlich ausgestellte plastische Werke. Rechnet man dazu die in den hunderten von Tempeln, den öffentlichen Gebäuden (Thermen, Portiken, Theatern u. s. w.), den Palästen und Privathäusern befindlichen, so begreift man, daß noch zwei Jahrhunderte später nach gar manchen neuen Verwüstungen[1] Cassodior sagen konnte: in Roms Mauern scheine noch ein zweites Volk von Statuen zu wohnen.[2] „Eine große Menge dieser Zierden erhielt sich bis ins siebente Jahrhundert, wo Constans II. (seit 641) bei seiner Anwesenheit in Rom eine Plünderung vornahm, nach welcher nicht viel Bedeutendes übrig geblieben sein kann."[3]

---

c. Der Kunstbetrieb.

Die bisherige Betrachtung hat die Verbreitung eines für die heutige Welt fast unglaublichen Kunstbedürfnisses über das ganze Gebiet der römischen Kultur, die Unentbehrlichkeit der sämmtlichen

1) An diesen waren nach De Rossi Bull. cr. III p. 5 ff. die christlichen Kaiser unschuldig, die vielmehr die aus Tempeln und andern Gebäuden entnommenen heidnischen Statuen zum Schmuck der Städte verwandten.

2) Th. I³ 13 f.

3) Preller, Regionen S. 233.

bildenden Künste für Staat, Religion und Privatleben gezeigt. Selbstverständlich stand ihre Ausbreitung sowie die Höhe und der Umfang ihrer Leistungen im Ganzen überall im Verhältniß zu der Herrschaft der Kultur, in deren Dienste sie thätig waren. Wo diese fest dauernd und tiefgreifend war, entfaltete sich ihr Leben reich, großartig und glänzend; es blieb kümmerlich, wo römische Kultur nur für kurze Zeit und an der Oberfläche haftete. Abgesehn von diesen Stufen der Entwicklung ist die Kunst im ganzen römischen Reich im wesentlichen durchaus dieselbe gewesen. Nur zwei Länder machen eine Ausnahme: Aegypten, das einzige Land, in dem eine uralte einheimische, von der universal gewordenen griechisch-römischen grundverschiedene Kunstübung fortbestand, und Palästina, wo die Religion die Bevölkerung mit Abscheu gegen die bildenden Künste erfüllte.

Gleichartigkeit der Kunst und des Kunstbetriebs mit Ausnahme von

Aegypten

Die beispiellose Stabilität, die Aegypten vor allen Ländern des Alterthums auszeichnet, zeigt sich namentlich auch darin, daß dort Baukunst, Malerei und Skulptur unter den römischen Kaisern genau in derselben Weise wie unter den Pharaonen geübt wurden. Von Skulpturen aus dem zweiten Jahrhundert nach Christus, deren Entstehungszeit sich aus datirten Inschriften ergibt, haben Kenner des ägyptischen Alterthums geglaubt, daß sie dreitausend Jahre vor Christus gearbeitet sein könnten. Nicht bloß die Tempelbauten der ägyptischen Götter wurden in der römischen Kaiserzeit nach den uralten Traditionen ausgeführt, auch die Technik aller übrigen Künste hatte sich völlig unverändert erhalten. Die Wände der Tempel füllten sich noch immer mit denselben Skulpturen, denselben Hieroglyphen, die Vergoldung der skulptirten und architektonischen Ornamente erfolgte in derselben Weise, die Farben der Gemälde waren noch immer so lebhaft und dauerhaft wie zur Zeit der Erbauung der Paläste von Theben und der nubischen Grotten.[1] Daß aber neben der einheimischen Kunst in Aegypten auch eine griechisch-römische bestanden hat, ist zweifellos. Schon eine völlige Abschließung Aegyptens gegen die angrenzende Provinz Cyrenaica wäre kaum denkbar: und hier bezeugen bedeutende Ueberreste, daß Architektur, Skulptur und Malerei auch

1) Letronne Recueil d'inscriptions I p. 210. Recherches p. servir a l'hist. de l'Égypte p. 446 ff. p. 460.

in römischer Zeit eine hohe Blüthe gehabt haben. Nach dem Bericht eines englichen Reisenden „muß jeder Theil der Stadt Cyrene und ihrer Vorstädte an Statuen überreich gewesen sein" und würden Ausgrabungen gewiß viele vortreffliche Skulpturen zu Tage fördern.[1] Doch die Verwendung der Kunst dieses Nachbarlandes in dem römischen Aegypten hätte allein dem Bedürfniß nicht entsprechen können. In einer Provinz, in der ein römischer Statthalter mit seinem Hof residirte, die eine stehende Besatzung von zwei Legionen hatte, in der Römer und Griechen zahlreich wohnten und noch mehr reisten, mußten auch römische Künstler und Kunsthandwerker zu Kunstunternehmungen aller Art stets zur Verfügung sein. Schon der erste Präfekt, Cornelius Gallus ließ seine Statuen im ganzen Lande aufstellen.[2] Vitrasius Pollio, Procurator in Aegypten unter Claudius machte einen Versuch den Porphyr der großen damals eröffneten Brüche am rothen Meer (mons Claudianus) zu Statuen zu verwenden, und sandte Proben derselben nach Rom, einige Ueberbleibsel dieser ohne Zweifel an Ort und Stelle ausgeführten Skulpturen scheinen noch vorhanden zu sein; doch die Neuerung fand keinen Beifall, erst im dritten Jahrhundert ist der Geschmack an Bildwerken aus Porphyr aufgekommen.[3]

Der auf religiösen Satzungen beruhende Widerwille der Juden gegen die bildenden Künste ist bekannt.[4] Die Essener trieben ihn so weit, daß sie die Städte nicht betraten, um nicht durch Thore gehen zu müssen, auf denen Statuen waren, weil sie es für unerlaubt hielten unter Bildern zu gehen.[5] Schon diese Nachricht zeigt, daß in Judäa die Thore und so gewiß auch andere öffentliche Bauten den Schmuck der Skulptur keineswegs entbehrten, daß also der jüdische Bilderhaß höchstens die Ausübung der Künste durch Juden, aber nicht durch Fremde, noch die Einführung fremder Kunstwerke zu

und Palästina.

1) Vgl. die von O. Müller, Handbuch d. Arch. § 256, 3 angeführten Werke, besonders Beechey Proceedings p. 528.

2) Dio LIII 33.

3) Plin. H. N. XXXVI 57; vgl. Letronne Recueil I p. 142.

4) Suidas s. v. βδέλυγμα· πᾶν εἴδωλον καὶ πᾶν ἐκτύπωμα ἀνθρώπου οὕτως ἐκαλεῖτο παρὰ Ἰουδαίοις. cf. Zonaras p. 380.

5) Hippolyt. Refutat. IX 26.

hindern vermochte. Schon Herodes der Große hatte seine Prachtbauten mit Skulpturen geschmückt, ohne sich an das Aergerniß zu stoßen, das er den Orthodoxen gab. An der Einfahrt des von ihm angelegten Hafens von Cäsarea standen drei Kolosse, und in dem dortigen Tempel Augusts Kolossalstatuen des Kaisers und der Roma;[1] in den Gärten seines überprächtigen Palasts zu Jerusalem waren Teiche voll eherner Kunstwerke, durch welche das Wasser ausströmte.[2] Selbst zur Darstellung lebender Personen war die Verwendung der bildenden Künste in Palästina keineswegs unerhört. Die von der Fürstin Alexandra an Antonius gesandten Portraits ihrer Kinder sind bereits erwähnt.[3] Ueber den Tod des Königs Agrippa († 44) erhob sich in Cäsarea und Sebaste ein roher Jubel; die Soldaten schleppten die Statuen seiner drei Töchter (von 16, 10 und 6 Jahren) auf die Dächer der Bordelle, und übten an ihnen den scheußlichsten Frevel.[4] Als Caligula den Proconsul von Syrien P. Petronius mit der Aufstellung seiner Kolossalstatue im Tempel zu Jerusalem beauftragte, ließ dieser die erfahrensten Künstler aus Phönizien kommen, und übertrug ihnen die Ausführung, die in Sidon erfolgte, das Material lieferte er ihnen. Nachdem Agrippa schon den Kaiser bewogen hatte von seinem Vorhaben abzustehn, kam dieser nochmals darauf zurück, und ließ nun einen Koloß aus vergoldeter Bronce in Rom selbst arbeiten, um den Aufruhr zu vermeiden, den der Transport der in Sidon ausgeführten Statue durch das Land erregt haben würde.[5]

Ausführung von Kunstwerken für die Provinzen in Rom.

Ueberhaupt dürfte ein nicht geringer Theil der für die Provinzen bestimmten Kunstwerke in Rom bestellt und gearbeitet worden sein, vielleicht selbst für Provinzialen, gewiß in der Regel für die Kaiser bei ihren auswärtigen Bauten und Kunstunternehmungen. Arrian fand bei Trapezunt an der Stelle, wo Xenophon und Kaiser Hadrian das schwarze Meer erblickt hatten, eine Statue des letztern, die zum Andenken an seinen dortigen Besuch errichtet war, sie wies auf das Meer. Da sie aber weder ähnlich noch gut gearbeitet war, bat Arrian den Kaiser eine seiner würdige Statue in derselben Stellung

1) Joseph. B. J. I 21, 8. 2) Id. ib. V 4, 4. 3) Vgl. oben S. 150, 5.
4) Joseph. A. J. XIX 9, 1. 5) Philo legat. ad Gaj. p. 579—595 M.

zu senden. Auch für einen dortigen schönen Merkurtempel aus Quaderstein, in dem aber die Statue des Gottes schlecht war, erbat Arrian eine neue von fünf Fuß Höhe, und eine des Philesios (eines dort verehrten von Hermes abstammenden Heros) von vier Fuß.[1] Die Ausführung von Bildwerken in größtem Umfange war in Rom um so leichter als dorthin die Erträge der (wie die meisten Bergwerke zur Domaine gehörigen) Gold- und Silberbergwerke, Kupfergruben und Marmorbrüche zur See und auf dem Tiber gelangen konnten: an dessen Hafen unter dem Aventin das kolossale Marmorlager des kaiserlichen Rom erst vor kurzem aufgedeckt ist. Vermuthlich war in Rom ein zahlreiches, zum Ineinandergreifen wol organisirtes kleines Heer von Künstlern und Kunsthandwerkern, wie Hadrian es auf seinen Reisen mit sich führte, im kaiserlichen Dienst fortwährend beschäftigt: und es mußten schon ungewöhnlich große oder sehr eilig betriebene Kunstunternehmungen sein, bei denen man genöthigt war, Künstler von außen herbeizuziehn, wie Alexander Severus bei der Errichtung einer Menge von Kolossalstatuen, besonders der vergötterten Kaiser.[2] Zahlreiche Bildhauerwerkstätten, in denen Statuen, vollendete und skizzirte Köpfe, verschiedene Marmorsorten, Bildhauergeräthe aller Art (bei der Legung der Fundamente der Chiesa nuova und anderer Gebäude auf Monte Giordano) gefunden worden sind, waren in der neunten Region (zwischen der Portikus der Europa, dem Circus Agonalis und der Via Recta), aber gewiß auch an andern Orten.[3]

Ausführung in den Steinbrüchen.

Daß sich aber auch in sämmtlichen Marmor- und sonstigen Steinbrüchen, die Statuenmaterial lieferten, fortwährend (wie jetzt in Carrara) zahlreiche Bildhauer und Steinmetzen befanden, die Skulpturwerke theils anlegten und aus dem gröbsten arbeiteten, theils ganz ausführten, davon sind noch an verschiedenen Orten Spuren vorhanden. „Der berühmte 10,6 Meter lange Koloß des Apollo in Naxos, welcher seit den Zeiten des Cyriacus von Ancona die Auf-

1) Arrian. Peripl. Pont. Eux. c. 1 u. 2.

2) H. A. Vit. Alex. Sev. c. 25.

3) Pellegrini Bull. d. I. 1859 p. 68 ff. Benndorf und Schöne Bildwerke d. lateran. Museums S. 350.

merksamkeit aller Reisenden erregte, liegt noch unvollendet wie er ist in den Marmorbrüchen, aus denen er gemeißelt wurde. Die Stadt Luna (Carrara) war aus ihren Brüchen reichlich mit Skulpturen aller Art versehn, und in der sogenannten Cava dei Fanti scritti daselbst hat man ein Relief entdeckt; ähnliche Funde sind in Paros gemacht worden."[1] Ein sehr interessantes Zeugniß dafür liefert auch die Legende von dem Märtyrertode des Claudius und seiner vier Gefährten unter Diocletian.[2] Dem Verfasser dieser etwa in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts aufgezeichneten Legende ist die ganze (in Diocletians Zeit noch im weitesten Umfange geübte) römische Kunstthätigkeit bekannt, die Gegenstände und technischen Ausdrücke geläufig. Er kannte jedenfalls das Lokal seiner Erzählung, die Steinbrüche Pannoniens (wahrscheinlich in der Nähe von Mitrovitz an den Ausläufern der Fruschka-Gora) und die dortigen Arbeiten aus eigener Anschauung, hatte vielleicht selbst an den letztern theilgenommen. Seine genauen Angaben, namentlich von Zahlen, sind allem Anschein nach zuverlässig. Nach ihm wurden dort drei Gesteinarten gewonnen, zwei Statuenmarmore, die dem Thasischen und Proconnesischen glichen und auch so benannt wurden, und ein Grünsteinporphyr; alle drei finden sich dort noch jetzt, nebst zahlreichen Trümmern römischer Bauten. Dort arbeiteten unter der Leitung von fünf technischen Direktoren (philosophi, das Wort hat im Latein des Mittelalters die Bedeutung Bildhauer)[3] 622 Steinhauer (quadratarii), in Distrikte oder Gruben vertheilt, die im Stande waren künstliche und umfangreiche Skulpturen zu liefern. Aus Thasischem Marmor wurde auf Diocletians Befehl u. a. eine 25' hohe Figur des Sonnengottes mit seinem (bildlich verzierten) Viergespann hergestellt; aus Grünsteinporphyr Säulen und Säulencapitäle, künstlich verzierte Becken und Wannen, alles vielleicht für Diocletians Thermen in Rom.[4] Die Arbeit an einer „mit wunder-

1) Benndorf in Büdingers Untersuchungen z. r. K. G. III 342, 1.

2) Passio Sanctorum quatuor Coronatorum. Vgl. die S. 140. A. 1. angeführten Texte und Abhandlungen.

3) Benndorf in Büdingers Untersuchungen III 343 f.

4) Derselbe das. 351 f.

barer Kunst ausgeführten" Säule mit Blätterkapitäl dauerte drei Monate, eine zweite erforderte nur 26 Tage. Die Zufriedenheit des Kaisers mit den Arbeiten der fünf christlichen Künstler (des Claudius und seiner vier Gefährten) erweckte den Neid der technischen Direktoren. Da Diocletian außer mehreren ornamentalen Arbeiten[1] auch eine Statue des Aesculap bei den Christen bestellt, liefern sie das Uebrige zur Zufriedenheit, verweigern aber die Anfertigung eines Götzenbildes, worauf die Philosophen die Statue durch andere Arbeiter aus proconnesischem Stein innerhalb dreißig Tagen vollenden lassen.

Im Vorrath gearbeitete Bildwerke.

An vielen Orten wurden gewiß Bildwerke im Vorrath zum Verkauf gearbeitet, am meisten wol immer noch in Griechenland und Kleinasien, welche Länder ja auch in der Kaiserzeit die meisten Künstler nach Rom sandten, außerdem aber vermuthlich noch eine nicht unbedeutende Ausfuhr von Skulpturwerken hatten. Apollonius von Tyana trifft in dem Romane des Philostrat im Piräeus ein nach Jonien bestimmtes Schiff, das von seinem Eigenthümer, einem Kaufmann, mit kostbaren Götterbildern, theils von Gold und Marmor, theils von Gold und Elfenbein befrachtet ist.[2] Ueberhaupt waren es gewiß vorzugsweise Götterbilder und sonstige Kultusgegenstände, die nicht bloß auf Bestellung sondern auch für den Vertrieb durch den Handel, also gewiß auch im Auftrage von Kaufleuten und Händlern gearbeitet wurden, außerdem ein großer Theil der zur Decoration bestimmten Kunstwerke. Sodann ist bei den Sarkophagen die fabrikmäßige Anfertigung schon durch ihre Masse, noch mehr dadurch unzweifelhaft, daß manche so gefunden sind, wie sie in den Lagern der Fabrikanten zum Verkauf standen, fertig bis auf die letzten Meißelschläge, die erst nach erfolgter Bestellung gethan werden konnten. Die öfter in der Mitte angebrachten Portraitmedaillons haben nämlich häufig nur die ungefähren Formen eines Gesichts, so daß ihnen die Züge des zu Bestattenden noch zu geben waren; ebenso ist über der Ueberschrift aller Epitaphe D. M. (dis manibus) die Stelle für den Namen leer gelassen. Auch mag ein Theil der geringern schablonenmäßig gearbeiteten Municipalehrenstatuen zu dem Vorrath

1) Vgl. oben S. 140. 2) Philostrat. Vit. Apollon. T. V 20.

der Bilderhauerwerkstätten gehört haben, natürlich ebenfalls mit unausgeführten Köpfen, die dann nach der Bestellung die gewünschte Portraitähnlichkeit erhielten.

Ausführung am Ort der Verwendung, theils durch wandernde,

Aber nur ein Theil der Kunstwerke konnte anderswo als am Orte der Aufstellung oder Verwendung gearbeitet werden. Bei allen bessern persönlichen Denkmälern mußte die ganze, auch bei den schlechtern doch in der Regel wenigstens die letzte Ausführung an Ort und Stelle erfolgen. Ebenso ist sicherlich der überwiegend größte Theil der künstlerischen Decorationsarbeit, besonders Malereien und Stuckaturen in den Räumen selbst, die sie schmücken sollten, ausgeführt. Auch die schnelle und massenhafte Verbreitung der Kaiserbildnisse läßt sich nur durch Versendung allein, wenn auch von zahlreichen Punkten, nicht erklären. Ein Theil der Künstler, so wie der Unternehmer größerer künstlerischer Arbeiten, welche die erforderlichen Arbeiter auf allen Kunstgebieten im Dienst hatten oder für Lohn beschäftigten, wird von Ort zu Ort gewandert sein; dergestalt, „daß ganze Kolonien, Züge, Schwärme, Wolken, wie man es nennen will, von Künstlern und Handwerkern da heran zu ziehen waren, wo man ihrer bedurfte. Denke man an die Schaaren von Maurern und Steinmetzen, welche sich in dem mittlern Europa zu jener Zeit hin und her bewegten, als eine ernst religiöse Denkweise sich über die christliche Kirche verbreitet hatte" (Goethe). Einer dieser wandernden Künstler, Zenon aus Aphrodisias rühmt von sich in einer Inschrift, daß er im Vertrauen auf seine Kunst viele Städte durchzogen habe: Statuen mit seinem Namen sind in Syracus und Rom gefunden worden.[1] Ein anderer, Novius Blesamus, hatte laut seiner Grabschrift Rom und das ganze Reich mit seinen Statuen geschmückt;[2] ein Mosaikarbeiter zu Perinth laut der seinigen seine Kunst in allen Städten vor allen andern geübt.[3] Große Leistungen verbreiteten den Ruhm der Künstler weit und schnell. Zenodorus, der für Clermont die erwähnte kolossale Mercurstatue ausgeführt hatte, wurde von Nero nach Rom berufen, um dessen Kolossalstatue dort zu ver-

1) Th. II² 43.
2) Brunn, Künstlergeschichte I 614.
3) Derselbe ebendas. II 313.

theils ansässige Künstler.

fertigen.[1] Doch nach Lucians „Traum“ war das Leben der Bildhauer (wenigstens im Vergleich zum Wanderleben der Sophisten), in der Regel ein seßhaftes,[2] und gewiß gab es an allen größern Orten ansässige Künstler, denen es an fortwährender Beschäftigung nicht fehlte. Dies ergibt sich noch für das vierte Jahrhundert aus dem Schreiben Constantins an den Statthalter der Provinzen Spanien, Gallien und Britannien vom J. 337; wonach die in den Städten sich aufhaltenden Künstler und Handwerker von communalen Leistungen frei sein sollten, damit sie ihre freie Zeit auf Erlernung ihrer Kunst verwenden und sowol selbst um so kundiger werden, als ihre Söhne unterrichten könnten: zu den namentlich aufgeführten gehören außer den Architekten und Bauhandwerkern, Maler, Bildhauer (von denen die Verfertiger der Statuen noch besonders unterschieden werden) und Mosaicisten (zwei Gattungen).[3] In Pompeji ist außer mehreren Farbenhandlungen auch eine Bildhauerwerkstatt entdeckt worden, in der sich Geräthe zur Steinskulptur, Marmorstatuen, Hermen, Büsten, Tische mit verschiedenen Füßen und ein unfertiger marmorner Mörser befanden.[4] Die in andern Städten Italiens, so wie in den Provinzen zum Vorschein gekommenen Inschriften von Künstlern sind (mit Ausnahme Griechenlands und Kleinasiens)[5] nicht zahlreich.

Obwohl nun ohne Zweifel an den verschiedensten Orten der römischen Monarchie Kunst und Kunsthandwerk auch von zahlreichen seßhaften Leuten betrieben wurden, und sich sogar nicht selten in denselben Familien forterbten[6] (wie es der Erlaß Constantins voraussetzt), so lassen sich doch locale und provinzielle Stile und Eigenthümlichkeiten nirgend nachweisen, wie sie in Griechenland in der Entwicklungszeit der Kunst auch außer dem äginetischen und attischen sicherlich zahlreich bestanden. Sondern als das hauptsächlich Charak-

1) Oben S. 177, 3. 2) Plin. H. N. XXXIV 46. 3) Vgl. Th. II² 43.

4) Overbeck, Pompeji II² 9 f.

5) Brunn, Künstlergeschichte I 551 (Athenische bildende Künstler) 603 (die übrigen b. K. in Griechenland) II 304 ff. (Maler). G. Hirschfeld Tituli statuariorum sculptorumque p. 193 u. tab. VII.

6) Z. B. die Künstler des Laokoon. Brunn, K. G. I 610 (CIG 6174): *Φιδίας καὶ Ἀμμώνιος ἀμφότεροι Φιδ ου ἐποίουν* (p. Chr. 159). CIG 2024. (Vater und Sohn Mosaicisten in Perinth: oben S. 188. A. 3).

Ueberall Gleichförmigkeit der Behandlung, selbst Technik.

teristische der Kunst des Kaiserreichs erscheint vor allem ihre bei der Ausbreitung über ein so weites Gebiet doppelt auffallende Gleichförmigkeit in Gegenständen, Auffassung, Behandlung und selbst Technik. Mit Ausnahme von Aegypten zeigt die Kunst innerhalb des römischen Reichs keine für uns erkennbaren wesentlichen Unterschiede, die nicht aus der höhern oder geringern Blüthe der Epoche, und aus der größern oder geringern Kunstfertigkeit der Künstler und Handwerker herzuleiten wären. Man kann es keinem Mosaikbild ansehen, ob es in Tunis oder England, in Andalusien oder Salzburg ausgegraben ist. Bei der Analyse von bemaltem Stuck, von der Wandbekleidung römischer Häuser zu Bignor in Sussex fand Sir Humphry Davy dieselben Farbenbestandtheile, wie in dem bemalten Stuck der Titusbäder und der Häuser von Pompeji und Herculaneum.[1] Im Echernthal bei Hallstatt ist ein römisches Grabdenkmal in Giebelform gefunden worden, das ein Medaillonportrait zwischen einer liegenden weiblichen Figur und einem Genius darstellt: ähnliche Monumente gibt es in Huesca in Aragonien, in Frankreich, Italien und Dalmatien.[2]

Festhalten an der Tradition.

Diese Gleichförmigkeit erklärt sich nur zum Theil durch die Wanderungen der Künstler und den Vertrieb der Kunstwerke im Wege des Handels. Ihr Hauptgrund ist erstens, daß die Entwicklung der griechischen Kunst bereits abgeschlossen war, als sie in den Dienst der römischen Kultur trat. Diese Entwicklung war eine beispiellose reiche gewesen. Ein unermeßlicher Schatz von Ideen und Formen war durch sie geschaffen, Darstellungs- und Behandlungsweise nach allen Seiten hin aufs vollkommenste durchgebildet worden. Mit dieser Erbschaft konnte auch eine epigonische Zeit, der es an eigner schöpferischer Kraft gebrach, noch Jahrhunderte lang Haus halten ohne arm zu erscheinen. Dieser Zeit nun gereichte das treue Festhalten an der Tradition — einer der Hauptunterschiede aller antiken Kunst von der modernen — doppelt zum Segen. Weit entfernt nach einer unmöglich gewordenen Originalität zu streben und den kostbaren Erwerb der frühern glücklichen Perioden durch fruchtloses

1) Lysons Reliq. Britt.-Rom. I p. 5.

2) Arneth, Sitzungsberichte der Wiener Akad. 1862 S. 714.

Experimentiren Preis zu geben, hat sie ihn vielmehr lange Zeit mit lobenswerther Einsicht erhalten und verwerthet. Fort und fort bewegte sich die Kunst in gewohnten Kreisen und löste auch die neuen Aufgaben nach altbewährten Gesetzen. So ist das auf den ersten Blick Unbegreifliche möglich geworden, daß sie sich noch Jahrhunderte nach dem Abschluß ihrer Entwicklung auf einer bewunderungswürdigen Höhe behauptete, daß namentlich die Skulptur in der Zeit eines, wenn auch langsamen Sinkens noch Werke schaffen konnte, denen die moderne Plastik wenige an die Seite zu stellen vermag; daß auch trotz der ungeheuren Massenproduction ein Rest des Formenadels sich selbst bis in die spätesten Zeiten erhielt.

Rom auch hier das Vorbild für das ganze Reich.

War nun das mit dem Mangel an Originalität in Wechselwirkung stehende Festhalten an der Tradition der eine Hauptgrund für die Gleichförmigkeit der damaligen Kunst, so lag der andere in dem nivellirenden Einfluß der römischen Kultur. Auf allen Gebieten war Rom das Vorbild für die übrigen Städte des Reichs, aber auf diesem mit dem größten Recht. Hier war „durch die aus Griechenland, Asien und Aegypten entführten, in Tempeln und öffentlichen Gebäuden, in Palästen und Villen aufgehäuften Kunstwerke aller Zeiten und Schulen jeder Technik und Art ein unerschöpfliches Material für Kunstbildung vorhanden;"[1] hier waren die bedeutendsten Künstler der Welt versammelt, hier wurden die größten und fortwährend neue Werke geschaffen, hier war eine hohe Schule für Kunst, wie es nie wieder eine ähnliche gegeben hat. Dem Verlangen der Provincialen, von allem was in der Hauptstadt in Gunst und Ansehn stand Nachbildungen zu besitzen, dem Anspruch der in den Provinzen für kürzere und längere Zeit ansässigen Römer den gewohnten Kunstluxus nicht ganz zu entbehren, kam die Thätigkeit einer weit verbreiteten aus den Provinzen nach Rom und von dort in die Provinzen zurückströmenden Masse von Künstlern und Handwerkern entgegen: und so vereinigte sich alles um ein und denselben Kunstgeschmack für das ganze Reich zum herrschenden zu machen.

Die Production wesentlich Reproduction.

Die decorative und religiöse Kunst konnte ihre Aufgaben größtentheils durch unveränderte Reproduction aus dem vorhandenen Vorrath

1) O. Jahn, Aus der Alterthumswissenschaft 239 ff.

lösen, die monumentale fand hier wenigstens für fast alle Gegenstände Vorbilder und Muster; und wo einfache Wiederholung unzulässig war, konnten meist „durch Umbildung und Ausbildung der ursprünglichen Motive neue Wendungen des Gedankens ausgedrückt," durch Variationen, Modificationen, Trennungen und Verbindungen das Vorhandene in ein scheinbar Neues umgestaltet werden. „Namentlich geschah dieses dadurch, daß man entweder Figuren aus ihrem natürlichen Zusammenhang loslöste und selbständig machte, oder mit andern in Verbindung brachte, oder auch ursprünglich selbständige Figuren mit andern gruppirte, und es ist nicht zu leugnen, daß durch dies Verfahren, das in der römischen Poesie seine leicht erkennbaren Analogien hat, manche durch Form und Gedanken ausgezeichnete Leistung hervorgerufen worden ist. So ist z. B. die im Schilde des Mars sich spiegelnde Venus (das Motiv der Venus von Melos) in eine Siegesgöttin umgewandelt worden, die den Sieg auf dem Schilde verzeichnet: und diese findet sich nicht bloß als Statue, sondern auch auf Sarkophagreliefs, wo überhaupt besonders häufig Figuren, Motive und Gruppen aus ältern Werken entlehnt und in verschiedener Weise zu neuen Compositionen verwandt sind. Sodann ist sie mit Mars zusammengestellt, den die Arme, mit welchen sie den Schild gehalten, dann umfaßten: auch diese in der Kaiserzeit sehr beliebte Zusammenstellung wiederholt sich auf Sarkophagen und in vier noch vorhandenen Statuengruppen. In derselben Weise ist eine bekannte treffliche Gruppe „Orest und Electra" mit Festhalten der Composition wie des poetischen Motivs in eine neue „Orest und Pylades" umgeschaffen worden. Auch für die durch neu eingeführte Kulte erforderlichen Darstellungen wurden alte Formen zum Theil sehr glücklich verwendet. Erst seit der Kaiserzeit gewann der Mithrasdienst im Westen Verbreitung: auch in den Reliefs der Mithrashöhlen begegnen wir nur bekannten aus dem Vorrath griechischer Kunst entlehnten Gestalten; namentlich der auf dem Stier knieende Gott ist nichts als eine Umbildung einer Figur der stieropfernden Siegesgöttin, und ebenso sind auch die übrigen Gestalten dieser Composition entlehnt, und nur ihre Zusammenstellung und die Zuthat einiger Symbole neu.[1]

1) Zum Theil wörtlich nach O. Jahn, über antike Gruppen welche Orest u. Elektra darstellen. Berichte d. Sächs. Ges. 1861, 121–132.

Ein anderes Beispiel dieses allgemein angewandten Verfahrens berichtet Josephus: in dem von Herodes erbauten Augustustempel zu Cäsarea war die kolossale Statue des Kaisers eine Nachbildung des Phidiassischen Jupiter zu Olympia, „die hinter ihrem Vorbilde nicht zurückstand," die der Roma eine Nachbildung der Juno des Polyclet zu Argos.[1]

Namentlich aber zu decorativen Zwecken genügte nicht bloß die unveränderte Wiederholung älterer Werke vollständig, sondern es war offenbar auch der Wunsch der meisten Besteller die allbekannten und allbeliebten Gestalten in möglichst treuen Copien zu besitzen. Lucian nennt folgende im Hof eines athenischen Privathauses aufgestellte Statuen: den Discoswerfer des Myron, den Diadumenos des Polyclet, die Tyrannenmörder des Kritias und Nesiotes — ohne Zweifel sämmtlich Copien dieser berühmten Werke.[2] Natürlich wurden die berühmtesten auch am meisten vervielfältigt. So sind die noch jetzt so zahlreichen Wiederholungen der Venus, des Faun und Apollo des Praxiteles, und eine Menge andere (z. B. der — selbst nicht originalen — sogenannten Mediceischen Venus)[3] von zum großen Theil unbekannten Urbildern entstanden. Wären nicht die Inschriften der Statuen größtentheils verloren, so würden wir von diesen letztern vermuthlich manche kennen: eine Venus im Palast Chigi zu Rom ist z. B. laut der Inschrift von einem Menophantos nach einem Original in Alexandria Troas copirt.[4] Diese Copien sind in alle Provinzen verbreitet gewesen. In Soissons hat sich eine Gruppe aus dem Kreise der Niobiden (der jüngste Sohn mit seinem Pädagogen),[5] in Trier eine Copie der Venus von Melos und der Matteischen Amazone gefunden.[6] In den Thermen von Cäsarea in Mauretanien (Cherchel) sind acht Marmorstatuen entdeckt worden, größtentheils Nachbildungen griechischer Originale, darunter ein Dornauszieher, ein Flöte blasender

1) Joseph. B. J. I 21, 7. Auch die Polycletische Juno bei Martial. X 89 ist doch wol eine Copie in Rom.

2) Blümner, Archäol. Studien zu Lucian 93 (Lucian. Philops. 18).

3) O. Jahn, Ber. d. Sächs. Ges. 1850 S. 43.

4) Brunn, K. G. I 610.

5) K. O. Müller, Hdb. d. Arch. § 126, 5.

6) Jahn a. a. O. 1861, 124 A. 35.

Faun, eine Venus als Meergöttin.[1] König Agrippa schmückte nach Josephus die ganze Stadt Berytus in Phönizien „durch Aufstellung von Statuen und Copien alter Werke;“[2] unter alten Werken sind hier wol gewiß die der griechischen Blüthezeit zu verstehn, obwol die schon in Quintilians Zeit verbreitete, seit Hadrian sehr gesteigerte Richtung auf das Alterthümliche, selbst die Incunabeln der Kunst,[3] zahlreiche Nachbildungen auch der vorphidiassischen Plastik veranlaßte.

Dieselbe Erscheinung wiederholt sich nun auch auf allen übrigen Kunstgebieten. Quintilian warnt den Redner vor der bloßen Nachahmung: so wie manche Maler ganz allein darnach streben, fremde Bilder mit genauer Wiedergabe ihrer Verhältnisse und Conturen zu copiren.[4] Doch häufiger werden auch in der Malerei freie Nachbildungen und Umbildungen älterer Werke gewesen sein, wie sie Lucian erwähnt,[5] wie sie sich auch in den Wandgemälden von Pompeji und Herculaneum mehrfach nachweisen lassen. Die Erhaltung von Mosaikfußböden in den verschiedensten Provinzen zeigt, daß auch hier dieselben Gegenstände überall wiederholt wurden: Nereiden und Meerungeheuer besonders in Bädern, Nachbildungen von Speiseresten in Eßzimmern (diese Gattung war so allgemein, daß ihr Name — asarotum — geradezu für Mosaik gebraucht wird), Köpfe von Dichtern und Weisen etwa in Bibliotheken und Studirzimmern u. s. w. Auch bei der Verzierung von Geräthen und Gebrauchsgegenständen wurden fort und fort dieselben Muster reproducirt, sowol in Nachbildungen von Künstlerhand als in der fabrikmäßigen Massenproduction. Der bereits erwähnte Bildgießer Zenodorus copirte zwei von Kalamis ciselirte Becher so genau, „daß in der Kunst der Arbeit kaum ein Unterschied war.“[6] Auch Gemmen, Glasflüsse und andere Erzeugnisse der Glasfabrikation zeigen bald mehr bald minder gelungene

1) Bull. d. I. 1859 p. 48. 2) Joseph. A. J. XX 9. 4 (*ἀνδριάντων ἀναθέσεσι καὶ ταῖς τῶν ἀρχαίων ἀποτύποις εἰκόσιν*).

3) M. Kunstsinn der Römer S. 38 f.

4) Quintilian. X 2, 6: quemadmodum quidam pictores in id solum student, ut describere tabulas [eisdem] mensuris ac lineis sciant. Die Einschiebung von eisdem scheint mir unerläßlich.

5) Blümner a. a. O. 89 f. 6) Plin. H. N. XXXIV 46.

Copien derselben Vorbilder, die zahlreichsten aber die im ganzen römischen Reich in größter Masse vorhandenen Thonwaaren, die Erzeugnisse eines ungemein reich und mannigfaltig ausgebildeten Kunsthandwerks (Friesplatten, Stirnziegel, Gefäße mit erhabenen Ornamenten und Figuren, besonders Lampen), das, wie gesagt, die edelsten und anmuthigsten Erfindungen griechischer Kunst bis an die äußersten Grenzen römischer Kultur verbreitet hat. „Alle diese Thonwaare ist in Formen gepreßt, und die mechanische Vervielfältigung erklärt es, daß überall im römischen Reich, in Africa, Spanien, Gallien, an der Themse, am Rhein, an der Donau, in Cilicien dieselben Formen, dieselben Figuren, dieselben Reliefs, dieselben Ornamente, dieselben eingepreßten Namen der Töpfer sich gleichmäßig wiederholt finden. — Indessen ist die römische Waare nur zum allergeringsten Theil direkt eingeführt; man fand es bequemer die Formen und Stempel den Töpfereien zu liefern. Daher zeigen sich in dem, was an Ort und Stelle zu beschaffen war, in der Mischung und Bearbeitung des Thons, in Färbung und Firniß, überall Verschiedenheiten; was durch Form und Stempel hervorgebracht wurde, bleibt sich dagegen überall gleich. Es würde nicht schwer fallen aus dem an verschiedenen Orten gefundenen Thongeschirr den Vorrath einer wolassortirten römischen Thonwaarenfabrik an Formen und Stempeln in ziemlicher Vollständigkeit wieder herzustellen. Darin aber verräth sich ein Mangel an Verständniß bei den Provinzialtöpfern, daß nicht selten die einzelnen Stücke der Form verkehrt zusammengesetzt sind. Bei einer Anzahl dieser Verzierungen kann man auch noch den Weg verfolgen, auf dem sie dahin gekommen sind. Zum Theil kennen wir die Originale, einzelne Figuren oder Gruppen, als Kunstwerke von selbständiger Bedeutung, welche in Rom beliebt waren, und deshalb auch zur Verzierung angewandt wurden. Dieselben finden wir nun auf größern architektonischen Gliedern, Metopen oder Friesplatten, dann auf Sarkophagreliefs, und endlich auf Thongefäßen wieder. So wurde von Rom aus, indem man den Kunstgeschmack der Mode über das ganze Reich diktirte, auch den Unbemittelten in der Provinz noch eine gewisse Theilnahme an den Kunstschätzen der Hauptstadt ermöglicht."[1]

1) Jahn, Aus der Alterthumswissenschaft 241—244.

Hohe Entwicklung des Kunsthandwerks.

Der unermeßliche Vortheil einer festen überall maßgebenden Tradition kam also, wie man sieht, nicht bloß der eigentlichen Kunst, sondern vielleicht noch in höherm Grade auch dem Kunsthandwerk im weitesten Umfange zu Gute: bis in die bescheidenen Werkstätten der Töpfer, Steinmetzen, Zimmermaler reichte die Wirkung des Geistes der Phidias und Polyclet, der Praxiteles und Apelles. Wenn es überhaupt im Alterthum keine feste Grenze zwischen Kunst und Handwerk gab (wie denn auch die alten Sprachen keine scharf unterscheidenden Bezeichnungen für beides haben),[1] so waren beide vollends in einer Zeit durch tausendfache Uebergänge verbunden, wo die Production in so überwiegendem Maße nur Reproduction war, wo von dem Künstler in der Regel nur Ausführung oder Verwendung fremder Erfindung gefordert ward. Da auch der Handwerker Auge und Hand an den herrlichsten Mustern bildete, reichte für ihn technische Fertigkeit hin, um gute Nachahmungen zu liefern, und so eroberte gleichsam das Handwerk einen großen Theil des Gebiets, das in andern Zeiten der eigentlichen Kunst gehört hat; und es entwickelte sich auf diesem Boden in einem Umfange wie es eben nur bei einem bis in die untersten Schichten der Gesellschaft verbreiteten Bedürfniß möglich war.

Fabrikmäßiger Kunstbetrieb.

Der Kunstbetrieb war aber vielfach nicht bloß ein handwerksmäßiger, sondern (auch außerhalb der Gebiete, für welche dies bereits bemerkt ist) ein geradezu fabrikmäßiger. Wie die Ausführung von Bauten, so wurde auch die von künstlerischen Arbeiten, besonders solchen, die größere Kräfte erforderten, sehr häufig, wo nicht in der Regel, Unternehmern überlassen, die zum Theil selbst Künstler waren, zum Theil aber nur Künstler beschäftigten. Nach einer schon erwähnten Angabe Plutarchs wurden auch zur Errichtung von Kolossen Concurrenzen ausgeschrieben, und die Arbeit dem Künstler übertragen, der bei den geringsten Kosten die beste Ausführung in Aussicht stellte.[2] In dem Antrage Ciceros dem S. Sulpicius Rufus eine Statue zu errichten, heißt es, die Consuln sollen den Quästoren be-

1) K. F. Hermann, Studien d. griech. Künstler S. 6. Marquardt, Hdb. V 2, 207.

2) Vgl. S. 115 A. 2.

fehlen, die Anfertigung von Postament und Statue in Accord zu geben, und dem Unternehmer (redemptor) die ausbedungene Summe zahlen;[1] überhaupt ist „verdingen" (locare) ein häufiger Ausdruck für die Bestellung von Kunstwerken.[2] Ein Durchschnittsmaß künstlerischer Leistungsfähigkeit durfte bei jedem Unternehmer vorausgesetzt werden, während ein ungewöhnlich hoher Grad derselben um so seltener war, je weniger er erfordert und geschätzt wurde. So konnte bei der Wahl unter den Anerbietungen der Preis und die Zeitdauer der Ausführung in erster Linie maßgebend sein.

Sowol die hohe und reiche Entwicklung des Kunsthandwerks, als der fabrikmäßige Kunstbetrieb bedingte eine weitgetriebene Arbeitstheilung, von der sich manche Spuren nachweisen lassen. Es gab wie gesagt eigene Genienarbeiter, es gab auch eigene Geschäfte für Fabrikation von Grabdenkmälern.[3] Es gab Arbeiter, die nur den Statuen die Augen (aus einem farbigen Material) einsetzten.[4] Alle größern Kunstunternehmungen setzen ein Zusammenwirken einer größern Anzahl verschiedener Künstler und Handwerker unter einer einheitlichen Leitung voraus. So ist die Decoration der Wände in den pompejanischen Häusern, wo „die Verzierungen wie aus einem Geiste entsprungen, und aus demselben Topfe gemalt sind," wol wenn nicht durchweg, so doch zum größten Theil offenbar durch ein und dieselbe Malergesellschaft erfolgt, in der Anstreicher, Arabesken-, Blumen-, Thier-, Landschafts- und Figurenmaler an denselben Wänden nach und neben einander arbeiteten; nur so konnte die Ausmalung aller Häuser der ganzen Stadt, die höchst wahrscheinlich nach dem Erdbeben von 63 erfolgte, wie jede andere künstlerische Massenproduction, mit der erforderten Schnelligkeit geleistet werden.[5]

Weitgetriebene Arbeitstheilung.

Ein großer Theil der zur Ausführung umfassenderer Kunstunternehmungen verwendeten Arbeiter waren Sclaven, und in der That gehört die Sclaverei ganz wesentlich zu den Factoren, auf deren Zusammenwirken die künstlerische Massenproduction beruhte. Die

Kunstarbeiten großentheils durch Sklaven ausgeführt.

1) Cic. Philipp. IX 7, 16.
2) Z. B. Pers. VI 47. Sueton. Claud. c. 9.
3) Th. I³ 251.
4) Fabri ocularii. Auch der scalptor ocularius Or. 2457 = 4278 ist dasselbe.
5) Vgl. auch Overbeck, Pompeji II² 184.

Kunsthandwerke, deren Leistungen vielleicht den größten Theil des Kunstbedürfnisses befriedigten, konnten so gut als jedes andere Handwerk bei einiger Geschicklichkeit und Anstelligkeit von Jedermann erlernt werden, und Sclavenbesitzer, die von ihren Leuten einen möglichst hohen Gewinn ziehen wollten, ließen sie natürlich in den Arbeiten unterrichten, nach denen die Nachfrage am größten war; dazu gehörten die Kunstwerke je länger je mehr. Ebenso gut wie Gladiatorenbanden, Schauspielertruppen, Chöre von Sängern und Spielleuten, konnten aus großen Sclavenfamilien Gesellschaften von Malern und sonstigen Kunstarbeitern gebildet werden, die theils die Wohnungen ihrer Herren schmückten, theils fremde Aufträge für deren Rechnung ausführten. Verres hatte unter seinen Leuten eine Anzahl von Ciseleuren und Arbeitern von Metallgefäßen.[1] Zu den Annehmlichkeiten einer bescheidenen aber gesicherten Existenz, die sich der Nävolus Juvenals für sein Alter wünscht, gehören auch „ein krumm gebückter Ciseleur und einer, der schnell viele Gesichter malen kann,"[2] d. h. Sclaven, die sein Einkommen durch besonders einträgliche Arbeiten vermehren sollen: die des Malers war dies wol besonders durch Verwendung zu den so massenhaft angefertigten figurenreichen Darstellungen historischer Ereignisse. Maler sind übrigens die einzigen Künstler, die am häufigsten als dem Sclavenstande angehörig bezeichnet werden,[3] wie sie denn natürlich auch im kaiserlichen Haushalte nicht fehlten.[4] Der Jurist Julianus (unter Hadrian) führte in den Erörterungen über Schadenersatz für einen getödteten Sclaven aus, wenn einem „werthvollen Maler" (pretioso pictori) der Daumen abgehauen, und er dann innerhalb eines Jahres getödtet worden, so sei er zu dem Werthe zu schätzen, den er vor der Verstümmelung gehabt habe.[5] Zu den Bedingungen der Freilassung künstlerisch gebildeter Sclaven gehörte in vielen Fällen die Fortdauer von Leistungen in der erlernten Kunst für den Patron: auch unter diesen werden Malerarbeiten ausdrücklich genannt.[6]

1) Cic. Verr. II 4, 24, 57.
2) Juv. IX 145 sq.
3) Vgl. auch Artemidor. Oniroer. IV prooem. p. 200 f. Digg. VI 1, 28.
4) H. A. vit. Alex. Sever. c. 41. 5) Digg. IX 2, 23 § 3.
6) Digg. XII 6, 26 § 12.

Daß die Herstellung von Kunstwerken zum großen Theil durch Sclavenarbeit erfolgte, bedingte ihre Wohlfeilheit, die mit ihrer allgemeinen Verbreitung in Wechselwirkung stand. Aber auch die Leistungen der freien Kunsthandwerker wurden nicht hoch bezahlt. In dem Edict Diocletians sind die Tagelöhne der Arbeiter, welche die künstlerische Decoration der Häuser besorgten, in der Voraussetzung normirt, daß auch sie wie alle übrigen die Kost von dem Bauherrn erhielten. Der Lohn des Stuckateurs ist hier derselbe wie der des Maurers, Zimmermanns und Kalkbrenners, des Wagenbauers, Bäckers und Schmiedes; der des Mosaicisten nur um ein Sechstel, der des Thon- und Stuckmodelleurs um die Hälfte höher, der des Bildermalers dreifach so hoch. Der Bronceguß von Statuen wurde pfundweise bezahlt.[1] Namentlich bei Statuen hatte die fabrikmäßige Herstellung eine große Ermäßigung der Preise zur Folge.[2] Während in der Zeit Alexanders des Großen 3000 Drachmen (785 Thlr. 26 Sgr.) der Durchschnittspreis einer Statue gewesen zu sein scheint, sagt Dio von Prusa in seiner rhodischen Rede, man könne ein (bronceneß) Standbild für 1000 (262 Thlr.) oder selbst 500 Drachmen (131 Thlr.) errichten. Daß diese freilich absichtlich sehr niedrige Schätzung sich doch nicht weit von der Wahrheit entfernte, wird durch zahlreiche inschriftliche Preisangaben bestätigt. Von mehreren Götter- und Kaiserstatuen in Gallien, der Schweiz, Spanien und Africa sind auf den noch erhaltenen Postamenten die Preise angegeben, welche (nach Größe, Arbeit und Material) von 3000 bis 10,000 S. stiegen (217 1/2 bis 725 Thlr.). Vermuthlich waren in Fabriken und Handlungen die verschiedenen Gattungen für Käufer und Besteller zu festen Preisen tarifirt. Wohlfeilheit der gewöhnlichen Kunstarbeit.

Von eigentlichen Künstlerhonoraren wissen wir wenig. Lucullus bestellte bei dem ihm befreundeten Bildhauer Arcesilaus ein Bild der Göttin Felicitas für 60,000 S. (3508 Thlr.), das wegen des Todes beider unvollendet blieb; derselbe Künstler verkaufte an den römischen Ritter Octavius das Gypsmodell eines Kraters für ein Talent (1571 3/4 Thlr.).[3] Künstlerhonorare.

1) Waddington Éd. de Diocl. p 18. Die Ansätze sind 50, 60, 75, 150 Denar; in sigillis vel statuis 4 Denar auf das Pfund

2) Vgl. den Anhang zu diesem Abschnitt.

3) Plin. H. N. XXXV 155 sq.

Das hohe Honorar, das die Restauratoren der Venus des Apelles und des Nerokolosses von Vespasian erhielten, gibt Sueton leider nicht an.[1] Zenodorus erhielt von der Stadt Clermont für die Ausführung des Mercurkolosses, die zehn Jahre dauerte, an Honorar (manipretium) allein 400,000 S., erwarb also mit dieser Arbeit jährlich 4000 S. (2900 Thlr.).[2]

---

d. Die Künstler.

Gründe für die Geringschätzung der Künstler bei den Römern.

Der unverhältnißmäßig große Raum, den in der Kunst der römischen Kaiserzeit das Handwerk einnahm, und die niedrige Lebensstellung der überwiegenden Mehrzahl derer, welche beide ausübten, konnte auf die Schätzung der Kunst bei den Gebildeten nicht ohne Einfluß bleiben. Beides mußte namentlich alle, denen das Verständniß für ihr wahres Wesen fehlte, verleiten, Handwerk und Technik mit Kunst mehr oder weniger als gleichbedeutend anzusehn, und auch in dem wahren Künstler nur den höhern Handwerker zu erblicken. Wenn freilich Philosophen, die sittliche Veredlung allein als erstrebenswerthes Ziel anerkennen, von der künstlerischen Thätigkeit mit Geringschätzung sprechen, so setzen sie darum die bildenden Künste nicht als solche herab. Wenn Plutarch sagt,[3] kein Jüngling von edler Natur werde beim Anblick des Jupiter zu Olympia ein Phidias oder bei dem der Hera zu Argos ein Polyclet zu werden wünschen, so fügt er auch hinzu: „ebenso wenig als ein Anakreon, Philetas und Archilochos, wenn er sich an deren Gedichten ergötzt hat. Denn wenn uns auch ein Werk durch seine Anmuth erfreut, so ist deshalb noch nicht nothwendig sein Vollbringer schätzenswerth.“ Plutarchs Äußerung beweist also keineswegs eine Geringschätzung der bildenden Künstler als banausischer Handwerker, die man aus ihr gefolgert hat,[4] sondern

1) Sueton. Vespas. c. 18.
2) Plin. H. N. XXXIV 45. Oben S. 177, 3.
3) Plutarch. Pericles c. 2.
4) So namentlich K. F. Hermann, Studien der griech. Künstler S. 6, 8.

im Gegentheil ihre Gleichstellung mit den größten Dichtern. Dagegen Seneca, der in den Künsten nur Werke des Luxus sah, und ihnen keinen Platz unter den Studien einräumen wollte, die den jugendlichen Geist zur Sittlichkeit vorbereiten, wie Grammatik, Musik, Geometrie, Astronomie,[1] sah auch in dem Künstler nur den Handwerker: „während man, sagt er, die Götterbilder anbetet, verachtet man ihre Verfertiger."[2] Namentlich die ausschließliche und übermäßige Schätzung literarischer und rhetorischer Bildung war mit Geringschätzung der bildenden Künste und ihrer Vertreter verbunden. Auf diesem Standpunkt steht Plutarch, wenn er nicht bloß Alkamenes und Nesiotes sondern auch Iktinos mit allen Banausen und Handwerkern, die von der Redekunst nichts wissen wollen, in eine Reihe stellt;[3] desgleichen Lucian, wenn er in seinem Traum die Bildhauerei als ein ungebildetes, rohes, schmutziges Weib mit schwieligen Fäusten einführt, die Redekunst als eine glänzende Erscheinung, und die letztere sagen läßt, daß auch Polyclet und Phidias selbst den Bewunderern ihrer Werke als banausische Handwerker erscheinen müßten.[4] Philostrat, der zu den Weisen Dichter, Musiker, Astronomen und die besten Rhetoren zählt, will Maler und Bildhauer wenigstens neben Seefahrern und Landleuten zu den Halbweisen rechnen, „wenn sie den Horen folgen; denn auch diese Künste bleiben nicht weit hinter der Weisheit zurück."[5] Galen zählt als die Wissenschaften und Künste, die sich für die Wahl eines Berufs am meisten empfehlen, folgende auf: Medicin, Rhetorik, Musik, Geometrie, Arithmetik, Rechenkunst, Astronomie, Grammatik, Jurisprudenz; wenn man wolle, könne man noch Malerei und Plastik hinzufügen.[6] Im allgemeinen darf man annehmen, daß die Künstler wie die Künste in der griechischen Welt auch damals in höherer Achtung standen, als in der römischen.

Von den beiden bildenden Künsten im engern Wortsinne ist die Plastik auch in der Zeit der römischen Weltherrschaft offenbar so *Die Plastik in den Händen der Griechen.*

---

1) Seneca epp. 88, 18.
2) Seneca ap. Lactant. Inst. II 2, 14. Ed. Haase III p. 443.
3) Plutarch. Praecept. gerend. reip. 5, 7.
4) Lucian. Somn. c. 9.
5) Philostrat. Apoll. T. VIII 331 ed. K. p. 155.
6) Galen. ed. K. I p. 38 (Th. I³ 263, 9).

gut wie ganz in den Händen von Griechen und Halbgriechen geblieben. Vergil hat es mit echt römischem Bewußtsein ausgesprochen, daß die zur Welteroberung und Weltherrschaft berufene Nation in der Kunst das Erz zu beseelen, und lebende Züge aus dem Marmor zu ziehn, andern den Vorrang nicht streitig machte.[1] Unter allen auch aus römischer Zeit zahlreich bekannten plastischen Künstlern sind äußerst wenige, die (wie Coponius, Decius und einige andere)[2] als Römer von Geburt gelten können. Namentlich in Rom waren es in der letzten Zeit der Republik wie in der Kaiserzeit Griechen (besonders Athener) und Kleinasiaten, welche die bewundertsten Werke schufen, bei den bedeutendsten Kunstunternehmungen beschäftigt und am höchsten bezahlt wurden. Die Statue in dem von Cäsar 46 v. Chr. geweihten Tempel der Venus Erzeugerin war ein Werk des Arcesilaus, das Pantheon Agrippas schmückte der Athener Diogenes mit Karyatiden und Giebelstatuen, auch die meist paarweis arbeitenden Künstler, welche nach Plinius „die Kaiserpaläste mit den anerkanntesten Statuen füllten," waren sämmtlich Griechen.[3]

die Malerei auch von Römern betrieben.

Ganz anders war es in der Malerei. „Bei ihrer Anhänglichkeit an die uralte Ueberlieferung des Stuckirens der Mauern brachten es die Italer früh zu einiger Kunst in der Wandmalerei, die sie vielleicht früher als die Griechen zu mythologischen und historischen Bildern und sonstigen Darstellungen, welche die Grenzen der reinen Decoration überschritten, in Anwendung brachten."[4] Daß die Malerei in Rom vor der Plastik in Gunst stand, ist auch deshalb begreiflich, weil sie zur treuen und anschaulichen Darstellung des Geschehenen so viel geeigneter war. Ihre Ausübung gereichte in der ältern Zeit auch Männern des hohen Adels nicht zur Unehre, ein Fabius malte im J. 450=304 den Tempel der Salus mit Bildern aus, die noch Dionys von Harlicarnaß sehr lobt, und die erst unter Claudius durch den Brand des Tempels untergingen; der Beiname Pictor vererbte

1) Verg. A. VI 847.

2) Brunn, K. G. I 602. G. Hirschfeld Tituli statuarior. sculptorumque p. 186 sqq.

3) Brunn, K. G. I 612. 518. Die zuletzt erwähnten Künstlerpaare in eine frühere Zeit zu setzen (a. a. O. I 475), halte ich nach dem Ausdruck des Plinius für unmöglich. 4) Semper, der Stil I 490.

sich in der Familie dieses Fabius. Seit Pacuvius, dessen Leben bis zur Gracchenzeit herabreicht, war allerdings die Malerei nach Plinius nicht „in anständigen Händen" gesehen worden. Vermuthlich räumten die römischen Künstler den Rom nun mehr und mehr überfluthenden, höher ausgebildeten griechischen allmälig das Feld: und je länger und allgemeiner die Malerei von Fremden, Unfreien und Freigelassenen geübt wurde, desto weniger galt ihre Ausübung für Römer als ehrenvoll. Immer aber blieb sie mehr in Ansehn als die Plastik, und auch in der Kaiserzeit haben die Römer ihre Ausübung keineswegs den Griechen ganz überlassen. Für die Malerei konnte Plinius eine römische Monographie (eines Fabius Vestalis) benutzen, für die Plastik von Römern nur antiquarische, polyhistorische und encyklopädische Bücher.[1] Daß unter August ein Knabe aus sehr vornehmer Familie Q. Pedius zum Maler ausgebildet wurde, war allerdings nur in dessen Stummheit begründet, welche ihm jeden seinem Stande angemessenen Lebensberuf verschloß. Doch von einem römischen Ritter Turpilius sah Plinius schöne Bilder zu Verona. Amulius, ein ernster, strenger und zugleich glänzender Maler, der nur wenige Stunden am Tage und immer mit großer Würde in der Toga auf dem Gerüst stehend malte, war hauptsächlich im goldenen Hause Neros beschäftigt. Cornelius Pius und Attius Priscus malten den von Vespasian restaurirten Tempel des Honos und der Virtus aus. Unter August hatte der römische Maler Ludius durch Einführung eines anmuthigen und wohlfeilen Decorationsstils (einer erweiterten Anwendung der Skenographie) für Zimmer einen sehr großen Erfolg.[2]

Die Malerei scheint auch von Frauen viel geübt worden zu sein, wenigstens sieht man auf antiken Bildern Malerinnen sehr oft. Das Grab einer Malerin wurde im J. 1847 in der Vendée in St. Medard-des-Prés neben den Resten einer Villa entdeckt, in welcher sich Bruchstücke von zierlicher Wandmalerei fanden. Das Grab enthielt außer dem Skelett eine reiche Ausstattung von Malergeräth.[3] Nach Justinus wäre auch Bildhauerei von Frauen getrieben Malerinnen.

1) Plin. H. N. VII 213. (XXXIV—XXXVI). 2) Brunn, K. G. II 302—316.
3) Jahn, Darstellungen des Handwerks u. s. w. Abhandlungen der Sächs. Gesellsch. V 298—304.

Weibliche Modelle der Bildhauer.

worden. Wie ausschweifend die Verfertiger von Götterbildern seien, sagt er, ergebe sich daraus, daß sie die Sclavinnen verführen, die ihnen bei der Arbeit helfen. Doch in der That dürften es nur weibliche Modelle gewesen sein, die Justinus in Bildhauerwerkstätten gesehn hatte, und deren Verhältnisse zu den Künstlern ihm zum Aergerniß gereichten.[1] — Die Technik der bildenden Künste wie der Malerei hat sich übrigens auch im Occident bis in die letzten Zeiten des Alterthums erhalten.[2]

Die Architektur von den Römern hoch geschätzt.

Die Architektur ist die einzige Kunst, welche die Römer als eine ihrer nationalen Anlage verwandte schöpferisch behandelt haben, die einzige, die nicht bloß den großen Zwecken des Staates, dann der Weltherrschaft wirksam dienen, sondern auch allein den „Weltherrschaftsgedanken" zum Ausdruck bringen konnte. Auf allen andern Kunstgebieten von griechischem Einfluß abhängig, haben sie hier, völlig original, jene Werke geschaffen, die den Jahrtausenden trotzend noch heute eine so mächtige „fast schauerliche" Wirkung üben,[3] und denen die griechische Kunst nichts an die Seite zu stellen hat. Die stolze Frage eines Frontinus, ob man mit den römischen Aquädukten

---

1) Justin. Martyr. Apol. I 9: *Καὶ ὅτι οἱ τούτων* (der Götterbilder) *τεχνῖταί τε ἀσελγεῖς τε* (suppl. *εἰσί*) *καὶ πᾶσαν κακίαν, ἵνα μὴ καταριθμῶμεν, ἔχουσιν, ἀκριβῶς ἐπίστασθε· καὶ τὰς ἑαυτῶν παιδίσκας συνεργαζομένας φθείρουσιν.*

2) Boetius († 525) De instit. arithm. I praef. ed. Friedlein p. 4. (Ich schreibe die Stelle mit einigen für den Sinn nöthigen Ergänzungen): Jede scientia bedarf ceterarum quoque artium adjumenta. — Nam in effigiandis marmore statuis alius excidendae molis labor est, alia formandae imaginis ratio, nec ejusdem artificis manus politi operis nitor exspectat. At picturae manibus [etiam pluribus opus est]: tabula commissa [arte] fabrorum, cerae rustica observatione decerptae, colorum fuci mercatorum sollertia perquisiti, lintea operosis elaborata textrinis multiplicem materiem praestant. Marcellini Com. Chronic. Areobinda et Messalla coss. (506): His coss. Anastasii principis statua in eodem loco, quo dudum Theodosii Magni steterat, super immanem columnam in foro Trajani facta est. — Boetio solo cos. (510): Simulachrum aeneum in foro Strategii super fornicem residens et cornucopiae Fortunae tenens incendio proflammatum est combustumque brachium, quod tamen statuarii continuo solidarunt. Ueber Elfenbeinschnitzerei vgl. Marquardt Hdb. V 2, 334.

3) Semper, der Stil I 479—486.

wol die müßigen Massen der ägyptischen Pyramiden oder die nutzlose Herrlichkeit der berühmten griechischen Bauwerke vergleichen könne — sie ist der Ausdruck einer, wenn auch einseitigen, doch nicht unberechtigten Anschauung.[1]

Römische Architekten zahlreich.

Die Unentbehrlichkeit und hohe Bedeutung der Architektur für das öffentliche wie das Privatleben war der Grund, daß sie für die anständigste Kunst angesehn, und (von Cicero) der Heilkunde gleich gestellt wurde, wie sie denn auch nicht bloß in Rom sondern in allen großen Städten die lohnendste gewesen sein dürfte.[2] Daher war nicht nur der Zudrang zu diesem Beruf sehr groß, sondern es waren auch unter den Architekten wie es scheint neben Sclaven, Freigelassenen und Fremden, römische Bürger während der Republik so wie während der ganzen Kaiserzeit zahlreich.[3] Das Werk des Vitruvius über die Baukunst war nicht das erste römische über diesen Gegenstand. Von den kaiserlichen Architekten, die wir kennen, ist Apollodorus von Damaskus, der Trajans Bauten leitete und (im Jahr 101) die Donaubrücke baute, der einzige, der mit Gewißheit als Nichtrömer bezeichnet werden kann. Als Architekten Neros nennt Tacitus Severus und Celer (letzterer vielleicht kaiserlicher Freigelassener), „die Geist und Kühnheit genug besaßen, zu versuchen, was die Natur zu verweigern schien."[4] Domitians Palast baute Rabirius, der dabei (nach Martial) das gestirnte Firmament (als würdiges Vorbild) erfaßt hatte;[5] auch der Architekt Hadrians (Decrianus) war wol ein Römer.[6] Der j. Plinius trägt den Bau eines Cerestempels einem Mustius auf, der die Schwierigkeiten des Terrains durch seine Kunst zu überwinden wußte.[7] Den Erbauer der Brücke von Alcantara und eines damit verbundenen Kaisertempels auf einem Felsen am Tajo kennen wir aus einem dort in Stein gehauenen Gedicht, in welchem es heißt „die Brücke, die stehen wird so lange die Jahrhunderte des

1) Frontin. de aquis c. 16.

2) Th. I³ 262 ff

3) Marquardt, Hdb. V 2, 213—215. Vgl. Cod. Theodos. XIII 4, 1.

4) Brunn, K. G. II 344.

5) Martial. VII 56. Brunn, K. G. II 377 hat den Schluß des Epigramms mißverstanden.

6) Vit. Hadrian. c. 19. 7) Brunn, K. G. II 371.

ewigen Weltalls dauern, hat Lacer, berühmt durch seine göttliche Kunst, gebaut."[1] Selbst in den östlichen Provinzen wurden Bauten von römischen Architekten ausgeführt. Costunius Rufinus baute in Pergamus den Tempel des Zeus Asklepios, während Galenus dort (seit 147) unter der Leitung des Satyros studirte.[2]

e. Der Kunstsinn.

Gründe für die Geringschätzung der Kunst bei den Römern.

Von den vielen Tausenden von Künstlern, die während der ersten Jahrhunderte im ganzen römischen Reiche thätig waren, sind verhältnißmäßig nur äußerst wenige namentlich bekannt, und diese fast nur aus ihren eigenen Inschriften auf ihren Arbeiten. In der Litteratur wird trotz der häufigen Erwähnungen von künstlerischen Unternehmungen aller Art der ausführenden Künstler fast nie gedacht. Dies erklärt sich zum Theil aus der untergeordneten Stellung der Künstler in der damaligen Gesellschaft, sodann daraus, daß die künstlerische Produktion weit weniger durch Einzelne als durch Verbände erfolgte, in welchen der Einzelne als dienendes Glied eines Ganzen keine Beachtung fand. Andrerseits hatten auch, wie oben gezeigt ist, die Künste für die römische Kultur ihre Bedeutung und ihren Werth nicht an sich, sondern nur insofern sie als Mittel zur Erreichung wichtiger und allgemein festgehaltener Zwecke unentbehrlich waren. Endlich erschien die damalige künstlerische Produktion den Zeitgenossen geringer als uns, weil sie von ihnen mit dem Maß der Schöpfungen der griechischen Blüthezeit gemessen wurde. Der Mangel der spätern Kunst an eigentlicher Originalität, das Zurücktreten der Innerlichkeit gegen das formale Element, selbst in ihren glänzendsten, imposantesten und anmuthigsten Leistungen — dies mußte in einer Zeit, wo die Werke des Jahrhunderts von Phidias bis Lysippos noch in solcher Fülle vorhanden waren, von allen, die diese neben jenen sahen, auch

1) CIL. II 761. (Ibid. 2559: C. Sevius Lupus architectus Aeminiensis Lusitanus).

2) Galen. De anatom. administr. I 2 ed K. II 225. Vgl. Clinton ad a. 147.

bei sehr unvollkommenem Verständniß, empfunden werden. Daß das Kunstinteresse in jener Zeit ganz vorzugsweise der Vergangenheit zugewendet war, ist vollkommen begreiflich. Seine Natur und Intensität war aber auch damals in der römischen und griechischen Welt keineswegs dieselbe: vielmehr ist dieses gerade eines der Gebiete, auf welchen die Verschiedenartigkeit der beiden Culturen als eine noch unausgeglichene auch für uns wahrnehmbar hervortritt.

Verbreitung von Kunstkenntniß und Kunstinteresse in Rom.

Es ist bekannt, wie die siegreichen Feldzüge der Römer in griechischen Ländern seit der Eroberung von Syrakus (212), später die während eines Zeitraums von drittehalb Jahrhunderten fortdauernden Plünderungen der Feldherrn, Statthalter und Kaiser bis auf Nero herab Rom mit einer unglaublichen Menge der vollendetsten griechischen Kunstwerke aller Art füllten, ja überfüllten.[1] Die Eindrücke dieser Kunstwelt ohne Gleichen, denen sich auch der Gleichgültige, ja der Widerstrebende nicht gänzlich zu entziehen vermochte, ergänzten dann die seit der Eroberung Korinths immer allgemeiner werdenden Vergnügungs- und Bildungsreisen der Römer in Griechenland. Endlich sahen sich die Römer auch durch die griechische Litteratur, die je länger je mehr als Basis aller höhern Bildung anerkannt wurde, vielfach auf die bildende Kunst hingewiesen. Zwar daß die griechischen Originalwerke über dieselbe, die Plinius zum Theil in seiner Weltbeschreibung benutzt hat, von Römern viel gelesen worden sind, dafür spricht nichts. Dagegen trug die epigrammatische und rhetorische Litteratur der Griechen zur Verbreitung von Kunstkenntnissen und Kunsturtheilen bei. Die griechischen Fachschriftsteller über die Theorie der Beredsamkeit, welche die fort und fort benutzten und zu Rathe gezogenen Quellen und Führer der Römer für diese, ihre ganze Bildung beherrschende Wissenschaft blieben, liebten es die Entwicklung und die Stilarten der Beredsamkeit mit denen der bildenden Künste zu vergleichen, und Ausdrücke aus deren Technik für ihre Terminologie zu entlehnen. Alles dies haben die römischen Schriftsteller über die Redekunst mit übertragen, und durch ihre Schriften weiter verbreitet. Sodann hat die besonders seit Alexander dem Großen in Griechenland viel cultivirte Epigrammendichtung sich mit

1) Marquardt, Hdb. V 2, 209 f.

Vorliebe mit der bildenden Kunst beschäftigt, und den Eindruck bedeutender Werke theils durch verherrlichende Beschreibungen, theils durch mehr oder minder geistreiche Pointen, Tändeleien und Witzesspiele wieder zu geben versucht. Eine Menge dieser Dichter hat sich in der spätern Zeit der Republik wie in der frühern Kaiserzeit wenigstens vorübergehend in Rom aufgehalten, wo sie für diese Art der Kleinpoesie einen unerschöpflichen Stoff und immer neue Anregung fanden; und es ist begreiflich, daß die Römer, die für Kunststudien wenig Zeit und noch weniger Sinn hatten, gern die Gelegenheit benutzten, sich ohne Mühe durch solche kurze, scheinbar oder wirklich treffende Urtheile und Charakteristiken, die von Munde zu Munde gingen, über viel besprochene Werke zu orientiren. Daß dies sehr vielfach geschehen ist, darf man aus den von Plinius mitgetheilten Kunsturtheilen schließen, die großentheils aus keiner andern Quelle stammen, als eben aus griechischen Epigrammen; vielleicht fand Plinius übrigens dieselben bereits in dem Werke des Bildhauers Pasiteles (über die berühmtesten Kunstwerke der Welt) gesammelt.[1]

Anerkennung der Bedeutung der Kunst von Seiten der Römer.

Die Anerkennung der bildenden Künste, als eines für die Gesammtcultur wichtigen Elements von römischer Seite zeigt bereits ein Hauptwerk Varros. In seiner die neun Hauptwissenschaften und Künste behandelnden Encyclopädie hatte er zwar nur der Architektur einen Platz eingeräumt, doch in seiner Sammlung von 700 Portraits berühmter Männer mit Unterschriften neben Königen, Feldherren, Staatsmännern, Dichtern, Schriftstellern, Gelehrten, Baumeistern auch Maler und Bildhauer aufgenommen:[2] und wie Varros Werke überhaupt, so hat namentlich auch dies auf die allgemeine Bildung der spätern Zeit großen Einfluß geübt. Die eingehende Berücksichtigung der Kunst- und Künstlergeschichte in der über ein Jahrhundert später verfaßten Weltbeschreibung des Plinius

1) Jahn, Kunsturtheile des Plinius: Berichte d. Sächs. Gesellschaft 1850 S. 121 ff. Benndorf De Anthol. Gr. epigr. quae ad artes spectant (Bonn 1862) p. 5. 52—65.

2) Ritschl, Ind. Scholl. Bonn. 1856—57. Rh. Mus. XIII 460 ff. Die Hebdomas der Maler Quintilian. XII 10, 6; die statuarii Plin. H. N. XXXIV 54 sqq.

läßt eine Zunahme des Interesses für jene Gebiete in der gebildeten römischen Welt um so mehr voraussetzen, als Plinius selbst der Kunst ganz fern stand. In wiefern Varros Forderung, daß die Mädchen Unterricht in der Malerei erhalten sollten,[1] verwirklicht worden ist, wissen wir nicht: doch mögen unter den auf Bildern öfter vorkommenden Malerinnen auch Dilettantinnen sein. Das Beispiel des Aemilius Paulus, der seinen Söhnen auch griechische Maler und Bildner zu Lehrern gab,[2] dürfte in den Kreisen, wo man sich besonders um griechische Bildung bemühte,[3] auch in der Kaiserzeit nicht selten befolgt worden sein. Nero hatte sich schon in seinen Knabenjahren viel mit Pinsel und Modellirstab beschäftigt. Ebenso war Hadrian eifrig bemüht gewesen, sich in beiden Künsten auszubilden, in der Malerei dilettirte er noch als Kaiser. Marc Aurel hatte zum Lehrer in derselben Kunst den Griechen Diognetos, der zugleich Philosoph gewesen zu sein scheint, und auf seine Erziehung auch sonst Einfluß übte. Der ganz griechisch gebildete Alexander Severus „malte vortrefflich," auch Elagabal übte diese Kunst und noch Valentinian dilettirte in der Malerei wie in der Plastik.[4] Wenn auch das Beispiel beider in Syrien aufgewachsenen Kaiser für römische Erziehung nichts beweist, so bleiben die übrigen noch zahlreich genug um annehmen zu lassen, daß Unterricht der Jugend in den bildenden Künsten so wie ein dadurch veranlaßter Dilettantismus im spätern Leben in den höhern Ständen Roms zu allen Zeiten nicht all zu selten war. Ebenso ist klar, daß dieser Dilettantismus keineswegs an sich unzulässig gefunden wurde. Wenn dem Titedius Labeo, der Proconsul von Narbonensis gewesen war, das Prahlen mit der Kunst, die er in kleinen Bilderchen zeigte, „zum Gespött, selbst zur Schmach gereichte,"[5] so war es hier eben nicht der Dilettantismus selbst, sondern die damit getriebene Ostentation, die den Anstoß gab.

Dilettantismus in der Skulptur und Malerei.

1) Thl. I[3] 367, 2. 2) Plutarch. Aemil. Paull. c. 6.

3) Daß in Griechenland Malerei zu den Unterrichtsgegenständen wenigstens an manchen Orten gehörte, zeigt die Inschrift von Teos CIG 3087, wo als Gegenstände, in welchen für πρεσβυτέρα ἡλικία (ältere Knaben oder Jünglinge) Preise ausgesetzt sind, aufgeführt werden: ὑποβολή, ἀνάγνωσις, πολυμαθία, ζωγραφία.

4) Brunn, K. G. II 309 f.

5) Ebendas. S. 306.

Vergleicht man aber mit diesen immer doch vereinzelten Zeugnissen des Dilettantismus der Römer in den bildenden Künsten die sehr zahlreichen für ihren Dilettantismus in der Musik, so gewinnt man den Eindruck, daß die Verbreitung des erstern der des letztern auch nicht annähernd gleichgekommen sein kann.

Kunstbetrachtung auf Reisen.

Daß die Römer auf ihren Vergnügungs- und Bildungsreisen, namentlich in Griechenland und Kleinasien, auch die dortigen Kunstwerke in Augenschein zu nehmen nicht versäumten, ist selbstverständlich; besonders solche mußte man natürlich gesehn haben, die viel genannt, und jedem einigermaßen Belesenen dem Namen nach bekannt waren, um ihretwillen wurden Reisen auch eigens unternommen. Doch daß dies Kunstinteresse mehr als ein äußerliches und oberflächliches, hauptsächlich durch die Berühmtheit des Werks und des Künstlers bedingtes war, zeigt sich nirgend. Das historische Interesse erscheint bei den Reisen der Römer durchaus als das leitende, und die große Mehrzahl empfand ohne Zweifel wie Atticus, den selbst die Herrlichkeit der unvergleichlichen Kunstwerke Athens weniger anzog als die dortigen historischen Erinnerungen.[1]

Kunstsammlungen, hauptsächlich durch Prachtliebe veranlaßt,

Am wenigsten beweist die Anhäufung von Kunstwerken im Privatbesitz zu Rom, daß dort Kunstsinn verbreitet war. Schon die bloße Kunde von ihrer Kostbarkeit reichte hin, sie selbst solchen als begehrenswerthe Beute erscheinen zu lassen, die für ihren Werth so wenig Verständniß besaßen, als der rohe Eroberer von Korinth: und so unerschöpflich war der Reichthum der griechischen Länder an Kunstwerken, daß er der Gier der Römer Jahrhunderte hindurch die vollste Sättigung bot. Neben Marmorsäulen, Teppichen, Citrustischen, Silbergeräth, Prachtgefäßen gehörten, wie bemerkt, Statuen und Gemälde je länger desto allgemeiner zur Ausstattung reicher Häuser und Villen. Bei dem ungeheuern Vorrath von Kunstwerken und der Leichtigkeit ihres Erwerbs oder Raubes bedurfte es zur Bildung von Sammlungen nicht einmal besonderer Liebhaberei. Gemäldegallerien waren schon in Augusts Zeit so allgemein, daß in Vitruvs Plan für ein vornehmes Haus ein großer nach Norden gelegener Saal für diesen Zweck nicht fehlen durfte.[2]

1) Th. II² 115—118. 2) Vitruv. ed. Rose VI 5, 1. VI 7, 2; 8, 2.

Mögen diese Sammlungen auch Werke lebender Künstler enthalten haben, so werden solche doch niemals erwähnt, und wenn sie nicht vorwiegend aus alten Bildern und Statuen bestanden, so wurden doch diese wenigstens für das Werthvollste oder einzig Werthvolle darin angesehn. Daß Liebhaber und Sammler solche besonders suchten, wird auch öfter ausdrücklich gesagt; so von Julius Cäsar,[1] von Damasippus, der alte Statuen „wie unsinnig" kaufte.[2] Die Bildergallerien, sagt Plinius, stoppelt man aus alten Gemälden zusammen.[3] Ganz besonders aber wurde bei Silberarbeiten auf das Alter gesehn, nach welchem die Werke dieser in Abnahme gekommenen Kunst so gut wie allein geschätzt wurden, Ciselirungen, die bis zur Unkenntlichkeit abgegriffen waren, hielt man am höchsten.[4] Es fehlte auch nicht an Alterthümlern, welche die eigentlichen Incunabeln der Kunst allem Uebrigen vorzogen, die „fast rohen" Gemälde eines Aglaophon und Polygnot denen der Spätern, wie Quintilian sagt, der hierin wol nicht mit Unrecht ein Prahlen mit Kennerschaft fand.[5] Die größte Verbreitung wird diese Geschmacksrichtung in der Zeit Hadrians erreicht haben. Doch im Allgemeinen verstand man unter „alten Kunstwerken" die der griechischen Blüthezeit. Unter den „Arbeiten der Alten," die Statius in der Villa des Manilius Vopiscus zu Tibur sah, befanden sich Skizzen von Myron in Silber und Bronce zu seinen Kolossen;[6] unter den „alten" Gemälden und Bildwerken in der Villa des Pollius Felix zu Sorrent Arbeiten von Apelles, von Phidias (aus seiner frühern Zeit), Polyclet und Myron;[7] in der Sammlung „alter Werke" des Nonius Vindex Broncen von Myron und Polyclet, Marmorsculpturen von Praxiteles, Elfenbeinarbeiten von Phidias und Bilder, die schon von Weitem „den alten

bestanden vorzugsweise aus ältern Werken.

1) Sueton. Caesar c. 47. 2) Horat. S. II 3, 64. 3) Plin. H. N. XXXV 4. 4) Id. ib. XXXIII 157. 5) Kunstsinn d. Römer 38, 55.

6) Stat. Silv. I 3, 50 sq. Ich verstehe Quidquid — primum lusit et enormes manus est experta colossos: prolusit ut experiretur, und halte die Aenderungen von Bergk Philol. XVI 620 privum für primum, ut für et nicht für zuläßig.

7) Id. ib. II 63: Si quid Apellei gaudent animasse colores, Si quid adhuc vacua tamen admirabile Pisa Phidiacae rasere manus (cf. IV 6, 28). In diesem Zusammenhange scheint mir Apellei nicht allgemein (als Bezeichnung der Malerei) gefaßt werden zu können.

Apelles" erkennen ließen.[1] Bei solchen flüchtigen Erwähnungen werden fast immer nur Namen von Künstlern ersten Ranges genannt,[2] am häufigsten Polyclet. Bei Juvenal brennt ein reicher Mann ab, unter denen, die zur Ausstattung des neu zu bauenden Hauses beisteuern, bringt auch einer etwas ganz Vortreffliches von Euphranor und Polyclet.[3] In der That galt der letztere Vielen für den ersten unter den bildenden Künstlern, der Meister in der Darstellung jugendlicher Schönheit, der „sich nicht über glatte Wangen hinaus wagte," dessen Werke mehr durch Vollendung der Form als durch Tiefe des Gehalts bedeutend waren. Nächst ihm wird vielleicht am häufigsten Myron genannt, dessen Menschen- und Thierfiguren vor allem durch überwältigende Naturwahrheit wirkten; von Beiden sah man auch in Rom mehr als von Phidias, dessen bedeutendste Werke in Griechenland waren. Beide nennt Vitruv geradezu als Repräsentanten der bildenden Kunst, wie Apelles der Malerei. Künstler aus der Zeit nach Alexander dem Großen oder aus der letzten Zeit der römischen Republik, unter denen Pasiteles und Arcesilaus hervorragten, werden unter den „Alten" nie genannt.[4]

Die Sammler mit Copien viel betrogen.

Bedenkt man nun die Massenhaftigkeit der im Privatbesitz aufgehäuften angeblich alten Kunstwerke, (mit denen ja Domitius Tullus z. B. einen sehr großen Park auf der Stelle füllen konnte)[5] und das Umherwerfen mit den berühmtesten Namen einerseits, anderseits die technische Virtuosität der damaligen Kunst und ihre so umfassende Beschäftigung mit Reproduktion klassischer und alterthümlicher Werke, so muß man auch ohne Zeugnisse glauben, daß die Sammler oft genug von Künstlern und Kunsthändlern betrogen wurden, und Copien statt der Originale kauften. Doch gibt es auch ein ausdrückliches Zeugniß schon aus der ersten Kaiserzeit, daß solche Fälschungen häufig und offenkundig waren. Der Fabeldichter Phädrus sagt:[6] wenn er sich des Namens Aesop bediene, so geschehe dies

1) Id. ib. IV 6, 10—21.

2) Ausnahmsweise nennt Columella R. R. I praef. 31 Bryaxis und X 30 Phradmon und Ageladas.

3) Juv. III 216 sqq. 4) Kunstsinn d. Römer S. 37. 5) Vgl. oben S. 134, 4.

6) Phaedr. V praef. v. 7 Codd: Detrito Myronem argento, fabulae exaudiant. Bergk Philol. XVI 620 f.: Detrito (abgerieben um den Schein des Alters

um das Ansehn seiner Sachen zu erhöhen, „wie manche Künstler es in unserer Zeit machen, wenn sie auf ihren neuen Marmor Praxiteles schreiben, oder Myron auf polirtes (?) Silber, Pausias (?) auf ein Gemälde. So sehr begünstigt der bissige Neid mehr das Alter, als das Gute der Gegenwart." Begegnet man nun in der damaligen Litteratur Angaben von Arbeiten großer Künstler, die sonst völlig unbekannt sind, so kann man sie nur mit Mißtrauen aufnehmen. Daß es von Phidias ein mit erhabenen Fischen ciselirtes Gefäß, und eine Cikade, Biene und Fliege gab, ist allerdings nicht unmöglich, aber auf die bloße Angabe des Martial (die übrigens noch eine andere Erklärung zuläßt) und des Kaiser Julian ist es nicht zu glauben.[1] Die Arbeit in edlen Metallen (Toreutik, Cälatur) war ein „Haupttummelplatz des Kunstbetrugs," da die Ausstattung der Schenktische mit „altem" Silbergeräth zum beliebtesten Kunstluxus gehörte. Die Blüthezeit der Toreutik war aber kurz, die Zahl der nahmhaften Künstler klein gewesen. Von Mentor, dem größten derselben, dem Benvenuto Cellini des Alterthums, wollten Kunstkenner nur vier Becherpaare als ächt erkennen.[2] Im Kunsthandel dagegen scheinen sie keineswegs selten gewesen zu sein. Martial beschreibt einen Laden für kostbare Luxusgegenstände: dort findet man außer Statuen von Polyclet auch „Becher von Mentors Hand geadelt."[3] Und wenn Kenner nur mit guten Copien (wie jene des Zenodorus nach Kalamis) betrogen werden konnten, so gab es ohne Zweifel auch häufig genug Liebhaber und Sammler von dem Bildungsgrade des Trimalchio bei Petronius, der als besonderer Freund von Silberarbeiten Becher besaß, auf denen vorgestellt war „wie Kassandra ihre Söhne tödtet, und die todten Kinder so daliegen, daß man es für wirklich hält; dann wie Dädalus die Niobe in das trojanische

---

zu erhalten) Myn argento, tabulae Pausiam. Die Aenderung von Myronem halte ich nicht für empfehlenswerth, vielleicht Trito Myronem argento, tabulae Pausiam (so L. Müller, nur statt Pausiam: Zeuxidem).

1) Wie Brunn thut K. G. I 187. Ars Phidiaca bei Martial. III 35 kann „bildende Kunst" bedeuten, wie ars Apellea XI 9, 2 Malerei.

2) Jahn, Aus d. Alterthumswissenschaft 236 f. Vgl. Brunn, K. G. II 408.

3) Martial. IX 6

Pferd einschließt."[1] Er beschließt die Aufzählung seiner Geräthe mit der Bemerkung, daß alle schwerwichtig seien. Nächst den Silberarbeiten waren auch Broncearbeiten ein Gegenstand der Leidenschaft der Sammler, vor allem aus korinthischer Bronce, deren Mischung ein angeblich verlorenes Geheimniß war. Nichts desto weniger gab es Künstler, die Arbeiten in diesem Material lieferten und wahrscheinlich oft genug die Kenner betrogen, obwol diese die ächten unter anderm am Geruch erkennen wollten.[2]

Kunstwerke, die berühmten Personen gehört hatten, besonders geschätzt.

Ohne Zweifel ist es kein Zufall, daß bei Erwähnungen damaliger Kunstsammlungen Aeußerlichkeiten wie Alterthum, Seltenheit, kostbares Material so oft betont werden, sondern gewiß legte ein großer Theil der Sammler auf diese ihnen verständlichsten Eigenschaften der Kunstwerke den Hauptwerth. Auch das historische Interesse dürfte bei den Kunstsammlungen vielfach mit im Spiel gewesen sein. Wurden doch überhaupt Gegenstände, die im Besitz berühmter Personen gewesen waren, sehr gesucht und hoch bezahlt: die irdene Lampe des Epiktet mit 3000 Drachmen, der Stock des Peregrinus Proteus mit einem Talent.[3] Der Werth des Diamanten, den die schöne jüdische Fürstin Berenice von ihrem Bruder Agrippa II. zum Geschenk erhalten hatte, war dadurch gestiegen, daß sie ihn am Finger getragen.[4] Den gezwungenen Käufern bei einer von Caligula veranstalteten Auction kaiserlicher Kleinodien wurde es bei den Kaufpreisen angerechnet, daß die Stücke Germanicus oder Agrippina, Antonius oder August gehört hatten.[5] An den Tafeln reicher Häuser mußten die Gäste sich nicht bloß von der Schwere des Silbergeschirrs durch Aufheben überzeugen, sondern auch die ausführliche Geschichte jedes Stücks anhören.[6] Juvenal schildert einen Schiffbruch, bei dem unter anderm ciselirte Silbergefäße über Bord geworfen werden, die Philipp von Macedonien im Gebrauch gehabt haben sollte.[7] Caracalla besaß Waffen und Trinkgeschirre, deren sich der von ihm leidenschaftlich verehrte Alexander der Große bedient hatte.[8] Martial, der erforder-

1) Petron. c. 52. Gemeint ist der Kindermord der Medea und die Kuh der Pasiphae.

2) Marquardt, Hdb. V 2, 280. Vgl. Kunstf. d. R. 39 f.

3) Lucian. adv. indoct. 13 sq. 4) Juv. VI 156. 5) Dio LIX 21.

6) Lucian. Saturn. 3, 33. 7) Juv. XII 46. 8) Dio LXXVII 7.

lichen Falls selbst solche Reliquien wie ein Brett des Argonautenschiffs mit achtungsvollem Staunen zu betrachten verstand,[1] fand es doch unerträglich bei Tisch die „verräucherten Stammbäume" der vorgesetzten Silberbecher anhören zu müssen, die bis auf Nestor, Achill und Dido als erste Besitzer zurückgeführt wurden.[2] Aber auch bei Gemälden und Sculpturen mußten sich die Beschauer vermuthlich nicht selten deren frühere Schicksale erzählen lassen: der kleine Hercules des Lysippos in der Sammlung des Nonius Vindex sollte Alexander dem Großen, Hannibal und Sulla gehört haben.[3]

Ansprüche der Sammler auf Kennerschaft.

Die Sammler werden auch am meisten auf Kennerschaft Anspruch gemacht haben, selbst Trimalchio erklärt, daß er die seinige für kein Geld verkaufe. Doch wie zu allen Zeiten war die Prätention der Kennerschaft häufiger als diese selbst. Dionys von Halikarnaß, der mehr von Kunst verstand als die meisten Römer, scheint es nur Künstlern, und auch diesen nur nach langer Uebung zugetraut zu haben, die Urheber namenloser Werke zu bestimmen und Copien von Originalen zu unterscheiden:[4] doch nach Statius verstand sich auch Nonius Vindex wie Niemand anders auf das erste.[5] Damasippus hatte sich, wie Horaz ihn sagen läßt, darauf gelegt, die ächte korinthische Bronce zu erkennen, zu beurtheilen, ob etwas plump gemeißelt oder hart gegossen sei, den Preis einer Statue zu bestimmen:[6] er charakterisirt sich auch durch dies letztere als Kenner, denn sicherlich liebten es diese auch damals wie gegenwärtig ihr Sachverständniß durch Taxiren von Kunstwerken zu bekunden.[7] Zahlreicher als die Kenner waren natürlich die Liebhaber und Enthusiasten, die öfter erwähnt und vom stoischen wie vom streng römischen Standpunkt für Narren erklärt werden.[8] Schon dem Marcellus war es von den Gegnern griechischer Bildung zum Vorwurf gemacht worden, daß er durch die Beute des syracusischen Triumphs seine Landsleute verführt habe, die Zeit mit geistreichem

1) Martial. VII 19. 2) Id. VIII 6. 3) Stat. Silv. IV 6.
4) Dionys. de vi Demosth. c. 50 p. 1108. De Dinarcho c. 7 p. 644.
5) Stat. Silv. IV 6, 29.
6) Horat. S. II 3, 20—23.
7) Detmold, Kunst in drei Stunden ein Kunstkenner zu werden.
8) Cic. Paradox 5, 2 Horat S. II 7, 95. Seneca epp. 115, 8.

Kunstgeschwätz zu verderben.[1] Bei Sclaven (besonders vermuthlich griechischen) scheint es nicht selten vorgekommen zu sein, daß sie über der Betrachtung der so überreichen, allgemein zugänglichen Kunstwerke Roms ihre Pflicht versäumten: denn bei Erörterung der Fehler von Sclaven, welche der Verkäufer anzugeben verpflichtet ist, führt der Jurist Venulejus als geistige Fehler neben der Sucht des Schauspielbesuchs und der Lügenhaftigkeit auch die eifrige Betrachtung von Gemälden auf.[2]

Mangel an wahrem Kunstsinn.

Eine Verbreitung wahren Kunstsinns beweisen also die massenhaften Kunstsammlungen der Römer ebenso wenig, als die kolossale Verwendung der Kunst zu dekorativen und monumentalen Zwecken. Auch das Anhäufen alter Kunstwerke war eben nur eine Aeußerung der römischen Prachtliebe, die bei aller Großartigkeit immer etwas Barbarisches behielt; die Herren der Welt wollten womöglich alles Köstliche, was es auf der Welt gab, besitzen und genießen, von allem umgeben sein, was dem Leben Pracht und Glanz verleihen konnte. Deshalb schleppten sie auch die gepriesenen Werke aller bildenden Künste nach Rom, aber mehr als äußerlich vermochten sie sich diese Schätze nicht anzueignen. Gerade die Häufung der Eindrücke war, wie Plinius richtig erkannte, zugleich eine Abstumpfung, zumal da in dem rastlosen Drängen und Treiben Roms die zur Kunstbetrachtung unerläßliche Ruhe und Stille fehlte.[3] Zur Vertiefung in Kunstwerke fanden dort die Wenigsten auch nur die Zeit, den Meisten genügte eine flüchtige und oberflächliche Kenntnißnahme. Tacitus sagt um die Gleichgültigkeit gegen die Poesie zu charakterisiren: wer einen bewunderten Dichter einmal gesehn, sei befriedigt und gehe weiter, als wenn er eine Statue oder ein Gemälde gesehn hätte.[4]

Keine Spur von Interesse und Verständniß für Kunst in der römischen —

Daß in der That trotz aller alten und neuen Kunstpracht Roms und des römischen Reichs die bildende Kunst einen Einfluß auf die römische Gesammtbildung niemals gewonnen hat, dafür liefert die römische Litteratur, als Ganzes betrachtet, einen vollgültigen und

1) Plutarch. Marcell. c. 21.

2) Digg. XXI 1, 65.

3) Plin. H. N. XXXVI 27: Romae quidem multitudo operum etiam oblitteratio [est] ac magis etc.

4) Tac. Dial. c. 10.

unwiderleglichen Beweis. Von einer so großen Zahl von Dichtern und Schriftstellern verschiedener Zeitalter, die großentheils auf der Höhe der Bildung ihrer Zeit standen, und uns als vollberechtigte Repräsentanten derselben gelten dürfen, verräth kaum einer Interesse und Verständniß der bildenden Kunst. In dieser so vielartigen über einen Zeitraum von Jahrhunderten sich erstreckenden Litteratur, die alle bedeutenden Richtungen und Interessen berührt, die in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten ganz besonders der Betrachtung der Gegenwart zugewandt ist, und auch deren geistige Zustände lobend und tadelnd vielfach erörtert, findet sich keine Spur von Verständniß für das wahre Wesen der Kunst, und keine Aeußerung einer wahren Ergriffenheit durch die Herrlichkeit ihrer Werke. Wo immer von ihr gesprochen wird, da geschieht es entweder geradezu mit Unverstand und Geringschätzung oder doch ohne Antheil und Wärme. Wie vielen einzelnen Römern es auch gelungen sein mag in das Wesen der griechischen Kunst einzudringen, der römischen Kultur im Großen und Ganzen ist sie immer fern und fremd gebieben.[1]

— zahlreiche Zeugnisse für beides in der griechischen Litteratur.

Wenn noch ein Zweifel darüber bestehn könnte, ob der Gesammteindruck der römischen Litteratur einen gültigen Schluß auf den Mangel des Kunstsinns bei den Römern gestattet, so würde er durch eine Vergleichung mit der gleichzeitigen griechischen Litteratur gehoben werden: denn das Interesse und Verständniß, das wir dort vermissen, tritt eben hier vielfach und unzweideutig hervor, und es zeigt sich, wie gesagt, daß auf diesem Gebiet der Gegensatz griechischer und römischer Bildung unausgeglichen fortbestand.

Während Tacitus eine oberflächliche und flüchtige Kenntnißnahme am besten zu bezeichnen glaubte, wenn er sie mit dem Beschauen

---

1) Der Beweis, den ich für diese Behauptung in meiner Schrift Ueber den Kunstsinn der Römer in der Kaiserzeit 1852 gegeben habe, ist angefochten worden von K. F. Hermann Ueber den Kunstsinn der Römer und deren Stellung in der Geschichte der alten Kunst 1856; doch in meiner Recension dieser Schrift (N. Jahrbb. f. Philol. LXXIII 391 ff.) hoffe ich gezeigt zu haben, daß H. (außer einigen für die Hauptsache unerheblichen Nachträgen und Berichtigungen) durchaus nichts beigebracht hat, um mich wirklich zu widerlegen.

von Kunstwerken verglich, beklagt Plutarch, daß die „Meisten" Vertiefungen in Kunstbetrachtungen für wichtiger hielten als eine Einkehr in ihr eigenes Innere. „Die Meisten glauben, wie Arcesilaus sagte, man müsse Gedichte, Gemälde und Statuen genau betrachten, und alle ihre Einzelheiten im Geist und mit den Augen durchgehn, ihr eignes Leben aber, das viele keineswegs unerfreuliche Betrachtungen bietet, lassen sie unbeachtet."[1] Während alle Bemerkungen des Dionys von Halikarnaß über Malerei und Sculptur ein selbständiges Urtheil verrathen,[2] sprechen die römischen Schriftsteller über Beredsamkeit in ihren Vergleichungen der redenden und bildenden Künste offenbar nur fremde aus Büchern geschöpfte Urtheile nach, und selbst der geschmackvolle und feingebildete Quintilian verräth gelegentlich seine Unsicherheit auf diesem Gebiet. Seine Bemerkung, Naturanlage vermöge viel ohne Ausbildung, diese dagegen nichts ohne jene, verdeutlicht er durch folgende Vergleichung: wenn Praxiteles versucht hätte eine Statue aus einem Mühlstein auszuhauen, würde ich einen rohen parischen Marmorblock vorziehn; hätte aber der Künstler ein Werk aus diesem vollendet, so würde dessen Werth mehr in seiner Arbeit als in dem Marmor liegen.[3] Ihm erschien also ein gutes Material werthvoller, als ein von einem großen Künstler in einem schlechten abbozziertes Werk. Ein späterer griechischer Geschichtsschreiber Memnon beschreibt in der Geschichte seiner Vaterstadt Heraclea am Pontus ausführlich die Attribute einer durch Aurelius Cotta von dort fortgeschleppten Heraklesstatue (Keule, Löwenfell, Bogen und Köcher), „deren Darstellung in Bezug auf schöne Verhältnisse, Anmuth und technische Ausführung hinter keiner der gepriesenen Arbeiten zurückstand."[4] Mit so viel Liebe würde schwerlich ein römischer Geschichtsschreiber einen solchen Gegenstand selbst in der eingehendsten Erzählung geschildert haben. Bei der Erzählung des neronischen Brandes erwähnt Tacitus den Untergang zahlloser griechischer Meisterwerke

1) Plutarch. de Tranquill. animi c. 9 p. 470.

2) Dissertatio qua nonnulla scriptorum Graecor. de artibus — judicia recensentur. Programm. Acad. Alb. 1866 IV.

3) Quintilian. II 19, 3.

4) Memnon XVI 52. Mueller fr. hist. Gr. III 554.

mit zwei Worten; Sueton gar nicht. Und wenn Herodian den jungen Elagabal nach seiner Schönheit, Jugendblüthe und Formenweichheit mit den schönen Statuen des jugendlichen Dionysus vergleicht,[1] so fühlt man wol, daß es kein Zufall ist, wenn wir eine solche Vergleichung bei keinem römischen Historiker lesen. Die trocknen, magern und äußerlichen Notizen des Pausanias über Kunstwerke lassen allerdings Liebe und Verständniß für Kunst nicht erkennen,[2] und auch die erkünstelte Begeisterung in den Kunstbeschreibungen der Philostrate beweist nichts für den Kunstsinn der Verfasser. Kunstwerke wie Naturscenen gehörten eben zu den Gegenständen, in deren Darstellung die Stilkünstler ihre Virtuosität gern zur Schau stellten; nicht an sich, sondern nur in so fern sie ein Substrat zur Entfaltung dieser Virtuosität bot, erregte die Kunst wie die Natur das Interesse der Sophisten, der römischen wie der griechischen; von den Kunst- und Naturbeschreibungen des Apulejus gilt ganz dasselbe wie von denen seiner griechischen Vorbilder.[3] Wie verschieden klingt von dieser mühsam erkünstelten Ueberschwenglichkeit die Sprache warmer Empfindung, die der überwältigende Eindruck der olympischen Zeusstatue dem Dio von Prusa eingab. Selbst vernunftlose Kreaturen, sagt er, müßte dieser Anblick erschüttern, und ein Mensch, der noch so mühselig und beladen wäre, müßte, wenn er diesem Bilde gegenüberstände, alles vergessen, was im Menschenleben Schweres und Schreckliches zu leiden ist: so viel Licht und so viel Lieblichkeit hat ihm die Kunst geliehn.[4] In der Rechenschaft über dieses Zeusideal, die er dem Phidias in den Mund legt, „dem weisen und wunderbaren (dämonischen) Künstler des ehrwürdigen und ganz herrlichen Werks," dem Freunde und Genossen des Pericles — spricht sich ein hoher Begriff von der Bedeutung und dem Darstellungsvermögen der bildenden Kunst aus, mit dem sich eine vielfach treffende und geistvolle Beurtheilung des Unterschieds zwischen ihr und der Poesie

1) Herodian. V 3.

2) Pfundner, d. Reisebeschreibers P. Lebens- und Glaubensanschauung, Programm d. Kneiphöf. Gymnas. Königsberg 1868 S. 7 f.

3) Kretschmann, De latinitate Apuleji p. 8.

4) Dio Chr. or. XII p. 209 M.

verbindet.[1] Lucian endlich zeigt von allen antiken Schriftstellern die umfassendste Kenntniß und das eindringendste Verständniß der Kunst; sein Urtheil ist überall ein selbständiges, sein Geschmack an den besten Mustern gebildet, sein Talent, Kunstwerke mit wenigen Zügen zu charakterisiren, oder ihren Eindruck in schwungvoller Schilderung wiederzugeben, ein (wie namentlich seine Beschreibung der knidischen Aphrodite des Praxiteles zeigt) nicht gewöhnliches.[2] Uebrigens war auch Lucians Interesse so gut wie ausschließlich der Blüthezeit der griechischen Kunst zugewendet: je feiner gebildet sein Auge war, desto weniger konnte ihm neben ihren Werken alles, was die spätern Jahrhunderte hervorgebracht hatten, der Beachtung werth erscheinen.

Die gleichzeitige Kunst in beiden Litteraturen wenig berücksichtigt.

Wenn also in der griechischen Litteratur der Kaiserzeit die gleichzeitige Kunst ebenso geringe Berücksichtigung findet als in der römischen, so beruht dieselbe Erscheinung hier und dort auf entgegengesetzten Ursachen. Mit dem großen Maße gemessen, das der wahre Kunstsinn der Griechen anlegte, konnte ihr Werth leicht unterschätzt werden: den Römern, welche die innere selbständige Bedeutung der Kunst überhaupt nicht verstanden, war sie nur ein Mittel zur Verfeinerung des Lebensgenusses und zur Verewigung des Gedächtnisses von Personen und Thaten, neben andern Mitteln, welche ihnen diesen wie jenen Zweck in ebenso vollkommner Weise erfüllten. Wäre nur die Litteratur beider Sprachen aus jener Zeit erhalten, wie wir sie jetzt besitzen: wir würden weder ahnen, was die bildende Kunst damals noch zu leisten vermochte, noch in welch erstaunlichem Grade das Bedürfniß künstlerischen Schmucks und monumentaler Darstellung alle Schichten der Gesellschaft erfüllte, wie riesenhaft die dadurch ins Leben gerufene Thätigkeit der Malerei und Sculptur in der ganzen römischen Welt war. Wie reich war doch die Kultur, die

1) Id. p. 210 M. sqq. Es zeigt sich hier, daß Ausdrücke wie τὸ χειρωνακτικὸν καὶ δημιουργικόν (p. 214 M. 218 M.), die Phidias von sich selbst braucht, keineswegs Geringschätzung ausdrücken.

2) Lucian. Amores 13 sqq. Vgl. überhaupt Blümner Archäolog. Studien zu Lucian (1867) besonders S. 46—52.

sich gewöhnt hatte über die Leistungen der Künste in einem Umfange zu verfügen, den die heutige Welt kaum zu fassen vermag, ihr Aufgaben als alltägliche zu stellen, deren Lösung gegenwärtig überhaupt unmöglich sein würde; die Kultur, welche Schätze, deren Unermeßlichkeit uns beschämt und mit Staunen erfüllt, zu den geringsten ihrer Besitzthümer zählte, und sorglos mit vollen Händen ausstreute.

Anhang zum zweiten Abschnitt.

1. Marmor und Bronce als Statuenmaterial.

Die Wahl zwischen den beiden gewöhnlichsten Materialen für Statuen, besonders Ehrenstatuen, der Bronce und dem Marmor (von denen jedes natürlich mehrere auch im Preise verschiedene Sorten hatte — vgl. oben S. 175, 5) dürfte sich meist nach der größern Leichtigkeit der Beschaffung, beziehentlich dem geringern Preise des einen oder des andern entschieden haben. Daß Herodes Atticus nur marmorne Statuen von seinen verstorbenen Pflegesöhnen aufstellte (oben S. 174 f.), war in Attica natürlich. Dio von Brusa spricht in der Rhodischen Rede immer nur von broncenen Ehrenstatuen, als wenn es in Rhodus und selbst anderwärts in Griechenland andere gar nicht gegeben hätte: or. 31 p. 313 M. 340. 343 (von Athen, Byzanz, Lacedämon, Mytilene: ἀλλ' ὅμως ὅταν δόξῃ τινὰ στῆσαι χαλκοῦν, ἱστᾶσι κτλ.) 344 f. 346 (Athen): was sich wenigstens zum Theil wol aus der Nähe der Gruben von Kypros und der Leichtigkeit des Transports von dort erklärt. Aber auch sonst scheinen allerdings die Schriftsteller bei Erwähnung von Ehrenstatuen ganz vorzugsweise an Bronce zu denken. Horat. S. II 3, 183: laetus ut in circo spatiere et aeneus ut stes. Apulej. Florida III 16 f.: Quid igitur superest ad statuae meae honorem, nisi aeris pretium, artificis ministerium? quae mihi ne in mediocribus unquam civitatibus defuere, ne ut Carthagine desint etc. Ammian. Marc. XIV 6, 8: Ex his quidam aeternitati se commendari posse per statuas existimantes, eas ardenter adfectant, quasi plus praemii ex figmentis aereis sensu carentibus adepturi, quam ex conscientia honeste recteque factorum: easque auro curant imbracteari etc. Das Breviarium des Zacharias nennt nur die 3785

signa aenea aliorumque ducum; doch wenigstens die auf dem Forum des August stehenden waren marmorne: V. Alex. Sev. c. 27. Allem Anschein nach wurden auch oft denselben Personen marmorne und broncene Statuen zugleich errichtet, und beide möchten bei der üblichsten Ausführungsweise etwa im Preise und in der Schätzung gleich gestanden haben: so wohl in Rom, wo z. B. Claudius von den ihm zuerkannten Ehren nur eine Büste von Silber und zwei Statuen von Bronce und Marmor annahm (Dio LX 5), als anderwärts; vgl. das Testament von Langres oben S. 175, 5 und die unten anzuführenden Inschriften von Teos CIG 3085 und Smyrna 3185. Auch gegenwärtig können Statuen aus Bronce und Marmor zu ungefähr gleichen Preisen hergestellt werden. Nach den Angaben des Bildhauers Herrn **Rudolf Siemering** sind für eine Statue von 6 Fuß Höhe die Preise des Materials etwa folgende:

Bronce	286 Thlr.
Tiroler Marmor	240 =
Carrarischer Marmor, 2. Sorte	240 =
= = 1. =	450—500 Thlr. (selbst

560 Thlr., wenn er sehr klar ist). Der Transport des Tiroler Marmors bis Berlin kostet etwa 80 Thlr.

Auf Inschriften wird das Material der Statuen sehr selten angegeben, dennoch lohnt es vielleicht eine vollständige Sammlung zu machen, ich habe nur einzelne notiert.

Εἰκὼν χαλκῆ CIG II 2376 (Paros) 2486. 2488 (Astypalaea) 3185 (Smyrna). *Εἰκὼν μαρμαρίνη* Ib. 2377 (Paros). *Εἰκὼν λαϊνέη* = *ἀνδριάς* 2383. 2384 (Paros) 3085 (Teos: *εἰκόνι χαλκῇ καὶ ἀγάλματι μαρμαρίνῳ καὶ εἰκόνι χρυσῇ*). 3524 (Cyme: *ἀντέθην δὲ αὔτω καὶ εἰκόνας γράπταν τε ἐν ὅπλῳ ἐπιχρύσῳ καὶ χαλκέαν, καττὰ αὔτα δὲ μαρμαρίναν καὶ χρυσέαν ἐν τῷ γυμνασίῳ*).

Statua aenea Herzog Gall. Narb. App. 554. (Cularo).

Statuae aereae duae CIL II 1459 sq. (Ostippo—Baetica).

Statua marmorea Bull. d. I. 1866 p. 250 (Castel di Sangro) CIL II 4020 (Tarraconensis—inter Saguntum et Dertosam).

– – equestris CIL II 1972 (Malaca).

Aus Silber und Gold waren in der Regel außer Götterbildern nur Kaiserstatuen (Preller, Röm. Mythol. 213, 2. Sueton. Vespasian. c. 23. Dio LXXVIII 12. Victor Caess. 40, 28); doch auch andere, z. B. Plin. epp. IV 7, 1 (oben S. 174, 4) und CIG 3085, 3524.

2. Preise von Statuen.

Von den griechischen Preisangaben für plastische Werke würde die älteste mir bekannte das von U. Köhler in den Annali d. Inst. 1865 p. 325 mitgetheilte attische Inschriftfragment sein, falls seine Ansicht richtig ist, daß es sich auf denselben Gegenstand bezieht wie das Fragment p. 315 f. mit dem Datum Ol. 89, 4 = 421. Es werden darin die Kosten für Material, Arbeit und Aufstellung von zwei Statuen (ἀγάλματε) — doch wol aus Bronce — specificirt, nebst allem Zubehör, als Gerüste und Postament. Der Gesammtbetrag ist 5 Talente 3310 Drachmen = 8726 Thlr. Das Talent (= 52,39 Zollpfund) Kupfer hatte 35 Drachmen = 9 Thl. 5 Sgr.; das Talent Zinn 230 Dr. = 60 Thlr. 8 Sgr. gekostet*). Zu einer wie es scheint aus Blättern bestehenden Ornamentirung (ἄνθεμον) unter oder an dem Schilde (ὑ[πὸ]? τὴν ἀσπίδα) einer der beiden Figuren waren von letzterm Metall 1½ Talent und 23½ Mine = 98,7 Zollpfund verwendet worden. Die Vergleichung mit den sogleich anzuführenden antiken Preisen ergibt, daß diese Statuen jedenfalls kolossale, vielleicht auch durch Material und Kunst der Ausführung besonders kostbare waren. Bei der über 8 Fuß hohen Broncestatue Kants von Rauch in Königsberg waren die Ausgaben folgende. An Rauch für das Modell: 2000 Thlr. Für den Erzguß: etwa 3500. Für das (sehr hohe) Postament aus poliertem Granit: etwa 4000. Transport: etwa 180. Gitter, andere Bauten Verwaltungskosten: etwa 2000. Im ganzen: etwa 12,000 Thlr.

In der Kostenrechnung für den Fries des Poliastempels aus Ol. 93 (Böckh, Staatshaushalt I² 150) ist der Betrag für die einzelne Figur ohne anderes Beiwerk: 60 Dr. = 15 Thlr. 21½ Sgr. (für einen Mann zu Pferde 120, für einen Wagen mit 2 Pferden und einem Jüngling 240 Dr., für eine Frau mit einem Kinde 80 Dr.). Die Figuren sind 0,6 M. hoch, vorn sehr fein ausgeführt, hinten flach gelassen. Die Niedrigkeit der angegebenen Summen macht unzweifelhaft, daß damit nur die Arbeit, nicht auch das Material bezahlt wurde.

Von Diogenes wird die Aeußerung berichtet (Diog. La. VI 2, 35), daß die kostbarsten Dinge für die geringsten Preise verkauft würden und umgekehrt: eine Statue für 3000 Drachmen (786 Thlr.), eine Metze

*) Gegenwärtig kostet Paschkoffkupfer 1 Ctnr. 42—48 Thlr., schwedisches Kupfer 1 Ctnr. 27 Thlr., Bancazinn 1 Ctnr. 40—52 Thlr.

Mehl für zwei Kupferpfennige (4 Pf. pr.). Selbstverständlich ist hier eine Ehrenstatue gemeint, und des Gegensatzes halber der Preis wol eher über als unter dem durchschnittlichen angegeben. Wenn also die Bewohner der Euböischen Stadt Oreus dem Demosthenes ein broncenes Bildniß (*χαλκῆν εἰκόνα*, ohne Zweifel eine Statue) zu errichten versprachen, falls er ihnen ihre Schuld von einem Talent (1572 Thlr.) erlassen wolle (Aeschin. in Ctesiphont. p. 495 sq. Köhler, Ges. Schr. VI 346): so würden sie die Hälfte der zu entrichtenden Summe erspart haben.

Wenn nun Dio von Prusa in seiner Rhodischen Rede, wo ausschließlich von broncenen Ehrenstatuen die Rede ist (vgl. oben S. 222), sagt, man könne für 1000 oder selbst 500 Drachmen (262—131 Thlr.) Statuen errichten (Dio or. XXXI p. 597 R.): so sind hier allerdings offenbar möglichst niedrige, aber doch schwerlich unmögliche Preise angegeben. In der That entfernt sich der niedrigste Preis, den wir aus den Inschriften römischer Statuen der Kaiserzeit kennen (3000 Sest. = 217 ½ Thlr.), nicht weit von der Mitte zwischen den beiden von Dio genannten Summen. Die große Differenz zwischen diesem und dem von Diogenes angegebenen Preise erklärt sich ohne Zweifel nicht aus einer Steigerung des Geldwerths, sondern hauptsächlich aus der fabrikartigen Herstellung und schablonenmäßigen Ausführung der gewöhnlichen Dekorations- und Ehrenstatuen in der Kaiserzeit. Auch Ansätze auf einer Rechnung über die für Schauspiele aufgewandten Kosten zu Aphrodisias (CIG II 2758) stimmen mit den sonstigen Preisangaben aus der Kaiserzeit. Dort steht zweimal *ἀνδριάντος—δην. α*, einmal *ἀγαλματοποιοῖς—δην.[α,]φ*. (1000 Denar = 4000 Sest.; 1500 = 6000).

Ich lasse nun die mir bekannten römischen Inschriften auf Postamenten von Ehrenstatuen folgen. Die (nur von Renier in den Inscr. de l'Algérie angegebene) Höhe des Postaments läßt vielleicht eine Muthmaßung auf die Höhe der Statue zu.

Die einzigen Preise unter 3000 S. sind die von zwei Genien, unter denen man sich also wol kleine Figuren zu denken haben wird. CIL II 1163 (Hispalis, basis marmorea parva): Genium Baetis, sig[num aere]um L. Julius . . . . . de salario suo annuo ex denariis LXII cum base d. d. d. Ib. 2006 (Nescania, Baetica): Genio municipi Nescaniensis L. Postumius Stico Nescaniensis signum cairae (aereum?) pecunia sua ex HS ∞ n. fieri et Nescaniae in foro poni jussit; quot donum ut

consummari posset, M. Comelius Niger. Nesc(aniensis) h(eres) ejus adjectis de suo ad impensas operis HS C. n. (CC. n. ?) dedicavit. Die niedrigen Preise von 1200 S. (87 Thlr.) und vollends 248 S. (17 Thlr.) wurden vielleicht auch durch fabrikmäßige Herstellung in den Werkstätten von geniarii möglich.

Ungewiß ist der Preis in der Inschrift zu Arunda (Baetica) CIL II 1359: L. Junio L. f. Quir. Juniano II vir. II, qui testamento suo caverat, sepulcrum sibi fieri ad X ∞ CC. Et voluntati patroni cum obtemperaturus esset L. Julius Auctinus lib. et heres ejus, petitus ab ordine Arund., ut potius statuas tam Juniani quam (filii) ejus Galli in foro poneret, quam(qua)m sumptu majore adgravari (se sensit, h)onestum et necessarium (duxit, vo)luntati ordinis obsecun(dando pare)re. Da die beiden Statuen mehr kosteten als 1200 Denar = 4800 S., so kann jede 3000 oder darüber gekostet haben.

Bei den folgenden Preisangaben setze ich diejenigen Inschriften, wo das Monument nicht ausdrücklich als Statue bezeichnet ist, in Parenthese.

3000—4000 S. (217 ½—290 Thlr.)

Renier Inscr. de l'Alg. (Diana): - - duumvir sign. quod II mil. n. promiser., adjectis HS I n. sua pecunia fecit etc. Basisfragment 0,47 m. hoch, unten 0,55 m. breit.

[Renier 62 (Lambaese): genio leg. III p. v. pro salute impp. (Severi et Caracallae) NN signifer ex HS III mil. n. de s. posuit. Halbcylindrische Basis 1,25 m. hoch; 0,48 m. Durchmesser.]

[CIL II 1934 (Lacippo? [Alechipe] Baetica): Fortunae Aug. sacrum. C. Marcius December ob honorem seviratus sui ex X DCCL, remissis sibi ab ordine X D, de sua pecunia d. d. Die erlassene Summe war das gesetzliche Antrittsgeld, 750 Denar sind 3000 S.]

CIL II 2150. (Jetzt Bujalause, Baetica): C. Pomponio Quir. Marcello II vir. - - heredes statuam, quam is testamento ex HS III CC sibi poni jussit, adjectis HS II (posuerunt).

[Mommsen Inscr. Helv. 144 = Orelli 350 sq. (Eburodunum) Fragment: . . ex HS n. IIII . . Julius heres . . (p)onend. cura(vit et) dedic. adjectis HS n. CC ad . .]

Renier 2529 = Henzen 6592 (Cuicul): Imp. Caes. M. Aurelio Antonino Aug. (p. C. 169) - - NN. equo (p. ab i)mp. exornatus fl. pp. — omnibusque honoribus in quinque coloniis functus statuam quam

ex HS III n. liberalitate sua promisit, ampliata pecunia in basilica Julia quam a solo pecunia sua exstruxit, posuit idemque dedicavit. Basis 1,20 m. hoch, 0,80 m. breit.

Renier 2530 (ibid.): Divo Vero fratri Caes. M. Aureli Anto(nini) u. s. w. wie oben. Basis 1,40 m. hoch, 0,80 m. breit.

4000—5000 S. (290—360½ Thlr.)

[Mommsen IRN 5166 = Orelli 842 (Limosani inter Tereventum [Trivento] et Campobassum in ponte Biferni): — T. Aelio Hadriano Antonino Aug. Pio — NN. ob honor. quinquen. de HS IIII m. n. ex d. d. cujus dedicat. epulum dedit etc. (p. Chr. 140).]

[Renier 1719 (Diana): Victoriae Augustorum sac. — ex testamento NN. fl. p. p. ex HS IIII m. n. Altar 0,88 m. hoch, 0,61 m. breit.]

Guérin Voyage dans la régence de Tunis II p. 145 n. 371 (Agbia) l. 7: — statuam genii curiae ex HS IIII m. n. in curia posuit.

CIL II 1936 (Lacippo? Baetica): C. Marcio Cephaloni res p. ex X ∞, quos caverat ob honorem flamoni, perceptis ab heredib. ponendam decrevit etc.

Ibid. 1425 cf. Add. p. 701. (Sabora, Baetica): Victoriam Aug. NN. testamento fieri ponique jussit ex HS IIII. Huic dono NN her(es) XX non deduxit et? alia? HS. VI de? suo? dedit?

Renier 1428 (Verecunda): J. O. M. conservatori imp. Caes. (Caracallae p. Chr. 212) — NN. fl. pp. ob honore(m) flamoni perpetui — quod ex HS IIII n. promiserat, ampliata summa faciendam dedicandamque curavit. Basis 1,35 m. hoch, 0,60 m. breit.

Id. 1429 (Ibidem): Junoni Concordiae Augustae etc. — quod NN. — ex HS. IIII (m. n.) promiserat — ejus frater et — filius ejus ampliata summa faciend. dedicandamque curaverunt. Aehnliche Basis.

Id. 1727 (Diana): (V)ictoriae Parthic. (I)imp. Caesarum (Severi et Caracallae) — NN. aed. duumvir (?) ob honorem duumviratus quam ex (I)III mil. n. pollicitus (er)at, ampliata pecunia — dedit idemque dedicavit (p. C. 198). Basis 1 m. hoch, 0,65 m. breit.

5000—6000 S. (362½—435 Thlr.)

Renier 1529 (Thamugas): (S)oli Aug. sacr. NN. Augus(ta)lis conlato (in) se a sanctissi(m)o ordine ho(no)re ornamen(tor)um decurio(nat)us statuam, (qua)m ex HS IIII pro(misi)t, ex HS V posu(it) (id)emque d. d. d. Altar 1,20 m. hoch, 0,60 m. breit.

Renier 1744 (Diana): Mercurio Aug. sacrum — NN. q. aedil. II viru(?) statuam quam ob honorem ex HS V mil. pollicitus est, posuit, inlatis reip. legitimis honorum summis et at fori stratura(m) cub. X idemque dedicavit. Altar 1,17 m. hoch, 0,75 m. breit.

Renier 73 (Lambaese): M. Aurelio An(toni)no (i. e. Caracallae) NN. — ob honorem flamoni perpetui in se conlati pollicitus ex HS V n. ampliata pecunia posuit et d. d., praeter(ea?) HS XII n. honoraria summa et eo amplius HS VIII n. r. p. inlatis etc. Basis 1,10 m. hoch, 0,70 m. breit.

Guérin II 145 n. 371 Agbia l. 15. — statuam Fortunae (l. 16) cum ex HS V m. promisisset, ampliata d. s. p. l. d. (?)

[Mommsen Inscr. Helv. 154 = Orelli 369 (Aventicum): Deae Avent. NN. cur. colon. idemque all. cui incolae Aventicens. prim. omnium ob ejus erga se merita tabulam arg. p(ondo?) L posuere, donum d. s. p. ex HS $\overline{V}$CC. L. d. d. d.]

Id. ib. 138 = Orelli 348 (Eburodunum): Mercurio Aug. NN. nomine suo et fratrum suorum ex HS n̄. $\overline{IIII}$ p. t. i. NN heres ponend. curavit et eo amplius de suo adjecit HS. n. ∞ CCCC. A d e x t r a i n t u e n t i s: Dona venibunt ad ornamenta ejus et ex stipibus ponentur.

Renier 2758 (Kalama): Quod NN — codicillis suis statuam (Nep)tuni in foro ex HS. V n. poni jussisse(t), id heredes — ex HS VDCXL posuerunt idemque d. Basis 11,0 m. hoch, 0,55 m. breit.

6000—7000 S. (435—507 1/2 Thlr.)

Henzen 5314 (Rep. in agro Tunetano): (J)uliae Domnae - - Silicius Victor et C. Tadius Fortunatus ob honorem flam. sui perpetui statuam cum base ex HS binis milib. n. legitimis, adjectis tertis ex decreto paganor. pagi Mercurialis etc. Wie es scheint, gab hier jeder 3000 S., so daß die Statue 6000 kostete.

[CIL II 1424 (Sabora, Baetica): Jovi Optimo Max. Vibius Lucanus Uro Testamento poni jussit ex HS $\overline{VI}$.]

CIL II 1637 (Iliturgicola oder Ipolcobulcola, Baetica): . . is? Fortuna ex testamento L. Flavi Proculi relicta, per curatorem operis L. Juni . . . . facta ex HS $\overline{VI}$ secundum sententiam NN . . . . . a(rb)i(t)ri (operis et) — (a)rbitrum doni totius. Huic dono XX ab herede [deducta non est]. Ich glaube nach der Analogie der übrigen Inschriften, daß hier von einer Statue der Fortuna für 6000 S. (die einen Theil des donum bildete) die Rede, die Ergänzung basis Fortunae also unzuläßig ist.

[Renier 1735 (Diana): Jovi (Vic)tori — NN — ob hon. duumvir. sui praet. leg. ex HS VI mil. n. ded. dedic. Altar 0,82 m. hoch, 0,45 m. breit.]

Id. 1870 = Henzen 7162 (Cirta): Genio populi — NN. Divi M. Antonini statuam quam ob honorem triumviratus promisit, ex HS VI mil. n. sua pecunia posuit etc. Basis ohne Angabe der Maße.

Id. 2753 (Kalama): Minervae Aug. — NN. ob honorem pontificatus ex HS VI c(entum?) m(inus?) n. faciendam dedicandamque curavit. Ebenso.

[Id. 2754 = Henzen 7060 (Kalama): Herculi Aug. sacrum NN. IIII vir, anplius ad honorariam sum. cum HS III promisisset, ex HS VI m. p. s. p. idemque dedic. Altar 1,35 m. hoch, 0,73 m. breit.

Id. 3268 (Sitifis): Imp. Caes. (Antonino Pio) — NN. aed. ex HS VI n. quae in ornamentum civitatis ex liberalitate sua ob honorem aed. praeter legitimam summam promiserat, d. d. q. Basis 1,03 m. hoch, 0,60 m. breit.

Id. 2549 (Cuicul): Victori(ae) Aug. sac. NN. — (statuam q)ua(m ob) honorem auguratus sui (ex) HS VI (m. n.) s(u)per (legit)im(am) promiserat, ampliata pecunia cum (basi) posuit idemque dd. Altar dessen Maße fehlen.

7000—8000 S. (507½—580 Thlr.)

[CIL II 3390 (Acci, Tarraconensis): Ob honore(m) seviratu(s) ex HS $\overline{\text{VII}}$ de.]

Renier 4259 (Theveste): Mercur. Aug. sacr. NN. ob honorem aed. statuam Mercuri cum suis ornamentis, quam ex HS V promiserat, SNIO IMO (? suo impendio R.) dedicavit, inlatis reip. II HS legitimis, et amplius in pretium statuae impendit HS. II. Basis 1 m. hoch, 1,24 m. breit.

Renier 2757 = Henzen 5665 et 7050 (Kalama): Neptuno Aug. NN. aedil. IIvir statuam ob honorem IIvir. promissam, HS V n. amplius adjectis (ad legiti)mam s(um)mam, VIICCCXXXX posuit et dedicavit. Basis 1,20 m. hoch, 0,55 m. breit.

8000 S. (580 Thlr.)

CIL II 2060 (Vallis Siagilis, Baetica): Postumia M. f. Aciliana Baxo poni statuam sibi testamento jussit ex HS VIII m. n.; item ornamenta etc. Vgl. Hübner Hermes I 355.

Guérin II p. 375 n. 531 = Maffei Mus. Veron. 456,5 (Giuf, jetzt Mescherka) l. 6: hanc statuam secu-(7)tus patris exemplum HS VIII milibus n. sua—.

Renier 1430 (Verecunda): Victoriae Germanicae Aug. imp. (Caracallae) NN. ob honorem flamoni p. p. inla(ta) legitima HS II n. et condecurionibus sportulas duplas (sic) et curiis sing. HS CXX n., statuam quam ex HS VIII promiserat, faciend. dedicandamq. curavit. Sehr schöne Basis 1,25 m. hoch, 0,50 m. breit.

10,000 S. (725 Thlr.)

[Renier 1726 (Diana): Imp. Caes. (Severo) NN. — ob honorem flam. (per)petui praeter leg. HS X mil. n. quae reip. intulit, ex HS X ampliata pecunia dedit idemque de. Basis 1,10 m. hoch, 0,50 m. breit.]

Id. 1729 (Diana): Divo Commodo fratri imp. (Severi) — NN. fl. p. p. pollicitus ex HS IIII mil. n., inlatis reip. summis honorariis et (?) fl. pp., ex HS X mil. n. ampliata pecunia dedit idemque dedicavit. Basis 1,25 m. hoch, 0,50 m. breit.

16,000 S. (1160 Thlr.)

Renier 1506 (Thamugas): Fortunae reduci Aug. — NN. statuam quam ob honorem aed. suae praeter legitimam pollicitus est, ex HS XVI n. posuit ludis editis et dedicavit. Basis 1,27 m. hoch, 0,60 m. breit.

2. Musik.

Die römische Musik früh durch die griechische verdrängt.

Zwar haben auch die Römer, wie jedes höher organisirte Volk, seit den ältesten Zeiten Musik und Gesang gehabt; aber die bescheidenen Instrumente, die ohne Zweifel einfachen Weisen verstummten in den Tempeln wie auf den Bühnen vor den reichern und kunstvollen Klängen griechischer Musik. Gegenüber der aus der Fremde eingeführten, hochentwickelten Kunst konnte die einheimische sich nicht behaupten, und es war vergeblich, daß die stockrömische allem Ausländischen feindlich gesinnte Partei noch im Jahr 115 v. Chr. ein Verbot aller musikalischen Instrumente, mit Ausnahme der italischen kurzen Flöte mit wenig Löchern durchsetzte.[1] Eine römische Musik, insofern damit eine Kunst im höhern Sinne des Worts gemeint ist, hat es nie gegeben, sondern nur eine auf römischen Boden verpflanzte griechische.

Die antike Musik eng mit der Poesie verbunden und bei den meisten Gattungen der Poesie obligat.

Die Kunst, die die Römer von den Griechen überkamen, war von der modernen Musik wesentlich verschieden, und hatte keineswegs ihre Bedeutung, schon wegen ihrer viel geringern Selbständigkeit, ihrer entschiedenen Unterordnung unter die Dichtkunst, mit der ihr Zusammenhang ungleich inniger und umfassender war als gegenwärtig. Der musikalische Vortrag war für die meisten Gattungen

1) Cassiodor. Chron. a. u. 639: His coss. L. Metellus et Cn. Domitius censores artem ludicram ex urbe removerunt praeter Latinum tibicinem cum cantore et ludum talanum (? Mommsen R. G. II 408 f. talarium Hertz, N. Jahrbb. f. Philol. Bd. 93, 582 Atellanum).

der Poesie ein nothwendiger und unentbehrlicher Bestandtheil der Kunstform, auch für solche, die nach heutigen Begriffen von der musikalischen Komposition ganz ausgeschlossen sind.[1] Es ist bekannt, daß die antike Tragödie und Komödie weit mehr Aehnlichkeit mit Oper und Singspiel hatte als mit unserm recitierenden Schauspiel. Das römische Drama enthielt außer den gesprochnen Theilen Gesangsscenen, Arien (cantica) und Recitative mit Musikbegleitung (deverbia).[2] Die ganze lyrische Poesie war für musikalischen Vortrag in Begleitung von Saiteninstrumenten bestimmt: es waren eben „Gesänge zur Lyra,“[3] und zwar scheinen sie vorzugsweise als Chorlieder gedacht, wenn möglich auch von Chören ausgeführt worden zu sein.[4] Dies gilt nicht bloß von den Oden der griechischen Lyriker, wie Anacreon, Sappho, Alcäus, die in der Kaiserzeit allem Anschein nach häufig gesungen wurden,[5] sondern auch von denen des Horaz, er selbst nennt sie „Worte, die sich den Saiten gesellen sollen;“[6] und da ihre Bestimmung für Gesang mit Instrumentalbegleitung unzweifelhaft ist, dürfen wir auch ohne ausdrückliche Zeugnisse annehmen, daß sie gesungen wurden.[7] Und wenn dies auch mit Hendekasyllaben, wie denen des j. Plinius, unter Begleitung der Lyra und Cither geschah,[8] so wird man von den Hendekasyllaben des Catull dasselbe glauben dürfen.[9] Gellius beschreibt ein Gastmahl, das ein

---

1) Westphal, Harmonik und Melopöie der Griechen S. 8 ff.

2) Dziatzko Die deverbia der lateinischen Komödie N. Rh. Mus. 1871 S. 97 ff. Septenarii ad tibiam Cic. Tusc. I 44, 107. Vgl. Eduard a Brunér Quaestiones Terentianae (Helsingfors 1868) p. 22 sq., wo bereits zu den diverbia auch Monologe gerechnet sind. Vgl. über die Composition und Flötenbegleitung der diverbia p. 34 sqq. Dort werden auch p. 29 sqq. Ouverturen als wahrscheinlich angenommen.

3) Quintilian. I 10, 29.

4) Plin. epp. VII 17: lyrica — chorum et lyram poscunt. Vgl. Gell. XIX 9.

5) O. Jahn, Wie wurden die Oden des Horatius vorgetragen? Hermes II S. 427, 3. Doch bei Plutarch. Qu. conv. VII 8, 2 p. 711 D. scheint statt *Σαπφοῦς ἀναδεχομένης* das richtige *ἀναλεγομένης* zu sein.

6) Horat. C. IV 9, 3. Jahn S. 429. 7) Ders. S. 433.

8) Plin. epp. VII 4, 9. IV 19, 4.

9) Es kann also cantare Catullum Horat. S. I 10, 18 auch buchstäblich verstanden werden.

reicher junger aus Kleinasien gebürtiger Musikfreund auf dem Lande bei Rom gab. Er besaß vortreffliche Chöre von Knaben und Mädchen, die nach der Tafel „in lieblicher Weise" viele Gedichte von Anacreon und Sappho und anmuthige Liebeselegien neuerer Dichter sangen und auf der Cither begleiteten.[1] Wenn also auch elegische Distichen wirklich gesungen wurden, so ist der bei demselben Gastmahl stattfindende Vortrag von Distichen der alten römischen Dichter Valerius Aedituus, Porcius Licinus und Q. Catulus durch den Rhetor Julianus ebenfalls als wirklicher Gesang zu denken: nur daß eben der antike wesentlich recitativische Gesang sich der Deklamation mehr oder weniger näherte, daher auch die Ausdrücke „singen" und „sagen" abwechselnd von demselben Vortrage gebraucht werden konnten.[2] Die ausdrückliche Nachricht, daß Vergils Idyllen auf dem Theater von Sängern vorgetragen wurden,[3] kann nach all diesem nicht anders als buchstäblich verstanden werden. Solche Vorträge wurden oft von rhythmischen Gesten begleitet,[4] so daß die Darstellung eine halb musikalische, halb balletartige war. Ovid wurde im Exil durch die Nachricht erfreut, daß seine Gedichte oft auf dem Theater mit Beifall „getanzt" würden.[5] Obwohl wir über diese Darstellungsweise nichts Bestimmtes wissen, ist es doch nach der Analogie der Pantomimen sehr denkbar, daß der Text z. B. der Heroiden etwa von einem Chor gesungen wurde, während ein Tänzer den Inhalt pantomimisch ausführte. Und auch wenn vom „Gesange" der Epen Vergils und Homers die Rede ist,[6] wird man an wirklichen Gesang zu denken haben, der sich freilich der Recitation hier noch mehr genähert haben mag, als bei den übrigen Gattungen.

Noch im Mittelalter war übrigens die Poesie mit der Musik aufs engste verknüpft. „Erst allmälig trat eine Scheidung zwischen Singen und Sagen, zwischen dem musikalischen und dem blos recitierenden

---

1) Gell. XIX 3—5. 8 (cantilena).

2) Id. ib. 10: voce admodum quam suavi — cecinit — 13: dixit. Vgl. Jahn 419 ff.

3) Donat. vita Vergili p. 60 R.

4) Odaria saltare: Petron. Sat. c. 53. Jahn 421.

5) Ovid. Trist. II 519. V 7, 25. Jahn a. a. O.

6) Juv. XI 180 und sonst. Jahn a. a. O.

Vortrage der Gedichte ein. Gesang und Instrumentalmusik waren gewöhnlich verbunden, und der Dichter der höfischen Zeit hatte nicht bloß die Worte sondern auch die Weise zu erfinden, die er auf der Harfe, der Fidel oder der Rotte (ein zwischen beiden in der Mitte stehendes Saiteninstrument) begleitete."[1]

In der Vokalmusik die Melodie dem Text untergeordnet.

Die Ausdehnung des musikalischen Vortrags auf fast alle Formen der Poesie im Alterthum setzt ein Verhältniß zwischen Musik und Text voraus, das von dem gegenwärtig bestehenden ganz verschieden war. Während in der heutigen Gesangskomposition die Musik durchaus den Vorrang vor dem Text behauptet, war es in der antiken gerade umgekehrt. Gegenüber dem poetischen Text hatte die Melodie nur eine sekundäre Bedeutung, wie Rhythmus und Versmaß, wie diese war sie nur ein formelles Element der Komposition: wobei allerdings zu bedenken ist, daß die Form in der alten Kunst einen ganz andern Werth hatte als in der modernen. Also auch in der Vokalmusik, die allein im Alterthum eine reiche und kräftige Entwicklung gehabt hat, hatte die Melodie kein selbständiges Leben, ihr Werth lag in der Treue, mit der sie dem Text angepaßt war, in der Wahrheit und Angemessenheit der Deklamation, sie muß eben wie gesagt wesentlich recitativisch gewesen sein.[2] Hatte sie auch ohne Zweifel die Aufgabe, in den Gemüthern der Zuhörer die Stimmung zu erregen, die für das volle Verständniß des Textes erfordert wurde, so durfte sie sich doch nie in der Art geltend machen, daß sie den Sinn der Zuhörer von dem poetischen Inhalt abzog. Allerdings hatte seit dem Ende des fünften Jahrhunderts die Musik sich von dieser Unterordnung zu emancipiren begonnen, doch sicherlich hat diese Entwicklung, in der die bewährtesten Kunstkenner Griechenlands einen Verfall erkannten, niemals auch nur annähernd zu der Selbständigkeit geführt, die die Musik gegenwärtig in der Komposition dichterischer Texte behauptet.[3]

Das griechische Tonsystem hatte einen sehr viel geringern Um-

1) Weinhold, die deutschen Frauen S. 103.

2) Westphal a. a. O. S. 13. Ambros, Gesch. der Musik I 446. Vgl. die S. 451 A. 1 gegebene Transscription des Hymnus des Dionysios an Helios nach Bellermanns Rhythmisirung.

3) Westphal S. 17 f. Ambros I 298 ff.

sang als das unsre, dessen höchste und tiefste Tonlagen ihm fehlten.[1] Für die Singstimme ward als Aeußerstes der Umfang zweier Octaven angenommen, doch bewegte sie sich am liebsten und besten innerhalb einer einzigen.[2] Außer dem Gesang der Einzelstimmen kannte das Alterthum nur den Chorgesang. Aber dieser war von jenem nur dadurch verschieden, daß der Vortrag der Melodie durch eine größere Stimmenzahl verstärkt wurde; denn er war unison und Mehrstimmigkeit des Gesanges dem Alterthum überhaupt unbekannt; (wie es die Harmonie den Griechen[3] und Orientalen noch heute ist); erst das christliche Mittelalter ist dazu gelangt. Es gab im antiken Chor nur eine Verschiedenheit nach Octaven, wenn Männer und Knaben oder Männer und Frauen zusammen sangen.[4] Der Chor wurde von einem in der Mitte stehenden Dirigenten geleitet, der gewiß immer zugleich Vorsänger war und dem es natürlich hauptsächlich oblag die Singenden im Tact und Einklang zu erhalten.[5] Während aber über den Mangel dessen, was wir Harmonie nennen, im Gesange kein Zweifel sein kann, muß es hier dahingestellt bleiben, ob das Alterthum dieselbe in der Instrumentalbegleitung kannte und anwendete.[6]

Keine Harmonie in der Vokalmusik.

Instrumentalmusik.

In der Instrumentalmusik lag der Schwerpunkt nicht im Zusammenspiel mehrerer Instrumente, sondern im Solospiel, also in der Wirkung des einzelnen Instruments, der Virtuosität des einzelnen Künstlers: schon dies beweist hinlänglich, daß die ganze Gattung nur

---

1) Nach Westphal S. 162 (vgl. 271) reichte es vom großen F bis zum zweigestrichnen $\overline{\overline{g}}$, wobei aber die Stimmungshöhe gegen die jetzige um eine Quarte tiefer stand.

2) Ambros S. 351.

3) K. Mendelsohn-Bartholdy, Gesch. Griechenlands I 44. Auch die altägyptische Musik hat schwerlich die Harmonie gekannt. Ambros I 156 f.

4) Westphal S. 19 f. Ambros S. 452 ff.

5) Plin. epp. II 14, 17 (mesochorus) CIG III 6231: *ἀρχέχορος*. C. Dio. LVI 35: *ἐμοῦ—τὰ κεφάλαια ἀποσημαίνοντος καὶ ὑμῶν τὰ λοιπὰ συνεπηχούντων*. Dio Chr. or. LVI 565, 19 M. *κορυφαίους—τοὺς σημαίνοντας τοῖς ᾄδουσι καὶ μέλον ἐνδιδόντας*. Colum. R. R. XII 2: ubi chorus canentium non ad certos modos neque numeris praecuntis magistri consensit etc. Apulej. de mundo p. 749: quod est in triremi gubernator, in curru rector, praecentor in choris etc.

6) Westphal bejaht diese Frage, S. 110 ff.

kümmerlich entwickelt war.[1] Ebenso macht die Einfachheit oder vielmehr Dürftigkeit der instrumentalen Mittel es vollkommen begreiflich, wie sehr diese Musik dem Gesange untergeordnet war und bleiben mußte. Denn sie war im wesentlichen auf zwei Instrumente beschränkt, die Cither und die Flöte, alle übrigen standen außerhalb der eigentlichen Kunst, wie Hörner und Tuba, die besonders zur Schlachtmusik, Cymbeln, Pauken und andre Lärminstrumente, die besonders zu bacchischen Festlichkeiten verwendet wurden. Der Wasserorgel, einem spät erfundnen Luxusinstrument, scheint in der römischen Kaiserzeit ein Platz unter den künstlerischen Instrumenten eingeräumt worden zu sein, wie sie denn auch zur Preisbewerbung in musikalischen Wettkämpfen zugelassen wurde. Daß ihre Ausdrucksfähigkeit als nicht unbedeutend galt, bezeugt Quintilian, der ihren Tönen die Macht zuspricht, das Gemüth des Hörers anders und anders zu stimmen, aufzuregen und zu beruhigen.[2]

Die Flöte. Unter den Flöten war die Doppelflöte „nicht das ausgebildetere, sondern das alterthümlichere, rohere Instrument, der Uebergang von der vielröhrigen Syrinx zur einfachen Flöte."[3] Diese (das eigentliche Instrument der Künstler und Virtuosen) war bekanntlich keine Quer- sondern eine Langflöte und scheint am meisten der Clarinette und Oboe entsprochen zu haben;[4] von unsern Flöten war sie wesentlich verschieden. Ihr Ton war nicht sanft und milde, zum Ausdruck der Trauer und Zärtlichkeit geschaffen, sondern wird als keck und leidenschaftlich, wild und aufregend geschildert: doch darf man bei diesen Schilderungen nicht vergessen, daß sie mit Rücksicht auf den farblosen Klang der antiken Saiteninstrumente gemacht sind.[5] Diese, die Lyren und Cithern, (nahverwandte daher auch identificierte For-

Die Saiteninstrumente.

1) Vgl. Ambros I 461—494.

2) Vgl. Th. II² 466. Quintilian. IX 4, 11. I 10, 25.

3) Ambros I 487 (vgl. 484). In der sorgfältigen Untersuchung von Eduard a Brunér Quaestiones Terentianae Helsingfors 1868 wird p. 6 sqq. die Ansicht Böckhs festgehalten und unterstützt, daß tibiae dextrae Diskant-, sinistrae Baßflöten waren; zu der letztern Gattung, doch von den sinistrae verschieden, gehörten auch die Sarranae p. 18 vgl. 41.

4) Westphal S. 21. Fortlage (Rhythmica St. R. E. VI 608). Ambros 476.

5) Westphal und Ambros a. a. O.

men derselben Gattung) waren harfenartige Instrumente ohne Griffbrett mit Darmsaiten oder Thiersehnen (Metallsaiten waren dem Alterthum unbekannt), deren Zahl sehr allmälig auf zwölf, dann auf achtzehn stieg. Daneben fand eine Menge von asiatischen Saiteninstrumenten in Griechenland Eingang, die alle mehr oder minder dem assyrisch-hebräischen Psalter ähnlich gewesen zu sein scheinen. Diese hatten eine große Saitenzahl, doch waren mehrere Saiten im Einklang oder in Octaven gestimmt, wie die Magadis mit 20 Saiten 10 Töne hören ließ, das Epigonion mit 40 Saiten wieder eine Verdopplung der Magadis war. Keins dieser Instrumente erlangte die Bedeutung der Lyren; diese, die in jeder Größe vorkamen, „waren in der griechischen Musik, was die Geigeninstrumente in der unsern sind, die auch in allen Größenabstufungen die Töne von den tiefsten Tiefen des Basses an bis zur höchsten Höhe des Diskantes beherrschen." Gespielt wurden die Lyren theils mit den Händen, theils mit einem kleinen Schlaginstrument (plectrum); die Kunst, Saiten mit dem Bogen zu streichen (eine Erfindung der Araber), ist dem Alterthum völlig unbekannt gewesen.[1] Lyra und Cither nun, deren Tonwirkung und Ausdrucksfähigkeit wir uns nur als eine nach jetzigen Begriffen höchst geringe vorstellen können, nahm in der griechischen Instrumentalmusik unbestritten den ersten Rang ein. Auch deshalb hatte die Cither ein höheres Ansehn als die Flöte, weil sie schwerer zu spielen war. Ihr wandten sich die Virtuosen hauptsächlich zu,[2] die Technik war trotz der beschränkten Kunstmittel (wie auch beim Gesange) eine schwierige, um so mehr Bewunderung fand eine vollendete Ausführung. Ausgezeichneten Citherspielern wurde nachgerühmt, daß sie die Saiten mit beredtem Finger durchliefen und sie gleichsam wie mit menschlicher Stimme ertönen ließen.[3] Cither und Flöte wurden auch verbunden, sowohl zu selbständigem Zusammenspiel als zur Begleitung des Gesanges.[4] Bei den Römern begleitete die Flöte

Die Cither.

Zusammenspiel von Instrumenten.

1) Ambros I 461—476.

2) Westphal S. 21. Cic. pro Murena 13 f. (Quintilian. VIII 3, 79): ut ajunt in Graecis artificibus eos auloedos esse, qui citharoedi fieri non potuerint.

3) Meyer, Anthol. lat. 955. 957.

4) Westphal S. 115: Die polyphone Begleitung des Gesanges konnte entweder

allein mehr den dramatischen, die Cither den nichtdramatischen Gesang, namentlich lyrische Chöre.[1] Ueberhaupt war anerkannt, daß dieselbe Gattung des Gesanges nicht für Cither und Flöte passe.[2] Auch die Verbindung von Instrumenten derselben Gattung zu selbständigem Spiel kannte bereits die ältere griechische Musik; es gab u. a. eine Hochzeitsmusik für zwei Flöten, eine größere und eine kleinere, die durch ihr Zusammenspiel die Harmonie der Ehe und zugleich den Vorrang des Mannes ausdrücken sollten.[3]

Dürftigkeit der Instrumentalmusik.

Wie groß der Abstand aber auch vom Zusammenspiel der Flöte und Cither von unserm Orchester, von antiker Instrumentalmusik zur modernen Symphonie ist, braucht nicht erst gesagt zu werden. Zunächst tritt auch hier jene Eigenthümlichkeit der antiken Kunst hervor, die durch ihren strengen Idealismus bedingt ist, und durch welche sie sich nicht am wenigsten von der modernen unterscheidet: die ungemeine Sparsamkeit in den Mitteln, mit denen sie ihre Wirkungen erstrebt. Aber auch in ihren Zwecken sind moderne und antike Instrumentalmusik grundverschieden. Bestimmte Stimmungen und Empfindungen ausdrücken und hervorrufen, das allerdings wollte und vermochte auch jene; und auch zu einer gewissen Mannigfaltigkeit des Ausdrucks befähigten sie (namentlich in der spätern Zeit) ihre Mittel. Aristides Quintilianus theilt die Instrumente in männliche und weibliche. Unter den Blasinstrumenten gehört zu den erstern die Trompete (Tuba), zu den letztern die Phrygische Flöte, zwischen beiden stehen die (tiefere) Pythische, die mehr männliches, und die (höhere)

---

durch mehrere Blasinstrumente — oder durch mehrere Saiteninstrumente, oder endlich durch einen Verein von Blas- und Saiteninstrumenten ausgeführt werden. So schon Pindar Ol. 3, 6: *φόρμιγγά τε ποικιλόγαρυν καὶ βοὰν αὐλῶν ἐπέων τε θέσιν συμμῖξαι πρεπόντως.* Fortlage a. a. O. S. 607. — Eine wechselnde Begleitung von Blas- und Saiteninstrumenten nimmt Jahn a. a. O. 430 f. zu Horat. Epod. 9 an (v. 5: sonante mixtum tibiis carmen lyra, Hac Dorium, illis barbarum).

1) Plin. epp. VII 17. Gell. XIX 9.

2) Aristid. Quintilian. l. II ed. Meibom. p. 91: *οὐ γὰρ ταὐτὸν ᾠδῆς εἶδος ἔν τε κιθάρᾳ καὶ ἐν αὐλῷ πρέπον.*

3) Pollux IV 80. Id. ib. 83: *Ἀθήνησι δὲ καὶ συναυλία τις ἐκαλεῖτο συμφωνία τις αὐτὴ τῶν ἐν Παναθηναίοις συναυλούντων. οἱ δὲ τὴν συναυλίαν εἶδος προσαυλήσεως ὡς τὴν αὐλῳδίαν.*

Chorflöte, die mehr Weibliches hat. Unter den Saiteninstrumenten ist die Lyra männlich, die Sambuka (mit kurzen Saiten und hohen Diskanttönen) weiblich, das Polyphthongon nähert sich der letztern, die Cither der erstern. Zwischen diesen die Hauptcharaktere repräsentierenden Instrumenten stehen dann wieder noch andre.[1] Im allgemeinen galt als Wirkung der Saiteninstrumente eine Erhebung des Geistes in eine Sphäre friedlicher Ruhe und ungetrübter Klarheit, als Wirkung der Blasinstrumente eine Steigerung der Affekte. Der Flötenspieler Canus (der in der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts als unerreicht galt und von dem die Aeußerung berichtet wird: wenn seine Zuhörer wüßten, wie viel mehr Genuß sein Spiel ihm selbst als ihnen bereite, würden sie ihn dafür nicht bezahlen, sondern sich bezahlen lassen)[2] rühmt bei Philostrat von seinem Instrument (der pythischen Flöte), daß sie vermöge die Trauer zu lindern, die Freude zu steigern, den Liebenden noch mehr zu entflammen, den Andächtigen zu erheben.[3] Aber niemals hat die antike Musik sich die Aufgaben auch nur gestellt, die die moderne Symphonie mit ihren freilich unendlich reichern Mitteln löst: sie, die den Hörer auf alle Höhen, in alle Tiefen des Gemüthslebens trägt, durch den Ausdruck des Unaussprechlichen erschüttert und rührt, die finstern Geister und die Lichtgestalten beschwört, die um die Herrschaft der Menschenseele ringen. Schon J. M. Gesner erklärte, daß sein College an der Thomasschule Johann Sebastian Bach allein mit der Orgel Wirkungen hervorzubringen vermöchte, die viele Citherspieler und sechshundert Flötenbläser nicht zu Stande bringen würden; und obwohl „ein besonderer Verehrer des Alterthums" meinte er, daß sein einer Bach und wer ihm etwa gleiche, viele Orpheus und zwanzig Arions in sich vereinige.[4] Vollends von einer Beethovenschen Symphonie mit der elementarischen, hinreißenden und schmelzenden Gewalt ihrer Tonfluthen zu den einfachen Klängen der Cithern und Flöten kann der Abstand nicht geringer gedacht werden, als von einem der großen

1) Aristid. Quintilian. II ed. Meibom. p. 101. Vgl. auch ib. p. 108 sq.

2) Plutarch. An seni ger. s. resp. c. 5, 6 p. 786. Vgl. Plutarch. Galba c. 16. Martial. IV 5, 8.

3) Philostrat. vit. Apoll. T. V 21 ed. K. p. 93.

4) Gessner ad Quintilian. I 12; vgl. Bitter, J. S. Bach I 304 f.

Gemälde von Rafael oder Michelangelo mit ihrer Gestaltenfülle, ihren großen Licht- und Schattenmassen, ihrem gewaltigen Inhalt und hinreißenden Ausdruck zu den einfachen und anspruchslosen, wenn auch oft edeln und anmuthigen Figuren griechischer Vasenbilder.[1] Doch unternahm schon die griechische Instrumentalmusik allerdings auch ohne Gesangbegleitung Handlungen darzustellen, wie in der von Timosthenes dem Flottenbefehlshaber Ptolemäus des zweiten für die Flöte ohne Gesang (doch nach einer andern Nachricht mit Citherbegleitung) gesetzten, sogenannten Pythischen Weise, die den Kampf Apolls mit dem Drachen zum Gegenstande hatte und aus fünf Sätzen bestand. In der Inhaltsangabe derselben stimmen die beiden uns bei Pollux und Strabo erhaltenen Nachrichten nicht ganz überein.[2] Nach der erstern erkor sich der Gott im ersten Satz den Kampfplatz, im zweiten forderte er den Drachen heraus, der Gegenstand des dritten war der Kampf selbst: hier ahmte die Flöte die Trompetenstöße der Schlachtmusik und das Zähneknirschen des von Apollos Pfeilschüssen getroffenen Ungeheuers nach. Der vierte Satz enthielt den Sieg, im fünften tanzte der Gott den Siegesreigen. Strabo nennt außer andern Abweichungen den Schlußsatz „die Syringen", und sagt, daß hier das pfeifende Zischen des verendenden Ungeheuers nachgeahmt wurde, vermuthlich mit raschen kurzen Läufen der Flöte, wie sie der Syrinx eigen sind. Vielleicht hatte in der That Timosthenes das Stück zweimal komponirt. Daß dieser Versuch der Tonmalerei nicht ganz vereinzelt dastand, zeigt die Anekdote, der berühmte Citharöde Timotheos (der bei Alexanders Hochzeitsfest in Ecbatana auftrat) habe in seinem „Schiffer" einen Seesturm auf der Cither darzustellen versucht; freilich spottete der Flötenspieler Dorion: er habe schon in siedenden Kochtöpfen größere Stürme gehört.[3]

Programmmusik.

In Rom Verstärkung und Vermischung der musikalischen Mittel und Wirkungen.

Insofern überhaupt von einer Weiterentwicklung der griechischen Musik bei den Römern die Rede sein kann, ist diese auf keinen Fall ein Fortschritt in künstlerischem Sinne gewesen. Sie bestand, wie bei allen übrigen Künsten, die von griechischem auf römischen Boden

1) Westphal S. 22f. Das Gleichniß entlehne ich Ambros I 510.

2) Pollux IV 84. Strabo IX p. 421 C. Ambros I 481 f. Zu der Annahme Böckhs, daß noch andre Instrumente (Trompeten und Pauken) mitgewirkt hätten, sehe ich keine Veranlassung. 3) Athen. VIII 338 B.

verpflanzt worden sind, in einer Verstärkung oder vielmehr Vergröberung der Mittel und in einer Vermischung heterogener Elemente zu zwar stärkern aber auch unreinern Wirkungen, wie sie dem rohern Geschmack der Römer zusagten. Schon in Augusts Zeit war die Flöte durch Verlängerung des Rohrs, Vermehrung der Löcher und Messingbeschlag ein Instrument geworden, das mit der Tuba wetteifern konnte,[1] und unterschied sich wol von der alten italischen Flöte nicht weniger als ein jetziger Concertflügel von den kleinen Spinetten unsrer Urgroßeltern. Und diese Verstärkung der Klangwirkung bei der Flöte dürfte entsprechende Veränderungen im Bau andrer Instrumente sehr bald zur Folge gehabt haben: wenn auch freilich erst Ammianus Marcellinus von Cithern „so groß wie Karrossen" spricht.[2] Außer den Verstärkungen der einzelnen Instrumente war es ebensowohl die massenhafte Vereinigung von Instrumenten derselben Gattung als das Zusammenspiel von zahlreichen verschiedenen, wodurch starke Wirkungen erzielt wurden. Jenes war mindestens schon in der Diadochenzeit, namentlich am Hofe von Alexandria vorgekommen, wo Ptolemäus Philadelphus bei einer riesenhaften, überprächtigen Procession unter andern einen Chor von 600 Männern aufführte, unter denen 300 Citherspieler zusammenspielten, die durchaus vergoldete Cithern und goldene Kränze trugen.[3] Wahrscheinlich war auch das Zusammenspiel verschiedenartiger Instrumente bereits in Alexandria nicht ungewöhnlich, da es ja der ägyptischen Musik seit uraltester Zeit eigenthümlich war. Schon in den Monumenten des alten Reichs sieht man Saiten-, Blas- und Schlaginstrumente zusammenwirken, zuweilen auch gleichartige z. B. zwei Harfen, acht Flöten u. s. w.[4] Noch glänzender und prächtiger als im alten ist das ägyptische Musiktreiben nach den Darstellungen auf den Monumenten im neuen Reich. „Die Orchester dieser Epoche sind zahlreicher besetzt, Harfen mischen ihre Töne mit Lyren, mit Flöten, mit Doppelpfeifen, mit Guitarren und Handpauken;" wobei übrigens nur Frauenzimmer als Spielerinnen und Sängerinnen erschienen.[5] Schwerlich unterließ der prachtliebende Hof von Alexandria seinen

Massen zusammenwirkender

und Zusammenspiel verschiedenartiger Instrumente.

1) Horat. A. P. 202. 2) Ammian. Marcellin. XIV 6, 18.
3) Athen. V p. 201 F. 4) Ambros I 155. 5) Ambros I 163.

zauberhaften Festen und Aufzügen durch die deren Charakter so angemessene, einheimische Instrumentalmusik noch höhern Glanz zu geben.[1]

Einfluß ungriechischer,

In Rom hatte ungriechische Musik schon früh Eingang gefunden. Schon seit den Feldzügen in Kleinasien spielten Weiber (in deren Händen die Musik im Orient von jeher war)[2] bei Gastmählern und Gelagen die chaldäisch-babylonische Sambuka,[3] und später strömten syrische Musikantinnen (ambubajae), die sich auf öffentlichen Plätzen mit ihren heimischen Instrumenten (Pfeifen, Saitenspiel und Pauken) hören ließen,[4] immer zahlreicher nach Rom. Die babylonische Sackpfeife wird in Rom erst in der Kaiserzeit erwähnt (Nero wollte sich darauf hören lassen),[5] mag aber ebenfalls dort schon lange bekannt gewesen sein. Am meisten dürfte jedoch seit dem Anfang der Kaiserzeit der Einfluß der ägyptisch-alexandrinischen Musik zur Neugestaltung der römischen, besonders der Instrumentalmusik, beigetragen haben. Alexandria blieb auch unter den römischen Kaisern der Sitz eines reichen und mannigfaltigen musikalischen Lebens. Seine Bevölkerung war damals so musikliebend und musikverständig wie keine andre in der Welt, auch Leute, die nicht einmal lesen und schreiben konnten, hörten dort jede falsche Note eines Citherspielers sofort heraus,[6] Sänger, Sängerinnen und Citherspieler entzückten die Massen bis zur Raserei, die Musik schien in dieser Stadt eine Panacee für alle Uebel zu sein. In Rom standen Alexandrinische Sänger und Spieler schon seit Augusts Zeit in hohem Ansehn, und errangen die größten Erfolge. Ein von dort stammender Virtuose auf dem

besonders ägyptisch-alexandrinischer Musik.

---

1) Worauf die von Ambros I 313 f. angeführte Angabe O. Müllers (Gr. L. G. I 293) beruht: „An den Höfen der macedonischen Herrscher, von Alexander an, wurden Symphonien von Hunderten von Instrumenten aufgeführt, und man muß nach den Angaben der Alten glauben, daß damals die Instrumentalmusik, besonders im Fach der Blasinstrumente, nicht weniger reich und mannigfaltig gewesen ist, als die unsre" (?) — ist mir unbekannt. Bei Plutarch. De mus. c. 18, welche Stelle Müller citiert, steht nichts davon.

2) Ambros I 183.

3) Liv. XXXIX 6: Tunc psaltriae sambucistriaeque (Ambros I 181) et convivalia ludionum oblectamenta addita epulis.

4) Horat. Sat. I 2, 1. Juv. III 62 sqq.

5) Ambros I 180 f. (wo aber der pythaules mit dem utricularius verwechselt wird). 6) Vgl. Th. II² 87 f.

Trigonon (der großen, 6 Fuß hohen ägyptischen Harfe?),[1] der sich etwa zu Ende des zweiten oder Anfang des dritten Jahrhunderts in Rom öffentlich hören ließ, erregte eine allgemeine Begeisterung, sehr viele wußten die von ihm vorgetragnen Melodien auswendig.[2] Aber schon 30 Jahre nach der Eroberung Aegyptens sangen in Rom die Frauen alexandrinische Melodien ebenso allgemein als Theaterarien,[3] und zu Ende des ersten Jahrhunderts wurden die erstern von römischen Stutzern neben denen der Gaditanischen Ballete geträllert.[4]

In der letzten Zeit der Republik werden allerdings „Symphonien"[5] und die sie ausführenden Musikchöre (symphoniaci)[6] häufig erwähnt, namentlich bei schwelgerischen Gelagen und üppigen Festen. Doch dürften diese Chöre damals ausschließlich aus Cither- und Flötenspielern bestanden haben.[7] Zur Einführung einer eigentlichen Orchestermusik in das römische Theater hat vielleicht die Erfindung des Pantomimus (22 v. Chr.) den Anlaß gegeben. Hier wurden die von den Tänzern dargestellten Texte von Gesangschören vorgetragen, und diese Chöre verlangten, zumal in sehr großen unbedeckten Theatern, dem ganzen Charakter des vorzugsweise auf sinnliche Wirkung berechneten Schauspiels gemäß, eine sehr starke Begleitung. Sein Begründer, Pylades, der auf die Frage, worin seine Neuerung bestehe, mit dem homerischen Verse geantwortet haben soll: „In der Flöten und Pfeifen Getön, und der Menschen Getümmel"[8] — wär vielleicht auch der Begründer des neuen römischen Theaterorchesters. In diesem wird die Flöte das führende Instrument geblieben sein, wie die Violine in dem unsrigen, doch wirkten in rauschenden Tutti Syringen und Cymbeln, Cithern und Lyren — also wie in den ägyptischen Orchestern — mit ihr zusammen. Der Takt wurde bei der Begleitung der Pantomimen, wie auch bei andern Tänzen durch ein Instrument angegeben,

Das Orchester im Pantomimus.

1) Ambros I 161. 2) Athen. IV 183 E. 3) Ovid. Remed. Amoris III 318. 4) Martial. III 63, 5.

5) Cic. in Verr. II 3, 44, 105. II 5, 13, 31. pro Coel. 15, 35.

6) Cic. Divin. in Caecil. 17, 55. In Verr. II 5, 15, 64. pro Milone 21, 55.

7) Das collegium symphoniacorum qui sacris publicis praesto sunt (Henzen 6097) ist doch wol kein andres als das coll. tibicinum et fidicinum Romanorum qui s. p. p. s. (Orelli 2448, Inschrift aus d. J. 111. p. C.)

8) Th. II[2] 317.

das an den Fußsohlen der Choristen befestigt werden konnte, und aus zwei verbundenen Platten bestand, die beim Auftreten lautschallend aneinander schlugen.[1] Ein Orchester, das durch ein solches, im Chor ausgeführtes Takttreten nicht völlig verschlungen wurde, konnte unmöglich schwach, freilich auch diese Musik kaum etwas andres als eine geräuschvolle Darstellung des Rhythmus sein. Uebrigens hat sich die Unempfindlichkeit gegen das Geräusch des lauten Takttretens auch im heutigen Italien bis zu einem für Nordländer erstaunlichen Grade erhalten.[2]

Monstreconcerte in Rom.

Allem Anschein nach war also die Veränderung, die die griechische Musik in Rom erfahren mußte, um den dort an sie gestellten Ansprüchen genügen zu können, wenigstens theilweise eine Orientalisierung. Jedenfalls blieb in der römischen Musik das Zusammenspiel verschiedener Instrumente so gewöhnlich, als es in der griechischen (abgesehn von der Verbindung von Cither und Flöte) ungewöhnlich oder unerhört gewesen zu sein scheint: und zwar sowohl bei der reinen Instrumentalmusik als bei der Begleitung des Gesanges. In der Zeit des Horaz hörte man in Tempeln der Venus Gesänge mit Begleitung der Lyra, der Pfeife und Berecynthischen Flöte,[3] und in der Zeit des Athenäus an den Parilien, die seit Hadrian als Fest der Göttin Roma gefeiert wurden (21. April), in der ganzen Stadt Gesänge zum Schall der Flöten, Cymbeln und Pauken.[4] Maximus von Tyrus vergleicht die homerische Poesie wegen der Mannigfaltigkeit ihrer Eigenschaften und Wirkungen mit einem panharmonischen Instrument, oder besser mit einem Orchester, in dem Flöte, Lyra, Tuba, Syrinx und noch manche andre Instrumente zusammenwirkend einen Gesangschor begleiten.[5]

Auch Aufführungen von Vokalmusik fanden im kaiserlichen Rom mit kolossalen Mitteln statt. Seneca sagt, daß in seiner Zeit bei solchen Aufführungen mehr Sänger im Theater versammelt seien als ehemals Zuschauer, daß Sänger und Musiker nicht bloß die Bühne

1) Auf Monumenten erscheint das scabillum häufiger als selbständiges Instrument, das neben dem Tänzer am Boden steht. Jahn, Columbar. d. Villa Doria-Pamfili S. 24, 47. 2) Ambros I 292 Anm.
3) Horat. C. IV 1, 22. Vgl. Jahn a. a. O. S. 432.
4) Athen. VII 361 E. 5) Max. Tyr. Diss. XXXII 4.

sondern alle von den Zuschauern nicht besetzten Räume füllten, daß die Begleitung aus einer Menge metallner Blasinstrumente bestand, die im Zuschauerraum, und aus Flöten und Orgeln aller Art, die auf der Bühne aufgestellt waren.[1] Erinnert man sich, daß die Theater Roms 20—40,000 Zuschauer faßten, so darf man glauben, daß diese Aufführungen selbst englische Monstreconcerte an Dimension noch sehr übertrafen. Der Geschmack für musikalische Massenwirkungen scheint auch in der spätern Zeit mindestens nicht abgenommen zu haben. Bei einer von Kaiser Carinus veranstalteten Feier der römischen Spiele wurden Stücke von hundert Trompetern und andre von je hundert Bläsern verschiedener Arten von Flöten ausgeführt;[2] und Ammian, der die Aristokratie Roms in seiner Zeit als höchst musikliebend, aber aller übrigen geistigen Interessen baar schildert, sagt, daß in den großen Palästen Wasserorgeln und Flöten aller Art, und (jene schon erwähnten) Cithern „so groß wie Karrossen" gebaut wurden.[3]

Verfall und Entartung der Musik.

Mit der Verstärkung der Mittel stand es in Wechselwirkung oder doch im Zusammenhange, daß die Musik in Rom je länger je mehr ihre sittliche Würde einbüßte und zu grobsinnlichen Effekten, zu gemeinem Ohrenkitzel gemißbraucht wurde. Den Charakter der altrömischen Theatermusik in der Zeit des Nävius und Livius Andronicus bezeichnet Cicero als den einer „lieblichen Strenge."[4] Sie mag sich zur Musik der Kaiserzeit verhalten haben, wie eine vormozartische Oper zu einer Oper von Meyerbeer oder Wagner. An die Stelle der alten Gebundenheit und Dürftigkeit trat bald eine größere Freiheit der Rhythmen und Weisen, Abwechslung und Mannichfaltigkeit der Modulationen, Reichthum und Bewegung der Melodien.[5] Doch diese Emancipation von der altmodischen Einfachheit der Kunst führte, wie es scheint schnell, zum Verfall; wozu hauptsächlich die Herrschaft des Pantomimus auf der Bühne beitrug, dessen Musik als weichlich,

1) Seneca Epp. 84, 10. 2) Vit. Carin. c. 19. 3) Ammian. XIV 6, 18.

4) Cic. de legg. II 15, 39: Illa quidem (sc. theatra), quae solebant quondam compleri iucunda severitate Livianis et Naevianis modis, nunc ut eadem exultant, ut cervices oculosque pariter cum modorum flexionibus torquent.

5) Varro ap. Non. 7, 16. (Satt. Menipp. ed. Oehler p. 175. Vahlen Conjectanea p. 16): Saepe totius theatri tibiis, crebro flectendo Commutari mentes, frigi (frigier V.) animos eorum. Vgl. Horat. A. P. 211 sqq.

würdelos, lasciv und voll von Geschmetter und Getriller geschildert wird. Ernstere Kunstfreunde in den ersten Jahrhunderten wiederholten — und ohne Zweifel mit viel größerem Recht — die Klagen, die schon in der Zeit Alexanders des Großen laut geworden waren: die Alten hätten die Würde der Kunst zu bewahren gewußt, die jetzigen Komponisten wollten von ihrem Ernste nichts wissen, durch sie sei statt jener mannhaften und göttlichen Musik eine entnervte und plaudernde ins Theater eingeführt worden.[1] Dort, sagt Plutarch, herrsche die Tanzkunst, die sich fast die ganze Musik unterthan gemacht habe;[2] und Quintilian meint, daß die weibische und unzüchtige Theatermusik nicht am wenigsten beigetragen hatte, den Rest von männlicher Kraft zu vernichten, den das damalige Geschlecht noch besaß.[3] Dagegen heißt es bei einem griechischen Schriftsteller, die Verweichlichung und Verzärtelung des Gehörs, das in schmählicher Weise gestreichelt und gekitzelt sein wolle, sei als eine Krankheit anzusehn, und sie habe die Musik verdorben.[4] Kurz, die Klagen über den damaligen Verfall der Musik lauten denen sehr ähnlich, die in unserm Jahrhundert von den Vertretern einer ernstern musikalischen Richtung vielfach geäußert worden sind und noch geäußert werden. In der That waren die Erscheinungen hier und dort verwandter Natur. Schon vor fast 50 Jahren sprach es Thibaut in seiner „Reinheit der Tonkunst" aus, daß in der Musik „unvermerkt mit vollen Zügen genossen werde, was durch den Pinsel oder durch Worte dargestellt schon ehrenhalber zurückgestoßen werden müßte." „Wüßten viele unsrer tugendhaften Mädchen, was sie oft hören, oder selbst oft spielen oder singen müssen, so würden sie in Scham und Unmuth vergehn." Schon damals eifert er gegen das „nervenschwache, wilde, ungereimte und gemeinverliebte" in der Musik, gegen das „krampfhafte, verzerrte, übertriebene, betrübende, rasende Unwesen,

1) Plutarch. de mus. 15, 1. Die Schrift ist, wie Westphal Harmonik u. Melopöie S. 51—57 gezeigt hat, der Erstlingsversuch eines platonisirenden Musikers, der größtentheils aus Aristoxenus abgeschrieben hat.

2) Plutarch. Quaest. conv. IX 15, 17: *ἡ ὄρχησις — τῶν μὲν ἐμπληκτικῶν καὶ ἀνοήτων κρατεῖ θεάτρων, ὥσπερ τύραννος ὑπήκοον ἑαυτῇ πεποιημένη μουσικὴν ὀλίγου τὴν ἅπασαν.*

3) Quintilian. I 10, 31. 4) Plutarch. de esu carnium II 2, 3.

welches in den Menschen alles Schlechte hervorwühlt;" fragt, ob uns die Musik, deren Hälfte Unnatur und eine Mischung ungesunder Elemente ist, mehr schadet als nützt; sie könne sich am wenigsten rühmen, daß sie an der jetzigen Verbildung keinen Theil gehabt habe. Noth thue es, durch Rückkehr zur Einfalt und Natürlichkeit den erschlafften musikalischen Nerven gehörige Spannkraft zurückzugeben, und neu zu beleben, was am Aussterben sei „den reinen Sinn für Musik als Musik und den veredelten Sinn, der durch die Musik geläutert und gehoben, aber nicht in Gemeinheit und Unnatur hineingeführt und befestigt sein will."[1] — Sehr denkbar ist übrigens, daß im Alterthum der Sitz der weichlichen Musik, deren Ueberhandnehmen damals so sehr beklagt wurde, Alexandria war, und die dortige Musik sich zu der älteren griechischen ähnlich verhielt wie die moderne italienische (und zum Theil französische) zu der deutschen des 18. Jahrhunderts.

Verwerthung der Musik zu sinnlichem Genuß.

Wenn aber die Römer die Kunst zum Werkzeuge des Sinnengenusses herabwürdigten, so muß man ihnen wenigstens den Ruhm lassen, daß sie ihre Ausbeutung zu diesem Zwecke vortrefflich verstanden haben. Wie alle übrigen Künste, haben sie auch die Musik in viel weiterm Umfange zur Erhöhung des Lebensgenusses, zur Verschönerung der Existenz verwendet, als dies gegenwärtig geschieht und geschehen kann. Denn nur durch das Institut der Sklaverei war jene massenhafte Verwendung der Kunst im Dienste des Luxus möglich; nur dadurch, daß die Künste, die wir als ein köstliches Produkt selten vereinter Factoren, als die höchste Blüthe unsres Geisteslebens zu betrachten gewohnt sind, damals von Sklaven auf Befehl der Herrn und nach der Anweisung der Aufseher in Masse erlernt und geübt wurden. Unter den Sklavenheeren römischer Großen, die wenigstens zum Theil aus hochkultivirten Ländern stammten, konnten begabte und bildungsfähige niemals selten sein: und in der antiken Kunst konnte weit mehr durch Unterricht mitgetheilt und durch Erlernen angeeignet werden als in der modernen. So war es denn auch nicht schwer aus den Hunderten oder Tausenden von Sklaven eines vornehmen

---

1) Thibaut, Ueber Reinheit der Tonkunst. Dritte Ausgabe (1851, erste 1825) S. 10ff. 77. 92. 112ff.

Hauses Kapellen von Sängern und Spielern aller Art zu bilden, und durch Ankauf neuer Künstler zu ergänzen, die übrigens auch durch Verschenkung und Vererbung aus einer Hand in die andre gingen.[1] Chrysogonus, der reiche Freigelassene Sullas, hatte unter seinen Sklaven so viele Musiker, daß die ganze Umgegend seines Hauses Tag und Nacht von dem Schall der Gesänge und des Flötenspiels erfüllt war.[2] Bei kleinen Ausflügen zu nahgelegenen Orten begleiteten Sänger- und Musikchöre die Herrschaft;[3] die Villen, die von der vornehmen Welt besuchten Badeorte hallten Tag und Nacht von Gesang und Spiel wieder.[4] Mäcenas ließ sich durch sanft aus der Entfernung herübertönende Klänge von Symphonien in Schlummer wiegen,[5] Caligula unter dem Schall von Chören und Instrumenten auf Prachtgaleeren von den sanften Wellen des Golfs von Neapel schaukeln.[6] Vor allem bei Tafel, wo man mit allen Sinnen zugleich genießen wollte, durfte Musik nicht fehlen;[7] sie blieb hier bis in die letzte Zeit des Alterthums gewöhnlich,[8] und gereichte nicht selten den Gästen zur Qual. Ihr fragt, sagt Martial, wie ein Gastmahl am besten einzurichten sei? Indem man den Chorgesang mit seiner Begleitung wegläßt.[9] Wenn bei üppigen Festen große Chöre zu den Castagnettentänzen schöner Andalusierinnen sangen,[10] bei den heitern Mahlzeiten eines gelehrten Kreises griechische Sänger und Sängerinnen Lieder von Sappho und Anacreon zur Cither vortrugen,[11] so läßt doch auch der jüngere Plinius dem einzigen Gaste, den er zu einem einfachen Mahle ladet, die Wahl zwischen einer Vorlesung, einer Lustspielscene und Lautenspiel,[12] und Martial, der im dritten Stock zur Miethe wohnte,

Gewöhnlichkeit der Tafelmusik.

1) Th. II² 333, 2. Vgl. Cic. div. in Caecil. 17, 55. In Verr. II 5, 15, 64.

2) Cic. pro Roscio Amer. 45, 134. 3) Cic. pro Milone 21.

4) Cic. pro Coel. 15. Seneca epp. 51. Th. II² S. 50.

5) Seneca Quare aliqua incommoda etc. c. 3, 10.

6) Sueton. Calig. c. 37.

7) Seneca Vit. beat. c. 11, 4: vide hos eosdem — aures vocum sono, spectaculis oculos, saporibus palatum suum delectantes. Horat. A. P. 374 (ut gratas inter mensas symphonia discors). C. III 19, 18. Bei dem Gastmahl des Nasidienus ist keine Musik.

8) Von Stilicho sagt Claudian. Laud. Stilich. II 141: nullo citharae convivia cantu Non pueris lasciva sonant. Vgl. Mueller gen. aev. Theodos. II 7.

9) Martial. IX 77, 3. 10) Juv. XI 162. 11) Gell. XIX 9, 3. 12) Plin. epp. I 15.

verspricht einem Freunde die äußerst frugale Kost, die er ihm vorsetzen konnte, wenigstens durch das Spiel der kurzen Flöte zu würzen.[1] In welchem Uebermaße musikalische Genüsse vollends bei den Festen ungebildeter Emporkömmlinge geboten wurden, zeigt die (schwerlich sehr karrikirte) Schilderung des Gastmahls des Trimalchio bei Petron, die freilich aus einer Periode herrührt, in der wirkliche und affektirte Liebe zur Musik besonders verbreitet war. Hier erfolgt die ganze Bedienung der Tafel und der Gäste unter Gesang und Musik, selbst das Auftragen und Herumbieten der Speisen, das Abfegen und Abwischen der Tische u. s. w.: „man mußte glauben nicht in einem Privathause, sondern im Theater zu sein.“[2]

Kein Unterschied zwischen heiliger und profaner Musik.

Musik fand in Rom von jeher bei allen Cultushandlungen und Schauspielen statt, doch einen Unterschied zwischen heiliger und profaner Musik hat das Alterthum nicht gekannt,[3] und konnte ihn nicht kennen, da die Schauspiele einen Theil des Gottesdienstes ausmachten und dieser durchaus einen heiter festlichen Charakter hatte. Vielleicht ist es Mendelssohn in dem Chor des Paulus „Seid uns gnädig hohe Götter“ gelungen, den Eindruck antiker gottesdienstlicher Musik so weit annähernd wiederzugeben, als es überhaupt mit modernen Kunstmitteln möglich ist. Auch im heutigen Italien ist ja ein wesentlicher Unterschied zwischen religiöser und weltlicher Musik selbst in Rom kaum noch vorhanden, in Neapel gar nicht mehr.

Verbreitung des musikalischen Interesses durch die Oeffentlichkeit der Aufführungen.

Bei der unbeschränkten Oeffentlichkeit der Schauspiele im Alterthum müssen die Theatermelodien eine sehr viel schnellere und weitere Verbreitung gefunden haben als es gegenwärtig möglich ist: auf Straßen und Plätzen hörte man das Volk die Weisen singen, die es im Theater gelernt hatte.[4] Es gab bereits in Ciceros Zeit auch Kenner genug, die beim ersten Ton eines Flötenritornells zu sagen wußten, ob das Stück aus der Antiope oder Andromache sei, worüber Cicero selbst staunte;[5] und auch das größere Publikum übte damals schon

1) Martial. V 78. 2) Petron. Sat. 31. 32. 33. 35. 36. 41. 47.

3) Ueber die Musik im römischen Kultus vgl. Marquardt Hdb. V 2, 414. Es ist ein Irrthum, wenn Ambros, Gesch. d. Musik I S. 528 bei Julian. epp. 56 unter ἱερὰ μουσική eine heilige Musik im modernen Sinne versteht, während das Prädikat offenbar der Kunst überhaupt als ein ehrendes gegeben wird.

4) Ovid. Fast. III 535. A. A. III 317. 5) Cic. Acad. prior. II 7, 20.

eine scharfe Kritik gegen die Sänger und ließ Fehler nicht ungerügt.[1] Auch gegenwärtig ist übrigens das Publikum in Rom wegen seines feinen Ohres berühmt und gefürchtet, und jede Sängerin schätzt es für ihre größte Ehre in Rom gefallen zu haben.[2] Am deutlichsten aber ergibt sich die Verbreitung musikalischen Interesses in jener Zeit daraus, daß schon concertartige Aufführungen ohne Unterstützung einer dramatischen Handlung stattfinden konnten, während noch im Jahr 167 v. Chr. das Publikum Roms so völlig roh gewesen war, daß die bedeutendsten griechischen Flötenspieler mit ihren Chören sein Interesse nicht anders erregen konnten, als indem sie eine Art Balgerei aufführten.[3] Ein Jahrhundert später war es schon etwas ganz Gewöhnliches, daß musikalische Virtuosen, die ihren Gesang auf der Cither selbst begleiteten (Citharöden), in Rom Beifall fanden. Sie traten (nach griechischer Sitte) im prachtvollsten Costüm auf: in einem langen goldgestickten Talar, und purpurnem buntverzierten Mantel, einem goldnen, mit großen blitzenden Edelsteinen geschmückten Kranz auf dem Kopf, die kunstvoll gearbeitete, mit Gold und Elfenbein ausgelegte Cither in der Hand.[4] Neben den Chitharöden ließen sich in der Kaiserzeit Künstler mit Vorträgen auf verschiedenen Instrumenten ohne Gesang hören, namentlich der Cither[5] und deren verschiednen Abarten,[6] der Flöte,[7] der Orgel[8] und andern; und außer dramatischen Sängern (Tragöden), deren oft in Maske und Kostüm vorgetragene Arien und Gesangsscenen schon auf der

Vorträge der Citharöden und anderer Künstler.

1) Cic. de orat. III 25, 98: quanto molliores sunt et delicatiores in cantu flexiones et falsae voculae quam certae et severae! quibus tamen non modo austeri, sed si saepius fiunt, multitudo ipsa reclamat.

2) (Kölle) Rom im Jahre 1833 S. 180.

3) Polyb. XXX 13. Athen. XIV 4 (bei den Triumphalspielen des L. Anicius 587 = 167).

4) Auct. ad Herenn. IV 47; vgl. Cic. de orat. II 80, 330. Tusc. V 40, 116.

5) Philocitharistae Sueton. Domit. c. 4.

6) Trigonon: oben S. 245 A. 3.

7) Th. II² 466.

8) Sueton. Nero c. 41. 54: voverat — proditurum se — etiam hydraulam et choraulam et utricularium. Orgelspieler auf Contorniaten: Sabatier Descr. gen. des med. cont. pl. X 6—9. Auf dem Mosaik zu Nennig wird der Orgelspieler von einem Bläser auf dem krummen Horn begleitet.

Grenze der dramatischen Aufführung standen,[1] auch lyrische,[2] die namentlich Hymnen auf die Götter gesungen haben werden,[3] wie Nero bei den Isthmischen Spielen einen Hymnus auf Poseidon und Amphitrite und ein kurzes Lied auf Melicertes und Leucothea vorgetragen haben soll.[4] Ob Virtuosinnen[5] und Sängerinnen, die in Alexandria das Publikum entzückten,[6] in Rom öffentlich aufgetreten sind, ist unbekannt. Ein Herculaneisches Wandgemälde[7] zeigt eine Concertscene, in der Mitte sitzt in gesticktem Talar ein Flötenbläser, der die Doppelflöte bläst und mit dem Scabillum den Takt tritt, rechts steht eine Citherspielerin, die mit der linken in die Saiten greift, in der rechten das Plectrum hält, links sitzt eine Sängerin mit einem Textblatt in der Hand, die auf den Augenblick wartet, wo sie einfallen soll: allerdings scheint hier eine öffentliche Aufführung dargestellt zu sein, doch ergibt sich aus dem Bilde nichts Gewisses über Zeit und Ort. Chöre theils allein, theils in Verbindung mit Einzelsängern sangen sehr häufig mit verschiedener, zum Theil (wie bemerkt) sehr reicher Instrumentalbegleitung.[8] Daß symphonieartige Vorträge ohne Gesang bei öffentlichen Aufführungen stattfanden, etwa als Einleitungen zu Instrumentalsolos, ist zwar sehr glaublich, aber nicht bezeugt.[9]

Regelmäßig gefeierte „griechische Wettkämpfe"[10] musischer Künstler Musikalische Wettkämpfe.

1) Th. II² 312.

2) ᾠδοί: Th. II² 394. Sueton. Nero c. 42: ioularia in defectionis duces carmina lasciveque modulata – etiam gesticulatus est.

3) Orelli 2617: Ti. Claudius Glyptus hymnologus de campo Caelimontano.

4) Pseudolucian. Nero. c. 3.

5) Citharoeda: Orelli 2609. *XOPAVLIΣ* 2610. 6) S. oben S. 245.

7) Ant. d. Ercol. V 4 p. 201. Roux u. Barré Pompeji und Hercul. II 13.

8) Chorocitharistae Sueton. Domit. c. 4. Vgl. z. B. Phaedr. V 7, 25.

9) Daß die cornicines atque tubarum concentus Juv. X 210 sqq. ein Vorspiel für das Solo des Citharöden sind, wie Grysar, Ueber d. canticum u. d. Chor S. 49 annahm, ergibt sich aus der Stelle keineswegs mit Bestimmtheit, wenn es auch sehr möglich ist. Principium (Sueton. Nero c. 21) ist das Vorspiel des Citharöden selbst. Cic. de orat. II 80, 325: conexum autem ita sit principium consequenti orationi, ut non tamquam citharoedi prooemium affictum aliquod — videatur.

10) Cyprian. de spect.: Graeca illa certamina vel in cantibus vel in fidibus vel in vocibus vel in viribus.

führte in Rom zuerst Nero ein, der selbst nicht bloß als Dichter, sondern auch als Sänger und Citharöde zu glänzen wünschte. Bei dem von ihm im J. 60 gestifteten periodischen „heiligen" Feste[1] bildeten die musischen Wettkämpfe den Mittelpunkt. Auch sie fanden in konservativ römischen Kreisen Mißbilligung, obgleich sie nicht so viel Anstoß gaben als die Athletenkämpfe: die Gerechtigkeit, hieß es, würde nicht dadurch gewinnen und die Ritter ihr Richteramt nicht besser versehn, wenn sie weichlichen Gesang und schmelzende Töne mit Kennerschaft angehört hätten.[2] Ungleich höheres Ansehn als der Neronische gewann und behauptete der von Domitian im J. 86 gestiftete kapitolinische Wettkampf.[3] Für die dabei stattfindenden musikalischen Vorträge ließ Domitian von dem berühmten Architekten Apollodorus ein bedecktes Theater, das Odeum, auf dem Marsfelde erbauen, das 10,000 oder 11,000 Zuschauer faßte und noch im 4. Jahrhundert zu den schönsten Gebäuden Roms gerechnet ward. Hier bewarben sich bei dem in jedem vierten Sommer wiederkehrenden Feste neben Dichtern auch Sänger und Musiker um den Kranz von Eichenlaub und Oelzweigen, den der Kaiser nach dem Ausspruche der Richter eigenhändig ertheilte. Diese Ehre so wie die Seltenheit und Feierlichkeit des Festes und die aus den Großen Roms bestehende Zuhörerschaft gab diesen Wettkämpfen der Sänger und Virtuosen in der damaligen musikalischen Welt einen Werth und eine Wichtigkeit ohne gleichen. Hier den Preis erringen hieß in der That als der erste in seiner Kunst anerkannt werden, nicht bloß in Rom sondern in der ganzen Welt. Aus weiter Ferne, aus Asien und Aegypten kamen Künstler um sich an diesem Wettkampf zu betheiligen und noch jetzt sind mehrere Denkmäler vorhanden, deren Inschriften melden, daß dieser oder jener „ruhmreiche" Musiker auch den Kapitolinischen Kranz erworben habe. Namentlich erwähnt werden die Wettkämpfe im Gesange, der Citharödik, der Pythischen (Solo-) Flöte und in dramatischen Vorträgen; die von Domitian eingeführten Bewerbungen um den Preis für das Spiel auf der Cither ohne Gesang und auf der Chorcither gingen bald wieder ein.[4]

besonders der kapitolinische.

---

1) Th. II² 346. 2) Tac. A. XIV 20. 3) Th. II² 348 f.
4) Th. II² 464 ff.

Die ausübenden Musiker waren im Alterthum nicht bloß viel häufiger als jetzt, vermuthlich in der Regel, zugleich Komponisten, wie denn die Handhabung der soviel einfachern und dabei festern musikalischen Formen überhaupt für Musikverständige keine Schwierigkeit haben konnte: sondern sie waren auch nicht selten Dichter, wie es die so viel engere Verbindung von Poesie und Musik mit sich brachte.[1] Die berühmtesten Virtuosen, wie der Sänger Tigellius,[2] der am Hofe Augusts, die Citharöden Menecrates[3] und Mesomedes,[4] die an denen Neros und Hadrians lebten, glänzten durch den Vortrag selbstverfaßter oder doch selbstgesetzter Gesangsstücke: von den Gedichten des Mesomedes hat sich noch einiges, zu einem (dem Hymnus auf Nemesis) auch die Musik erhalten.[5] Die Musiker (oft zugleich Komponisten).

Im übrigen hat das musikalische Virtuosenthum der römischen Kaiserzeit große Aehnlichkeit mit dem heutigen. Zu den langen und mühseligen Vorbereitungen, durch die man zur Meisterschaft gelangte, gehörte namentlich das Solfeggiren von den tiefsten zu den höchsten Tönen.[6] Außerdem mußten Gesangskünstler eine streng geregelte, höchst zwangvolle Lebensweise führen, die zur Ausbildung und Stärkung der Stimme als nothwendig galt. Sie schonten ihre Kehle so viel als möglich, setzten nach jeder Anstrengung den Gebrauch der Stimme eine Zeit lang aus, und hielten wenn sie laut sprechen mußten ein Tuch vor den Mund. Sie beobachteten eine große Enthaltsamkeit, auch im Genuß von Speisen und Getränken, brauchten Purganzen und Einreibungen, hielten auf dem Rücken liegend Bleiplatten auf der Brust, füllten bestimmte Stunden mit Umhergehen aus, nahmen sich vor Sonne und Wind, vor Nebel und trockner Luft in Acht u. dgl. m.[7] In der That mußte für Gesangsleistungen Virtuosenthum.

1) Vgl. z. B. die Inschrift des *ποιητὴς καὶ κιθαριστὴς* M. Sempronius Nicocrates Th. II² 44, 2.

2) Acro Hor. Sat. I 2, 3: dicebatur in poematis suis placere voce non carminum probitate. Cantor optimus et modulator Hor. Sat. I 3, 129.

3) Petron. Sat. c. 73: Menecratis cantica.

4) Euseb. Chron. ad. a. 146 p. C.: *Μεσομήδης ὁ Κρὴς κιθαρῳδικῶν νόμων μουσικὸς ποιητὴς γνωρίζεται.* Vgl. Suid. s. v. *Μεσομήδης* mit Bernhardys Anm. u. Jacobs anthol. III p. 6. 5) Ambros I 450.

6) Quintilian. XI 3, 19 sqq. (praeparare ab imis sonis vocem ad summos).

7) Id. ib. Sueton. Nero c. 20. 25. Galen. de locis affectis VI 6 ed. K.

in sehr großen offenen Räumen eine sehr viel größere Stärke und Dauerhaftigkeit der Stimme erworben werden, als heutige Sänger sie bedürfen. Und doch strengten Citharöden und Tragöden beim öffentlichen Auftreten die Stimme zuweilen so stark an, daß sie Gefäße sprengten.[1]

Von der Zeit ab, wo sie ihre künstlerische Ausbildung vollendet hatten, befanden sich die Virtuosen fast immer auf Reisen, da eine dauernde Beschäftigung dieser Künstler an einem Ort im Alterthum, das nicht einmal stehende Theater kannte und wo alle Aufführungen nur bei besondern Festen stattfanden, überhaupt nicht möglich war. Die berühmtern griechischen Virtuosen machten offenbar regelmäßig Rundreisen wenigstens durch Kleinasien, Griechenland und Italien und wurden oft in den Städten, wo sie enthusiastische Bewunderung gefunden hatten, mit Statuen, dem Bürgerrecht und andern Auszeichnungen geehrt.[2] Die Honorare und Einnahmen bedeutender Künstler waren sehr glänzend. Der sonst so karge Vespasian ließ bei den Spielen, die er zur Einweihung des von ihm wiederhergestellten Marcellustheaters gab, mehrere seit lange bewährte Musiker auftreten; von diesen belohnte er einen Tragöden mit 400,000, die Citharöden Terpnus und Diodorus mit 200,000, einige mit 100,000, keinen unter 40,000 Sesterzen, überdies wurde noch eine große Anzahl von goldnen Kränzen vertheilt.[3] Auch der Musikunterricht in vornehmen Häusern war in Rom sehr einträglich und die Honorare der berühmten Sänger und Citharöden ein Gegenstand des Aergers und Neides für die Männer der Wissenschaft und Litteratur.[4] Martial, der seiner mühseligen und fruchtlosen Clientendienste müde, sich aus der Hauptstadt für einige Zeit nach Imola (Forum Cornelii) begab, meldet seinen Freunden von dort, er werde nicht eher wiederkehren, als bis er Citharöde geworden sei.[5] Derselbe räth voll

---

VIII 451: *ὅσοι δ' εὐθὺς ἐξ ἀρχῆς ἢ ἀθλοῦντες ἢ φωνασκοῦντες ἄπειροι τῶν ἀφροδισίων διετέλεσαν κτλ.* Infibulatio (Cels. VII 25, 3) z. B. Martial. XI 75, 3. XIV 215. Juv. VI 379 sqq. Silberne fibulae Plin. H. N. XXXIII 151.

1) Galen. de locis affectis IV 13 ed K. VIII 287: *καί τισιν ἑτέροις ἀγωνιζομένοις κιθαρῳδίαν ἢ τραγῳδίαν ἡ ὀξεῖα καὶ μεγάλη φωνὴ διέρρηξεν ἀγγεῖα.* 2) Th. II² 43. Statuen von Citharöden: Köhler, Verm. Schr. VI 209. Dio LXIII 8. Oben S. 173, 3. 3) Sueton. Vespas. c. 19. 4) Juv. VII 175 sqq. 5) Martial. III 4.

Bitterkeit einem Vater, seinem Sohne doch ja keine wissenschaftliche Bildung geben, ihn ja nicht Bücher von Cicero oder Vergil in die Hand nehmen zu lassen, wolle er vollends Verse machen, so möge der Vater ihn enterben: solle er aber eine Kunst lernen, die Brot gebe, so möge er sich auf die Cither oder auf die Flöte legen.[1] Natürlich hatten die Virtuosen enthusiastische Verehrer und Verehrerinnen in Menge. Namentlich die Begeisterung der Frauen für Sänger und musikalische Virtuosen hat der Skandalsucht sowie der Satire und dem Spottgedicht viel Stoff gegeben. Reiche und vornehme Frauen besaßen Stäbchen, mit denen berühmte Citherspieler die Saiten geschlagen, und drückten Küsse auf diese kostbaren Andenken, sie brachten Opfer für den Erfolg der von ihnen bewunderten Künstler bei einer bevorstehenden Preisbewerbung, und man behauptete sogar, daß sie die Gunst derselben oft theuer erkauften.[2] Auch in hohen Kreisen, selbst an mehreren Höfen waren Virtuosen geehrte und reich belohnte Gäste. Dem sehr berühmten Citharöden Anaxenor, den seine Vaterstadt Magnesia am Mäander durch ein Priesterthum und öffentlich aufgestellte Denkmäler ausgezeichnet hatte, übertrug der Triumvir Marc Anton die Steuererhebung von vier Städten und gab ihm eine Truppenabtheilung bei.[3] Der Sänger und Flötenspieler Tigellius aus Sardinien, der schon zu Cäsars engerm geselligen Kreise gehört hatte, war auch an den Höfen Cleopatras und Augusts gern gesehn.[4] Der dramatische Sänger (Tragöde) Apelles aus Askalon, ein viel vermögender Günstling Caligulas, fiel in Ungnade, weil er auf die Frage des Kaisers, ob er oder Jupiter ihm größer scheine, mit der Antwort zögerte. Caligula ließ ihn peitschen und lobte die Stimme des Schreienden, die noch im Schmerzgeheul höchst angenehm klinge.[5] Den Citharöden Menecrates beschenkte Nero mit einem Palast und einem großen Besitzthum.[6] Der oben erwähnte Komponist und Dichter Mesomedes aus Creta, ein Freigelassener und Liebling Hadrians, auf dessen schönen Antinous er ein Lobgedicht verfaßte, erhielt ein Gehalt, das Hadrians Nachfolger zu vermindern für gut fand.[7]

---

1) Id. V 56. 2) Th. I³ S. 395, 2. 3) Strabo XIV 41. p. 648 C. 4) Th. I³ 128, 5. 5) Th. I³ 105 f. 6) Sueton. Nero c. 30. 7) Bähr St. R. L. IV 1874. Suid. s. v. Vit. Anton. P. c. 7.

Künstlereitelkeit.

So vielfache, lebhafte und schmeichelhafte Gunst und Theilnahme konnte nicht anders als Künstlerlaunen, Künstlereitelkeit und -hochmuth nähren und großziehn. Mit großem Behagen erzählt der Fabeldichter Phädrus, wie einer dieser aufgeblasenen Virtuosen sich kürzlich durch seine lächerliche Eitelkeit zum allgemeinen Gespött gemacht habe. Der Flötenspieler Princeps (d. i. Fürst), der den berühmten Pantomimentänzer Bathyllus (Freigelassenen des Mäcenas, und Erfinder der komischen Gattung des Pantomimus) zu begleiten pflegte, erlitt bei einem Scenenwechsel (durch Unvorsichtigkeit oder Einsturz einer Koulisse) einen Beinbruch. Sein Krankenlager dauerte mehrere Monate, und das kunstsinnige Publikum vermißte sein Spiel. Als er nothdürftig wieder gehn konnte, bewog ihn ein vornehmer Mann, der ein Schauspiel veranstaltete, darin aufzutreten. Der Vorhang fiel, der Donner rollte ab, die Götter sprachen (es scheint ein allegorisches Festspiel gewesen zu sein) nach üblicher Weise; hierauf stimmte der Chor ein dem Virtuosen noch unbekanntes Lied an, dessen Text war: „Laut juble Rom, denn wohlbehalten ist dein Fürst!" Das Publikum erhob sich und klatschte; Princeps, der diesen Beifall auf sich bezog, warf Kußhände, die Ritter bemerkten seine thörichte Einbildung und verlangten mit lautem Gelächter das Stück da capo. Es wird wiederholt, Princeps verbeugt sich auf der Bühne bis zur Erde, die Ritter klatschen um ihn zu verhöhnen. Das übrige Publikum glaubt anfangs, er bewerbe sich um den Kranz. Als man über seine wirkliche Meinung im Theater ins klare kam, wurde der freche Mensch, der die Ehre des göttlichen (d. i. kaiserlichen) Hauses auf sich bezogen hatte, „sammt den schönen weißen Binden, mit denen sein Bein verbunden war, den weißen Tuniken und weißen Schuhen" unter allgemeiner Entrüstung hinausgeworfen.[1]

Künstlerlaunen.

Die Launenhaftigkeit sah schon Horaz als eine nie fehlende Eigenschaft der Virtuosen an. Alle Sänger, sagt er, haben den Fehler unter Freunden sich durch keine Bitten zum Singen bewegen zu lassen, dagegen, wenn sie nicht aufgefordert sind, gar nicht aufzuhören. Er hat namentlich jenen Tigellius aus Sardinien (der durch seine anspruchsvolle Empfindlichkeit im J. 45 Ciceros Verdruß

1) Phaedr. V 7. Ueber divina domus vgl. Th. I³ 95, 3.

erregt hatte),[1] wie einen Typus der Unbeständigkeit und Launenhaftigkeit geschildert. Selbst August, der befehlen konnte, bat ihn öfter vergebens zu singen, und scheint die Ungezogenheit des schon von Cäsar verwöhnten Künstlers mit Nachsicht ertragen zu haben. Fiel es diesem dagegen ein sich hören zu lassen, so sang er sein „Io Bacchus" vom ersten bis zum letzten Gange der Mahlzeit in allen Tönen. In nichts blieb er sich gleich. Bald lief er wie auf der Flucht, bald schritt er wie in einer Procession einher. Bald hatte er zweihundert Sklaven, bald nur zehn. Bald redete er im höchsten Grade großsprecherisch, bald wünschte er weiter nichts als einen dreifüßigen Tisch, ein Salzfaß und eine grobe Toga um sich warm zu halten. Erhielt er dann eine Million zum Geschenk, so war in fünf Tagen nichts mehr in seiner Kasse. Mit vollen Händen streute er den leicht erworbenen Reichthum aus, und versammelte durch seine Freigebigkeit um sich einen Hofstaat von Quacksalbern, Bettlern, Tänzerinnen, Gassenmusikantinnen und Spaßmachern. Die Nächte wachte er bis zum frühen Morgen und verschlief den Tag.[2]

Künstlerneid.

Der Neid und die Eifersucht der Künstler gegen einander wurde ganz besonders durch die musikalischen Wettkämpfe, in denen sie um den Preis rangen, rege erhalten. Nebenbuhler beobachteten sich hier gegenseitig und bemühten sich einander zu gewinnen, während sie sich insgeheim verlästerten, auch kam es zu öffentlichen Schmähungen. Gefährliche Mitbewerber suchte man durch Bestechung zu beseitigen oder unschädlich zu machen. Den Preisrichtern und dem Publikum gegenüber wurde die größte Ehrerbietung zur Schau getragen.[3] Nero, der die für das öffentliche Auftreten der Citharöden üblichen Vorschriften mit ängstlicher Genauigkeit beobachtete (so daß er z. B. ermüdet sich nicht niedersetzte, nicht ausspuckte, den Schweiß der Stirn nur mit der Hand oder dem Gewande abtrocknete),[4] redete das Volk mit den Worten an: „Meine Herren, schenkt mir geneigtes Gehör!"[5] Am Schlusse des Vortrags empfahl man sich aufs neue, mit Knie

Betragen gegen das Publikum.

1) Cic. ad fam. VII 24; vgl. ad Attic. XIII 49–51.
2) Horat. Sat. I 3, 1—19. I 2, 1—4.
3) Sueton. Nero c. 23. Vgl. Dio LXIII 9.
4) Tac. A. XVI 4. Sueton. ib. c. 24. 5) Dio. LXI 20.

und Hand der Versammlung huldigend, der Gunst der Zuhörer und erwartete mit erheuchelter oder wirklicher Bangigkeit den Urtheilsspruch.[1]

Bezahlter Beifall.

Auch die berühmtesten Virtuosen betraten nicht leicht die Bühne, ohne vorher für einen bezahlten Beifall gesorgt zu haben. Wenn irgend wo, so war dies (auch abgesehn von der Rücksicht um die Preisbewerbung) bei Künstlern zu entschuldigen, die vor tausenden von Zuhörern aus den untersten Klassen sich hören lassen mußten, welche mit Aeußerungen ihres Misfallens keineswegs sparsam waren; wie denn Citharöden oft genug das Schicksal hatten im Pompejustheater ausgezischt zu werden,[2] und daher nicht ohne Grund beim Auftreten zitterten.[3] Offenbar war die Zahl derer in Rom, die kein anderes Gewerbe hatten als „einem Canus, einem Glaphyrus Beifall zu klatschen" nicht klein, und das Gewerbe galt für einträglich.[4]

Der musikalische Dilettantismus.

Eine so lebhafte Empfänglichkeit, wie sie in Rom für Musik verbreitet war, mußte nothwendiger Weise auch zum ausübenden Dilettantismus führen. Allerdings hatte sich das römische Vorurtheil lange dagegen gesträubt, dem für den Freigebornen, vollends für den Mann von Stande nicht bloß die gewerbsmäßige Fertigkeit in Gesang und Spiel als unanständig galt, sondern auch die spielende Beschäftigung mit solchen Künsten. Doch hatte schon längst in Folge des steigenden Einflusses griechischer Kultur und griechischer Sitten die alte Strenge auch in diesem Punkt einer immer weiter ausgedehnten Toleranz Platz gemacht. Schon in der Zeit der Gracchen gab es zu Rom Tanz- und Singschulen, die von Knaben und Mädchen aus guten, selbst adligen Familien besucht wurden, freilich zum tiefsten Unmuth der strenger gesinnten.[5] Doch bald beurtheilte man wenigstens die Erwerbung und Uebung der Fertigkeit im Gesange milder. Cicero läßt in einem ins Jahr 91 verlegten Gespräch einen der ersten Männer des damaligen Rom, den Redner L. Licinius Crassus, (Consul 95, Censor 92) ohne alle Mißbilligung erwähnen, daß sein Freund, der Ritter Numerius Furius, ein Familienvater, gelegentlich noch als Dilettant die Kunst des Gesanges übe, die er als Knabe

Musikunterricht

1) Tac. ib. 2) Martial. XIV 166 (cithara):
De Pompejano saepe est ejecta theatro,
Quae duxit silvas detinuitque feras.
3) Epictet. Diss. II 16, 9. 4) Martial. IV 5, 8. 5) Macrob. Sat. II 10.

erlernt habe.[1] Wenn freilich ein Mann von Sullas Stellung nicht bloß Schauspieler in seinen Umgang zog, sondern auch das Lob nicht verschmähte selbst ein sehr guter Sänger zu sein:[2] so gab dies sicherlich großen Anstoß, da noch Cornelius Nepos unter den Verschiedenheiten griechischer und römischer Sitten und Anschauungen hervorhebt, daß nach römischer Ansicht Ausübung der Musik einem Manne von hervorragender Stellung nicht zieme.[3] Die stutzerhafte verdorbene Jugend, die zu Catilinas Anhang gehörte, verstand sich nach Cicero auf Liebeshändel, auf Gesang, Saitenspiel und Tanz.[4] Und so wurde Dilettantismus in der Musik ohne Zweifel damals von vielen unter allen Umständen gemißbilligt; eine theoretische Beschäftigung mit der Kunst kann aber in dieser Zeit schon nicht mehr selten gewesen sein, da bereits Varro sie in den Kreis der Wissenschaften aufnahm, auf denen die allseitige Bildung beruhte. Seit dem Anfange der Monarchie dürfte die Theorie der Musik nicht bloß ganz allgemein zu den höhern Gegenständen des Unterrichts gerechnet worden,[5] sondern auch die Ausbildung der Knaben im Gesang und Saitenspiel sehr gewöhnlich gewesen sein: Columella nennt Schulen der Musiker neben denen der Rhetoren und Mathematiker.[6] Titus, der, am Hofe des Claudius gemeinsam mit dessen Sohne Britannicus erzogen, „in denselben Wissenschaften und von denselben Lehrern unterrichtet wurde," machte in allen Fächern schnelle Fortschritte, nicht bloß in der Beredsamkeit und Poesie beider Sprachen, „auch der Musik war er nicht unkundig, er sang und spielte auf der Cither angenehm und geschickt."[7] Britannicus (geb. den 13. Februar 41), der Neros Eifersucht durch seine bessere Stimme erregt hatte,[8] war ebenfalls musikalisch gebildet. An dem Saturnalienfest im December 54 war Nero in der Gesellschaft der Altersgenossen durchs Loos zum Könige erwählt worden; er gab dem noch nicht 14jährigen Prinzen

1) Cic. de orat. III 23, 86 spricht über den Unterschied zwischen Dilettanten und Künstlern: Valerius cottidie cantabat. erat enim scenicus, quid faceret aliud? 87. At Numerius Furius, familiaris noster, quum est commodum, cantat. Est enim pater familias, est eques Romanus, puer didicit quod discendum fuit. 2) Macrob. l. l. 3) Cornel. Nepos Praef. 4) Cic. Catil. II 10, 23. 5) Seneca epp. 88, 9. Quintilian. I 10, 22. 6) Columella R. R. I praef. 5. 7) Sueton. Tit. c. 3. 8) Sueton. Nero c. 33.

auf vorzutreten und einen Gesang vorzutragen, in der Hoffnung er werde sich lächerlich machen. Aber Britannicus sang ohne Befangenheit ein Gedicht, das deutliche Anspielungen auf den an seinem Thronrecht verübten Raub enthielt. Die allgemeine Rührung, die der Gesang erregte, schärfte Neros Haß und gab den unmittelbaren und nächsten Anlaß zu der scheußlichen Ermordung des hoffnungsvollen Knaben im nächsten Jahre.[1] Daß Nero schon als Knabe wie in den übrigen Fächern so auch in der Musik Unterricht erhalten hatte, sagt Sueton ausdrücklich.[2] Unter den Lehrern Marc Aurels wird Andron als derjenige genannt, der ihn in der Musik und zugleich in der Mathematik unterrichtete.[3] Von Commodus sagt sein Biograph, daß ihm der Unterricht der besten wissenschaftlichen Lehrer nichts nützte, daß er dagegen von Kindheit auf Fertigkeit in Dingen bewies, die zur kaiserlichen Würde nicht passen, als im Formen von Bechern, Tanzen und Singen.[4]

Bei den Mädchen wurde natürlich von jeher noch mehr Werth auf die Ausbildung in der Musik gelegt, als bei den Knaben. Berühmte Musiker wie Demetrius und Tigellius brachten schon in der Zeit des Horaz einen großen Theil ihrer Tage neben den Lehnsesseln ihrer Schülerinnen zu.[5] Auch diese lernten nicht bloß singen, sondern ebenfalls die Cither und andere Saiteninstrumente spielen und scheinen sehr häufig die Fertigkeit erworben zu haben, Texte von Dichtern nach selbst gesetzten Melodien vorzutragen und zu begleiten.[6] Ohne Zweifel war dies nicht so schwer wie gegenwärtig, da (wie bemerkt) die Formen der antiken Musik viel fester und leichter zu handhaben waren, und auch hier vieles durch Erlernen angeeignet werden konnte, wozu es jetzt wo nicht der Produktivität, so doch des Talents bedarf. Chöre von Knaben und Mädchen aus guten Familien dürften bei religiösen Festlichkeiten nicht selten gesungen haben. Catull hat für einen solchen Doppelchor einen Lobgesang auf Diana gedichtet.[7] An den Säcularspielen wurde im Tempel des Palatinischen Apollo das Festlied von dreimal neun Knaben und ebenso viel Mädchen in lateinischer

Oeffentliche Aufführungen von Knaben- und Mädchenchören.

1) Tac. A. XIII 15. 2) Sueton. Nero c. 20. 3) H. A. v. M. Antonini c. 2. 4) V. Commodi c. 1. 5) Horat. S. I 10, 98. 6) Th. I³ 369—371. 7) Catull. c. 33.

und griechischer Sprache gesungen.[1] Bei Augusts Bestattung sangen Kinder beiderlei Geschlechts aus den vornehmsten Familien die Todtenklage,[2] bei der der Apotheose der Kaiser vorausgehenden Todtenfeier sang nach Herodians Beschreibung auf dem Forum an der Bahre ein Chor edler Knaben und ein Chor edler Frauen Lobgesänge auf den Verstorbenen, die in klagenden und feierlichen Weisen gesetzt waren.[3] Es gab aber auch Veranlassungen, bei denen es für Männer von Stande unbedenklich, ja geboten war öffentlich zu singen. Ein so ernster und strenger Mann wie Thrasea Pätus hatte bei einem uralten, feierlichen, nur in Zwischenräumen von dreißig Jahren wiederkehrenden Schauspiel in seiner Vaterstadt Patavium eine Tragödienscene, und zwar im Kostüm gesungen.[4]

Dilettantinnen.

Auch der Dilettantismus der Frauen und Mädchen in der Musik war in der ältern Zeit von Strengern wenigstens nur bis zu einem gewissen Grade gebilligt worden; noch Sallust stellt sich auf diesen Standpunkt, wo er von der mit Catilina vertrauten Sempronia sagt, sie habe mit mehr Kunst gesungen als für eine rechtschaffene Frau erforderlich sei.[5] Doch später verstummte nicht bloß allem Anschein nach jeder derartige Tadel ganz, sondern Fertigkeit in der Musik wurde auch allgemein zu den wesentlichen Erfordernissen weiblicher Bildung gerechnet. Statius zählt unter die Vorzüge, durch welche seine Stieftochter verdiente einen Mann zu finden, daß sie die Laute zu schlagen und seine Gedichte nach eigenen Melodien zu singen verstand; der j. Plinius rühmt dasselbe von seiner dritten Frau.[6] Lucian preist in überschwenglicher Weise den Gesang und das Saitenspiel der Geliebten des Lucius Verus, der schönen Smyrnäerin Panthea. Er vergleicht sie mit den Musen und den Sirenen; dieser Stimme gegenüber muß die Nachtigall verstummen, es ist ein Gesang wie man ihn eben aus einem so schönen Munde zu hören erwarten kann. Am vollendetsten ist ihr Gesang zur Cither: die streng richtige Durchführung der Melodie (ἁρμονία), so daß der Text durchaus festgehalten wird, und der Gesang im wohlgemessenen

1) Marquardt Hdb. IV 340. 2) Sueton. August. c. 100. 3) Herodian. IV 2, 5. 4) Tac. A. XVI 21. Dio LXII 26. Die Ausdrücke beider: habitu tragico cecinerat und τραγῳδίαν ὑποκρινάμενος stimmen genau überein. Vgl. Th. II² 312. 5) Sallust. B. C. c. 25. 6) Th. I³ 370 f.

Wechsel von Hebung und Senkung fortgeht; daß die Cither dazu stimmt, das Plectrum mit der Kehle gleiches Zeitmaß hält, die Beweglichkeit der Finger, der Wohllaut der Modulation — alles dieses vermöchten selbst Orpheus und Amphion nicht zu erreichen.[1]

Dilettanten. Aber auch gegen den musikalischen Dilettantismus der Männer scheint sich schon in Augusts Zeiten nur noch vereinzelter Widerspruch erhoben zu haben. In der That ist der einzige Schriftsteller, der sich nach dem Untergange der Republik mißbilligend dagegen äußert, der ältere Seneca, ein starrer Anhänger der alten Einfachheit und Sittenstrenge. Er klagt, daß die edeln Studien darniederliegen, und Interessen, die noch schlimmer sind als der Müßiggang, sich der Geister bemächtigt haben, daß die unanständigen Beschäftigungen mit Gesang und Tanz die weibisch gewordene Jugend in Anspruch nehmen.[2] Der Tadel des jüngern Seneca (in einer unter Claudius verfaßten Schrift) ist nur gegen die Uebertreibung dieses Dilettantismus gerichtet. Die leidenschaftlichen Musikliebhaber verbrachten nach seiner Schilderung den ganzen Tag mit Hören, Singen und Componiren von Arien, quälten ihre Stimme durch künstliche Modulationen zu einem andern als ihrem natürlichen Klange, ihre Finger schlugen fortwährend den Takt zu einem Stücke, das sie im Kopfe hatten, und auch bei ernsten, ja traurigen Veranlassungen konnten sie sich nicht enthalten eine Melodie zu summen.[3] Aehnlich schildert bereits Manilius den Musikfreund, der beim Gelage den Genuß des Weins durch süßen Gesang erhöht, auch unter Arbeit und Geschäften mit verstohlenem Gemurmel Lieder singt, und wenn er allein ist, sich stets durch Gesang unterhält.[4]

Die große Verbreitung des musikalischen Dilettantismus der Männer in Rom seit dem Anfange der Kaiserzeit bestätigen auch zahlreiche andere Aeußerungen und Angaben. Durch eine schöne Stimme konnte man hoffen den Frauen zu gefallen,[5] als fertiger Sänger Zutritt in gute Gesellschaft zu erhalten:[6] überhaupt wurde musikalisches Talent wie es scheint besonders wegen seines Werths für die Geselligkeit geschätzt.[7] Der Trimalchio Petrons fordert einen

1) Lucian. Imagg. 13 sq. 2) Seneca Controv. I prooem. 3) Seneca de brev. vitae c. 12, 4. 4) Manil. V 329 sqq. 5) Ovid. A. A. I 595. 6) Horat. S. I 9, 25. 7) Manil. IV 525 sqq. V 329.

seiner Gäste, der sonst für einen guten Sänger gegolten hatte, auf etwas zum besten zu geben; dieser bedauert nicht mehr singen zu können, in seiner Jugend freilich habe er sich „fast die Schwindsucht an den Hals gesungen." Trimalchio selbst „mißhandelt" die Arien des in Neros Zeit berühmten Citharöden und Componisten Menecrates.[1] Der allseitige Dilettant bei Martial, der alles hübsch, aber nichts gut macht, singt auch hübsch, und spielt hübsch die Lyra.[2]

Auch in hohen Kreisen scheint dieser Dilettantismus sehr verbreitet gewesen zu sein. C. Calpurnius Piso, das Haupt der Verschwörung gegen Nero im Jahr 65 spielte (nach der Versicherung eines zu seinem Preise verfaßten Gedichts) die Lyra so vortrefflich, daß man glauben konnte, Apollo selbst habe ihn unterrichtet: und er hatte sich in einer Zeit des Friedens der Beschäftigung mit dieser Kunst nicht zu schämen, hatte doch auch Achill die Saiten mit derselben Hand gerührt, mit der er die schreckliche Lanze gegen die Feinde schleuderte.[3] Die Zahl der Kaiser, von denen berichtet wird, daß sie ausübende Dilettanten der Vocal- oder Instrumentalmusik waren, ist verhältnißmäßig auffallend groß. Hadrian that sich auf seine Fertigkeit im Gesang und Citherspiel etwas zu gut,[4] und Fronto, der seine Ermahnung an Marc Aurel, die Muße des Aufenthalts in Alsium zu genießen, mit den Beispielen früherer Kaiser unterstützt, sagt von ihm, auch er habe neben seinen Regierungssorgen zu andern Dingen Zeit gehabt; er sei ein Freund trefflicher Mahlzeiten, und der Beschäftigung „mit Compositionen und Flötenbläsern" ergeben gewesen.[5] Caracalla übte gleichfalls die Citharödik und errichtete dem berühmten Citharöden Mesomedes, der an den Höfen des Hadrian und Antoninus Pius geglänzt hatte, ein Denkmal.[6] Elagabal sang, auch mit Flötenbegleitung (d. h. dramatische Scenen), blies die Tuba und spielte die Pandura (ein Saiteninstrument) und die Orgel.[7] Alexander Severus liebte gleichfalls Musik und spielte die Lyra, Flöte und Orgel, „auch die Tuba, auf der er sich jedoch als Kaiser nicht hören ließ."[8] Man sieht, daß die Cither, wenn auch ohne

Große Zahl der kaiserlichen Dilettanten.

1) Petron. Sat. c. 64 u. 73. 2) Martial. II 7. 3) C. in Pisonem 166—177. 4) Vit. Hadriani c. 14. 5) Fronto fer. Als. 3 ed. Naber p. 226. 6) Dio LXXVII 13. 7) Vit. Elagab. c. 32. 8) V. Alex. Severi c. 27.

Zweifel das gewöhnliche, doch keineswegs das einzige Instrument der Dilettanten war. Nero hatte gelobt, wenn es ihm gelingen würde, der gegen ihn ausgebrochenen Empörung Herr zu werden, bei den Spielen zur Feier des Sieges sich auf der Wasserorgel, Sackpfeife und Chorflöte hören zu lassen; die in der Zeit der dringendsten Gefahr berufenen Großen führte er nach einer eilig abgemachten Berathung den ganzen übrigen Tag unter neu erfundenen Wasserorgeln umher, die er ihnen erklärte, und die Schwierigkeiten der einzelnen Instrumente aus einander setzte.[1] L. Norbanus Flaccus war ein eifriger Tubabläser, und übte sich fleißig auf seinem Instrument, selbst am Morgen des Tages, an dem er das Consulat antrat (1. Januar 19 n. Chr.): von der vor seinem Palast zur Aufwartung versammelten Menge ward es als ein böses Omen aufgefaßt, daß man den Consul ein Kriegssignal blasen hörte.[2] Daß das Beispiel der Kaiser beitrug diesen Dilettantismus namentlich in hohen Kreisen zu verbreiten, ist selbstverständlich.

Neros Streben, nicht Dilettant, sondern Künstler zu sein.

Nach der Art, wie alle diese Fälle mitgetheilt werden, ist unzweifelhaft, daß in Neros musikalischem Treiben es weder die Liebhaberei für diese Kunst, noch deren dilettantische Ausübung sein konnte, was in den Augen der Mitwelt als unwürdig und schmachvoll erschien: sondern gerade daß er kein Dilettant, daß er ein Künstler von Fach sein wollte, daß und wie er seine Leistungen dem öffentlichen Urtheil preisgab. Die Ueberzeugung, er sei zum Künstler geboren, beherrschte ihn mit der Stärke einer fixen Idee sein ganzes Leben hindurch; und mit den immer wiederholten Worten: welch ein Künstler geht in mir verloren! ist er ja auch gestorben. Als die Empörung gegen ihn ausbrach, soll ihn nichts so sehr in Aufregung versetzt haben, als daß er in einer Proklamation des Vindex ein schlechter Citharöde genannt worden war. Die Falschheit dieses Vorwurfs, durch den ihm die Kenntniß einer mit vollendeter Meisterschaft geübten Kunst abgesprochen werde, betrachtete er als den besten Beweis für die Falschheit der übrigen Anklagen und fragte fortwährend seine Höflinge, ob sie einen bessern kennten. Ihm war schon früh von Astrologen geweissagt worden, er werde abgesetzt

1) Sueton. Nero c. 41. 54. 2) Dio LVII 18.

werden, worauf er die (in Rom allgemein verbreitete) Antwort gab: die liebe Kunst wird mir dann durchhelfen.[1] Kaum war er Kaiser geworden, so berief er den damals berühmtesten Citharöden Terpnus, ließ sich Tag für Tag nach der Tafel bis tief in die Nacht vorsingen und vorspielen, und suchte durch unablässige Uebungen und Studien und die strengste Beobachtung aller diätetischen Vorschriften seine dumpfe und schwache Stimme auszubilden.[2] Zuerst trat er im Jahr 59 (dem fünften seiner Regierung, dem zwei und zwanzigsten seines Alters) in seinem Garten und Palast am rechten Tiberufer,[3] dann im Jahr 64 in der „griechischen Stadt" Neapel,[4] und erst im Jahr 65 in Rom ganz öffentlich bei dem von ihm gestifteten Wettkampf als Citharöde im Pompejustheater auf;[5] gegen das Ende des Jahres 66 unternahm er seine Kunstreise durch Griechenland, von welcher er wahrscheinlich gegen Ende des folgenden zurückkehrte.[6] Neben den citharödischen waren es vorzugsweise die halbdramatischen Vorträge von Soloscenen aus Tragödieen, in denen er sich zeigte,. und zwar in diesen letztern in Kostüm und Maske.[7] Wahrscheinlich war er, wie die Citharöden wol gewöhnlich, auch selbst Componist.[8] Für den Beifall war bei seinem Auftreten stets durch ein ganzes Heer wohlgeschulter und organisirter Beifallrufer und Klatscher gesorgt. Wie so oft in der Geschichte dieser Zeit mischte sich auch hier in das Lächerliche das Gräßliche. Spione lauerten überall, und wehe dem, der nicht genug geklatscht oder vor Beendigung des kaiserlichen Gesanges sich fortgeschlichen hatte, oder eingeschlafen war; oder der, wenn Katarrhe in Rom grassierten, unterlassen hatte, für die „himmlische" (d. i. kaiserliche) Stimme Opfer und Gelübde darzubringen.

Musikalische Zustände in der letzten Zeit des Alterthums.

Von den ersten Jahrzehnten des dritten Jahrhunderts bis gegen Ende des vierten sind die Nachrichten über Culturzustände äußerst spärlich. Aus den letzten Zeiten des Alterthums erfahren wir über

1) Sueton. Nero c. 49. 41. 40. 2) Id. ib. c. 20. Dio LXI 20.
3) Tac. A. XIV 14 sq. Dio LXI 20. Plin. H. N. XXXVII 19.
4) Tac. A. XV 33. 5) Tac. A. XVI 4. 6) Haach St. R. E. V 583 f.
7) Th. II² 313. 8) Mit Bestimmtheit folgt dies allerdings nicht aus Philostrat. V. Apoll. Tyan. IV 39 p. 82 ed. K.

die Musik wenigstens, daß Liebe für sie in der heidnischen wie christlichen Gesellschaft sehr verbreitet war. Ammianus Marcellinus sagt, daß die Paläste Roms, die einst durch die wissenschaftliche Pflege berühmt waren, nun von der Kurzweil schlaffen Müssiggangs erfüllt seien, von Gesang und Saitenspiel wiederhallen. Statt des Philosophen gehe der Sänger, statt der Lehrer der Beredsamkeit die der Musik aus und ein, und man sehe musikalische Instrumente aller Art, während die Bibliotheken gleich Grüften geschlossen seien.[1] Und in Constantinopel richtete Johannes Chrysostomus von der Kanzel an seine Gemeinde die Frage: wer von euch könnte einen Psalm oder ein anderes Stück aus der heiligen Schrift hersagen, wenn er dazu aufgefordert würde? Wenn man aber nach diabolischen Arien, nach buhlerischen unzüchtigen Gesängen fragen wollte, dann würde man gar viele finden, die alles aufs genauste wissen, und mit großer Lust recitiren würden.[2] Daß diese Verdammung der Musik nicht bloß von christlichem Standpunkt aus gerechtfertigt war, daß sie in der That nur noch frivolen Sinnengenuß, und namentlich die Theatermusik bei der unumschränkten Herrschaft des Pantomimus auf der Bühne nichts als gemeinen Ohrenkitzel bezweckte, läßt der allgemeine Verfall der antiken Kultur in jenen Zeiten voraussetzen.

Die Musik im christlichen Gottesdienst.

Je mehr die Musik ihren Ernst und ihre Würde eingebüßt hatte, desto bedenklicher mußte ihre Anwendung für den christlichen Gottesdienst erscheinen, in dem der Kirchengesang doch von Anfang an ein wesentliches Element gewesen war; mindestens wurde die Gefahr seiner Verweltlichung mit Grund befürchtet. Hieronymus warnt die, deren Amt es ist in der Kirche zu singen: man müsse Gott nicht mit der Stimme sondern mit dem Herzen singen, nicht nach Art der Tragöden Hals und Kehle mit Süßigkeiten schmeidigen, damit in der Kirche theatralische Melodien und Arien gehört würden.[3] Aus demselben Grunde nahmen manche an dem Gesange der Frauen in der Kirche Anstoß. Für die meisten, sagt Isidorus von Pelusium,[4]

1) Ammian. Marcell. XIV 6, 18 (wo aber paucae schwerlich richtig, oder etwas ausgefallen ist).

2) P. E. Mueller de gen. aev. Theodos. II 123.

3) Forkel, Allg. Gesch. der Musik II 151. Hieronym. in Ep. ad Ephes. c. 5.

4) Forkel, II 140. Isidor. Pelusiota Epp. I 90.

wird auch dies ein Anlaß zur Sünde, da sie statt sich durch die göttlichen Psalmen zerknirscht zu fühlen, in der Süßigkeit der Melodie einen Anreiz zur Leidenschaft finden, und sie nicht höher achten als die Theatergesänge. Wolle man gottgefällig handeln, so müsse man den Weibern, die die göttliche Gabe so mißbrauchen, das Singen in der Kirche und den Aufenthalt in der Stadt verbieten. Cyrillus, Bischof von Jerusalem († 386) hatte den Gesang der Frauen überhaupt nicht dulden wollen, weil ihnen der Apostel Paulus in der Gemeinde Schweigen auferlege.[1] Den Asceten erschien das Wohlgefallen in der Musik geradezu als unerlaubte fleischliche Lust. Auch Augustinus, der für musikalische Eindrücke sehr empfänglich war, und oft bei den Hymnen des Ambrosius Thränen vergoß, fand es gerade darum bedenklich sich diesen Empfindungen hinzugeben, und fürchtete der Inhalt der Lieder möchte nur wegen der schmeichelnden Töne bei ihm Eingang finden: in solchen Augenblicken wünschte er allen anmuthigen Gesang aus der Kirche fort, und wollte die Psalmen wie Athanasius es in Alexandria eingeführt hatte, mehr hersagen als singen lassen.[2] Der eifrigste Beförderer des Kirchengesanges in der abendländischen Kirche (wie Basilius in der morgenländischen) war Ambrosius. Freilich sollten Christen nicht „die todbringenden Gesänge theatralischer Coloraturen (chromata) ergötzen, die das Herz für die sinnliche Liebe empfänglich machen;“ desto höher schätzte er den Werth des wahrhaft erbauenden Kirchengesanges. „Was ist lieblicher, sagt er, als ein Psalm! es ist das Lob Gottes und ein wohllautendes Bekenntniß des Glaubens. Der Apostel befiehlt zwar, daß die Weiber in der Kirche schweigen sollen, aber die Psalmen singen sie sehr gut. Zum Psalmensingen ist jedes Alter, jedes Geschlecht geschickt. Die Greise legen beim Singen desselben die Strenge des Alters ab, die jüngern Männer singen ihn ohne den Vorwurf der Ueppigkeit, die Jünglinge ohne Gefahr für ihr empfängliches Alter und ohne Versuchung zur Wollust, die zarten Mädchen ohne Einbuße an frauenhafter Schamhaftigkeit, die Jungfrauen und Frauen lassen ohne Ausgleiten der Sittsamkeit in ernster Würde das Loblied

1) Forkel a. a. O.

2) Forkel II 133 f. Augustin. Confess. IX 6.

Gottes mit der Lieblichkeit ihrer tonreichen Stimmen melodisch erschallen. Und was hat man für Mühe, das Volk in der Kirche zum Schweigen zu bringen, wenn bloß vorgelesen wird. Sobald aber der Psalm ertönt, wird gleich alles still."[1]

Fortpflanzung der griechischen Tonarten.

Doch jede Erinnerung an den heidnischen Ursprung und Charakter der Musik schwand allmälig, je mehr sich in die alten Formen ein neuer Inhalt ergoß; und weil sie sich zur Aufnahme dieses Inhalts vollkommen geeignet erwiesen, haben die von altgriechischem Kunstgefühl geschaffenen Formen der Musik sogar theilweise unveränderter fortbestanden als die irgend einer andern Kunst. Das in ununterbrochener Tradition fortgepflanzte System der sechs oder sieben griechischen Tonarten blieb auch in der christlichen Zeit die Grundlage der musikalischen Composition. Erst die Meister des vorigen Jahrhunderts haben das auf zwei Tonarten basirte Musiksystem an seine Stelle gesetzt; die bis dahin unbekannte Mannigfaltigkeit der zwölf Transpositionsscalen für die Dur- und Molltonarten hat zuerst J. S. Bach in seinem wohltemperirten Clavier gezeigt.

„So ergibt sich denn für die Geschichte der Künste die höchst eigenthümliche Erscheinung, daß gerade diejenige Kunst, welche eine vom antiken Geist am meisten abweichende Richtung eingeschlagen hat, sich in ihrer geschichtlichen Entwicklung unmittelbar aus dem Alterthum in continuirlicher Tradition auf uns verpflanzt hat, während die antiken Kunstnormen der Plastik, Poesie, Architektur, die auch für uns noch immer eine bindende Geltung haben, erst in verhältnißmäßig später Zeit gleichsam wieder neu entdeckt werden mußten."[2]

---

1) Ambros. Opp. I p. 740 (Praef. ad Psalm. I). Forkel 131 f.

2) Westphal, Harmonik und Melopöie der Griechen S. 24 vgl. 157.

III.

Die schöne Litteratur.

Poesie und Kunst der Prosa.

Die folgende Betrachtung wird versuchen zu zeigen, daß die Bedeutung der Poesie für die Gesammtbildung im spätern römischen Alterthum eine wesentlich andere, und zwar umfassendere und tiefer greifende war als gegenwärtig. Zu diesem Zweck ist das Verhältniß der gebildeten Welt zur Poesie, die dieser gestellten Aufgaben, die durch beides bedingte Stellung der Dichter, endlich die Ablösung der Poesie durch die Kunst der Prosa ins Auge zu fassen.

Wirkungen des Jugendunterrichts. Sein Hauptzweck Beredsamkeit.

Das Verhältniß der gebildeten Welt zur Poesie war zum großen Theil durch den Jugendunterricht bestimmt, und hier wurden ganz andere Zwecke verfolgt und auf ganz andern Wegen als gegenwärtig. Wenn der heutige Jugendunterricht eine erste Orientirung auf den wichtigsten Gebieten menschlichen Wissens, ein möglichst vielseitiges Verständniß der mannigfachen wissenschaftlichen Arbeit und die Fähigkeit sich an ihr zu betheiligen bezweckt, so war er im Alterthum schon darum sehr viel einfacher, weil die jetzt auf den Schulen gelehrten Wissenschaften theils gar nicht oder nur in ihren ersten Anfängen existirten, theils nicht als zur allgemeinen Bildung gehörig betrachtet wurden. Nicht zu einer möglichst großen Empfänglichkeit, sondern zur eignen Gestaltungsfähigkeit sollte der jugendliche Geist gebildet werden. Das Hauptziel des Unterrichts war die Gewinnung nicht eines umfangreichen Wissens, sondern eines virtuosen Könnens: einer möglichst vollkommnen Herrschaft über den sprachlichen Ausdruck, die Erwerbung der Kunst das Wort zur klaren und überzeugenden Entwicklung der Gedanken, zum angemessenen und geschmack-

vollen, wenn möglich reichen, schönen und hinreißenden Ausdruck zu gebrauchen.[1]

Für die Zeit der Republik, wo die Rede mit weit größerem Recht als heute das Wissen „eine Macht" heißen konnte, wo, wie Tacitus sagt, „Niemand ohne Beredsamkeit zu großer Macht gelangte,"[2] bedarf dies keiner Erläuterung. Aber wenn auch mit dem Untergange der Republik die politische Beredsamkeit verstummte, so war doch durch die lebhafte Empfänglichkeit der Südländer für das lebendige Wort und durch die ganzen Lebensgewohnheiten des Alterthums ein gewisser Grad von Oeffentlichkeit und Mündlichkeit für alle Verhältnisse mit Nothwendigkeit bedingt, und auch in der Monarchie stand Schrift und Rede in Bezug auf Wichtigkeit und Einfluß zu einander im umgekehrten Verhältniß wie in der heutigen Welt. Nicht bloß für den Advokaten und Lehrer, auch für den höheren Offizier oder Beamten, für den Senator und Staatsmann, überhaupt für jeden, der nach einer hervorragenden Lebensstellung strebte, war Beredsamkeit unentbehrlich. Der beste Maßstab für den Werth, den auch die Monarchie auf die Redekunst legte, der beste Beweis dafür, daß sie auch jetzt als das wichtigste Moment der allgemeinen Bildung galt, liegt darin, daß dies das erste Fach des Unterrichts war und lange das einzige blieb, für das zu sorgen der Staat als seine Pflicht erkannte. Die ersten von der Regierung in Rom begründeten mit einem reichen Gehalt (von 100,000 S.) dotirten öffentlichen Lehrstühle waren die der römischen und griechischen Beredsamkeit, und der Kaiser, der dem Budget diese Last auferlegte und Quintilian „den Ruhm der römischen Toga"[3] zu der römischen Professur berief, war Vespasian, der haushälterische, allen idealen Tendenzen abholde, ganz den praktischen Bedürfnissen zugewandte Regent. Bald hatten nicht bloß die größern sondern (wenigstens um die Mitte des zweiten Jahrhunderts) auch viele kleinere Städte Italiens und der Provinzen ihre von den Communen angestellten Professoren der Beredsamkeit, die größten ohne Zweifel so gut wie Rom, griechische und lateinische zugleich.[4]

1) Tac. dial. c. 30 sq. 2) Tac. dial. c. 37. 3) Martial. II 90. 2.
4) Th. I³ 270 f. 264. 4.

Gegenstand des ersten Unterrichts: Lesung und Erklärung der Dichter.

Die Vorbereitung zum Unterricht in der Beredsamkeit war eine sehr intensive und ganz ausschließliche Beschäftigung mit der Poesie. Der Dichter „formte schon den stammelnden Mund des Kindes,“[1] und die Lesung und Erklärung der Dichter war der so gut wie einzige Gegenstand des eigentlichen Schulunterrichts der heranwachsenden Jugend.[2] Daneben wurde nur etwa einige Kenntniß der Geometrie und der Musik als nothwendig oder wünschenswerth anerkannt, die letztere, in welcher der Unterricht sich häufig auf die Theorie beschränkte, scheint ihre Aufnahme unter den Lehrgegenständen ihrem im Alterthum so viel engeren Zusammenhange mit der Poesie verdankt zu haben.[3] Einige andere Kenntnisse wurden dem jugendlichen Geist durch die Poesie vermittelt, namentlich aus der Geographie, Astronomie und selbst Geschichte, als deren Theile Sage und Mythologie allgemein betrachtet wurden. Zugleich sollten die Kinder auch die Lehre der Sittlichkeit und Lebensweisheit aus den Dichtern sich aneignen und einprägen.[4]

Griechische in der Schule gelesene Dichter.

Wo eine höhere Bildung bezweckt wurde, erstreckte sich der Schulunterricht selbstverständlich auch auf die griechischen Dichter. Mit Homer begann er auch in späterer Zeit, was Quintilian billigt;[5] denn wenn auch für ein volles Verständniß seiner Poesie ein reiferes Alter erforderlich sei, so werde jeder doch diese Gedichte mehr als einmal lesen. Von den übrigen griechischen Dichterwerken nennt er Tragödien und lyrische Gedichte; ausgeschlossen will er wie es scheint nur solche wissen, die durch ihren Inhalt Bedenken erregen konnten, wie Elegien; ganz besonders empfiehlt er Menander, dessen Stücke schon in Ovids Zeit in Knaben- und Mädchenschulen gelesen wurden.[6] Der Vater des Dichters Statius hielt zu Neapel eine Schule, die, wie der Sohn versichert, nicht bloß von Knaben der nächsten Städte, sondern auch aus Lucanien und Apulien besucht wurde, und von Söhnen senatorischer Familien, die später hohe Priesterthümer bekleideten und als Statthalter Provinzen regierten. In dieser Schule

1) Horat. Epp. II 1, 126. 2) Quintilian. I 4, 1—4. 3) Vgl. oben S. 261.
4) Horat. Epp. II 1, 128—131. 5) Plin. epp. II 14, 2. Quintilian. I 8, 5.
6) Ovid. Trist. II 369. Th. I³ 369, 1. Menander neben Homer als Hauptautor des griechischen Schulunterrichts auch Stat. Silv. II 1. 114.

wurden Homer, Hesiod, Theocrit, Pindar, Ibycus, Alcman, Stesichorus, Sappho, Corinna, Callimachus, Lycophron, Sophron und andere Dichter gelesen.[1] Eine so ausgedehnte Beschäftigung mit griechischer Poesie mochte freilich außerhalb der eigentlich griechischen Länder[2] eben nur in einer Stadt wie Neapel vorkommen, wo sich griechische Sprache und Sitte behauptet hatte; daß aber Bekanntschaft mit den bedeutendsten griechischen Dichtern bei jedem Gebildeten — also doch wol von der Schule her — vorausgesetzt wurde, zeigt auch Senecas Erzählung von jenem Calvisius Sabinus, der, um gebildet zu scheinen, seine Sclaven die Dichter auswendig lernen ließ, aus denen er Citate anführen wollte:[3] wo außer Homer und Hesiod auch die neun griechischen Lyriker genannt werden.

Während wir aber über die Wahl der griechischen Dichter für den Schulunterricht nicht näher unterrichtet sind, namentlich nicht ob und in wiefern sie in verschiedenen Zeiten verschieden getroffen wurde, wissen wir, daß die lateinischen Dichter, die in der Schule gelesen wurden, im zweiten Jahrhundert ganz andere waren als im ersten; und zwar erfolgte diese Veränderung auf Grund der großen Umwälzung der literarischen und Geschmacksrichtung, die sich etwa seit Neros Zeit vorzubereiten anfing und zu Anfang des zweiten Jahrhunderts vollzog.

Römische, in der Schule gelesene Dichter. Im ersten Jahrhundert hauptsächlich die lebenden.

Von den lateinischen Dichtern war im ersten Jahrhundert Vergil der erste, der der Jugend in die Hände gegeben wurde, und seine Gedichte ebenso das Fundament und der Hauptgegenstand des lateinischen wie die Homerischen des griechischen Unterrichts. Nächst ihm dürfte Horaz am meisten gelesen wurden sein; die Büsten beider schmückten wie es scheint noch zu Anfang des zweiten Jahrhunderts gewöhnlich die Schulstuben.[4] Mit der Einführung der neuesten Dichter

1) Stat. Silv. V 3, 146—194.

2) Ueber die Interpretation der griechischen Dichter in den griechischen Ländern vgl. Lehrs qu. epp. p. 14. Aristid. I p. 142 D, wo Homer, Archilochos, Hesiod, Simonides, Stesichorus, Pindar, Sappho, Alkäos u. a. als Dichter genannt werden, die Alexander von Cotyäium in der Schule interpretirte. Vgl. auch Galen. ed. K. XVI 566: *καὶ γὰρ ῥήτορος ἤκουσα μελετῶντος ἐν παρακοπῇ καὶ γραμματικοῦ βιβλίον ἀναγινώσκειν οἰομένου Βακχυλίδειον ἢ Σαπφικόν.*

3) Vgl. oben S. 90, 2. 4) Juv. VII 227 (der Scholiast versteht Exemplare beider Dichter).

in den Schulunterricht soll der Grammatiker Q. Cäcilius Epirota, ein Freigelassener von Ciceros Freunde Atticus, voran gegangen sein, der seine Schule nach dem Tode seines Gönners, des Dichters Cornelius Gallus († 728) eröffnete. Hier las er Gedichte Vergils offenbar noch vor dessen Tode (735) und anderer lebender Dichter vor, und erklärte sie, was ihm von einem Epigrammendichter die Benennung „Kinderfrau der Poeten im Säuglingsalter" eintrug.[1] Doch vermuthlich machte Cäcilius Epirota durch sein Beispiel nur zur Sitte, was zuvor vereinzelt geschehen war; denn Horaz erklärt es schon in einer um mehrere Jahre ältern Satire für Thorheit, wenn ein Dichter den Beifall der Menge wünsche und es gern sehe, daß seine Gedichte in niedrigen Schulen gelesen werden.[2] Allem Anschein nach wurden hier seit dieser Zeit gerade die lebenden neuesten Dichter vorzugsweise gelesen. Daß auch Lucans Epos unmittelbar nach seiner Veröffentlichung in der Schule allgemein gelesen wurde, darf man daraus schließen, daß in Vespasians Zeit von dem Redner dichterischer Schmuck „aus dem Heiligthum des Vergil, Horaz und Lucan entnommen" verlangt wurde;[3] übrigens bezeugt es Sueton ausdrücklich, so wie daß die Buchhändler übermäßige Sorgfalt auf die Ausstattung seiner Werke verwandten.[4] Es sei doch schön für den Dichter, heißt es bei Persius, wenn seine Verse hundert lockigen Kindern vordiktirt werden: und die Angabe des Scholiasten, daß dies sich auf Neros Gedichte beziehe, die damals allgemein in der Schule zum Unterricht benutzt worden seien, ist an und für sich sehr glaublich.[5] Statius konnte schon am Schluß seiner Thebaide sich rühmen, daß dies Werk, die Frucht zwölfjähriger Arbeit, bereits von der Jugend Italiens eifrig gelernt werde.[6] Martial, dessen Gedichte ihr lasciver Inhalt natürlich für Unterrichtszwecke völlig ungeeignet machte,[7] läßt sich

1) Sueton. Ill. gr. 16. 2) Horat. S. I 10, 80—84.
3) Tac. dial. c. 26. Vgl. Genthe de vita Lucani p. 82.
4) Sueton. vit. Lucani f. poemata ejus etiam praelegi memini.
5) Pers. S. I 29 c. schol.
6) Stat. Theb. XII 810 sqq.
7) Martial. I 35: Versus scribere me parum severos,
Nec quos praelegat in schola magister,
Corneli quereris etc.

von seiner scherzhaften Muse die Frage vorlegen, ob er etwa zum tragischen Kothurn übergehn oder Kriege in epischen Gedichten besingen wolle, „damit ein aufgeblasener Schulmeister ihn mit heiserer Stimme vorlese, und er heranwachsenden Mädchen und guten Jungen zum Gegenstande des Hasses werde.“[1]

Reaction gegen die moderne Litteratur.

Aber damals hatte sich schon längst in den literarischen Kreisen der Streit erhoben, ob die alte oder neue Literatur den Vorzug verdiene, und die unbedingten Anhänger der erstern wollten natürlich die letztere auch in der Schule nicht dulden. Schon in Vespasians Zeit hatte sich eine scharfe Opposition gegen die moderne Prosa mit ihren Extravaganzen, ihrer Unnatur und Gespreiztheit gebildet,[2] auf deren Seite Quintilian sich stellte, dessen Autorität ohne Zweifel für weite Kreise maßgebend war. Er fand beim Antritt seines Lehramts den glänzendsten Autor der Modernen, Seneca, von der Jugend allgemein und enthusiastisch bewundert, und zwar gerade wegen seiner blendenden und verführerischen Fehler, die die Nachahmer noch vervielfachten und überboten.[3] Quintilian erstrebte und bewirkte mit Gleichgesinnten eine Regeneration der Prosa auf der Basis des Ciceronischen Stils, der allerdings von den Schriftstellern dieser Richtung dem Bedürfniß der Zeit gemäß umgestaltet, mehr Beweglichkeit, Farbigkeit und Glanz erhielt.

Einführung der alten Dichter in die Schule.

Aber dies war schon damals einem Theil der Freunde des Alten viel zu wenig, sie glaubten noch um ein Jahrhundert weiter, selbst zu den Incunabeln der römischen Literatur zurückgreifen zu müssen, um die Muster zu finden, an denen der entartete Geschmack neu erzogen werden sollte, sie priesen den alten Cato, die alten Chronisten und Redner wie Gracchus und die Dichter aus der Zeit der punischen Kriege, Nävius, Ennius, Plautus, Accius, Pacuvius, Lucilius und deren Zeitgenossen, und wollten sie natürlich auch in die Schule eingeführt sehn. Diese Richtung hatte ums Jahr 90 schon so weit Boden gewonnen, daß Quintilian die letzte Forderung als berechtigt anerkannte. Seine Natur war zu maßvoll, sein Blick zu frei, sein Geschmack zu fein, als daß er in diesem Streit überhaupt hätte Partei

1) Martial. VIII 3; 15. 2) Bernhardy R. L. G.[4] A. 213. 3) Quintilian. X 1, 125—131.

nehmen sollen; am wenigsten konnte er es für die Alterthümler, vielmehr stand er seiner ganzen Richtung nach den Modernen weit näher, er theilte den Enthusiasmus für Ennius und Plautus nicht und wollte dem erstern nur die Ehrfurcht zollen, die das durch Alter Geheiligte fordern darf, Cato und Gracchus hat er in seiner Uebersicht der Musterschriftsteller nicht einmal genannt. Aber doch gab er zu, daß es zweckmäßig sei, die alten Dichter in der Schule zu lesen. Sie seien allerdings geeignet den Geist des Knaben zu nähren und in seinem Wachsthum zu fördern, obwohl ihre Stärke mehr in ihrer Naturanlage als in ihrer Kunst liege; namentlich den Reichthum des Ausdrucks zu vermehren, für welchen die Tragödie Muster des Ernstes und der Würde, das Lustspiel der Eleganz biete. Auch sei die künstlerische Komposition sorgfältiger als bei den meisten neuern, die Sentenzen als die Hauptschönheit aller Dichterwerke ansähen. Sodann müsse man bei ihnen sittlichen Ernst und innerliche Kraft suchen, da der Ausdruck der Modernen zur äußersten Ueppigkeit entartet sei. Endlich beruft sich Quintilian auf Cicero und andere große Redner, die doch wohl wußten was sie thaten, wenn sie in ihren Reden so viel Stellen aus Ennius, Accius, Pacuvius, Lucilius, Terentius u. a. anbrachten.[1] Allem Anschein nach gewann die alte Partei die Oberhand unter Hadrian, es mußte ihren Sieg entscheiden, daß der Kaiser sich entschieden zu ihr bekannte, dem Cicero den Cato, dem Vergil den Ennius vorzog,[2] und unter den beiden Antoninen gelangte sie wie es scheint zu einer fast unumschränkten Herrschaft in der Schule und in der Literatur, wie schon allein das Ansehn, dessen eine solche Null wie Fronto als ihr extremster Vertreter sich erfreuen konnte, schließen läßt.

Auch in dieser Partei gab es natürlich verschiedene Richtungen; die ausschließlichste und unbedingte Anbetung der Alten, verbunden mit ebenso unbedingter Ignorirung und Verwerfung der Modernen lernen wir, wie gesagt, bei Fronto kennen. In seiner Correspondenz mit seinen fürstlichen Schülern Marc Aurel und Lucius Verus, die von Citaten aus der alten Literatur wimmelt, wird man auch nur

1) Quintilian. I 8, 8. Bernhardy RLG.[3] A. 212.

2) V. Hadriani c. 16.

die Namen Vergil und Livius vergebens suchen, Horaz erwähnt er einmal.[1] Nur wo er seinen bereits auf den Kaiserthron gelangten Schüler Marcus um Erlaubniß bittet, sein altes Lehrrecht wieder üben zu dürfen, um ihm mit unbeschreiblich komischer Angst seine ernsten Besorgnisse wegen einer gewissen Neigung zum Modernen auszusprechen, das eine seiner Reden verrathe, nennt er Seneca und Lucan, um aufs dringendste vor beiden zu warnen. Es sei ja freilich bei Lucan manches Hübsche, aber auch in Kloaken werden Silberstückchen gefunden,[2] wer werde deshalb dort herumstöbern wollen! Das sicherste sei sich solcher Lectüre ganz zu enthalten, denn auf schlüpfrigem Boden gleite man immer leicht aus.

Gellius stand zwar im ganzen auf demselben Standpunkt wie Fronto, auch er hat für nöthig gefunden Seneca einmal zu erwähnen, um sich stark und entschieden gegen ihn auszusprechen; es werde wol genug sein, meint er, wenn er die mißfälligen Urtheile dieses „abgeschmackten und thörichten" Menschen über Ennius, Vergil und Cicero anführe;[3] Lucan nennt er nirgend. Aber Gellius, obwol ein großer Pedant, war doch keineswegs ohne Geschmack und nicht so bornirt wie Fronto, er bewunderte Vergil nicht minder als Ennius. Sonst erwähnt er allerdings keine Dichter der Augusteischen Zeit, nur daß er dem Horaz die Ehre erweist, eine Stelle von ihm als Beleg für den Namen eines Windes zu citiren.[4]

So hatte sich also im Laufe von etwa 100 Jahren eine völlige Umwälzung des Geschmacks vollzogen, die im ersten Jahrhundert bewunderten und nachgeahmten Schriftsteller und Dichter wurden im zweiten verachtet und ignorirt und umgekehrt. Die Zahl der Dichter, in deren Bewunderung sich beide Zeitalter vereinigten, scheint nicht groß gewesen zu sein; es gehörte dazu außer Vergil, dessen Größe auch die Alterthümler nicht bestritten, besonders Catull, den auch die Modernen liebten, wie denn Martial ihn vor allen andern nachgeahmt hat. Juvenal ist der letzte der modernen, er erinnerte

1) Fronto ad M. Caesarem et Invicem I 8 ed. Naber p. 23. Anklänge an Vergil hat er jedoch. Hertz, Renaissance u. Roccoco 47, 76.

2) Fronto ad M. Antoninum de orationibus ed. N. p. 155 sq. (Nach Naber 162 p. C.)

3) Gell. XII 2. 4) Gell. II 22.

sich noch lebhaft, wie Statius, der gepriesene Epiker der Partei in der Domitianischen Zeit, ganz Rom durch die Anzeige erfreute, daß er seine Thebaide vorlesen werde, wie alles zu der Vorlesung strömte, alles hingerissen war und die Sitze unter den rasenden Beifallsbezeugungen der Zuhörer zusammenbrachen.[1] Aber ein Menschenalter später war Statius wie verschollen, und Lucan wurde wie es scheint schon unter Hadrian längst nicht mehr in der Schule gelesen.[2] Immerhin behielten manche der Modernen Freunde und Leser, wie z. B. Aelius Verus neben Ovid besonders gern Martial las, den er seinen Vergil nannte;[3] aber zahlreich waren die dieser Richtung angehörenden Litteraturfreunde im zweiten Jahrhundert schwerlich. Ennius, dem Quintilian hinlängliche Pietät erwiesen zu haben glaubte, wenn er ihn als eine ehrwürdige Antiquität gelten ließ, war in aller Munde. Enniusvorleser zogen in Italien von Ort zu Ort, und Gellius beschreibt, wie ein solcher (Ennianista) im Theater von Puteoli die Annalen des Ennius vortrug und vom rauschenden Beifall des Publicums begleitet wurde.[4] Grammatiker (Philologen) mußten vor allem in Ennius Bescheid wissen.[5] Fronto malt sich in einem Brief an seinen ehemaligen Schüler, den Kaiser Marc Aurel (161), der auf einige Tage zur Erholung nach Alsium gegangen war, aus, wie der Kaiser sich nach der Siesta mit angenehmer Lektüre unterhalte, wie er sich „durch Plautus ausglätte oder durch Accius anfülle oder durch Lucretius sänftige oder durch Ennius entzünde.“[6] Daß sich die wenigen poetischen Talente, die jene Zeit hervorbrachte, in den Formen der Alten bewegten, ist fast selbstverständlich. Gellius Freunde, die Dichter Annianus und Julius Paullus waren in der alten Sprache und Litteratur wohlbewandert, der letztere gehörte zu den gelehrtesten Männern der Zeit;[7] auch ein anderer damals be-

Alterthümelnde Poesie im 2. Jahrhundert.

1) Juv. VII 82—86.

2) Sueton. vit. Lucani f: poemata ejus praelegi memini.

3) H. A. v. Ael. Veri c. 5.

4) Gell. XVIII 5.

5) Gell. XIX 10, 13: Tum Fronto ad grammaticum — audistine — Ennium tuum dixisse. — Id. XX 10, 2: Tum ille (grammaticus) —: si quid — ex Vergilio Plauto Ennio quaerere habes, quaeras licet.

6) Fronto de fer. Als. ed. N. p. 224. 7) Vgl. den Anhang.

rühmter Dichter, ein Freund des Fronto, war gelehrt und in Plautus und Ennius belesen.[1] Eine kleine, doch immerhin charakteristische Probe der alterthümelnden Poesie ist in der selbstverfaßten, allerdings sehr maßvoll plautinisierenden, zierlich altmodischen Grabschrift eines M. Pomponius Bassulus erhalten, der in Aeclanum das höchste städtische Amt bekleidete.[2] Sie lautet etwa wie folgt:

Um nicht in Trägheit hinzubrüten gleich dem Vieh,
Hab' einige von Menanders feinen Stücklein ich
Gedolmetscht, eigne auch verfaßt mit allem Fleiß.
Dies alles, übel oder wohl gerathen, ist
Von mir schon lange treuen Blättern anvertraut.
Jedoch von Kümmernissen und Aengsten heimgesucht
Und auch von mancher Pein des Leibes so geplagt,
Daß dies wie jenes mir Verdruß schuf ohne Maß,
Hab' endlich ich den langersehnten Tod erwählt,
Um all' der Güter willen, die er gewähren mag.
In meinen Grabstein meißelt diese Inschrift ein,
Die allen künftig Lebenden eine Lehre sei,
Daß keiner, der an des Lebens Klippen gestrandet ist,
Dort allzuängstlich festgeklammert zappeln soll,[3]
Da offen stets der ewgen Ruhe Hafen steht.
Genug! Lebt wohl, so lang' es euch zu leben frommt!

Selbstverständlich gestaltete diese so gründliche Umwälzung des Geschmacks auch den Schulunterricht völlig um, und die modernen Dichter wurden von den alten theils aus der Schule ganz verdrängt theils höchstens neben ihnen geduldet. In Quintilians Zeit mochten die alten schon in vielen Schulen neben den neueren gelesen werden, als Gellius in die Schule ging, las man den Ennius überall.[4]

Wirkungen der Beschäftigung mit den Dichtern.

Aber immer blieben es doch Dichter, die der Jugend in die Hand gegeben, die in der Schule gelesen, erklärt und auswendig

---

1) Gell. XIX 8, 3.

2) Mommsen IRN 1137 Henzen 5605. Mommsen, Hermes III 465 setzt ihn aus historischen Gründen etwa in die Zeit Trajans; Ritschl, Neue Plautin. Excurse 124 Anm. aus stilistischen ins zweite (vielleicht sogar dritte) Jahrhundert.

3) Ich vermuthe: Inmodice ne quis vitae sco[pulis haer]eat.

4) Gell. XVIII 5, 7: cumque aliquot eorum qui aderant, „quadrupes equus" apud suum quisque grammaticum legisse se dicerent.

gelernt wurden. Die Werke der Dichter waren der damaligen Jugend nicht eine Nebenbeschäftigung, eine Unterhaltung freier Stunden, nicht zunächst Gegenstand des Genusses, sondern des Studiums. Es ist schwer die Wirkungen eines Unterrichts zu ermessen, der die Werke der vaterländischen Dichter und der Dichter eines nahverwandten Volkes als wichtigste Bildungsmittel anwandte, ja sie fast zur alleinigen Nahrung des jugendlichen Geistes machte. Nothwendig füllte er das Gedächtniß mit poetischen Wendungen und Ausdrücken, regte die Phantasie durch eine Fülle von Bildern zu erhöhter Thätigkeit an, entwickelte früh das Gefühl für Formenschönheit und künstlerische Darstellung, und machte es empfänglichen Geistern zur zweiten Natur. Immer aber mußten die in den Jahren der größten Empfänglichkeit in so reichem Maße aufgenommenen und fest eingeprägten Eindrücke ihre Wirkungen für das ganze Leben behalten.

Die Lehrer oft selbst Dichter.

Dazu kam noch der Umstand, daß die Lehrer zuweilen, vielleicht nicht selten, selbst Dichter waren und ihren Schülern Veranlassung und Anleitung zu poetischen Versuchen geben konnten und wirklich gaben. Gelehrsamkeit und Poesie waren in Rom ebenso wenig Gegensätze als vordem in Alexandrien und wieder im Zeitalter des Humanismus, ja es war hier wie dort gewöhnlich, daß der Dichter und Gelehrte in einer Person vereinigt war, und unter den philologischen Größen Alexandriens machte Aristarch eine Ausnahme, indem er der Poesie fern blieb. Nur ein Geist, sagt der Dichter bei Petron, der mit einem gewaltigen Strom der Litteratur befruchtet ist, kann eine poetische Geburt empfangen und hervorbringen.[1] Das Lob der „Gelehrsamkeit“ gehört zu den gewöhnlichsten ehrenden Prädikaten der Dichter, das freilich nicht in unserem Sinne, sondern von einem durch das Studium der besten Muster erworbenen Besitz aller Formen und Regeln der Kunst zu verstehn ist. Die ältesten Schullehrer Roms waren Dichter gewesen, Ennius, Livius Andronicus, und vermuthlich war dies auch in späterer Zeit nicht selten. P. Valerius Cato mit dem Beinamen „die lateinische Sirene,“ der in der letzten Zeit der Republik lebte, galt besonders für die, welche sich der Poesie befleißigten, als ein sehr geeigneter Lehrer, „der nicht bloß

1) Petron. Sat. c. 118.

Dichter las (d. h. erklärte), sondern auch machte." Auch L. Melissus, den August zum Bibliothekar der Bibliothek in der Porticus der Octavia machte, war Dichter und erfand eine neue Gattung des römischen Lustspiels.[1] Der Vater des Dichters Statius hatte nicht bloß in Neapel, sondern auch in Griechenland in poetischen Wettkämpfen den Preis davon getragen; er hatte den Brand des Capitols im Bürgerkriege des Jahres 69 besungen und die Absicht gehabt den Ausbruch des Vesuv im Jahre 79, durch den Herculaneum und Pompeji verschüttet wurden, zum Gegenstande eines Gedichtes zu machen, der Sohn erhielt von ihm zu seiner Thebaide Rath und Anleitung.[2]

Frühreife Dichter häufig.

Aber auch ohne direkte Veranlassung mußte schon für diejenigen Knaben, die Formgefühl und Formtalent besaßen, die so intensive Beschäftigung mit der Poesie in der Schule eine hinreichende Anregung zu eignen poetischen Versuchen sein, und allem Anschein nach waren die frühreifen Talente damals nicht nur nicht wie jetzt Ausnahmen, sondern äußerst häufig. Bekanntlich gehörte zu diesen Ovid, den schon als Knaben die Muse verstohlen an sich zog, und dem die Verse von selbst flossen, lange ehe er die Männertoga anlegte; als er seine ersten Gedichte öffentlich vorlas, keimte ihm „eben der Bart."[3] Properz begann seine poetischen Versuche nach Anlegung der Männertoga.[4] Vergil schrieb seine „Mücke" im Alter von sechszehn Jahren,[5] Lucan (geb. 39 † 65) im Alter von vierzehn oder funfzehn ein Gedicht (Iliacon), das den Inhalt der drei letzten Gesänge der Ilias behandelte und sich noch bis in eine späte Zeit erhielt, und ein Gedicht über die Unterwelt (Catachthonion); im einundzwanzigsten Jahre warb er (vergeblich) mit einem Lobgedicht auf Nero um den Preis in dem von diesem gestifteten Wettkampf, seine Pharsalia begann er ein Jahr darauf.[6] Auch Nero hatte schon als Knabe durch Gedichte bewiesen, daß er die Elemente der Bildung besitze,[7] ebenso liebte Lucius

1) Sueton. de gramm. 11 u. 21.
2) Stat. Silv. V 3, 133—145. 195—208. 233—238.
3) Ovid. Trist. IV 10, 19—28. 57 sq.
4) Propert. V 1, 133.
5) Vergil. ed. Ribbeck (ed. minor) Proll. p. XII.
6) Genthe de vit. Lucani p. 14. 37. 47. 50 sqq. 71 sqq. 7) Tac. A. XIII 3.

Verus in demselben Alter Verse zu machen.[1] Martial sah nicht ungern, daß die poetischen Bagatellen seiner Knabenjahre, die er selbst kaum noch kannte, im Buchladen zu haben waren;[2] der Ruhm des früh verstorbenen Serranus war schon durch seine Knabengedichte, die Großes erwarten ließen, begründet worden.[3] Der Rhetor P. Annius Florus rang noch als Knabe mit einem Gedicht auf den Dacischen Triumph um den Capitolinischen Kranz, und der dreizehnjährige L. Valerius Pudens aus Histonium erhielt ihn 110 n. Chr. nach einstimmigem Richterspruch.[4]

Rhetorenschule.

Durch solche Studien vorbereitet traten reifere Knaben und Jünglinge in die Rhetorenschule ein und studirten nun die Muster der Prosa wie früher der Poesie, zum Theil auch hier unter Anleitung der Lehrer. Natürlich übte die herrschende literarische Richtung hier dieselben Einflüsse auf die Wahl der Autoren wie in der Knabenschule. Quintilian empfahl für junge Anfänger Livius und Cicero (Sallust erst für Gereiftere) und fand bereits nöthig zu warnen, daß man Knaben Gracchus und Cato in die Hand gebe.[5] Fronto dagegen empfahl dem jungen Marc Aurel diese und ihres gleichen vor allen, und der junge damals 21—22jährige Prinz (geb. 121) theilte ganz den Geschmack seines Lehrers, früh gab er das Studium des Horaz auf;[6] er gab sich, wie er sagt, dem Cato ganz hin, und war von den Reden des Gracchus höchlich erbaut.[7] Doch Cicero wurde auch von den Alterthümlern als Muster anerkannt, wenn er gleich nicht ganz ein Redner nach Frontos Herzen war,[8] und behauptete auch im 2. Jahrhundert seinen Platz in der Rhetorenschule mindestens ebenso sicher als Vergil in der grammatischen.

Ganz hauptsächlich aber bestand in der Rhetorenschule der Unterricht in den eigenen, allmälig vom Leichtern zum Schwereren fortschreitenden Uebungen, die die Schüler unter der Leitung des Lehrers anstellten, und diese knüpften an die in der grammatischen Schule aus den Dichtern gewonnenen Stoffe und Anschauungen an, und waren zum

1) Vit. L. Veri c. 2. 2) Martial. I 113. 3) Quintilian. X 1, 89.
4) Th. II² 465. 5) Quintilian. II 5 (18—21). 6) Fronto ed. Naber p. 17 u. 34. 7) Fronto Ad Marc. Caes. II 13 III 18 etc. (nach Naber p. C. 141 u. 143). 8) Id. ib. IV 3 ed. N. p. 63.

Theil sehr geeignet die dort geweckten poetischen Neigungen zu nähren und weiter zu entwickeln.[1] Zunächst machten die Schüler schriftliche Arbeiten über gegebene Themata. Bei den Erzählungen historischer Ereignisse, in denen sie sich zuerst versuchen mußten, pflegten sie „in Nachahmung der dichterischen Freiheit" Schilderungen herbeizuziehen und übermäßig auszuführen, doch sahen vernünftige Lehrer dergleichen jugendliche Verirrungen, die immerhin Talent bewiesen, lieber als Magerkeit und Trockenheit. Die nächste Aufgabe waren Untersuchungen über Wahrscheinlichkeit und Unwahrscheinlichkeit von Sagen und sagenhaften Erzählungen: ob es glaublich sei, daß sich auf das Haupt des Valerius in seinem Zweikampf mit einem Gallier ein Rabe gesetzt habe, der diesem mit den Flügeln ins Gesicht schlug und die Augen mit dem Schnabel aushackte; über die Schlange, die Scipio erzeugt haben sollte, oder die Wölfin des Romulus und Remus; die Egeria des Numa; besonders reichen Stoff bot hier die ältere griechische Geschichte. Ferner Lob und Tadel berühmter Männer; sogenannte Gemeinplätze d. h. besonders über Laster und Thorheiten z. B.: der Ehebrecher, der Spieler, der Ausgelassene, der Kuppler, der Schmarozer; der blinde Ehebrecher, der arme Spieler, der ausgelassene Greis; Vergleichungen z. B. des Stadt- und Landlebens, des Berufs der Rechtsgelehrten und des Soldaten, der Ehe und Ehelosigkeit; Untersuchungen über die Gründe von Gebräuchen und Vorstellungen: warum Venus bei den Lacedämoniern bewaffnet dargestellt, warum Cupido als Kind, geflügelt, mit Bogen, Pfeil und Fackel gerüstet gedacht werde: Themas, die sich zum größten Theil für eine poetische Behandlung eigneten, wie denn z. B. das letzte wirklich von Properz in einer Elegie behandelt ist,[2] und die Vorzüge des Landlebens vor der Stadt ein Lieblingsthema der Dichter waren.

Declamationen. Suasorien.

Nach solchen Vorbereitungen begannen die Schüler sich in Uebungsreden, sogenannten Declamationen zu versuchen. Und zwar hielten die Anfänger Monologe in der Rolle irgend einer aus der Geschichte bekannten Persönlichkeit, in denen die Gründe für und wider einen wichtigen und entscheidenden Entschluß auseinandergesetzt

1) Für das folgende: Quintilian. II 4. Sueton. de rhett. c. 1.

2) Propert. III 12 ed. Keil.

wurden. Auch hier wurden zuweilen Personen und Situationen aus Gedichten genommen, z. B. Agamemnon überlegt, ob er Iphigenie opfern soll; doch vorwiegend aus der ältern römischen Geschichte: Hannibal überlegt, ob er seine Truppen gegen Rom führen, Sulla ob er die Dictatur niederlegen, Cicero ob er bei Antonius Abbitte thun soll um sein Leben zu retten. Persius hatte sich oft als Knabe Oel in die Augen gerieben, um unter dem Vorwande eines Augenübels die Schule versäumen zu können, wenn er nicht Lust hatte, die pathetische Rede des zum Selbstmord schreitenden Cato auswendig zu lernen: eine Rede, die ein vernünftiger Lehrer nicht loben konnte, zu der aber der Vater des hoffnungsvollen Sohnes seine Freunde einlud und sie selbst schwitzend vor Aufregung anhörte.[1] Wenn solche Aufgaben, bei denen von den jungen Leuten verlangt wurde, sich in die Seelen der Menschen der Vorzeit zu versetzen und die Spannung und Aufregung ihrer entscheidenden Lebensmomente nachzuempfinden, in vollkommener Weise nur von wahren Dichtern gelöst werden konnten, so mußten sie doch die jugendliche Phantasie aufs mannigfachste anregen und zu einer der dichterischen sich nähernden Thätigkeit ausbilden.

Dies war aber noch in weit höherm Grade bei den letzten, schwersten und am längsten fortgesetzten Uebungen der Rhetorenschule der Fall, die völlig dramatischer Natur waren, den sogenannten Controversen, d. h. Streitfällen, in denen die Schüler wie Ankläger und Vertheidiger, oder wie Advokaten für die eine oder für die andere Partei auftraten. In der ältern Zeit wählte man historisch bekannte Fälle oder doch solche, die sich vor kurzem wirklich ereignet hatten, von denen Sueton folgende zwei anführt. Mehrere junge Leute machten von Rom einen Ausflug nach Ostia und sahen Fischer im Begriff ihr Netz herauszuziehn, sie kauften ihnen ihren Fang im Voraus ab und bezahlten das Geld, nach langem Warten kam das Netz ohne Fische in die Höhe, aber mit einem zugenähten Korb voll Gold. Beide Parteien beanspruchen nun diesen Schatz. — Sclavenhändler schifften bei Brundisium ihre Sclaven aus, und um die Zöllner um den Zoll für einen sehr schönen und kostbaren Sclaven

Controversen.

1) Pers. Sat. III 44 sq.

zu betrügen, bekleideten sie ihn mit einer mit Purpur umsäumten Toga und hingen ihm eine goldene Kapsel um den Hals (Tracht und Schmuck der freien Knaben). In Rom wird der Betrug entdeckt und die Freilassung des Knaben verlangt, da die Anlegung jener Stücke eine Verzichtleistung des Herrn auf seinen Besitz voraussetze.[1]

Aber solche Fälle galten bald nicht mehr für interessant und spannend genug. An die Stelle der Fragen über Mein und Dein traten Criminalfälle, erdichtete an die Stelle der wirklichen; die civilrechtlichen wie die historischen bilden einen sehr geringen Theil der erhaltenen Sammlungen von Controversen und auch die historischen Fälle sind zum Theil zu Gunsten des Effekts entstellt. Zwar verlangten vernünftige Lehrer, daß die erdichteten Fälle sich von der Wirklichkeit nicht entfernen, jedenfalls möglichst wahrscheinlich sein sollten,[2] aber allem Anschein nach hatte ihr Widerstand gegen den herrschenden Geschmack, der packende und pikante Situationen, starke Würzen und drastische Effekte verlangte, so gut wie gar keinen Erfolg, wie schon die erste aus der Zeit Augusts stammende Sammlung von Controversen des ältern Seneca, noch mehr die folgenden, und die wiederholten Klagen über die Herrschaft des Unsinns in der Rhetorenschule zeigen.[3] Die Hauptschuld trugen, sagt ein Schriftsteller der Neronischen Zeit, nicht die Lehrer, die wenn sie nicht leere Klassen haben wollen, gezwungen sind mit den Verrückten zu rasen, sondern die Eitelkeit der Eltern.[4] Und die Forderung alle „unglaublichen und im eigentlichen Sinne des Worts poetischen" Themen auszuschließen, fand auch Quintilian zu streng und unerfüllbar, etwas Erholung und Vergnügen müsse man den jungen Leuten gewähren, nur sollten die Gegenstände, wenn auch pathetisch und voll Schwulst, doch nicht geradezu thöricht und lächerlich sein.

Beides waren nun aber die Controversen nur zu oft in hohem Grade. Sie lagen weit von der Wirklichkeit ab oder standen mit ihr im Widerspruch, sie setzten als Regel voraus, was höchstens Ausnahme sein konnte, sie bewegten sich an der Grenze der Möglichkeit

1) Sueton. de rhet. c. 1. 2) Quintilian. II 10. V 12.
3) Bernhardy R. L. G. A. 60. 214. 215. 4) Petron. Sat. c. 3.

oder jenseits dieser Grenze. Mit der Zeit schuf sich die Rhetorenschule ihre eigene phantastische Welt, die vom Leben durch eine weite Kluft getrennt war, über die keine Brücke führte. Ein erdichtetes Recht, erdichtete, ja unmögliche Gesetze wurden hier vorausgesetzt; es gab z. B. eine Anklage auf Undank, eine Anklage auf ein im Gesetz nicht vorhergesehenes Verbrechen. Die Personen und Zustände dieser Fictionen waren Schatten, ihnen Realität beizulegen, sie als Abbilder des Wirklichen zu betrachten kam niemandem in den Sinn. Man hat es auffallend gefunden, daß in den Zeiten des schlimmsten kaiserlichen Despotismus, wo der furchtbarste Druck auf den Geistern lastete und die Redefreiheit bis auf die letzte Spur vernichtet war, die Tyrannen zu den stehenden Figuren der Controversen gehörten, die Deklamatoren in ihren Reden Tyrannenhaß athmeten und den Tyrannenmord priesen.[1] Aber diese Tyrannen, „die Edikte erließen, daß die Söhne ihren Vätern die Köpfe abhauen sollten,“[2] waren ebenso unschädliche Geschöpfe als die Puppen eines Marionettentheaters und niemandem gefährlich als dem Lehrer, „wenn in der gefüllten Klasse einer nach dem andern seinen Tyrannen umbrachte.“[3] Wenn Caligula den Rhetor Secundus Carinas wegen einer solchen Deklamation verbannte, Domitian den Rhetor Maternus auf denselben Grund hin hinrichten ließ,[4] so war eben Caligula zu jeder Extravaganz fähig und für Domitian kein Vorwand zu einer Gewaltthat zu schlecht; beide Fälle stehen ganz vereinzelt, und es zeigt sich nirgend, daß sie einen Einfluß auf die Tyrannenthemas geübt haben.

Nächst den schrecklichen Tyrannen waren die entmenschten Piraten in der Rhetorenschule besonders beliebt, die „mit Ketten rasselnd am Ufer standen;“[5] zuweilen hatten sie liebenswürdige Töchter, wie in folgendem Thema.[6] Ein junger Mann, der Piraten in die Hände gefallen ist, bittet vergebens seinen Vater in einem Briefe ihn loszukaufen. Die Tochter des Piratenhauptmanns läßt ihn schwören, sie zu heirathen, wenn er frei würde. Er schwört, sie flieht mit ihm,

1) W. A. Schmidt, Gesch. d. Denk- u. Glaubensfreiheit im ersten Jahrhundert S. 424 ff.

2) Petron. Sat. c. 1. 3) Juv. VII 150 sq. 4) Dio LIX 20. LXVII 12.

5) Petron. Sat. c. 1. 6) Seneca Controv. I 6.

er kommt nach Hause und heirathet sie. Hierauf wird dem Vater die Verheirathung seines Sohnes mit einer reichen Waise angetragen, er verlangt, daß der Sohn darauf eingehe und die Piratentochter verstoße; da er es verweigert, verstößt er ihn. Die handelnden Personen wurden überhaupt gern in die stärksten denkbaren Konflikte zwischen gleich heiligen Pflichten, gleich starken und berechtigten Empfindungen oder Neigungen versetzt. Ein Kranker verlangt von seinem Sklaven Gift, der es ihm verweigert; er verordnet im Testament die Kreuzigung des Sklaven; dieser ruft den Beistand der Tribunen an. — In einem Bürgerkriege steht der Vater und der Bruder einer Frau auf der einen, der Mann auf der andern Seite, sie folgt dem letztern. Er fällt, sie flüchtet zu ihrem Vater, der sie zurückweist und auf die Frage: wie soll ich dich versöhnen? antwortet: Stirb! Sie erhängt sich vor seiner Thür. Der Sohn stellt den Antrag den Vater für wahnsinnig zu erklären. — Ein Vater von drei Söhnen verliert zwei durch den Tod und weint sich die Augen blind. Er träumt, er werde das Gesicht wieder erhalten, wenn der dritte Sohn sterbe. Er erzählt der Frau diesen Traum, sie erzählt ihn dem Sohn, der Sohn erhängt sich. Der Vater wird sehend und verstößt die Frau, diese bestreitet sein Recht dazu. — Ein Mann verstößt seine Frau wegen Ehebruchs, der Sohn beider erbittet und erhält vom Vater Geld, angeblich um eine Geliebte zu unterhalten, ernährt aber damit die darbende Mutter, der Vater entdeckt es und verstößt ihn; der Sohn vertheidigt sich.[1] — Auch sonst wurden möglichst grelle Contraste gehäuft. Zu den stehenden Figuren gehören auch der Arme und der Reiche in gegenseitiger Feindschaft (einmal z. B. suchen die Bienen des Armen im Garten des Reichen Honig, dieser vergiftet die Blumen und tödtet so die Bienen!)[2] während ihre Kinder sich zuweilen zärtlich lieben;[3] edle Jungfrauen werden ins Bordell verkauft,[4] geschändeten Jungfrauen steht die Wahl zwischen der Hinrichtung des Verbrechers oder der Verheirathung mit ihm frei; edle Jünglinge sind gezwungen, sich zu dem ehrlosen Handwerk des Gladiators zu vermiethen z. B. um

1) Seneca Controv. III 9 X 3. Calpurn. Declam. 10. Quintilian. Decl. 330.
2) Quintilian. Decl. 13. 3) Id. ib. 257. 4) Seneca Controv. I 2.

mit dem Handgelde das Begräbniß eines Vaters zu bestreiten.[1] Ungeheure Schicksale treffen einzelne und ganze Länder, beliebt war namentlich die Pest, die nach dem Orakel erst aufhören soll, wenn einige Jungfraun geopfert werden;[2] ein Land wird von Hungersnoth heimgesucht und die Bewohner nähren sich zuletzt von den Leichen der Hingerafften.[3] Körperliche und geistige Ausnahmezustände, wie Blindheit (und deren wunderbare Heilung)[4] und Wahnsinn,[5] Wunder (eine Frau bringt ein Mohrenkind zur Welt und wird des Ehebruchs beschuldigt),[6] grausame Todesstrafen (wie Herabstürzung vom Felsen) und Folter, Mord und Selbstmord, besonders mit Strick und Gift (das „Durchschneiden des Stricks," das „Ausgießen des Giftbechers" waren stehende Motive), scheußliche Verbrechen, wie Vatermord, Verstümmlung von Kindern um sie betteln zu lassen und von dem Ertrage ihrer Bettelei zu leben;[7] namentlich aber Familiengreuel aller Art (selbstverständlich sind „Stiefmütter, noch böser als im Trauerspiel"[8] oft gebrauchte Figuren) — von solcher Art waren die erprobtesten Ingredienzien zur Anfertigung stark wirkender und begehrter Controversen, bei deren Deklamation die Schule von rasendem Beifall erdröhnte. Es ist bemerkenswerth, und zeigt am klarsten den novellistischen Charakter dieser Erfindungen, daß die Sammlung des Seneca in einer auch als Unterhaltungsbuch im Mittelalter sehr verbreiteten Sammlung von Novellen und Anekdoten (den Gesta Romanorum) vielfach und mit sichtbarer Vorliebe benutzt ist.[9] Die „Zauberer," die später auch eine große Rolle in diesen Themen spielten, sind vielleicht erst später eingeführt, denn über sie klagt zuerst Quintilian, während sie bei Seneca, Petron und Tacitus noch nicht vorkommen; dagegen in der Sammlung, die Quintilians Namen trägt, findet sich Erregung von Haß durch einen Zaubertrank, eine astrologische Prophezeiung und ein wahres Prachtstück dieser Gattung „das bezauberte Grab." Einer

1) Quintilian. Decl. 302; vgl. 10 u. Calpurn. Decl. 50.
2) Petron. Sat. c. 1. Quintilian. Decl. 326. 384.
3) Id. ib. 12.
4) Juvenal. VII 169 sqq. Seneca Controv. VII 4.
5) Quintilian. Decl. 256 (furiosus trium filiorum pater).
6) Calpurn. Decl. 2. 7) Seneca Controv. X 4. 8) Quintilian. Inst. II 10, 15. Juvenal. l. l. 9) Vgl. d. Anhang.

Mutter, die ihren Sohn verloren hat, erscheint der Todte nächtlich im Traum. Als sie dies ihrem Mann erzählt, läßt er einen Magier das Grab bezaubern, die Erscheinungen hören auf, und die Frau klagt nun gegen den Mann „wegen übler Behandlung.“[1] Vielleicht stammt die Zauberei aus der griechischen Rhetorenschule. In einem gegen Ende des zweiten Jahrhunderts in Griechenland gebräuchlichen Thema sucht ein Magier einen andern, der seine Frau verführt hat, durch Zauber zu tödten und will sich das Leben nehmen, da es ihm nicht gelingt.[2] Uebrigens sind allem Anschein nach dieselben Methoden, dieselben Aufgaben in der römischen Rhetorenschule mindestens auch im dritten Jahrhundert im wesentlichen beibehalten worden. Der ältere Gordian deklamirte im Athenäum Controversen,[3] und einige Controversen eines der Gegenkaiser des Gallienus, des Galliers Postumus, waren so vortrefflich, daß sie in der unter Quintilians Namen verbreiteten Sammlung Aufnahme fanden.[4]

Griechische Rhetorenschule.

In der griechischen Rhetorenschule waren die Gegenstände der Uebungsreden wesentlich verschiedener Natur. Zwar wurden auch hier Controversen deklamirt, und allem Anschein nach in der Regel über dieselben Themen, wie denn außer den Zauberern der Tyrann, der Tyrannenmörder, die Geschändete, der Arme als stehende Figuren gelegentlich auch hier erwähnt werden.[5] Aber als die schwerste und dankbarste Aufgabe für die vorgeschrittensten Schüler und die Meister selbst galten hier offenbar nicht Controversen, sondern theils an- oder abrathende Reden in der Art der lateinischen Suasorien, theils Vertheidigungs- und Anklagereden, theils epideiktische oder Prunkreden, von denen unten ausführlich die Rede sein wird. Diese Verschiedenheit der Methode war in der verschiedenen Geltung der Beredsamkeit bei Griechen und Römern begründet. Diesen war sie zunächst Mittel zu dem Zweck, das eigne Interesse jedem feindlichen gegenüber zu behaupten und durchzusetzen, namentlich vor Gericht; den damaligen

1) Quintilian. Decl. 10. Mathematicus 4. Odii potio. 14, 15.
2) Philostrat. Vitt. soph. II 27. ed. K. p. 270.
3) Vit. Gordiani c. 3.
4) XXX Tyranni c. 4. Bernhardy RLG.[3] A. 568.
5) Philostrat. V. soph. II 4. ed. K. p. 246. Lucian. de saltat. 65. Vgl. W. A. Schmidt, Gesch. d. Denkfreiheit 425.

Griechen war auch die schöne Form noch immer selbst Zweck und die Virtuosität in ihrer Handhabung ein sehr begehrter, viel bewunderter und eifrig erstrebter Vorzug.

Wirkungen der Rhetorenschule.

Doch in Rom, Italien und den westlichen Ländern besuchte ohne Zweifel die überwiegende Mehrzahl der Gebildeten die lateinische Rhetorenschule theils allein theils vorzugsweise, wenn gleich die meisten großen Städte sicherlich auch Lehrer der griechischen Beredsamkeit besoldeten, und namentlich in Rom das von Hadrian begründete und fortan von den Kaisern unterhaltene und besetzte Athenäum einen eigenen Lehrstuhl auch für dies Fach hatte. Uebrigens darf man annehmen, daß in den westlichen Ländern auch die griechischen Rhetoren sich der in der lateinischen Schule herrschenden Methode anbequemt haben werden, und wir sehen sie ja auch bei Seneca in der Behandlung derselben Themen wetteifern, und wissen, daß Isäus bei seinem Auftreten in Rom sich Controversenthemas zu Improvisation geben ließ.[1] Diese Methode also, namentlich das oft Jahre lang fortgesetzte Deklamiren der Controversen übte auf den Charakter der damaligen römischen Bildung immer den wesentlichsten Einfluß, um so mehr als mit diesen Studien für die meisten die Lehrjahre abschlossen und sie unmittelbar „von den Märchen der Dichter und den Epilogen der Rhetoren"[2] ins praktische Leben eintraten, um hier das in der Schule erworbene Können zu verwerthen.

Die Wirkungen dieser allen Gebildeten gemeinsamen Unterrichtsmethode liegen in der Litteratur jener Zeit zu Tage, die Gefahren, Verführungen und Abwege des rhetorischen Unterrichts vermochten nur besonders gute und klare Köpfe ganz zu vermeiden. Für die Mehrzahl mußte in der Schule durch das fortwährende Streben nach Effekt, die Gewohnheit sich in Phrasen zu berauschen und in ein permanentes Pathos hinaufzuschrauben, eine innerlich unwahre Schönrednerei bis auf einen gewissen Grad zur zweiten Natur werden: um so mehr, da hier gerade das Gekünstelte und Gesuchte, das Ueberraschende und Blendende, auch das Ueberkühne und Ungeheuerliche des lautesten Beifalls gewiß zu sein pflegte. Ganz konnten sich diesen Einflüssen der Jugendbildung auch die großen Geister jener Zeit

1) Plin. epp. II 3. 2. 2) Gell. XIV 2, 1.

nicht entziehen, am meisten traten sie in der Poesie des ersten Jahrhunderts hervor, die beim Mangel eigener Schwungkraft, sich selten über den Stelzengang der Rhetorik zu erheben vermocht hat; mit Recht meinte Quintilian, Lucan, das bedeutendste poetische Talent dieser Zeit, verdiene mehr von den Rednern als von den Dichtern nachgeahmt zu werden.[1] Während aber die Poesie eine rhetorische Färbung trägt, hat die Prosa eine poetische, und auch dies war eine nothwendige Folge der Erziehung. Die grammatische Schule hatte den Knaben in der Welt der Poesie heimisch gemacht, die rhetorische ließ den Jüngling ihr nicht fremd werden. Es ist klar, wie sehr die ihm dort gestellten Aufgaben mit ihren melodramatischen Situationen, ihren hochromantischen Motiven und abenteuerlichen Gestalten die Phantasie beflügeln, zu poetischer Behandlung herausfordern mußten, und wie die Stoffe werden auch die Darstellungen sich oft auf der Grenze der Poesie bewegt haben oder ganz und gar poetisch gewesen sein. Der Rhetor Arellius Fuscus, der Lehrer des Ovid, erging sich gerne in völlig poetischen Schilderungen (nach einer von Seneca mitgetheilten Probe) und entlehnte geflissentlich vieles geradezu aus Vergil.[2] Umgekehrt nahm Ovid manche Sätze seines andern Lehrers, des Rhetor Porcius Latro, fast wörtlich in seine Gedichte hinüber; und wenn nach Seneca seine eigenen Reden in der Schule, wo er für einen guten Deklamator galt, nichts als aufgelöste Verse waren,[3] so wird das bei vielen beanlagten Schülern der Fall gewesen sein. Auch diese Gewohnheiten der Schule pflanzten sich nothwendig ins Leben fort. Man verlangt jetzt, sagt der Vertreter der Modernen im Dialog des Tacitus, von der Rede poetische Schönheit, die aus dem Heiligthum des Vergil, Horaz und Lucan stammen muß, und die Reden der Gegenwart verhalten sich zu den frühern, wie die neuen von Gold und Marmor glänzenden Tempel zu den alten, aus rohen Bruchsteinen und unförmlichen Ziegeln aufgeführten.[4] Auch darf man wol dem Dichter bei Petron glauben, daß viele, die sich als Redner versucht hatten, zur Poesie übergingen, die ihnen wie ein Ruhehafen erschien, da sie glaubten, es sei leichter ein Gedicht zu machen, als

1) Quintilian. X 1, 90. 2) Seneca Controv. I 3. ed. Bursian p. 19—21.
3) Seneca Controv. II 10. ed. B. p. 136. 4) Tacit. dial. c. 20.

eine von hübschen Sentenzen funkelnde Controverse.[1] Die Poesie war als redende Kunst der Beredsamkeit nah verwandt, sie wurde zu den Formen der Wohlredenheit im weitesten Sinne des Worts gezählt,[2] und „beredt" (facundus) gehörte zu den gewöhnlichsten, ehrenden Prädikaten auch der Dichter. In Folge dieser vielfachen Wechselbeziehungen und Berührungen von Poesie und Prosa schillert in jener Zeit die Prosa des nüchternsten und poesielosesten Volks in poetischen Farben wie kaum irgend eine andere, und beweist schon allein, daß das in der Schule gewonnene innige Verhältniß zur Poesie für das Leben fortdauerte. Daß auch die siegreiche Reaction der Alterthümler diese Wirkungen zwar zu modificiren doch nicht aufzuheben vermochte, zeigt die so sehr poetische Prosa des Apulejus.[3]

Schließlich ist zu erwähnen, daß der Besitz der Schulbildung sich im zweiten Jahrhundert auf engere Kreise beschränkte als im ersten. Je länger je mehr bahnten militärisches Verdienst und Geschäftskenntniß auch Niedriggebornen, also oft Ungebildeten den Weg zu hohen Stellungen, die früher ausschließlich den Abkömmlingen von Familien der beiden ersten Stände offen gestanden hatten. Sodann traten in diese Stände immer mehr Männer aus Provinzen ein, die der römischen Bildung erst in geringerem Grade theilhaft geworden waren. Aus beiden Gründen hörte auch in den höhern Ständen Schulbildung auf, als ein unumgängliches Erforderniß, ihr Mangel als schimpflich oder lächerlich zu gelten. Von August erzählte man, er habe einen Consularlegaten wegen Unbildung von seinem Posten abberufen, da er ein Wort von ihm so geschrieben sah, wie es von den untern Klassen gesprochen wurde.[4] Anderthalb Jahrhunderte später wurde Marc Aurel, als er einst im Felde in lateinischer Sprache einen Befehl ertheilte, von seiner ganzen Umgebung nicht

Abnahme der Schulbildung

1) Petron. Sat. c. 118. 2) Tac. dial. c. 10: ego vero omnem eloquentiam omnesque ejus partes sacras et venerabiles puto; nec solum cothurnum vestrum aut heroici carminis sonum, sed lyricorum quoque jucunditatem et elegorum lascivias et jamborum amaritudinem et epigrammatum lusus et quamcunque aliam speciem eloquentia habeat, anteponendam ceteris aliarum artium studiis credo.

3) H. Kretschmann De latinitate L. Apuleji Madaurensis (Regim. 1865) p. 17 sqq. 4) Sueton. August. c. 88.

verstanden: allem Anschein nach weil seinen Offizieren eine gebildete Ausdrucksweise fremd war; ja der ohne alle Erziehung aufgewachsene Präfekt des Prätorium Bassäus Rufus bemerkte dem Kaiser, der Mann, an den er sich gewandt habe, verstehe kein Griechisch.[1] Daß übrigens auch die Kenntniß des Griechischen in den beiden ersten Ständen selten geworden war, läßt schon die Angabe Philostrats über den Beifall vermuthen, den der Sophist Hadrian im Rom selbst bei den Rittern und Senatoren fand, die ihn nicht verstanden.[2]

und Verfall der Sprache im 2. Jahrhundert. Bestrebungen zur Herstellung der Korrektheit.

Schon um die Mitte des zweiten Jahrhunderts waren in Rom selbst die Anzeichen des beginnenden Verfalls der lateinischen Sprache zahlreich und erschreckend genug. Von vielen Wörtern war die Bedeutung[3] oder die Form[4] zweifelhaft und bestritten, über Grundregeln der Grammatik waren die Gelehrten verschiedener Ansicht; man hörte Ausdrücke aus der Sprache der gemeinen Leute vor den Schranken von Advokaten gebrauchen.[5] Das Gefühl der zunehmenden sprachlichen Unsicherheit und Verwirrung, das Streben der einreißenden Barbarei entgegenzuwirken, wol auch das Beispiel der ganz ähnlichen Bestrebungen der Atticisten auf dem Gebiete der griechischen Litteratur spornte die Kenner und Freunde der Sprache und Litteratur zu eifrigen Nachforschungen in den alten Klassikern, mit denen wir die Kreise des Gellius so viel beschäftigt sehn: mit Hülfe dieser Studien hofften sie einen sicheren Boden wieder zu gewinnen, Reinheit und Klarheit des Ausdrucks herzustellen. Aber diese wohlgemeinten Bemühungen konnten im besten Falle doch nur auf kleine Kreise ihre Wirkung üben: den auf dem ganzen Gebiet der lateinischen Sprache arbeitenden, seit dem dritten Jahrhundert übermächtigen, Sprache

1) Dio LXXI 5. Exc. Vat. 106. Ueber Bassäus Rufus vgl. I³ 295.

2) Vgl. unten S. 303, 1.

3) Gell. XVI 5: Pleraque sunt vocabula, quibus volgo utimur, neque tamen liquido scimus, quid ea proprie ac vere significent, sed incompertam et volgariam traditionem rei non exploratae secuti videmur magis dicere quod volumus, quam dicimus (über die Bedeutung von vestibulum).

4) Id. XIV 5 den Streit zweier Grammatiker non pari in urbe Roma nominis, ob der Vokativ von egregius egregie oder egregi heißt.

5) Id. I 22: Superesse (für advocatum esse) dicitur non in compitis tantum nec in plebe volgaria, sed in foro, in comitio, apud tribunalia.

und Bildung unaufhaltsam zerstörenden Einflüssen gegenüber waren sie völlig bedeutungslos. Doch diese spätere Zeit liegt außerhalb der Grenzen dieser Betrachtung; wir kehren zu den litterarischen Zuständen der beiden ersten Jahrhunderte zurück.

Wirkungen der klassischen Poesie der Augusteischen Zeit. Ihre Bedeutung.

Ein zweites Moment, das mit dem Jugendunterricht zusammenwirkte, der Poesie einen so bedeutenden Einfluß auf die damalige Gesammtbildung zu geben, war, daß diese Zeit die Erbschaft der glänzendsten Epoche der römischen Dichtung, des Augusteischen Zeitalters antrat. Man darf nur Vergil, Horaz, Tibull, Properz und Ovid nennen (denn von manchen andern gleichzeitig gefeierten Dichtern, wie von Varius, ist uns wenig mehr als der Name geblieben) um die reiche und glänzende Fülle poetischer Productionen zu vergegenwärtigen, die damals im engen Zeitraum eines Menschenalters neben einander reiften. Alle Gattungen waren hier vertreten, Heldengedicht und Scherzlied, die zärtliche oder leidenschaftliche Liebesklage und die Satire, Idyll und poetische Epistel, das beschreibende und das Lehrgedicht. Selbst das Drama fehlte nicht, doch hier wurde nichts Lebensfähiges mehr geschaffen, die Zeit der dramatischen Production war für immer vorüber, und darum sind diese Stücke für uns völlig verschollen. Auf den sämmtlichen übrigen Gebieten aber waren die Leistungen in ihrer Art vollendet. Niemand kann es in den Sinn kommen, sie zu dem Höchsten zu rechnen, was die Poesie überhaupt geschaffen hat, keinen Augenblick kann man sich über ihren Mangel an Ursprünglichkeit täuschen, nie über der reichen Begabung, dem großen Darstellungstalent, der vollendeten Anmuth, dem sichern und reinen Geschmack, der hohen Bildung dieser Dichter ihren Mangel an wahrer Genialität vergessen. Wie damals „als es Hannibal bezwungen, der Quiriten hartem Volk“ die Muse aus Griechenland gekommen war, so wollte auch die neue Poesie auf keinen andern Bahnen wandeln als auf denen der Griechen und bekannte sich laut und entschieden als ihre Schülerin. Aber theils wählte sie andre Vorbilder als jene Alten, namentlich die erreichbarern alexandrinischen, theils war seit jener Zeit das Verständniß für griechische Kunst unendlich feiner und tiefer geworden, und so

gelang den Zeitgenossen Augusts die Reproduction des Adels und der Schönheit der griechischen Form in ganz andrer Weise als den Zeitgenossen der Scipionen und selbst noch des Sulla und Cicero, deren Werke nun neben den neuen Leistungen unbehülflich, formlos und rauh erscheinen mußten. Für jede Empfindungs- und Darstellungsweise wurden jetzt edle und mustergültige Formen auf allen Gebieten geschaffen; der Versbau, die künstlerische Komposition auf die Höhe gehoben, wie die nun gewonnene Erkenntniß der griechischen Kunst es verlangte, vor allem aber in der Sprache für die Poesie dasselbe geleistet, was Cicero für die Prosa geleistet hatte, und dies war die größte und unvergänglichste Schöpfung jener Zeit. Wie Cicero der Begründer einer der fortgeschrittenen Bildung angemessenen Prosa war, so waren die Augusteischen Dichter die Schöpfer einer neuen Dichtersprache. Sie bildeten die poetische Ausdrucksfähigkeit des Lateinischen nach allen Seiten hin in einer früher kaum geahnten Weise aus, verliehen ihm Reichthum, Mannichfaltigkeit und Fülle, Schönheit und Grazie, Würde und Kraft. So haben sie nicht bloß auf die poetische und prosaische Litteratur der folgenden Jahrhunderte des Alterthums einen unermeßlichen Einfluß geübt, sondern auch auf die aller späteren Zeiten, und werden ihn wahrscheinlich auch in Zukunft üben, so lange es überhaupt eine Litteratur geben wird. Ein wahrer und ächt römischer Patriotismus beseelte diese Dichter; sie wollten ihre Nation in den Besitz des einzigen setzen, um das sie Griechenland noch zu beneiden hatte. Mit den Griechen in den bildenden Künsten oder der Kunde der Gestirne um den Preis zu ringen, das schien des großen Volkes nicht würdig, das wie kein anderes sich in der Kunst bewährt hatte, die Völker zu beherrschen, die Besiegten zu schonen und die Uebermüthigen zu bekriegen:[1] aber ihre poetische Kunstform auch zum römischen Besitz zu machen war ein hohes und erstrebenswerthes Ziel. „Auch diesen Ruhm dem großen Volke und der vaterländischen Sprache noch anzueignen, war der große Zweck und das ernste Streben der Augusteischen Dichter:“[2] und so weit es überhaupt gelingen konnte, ist es ihnen gelungen.

Schöpfung der Dichtersprache.

Verbreitung dieser Poesie unter den Zeitgenossen.

Bei diesem Streben wurden sie von dem hohen Bewußtsein

1) Verg. A. VI 848—854. 2) Lehrs Popul. Aufs. S. 179.

getragen, daß sie nicht für ein einzelnes Land und Volk sondern für die Menschheit schufen, daß ihre Werke der Weltlitteratur angehörten. Ennius war stolz gewesen für die Beherrscher Italiens zu dichten, Vergil und seine Zeitgenossen wußten, daß sie für die Menschheit dichteten, und der Blick auf einen so unermeßlichen Horizont war in der That schwindelerregend. Bekannt ist die — wenn auch vielleicht nur von einem Nachdichter dem Horaz in den Mund gelegte — Prophezeiung: „daß ihn die fernsten Völker kennen lernen würden."[1] Buchstäblich hat sich diese, buchstäblich auch Ovids Prophezeiung erfüllt, daß die von ihm im Exil an den öden Ufern des Pontus erhobenen Klagen einst über Länder und Meere getragen, vom Aufgang bis zum Niedergange vernommen werden würden.[2] Ja beide Dichter haben schon selbst einen Theil dieser Erfüllung erlebt; Ovid durfte sagen, daß er in der ganzen Welt gelesen werde;[3] und Properz, daß der Ruhm seines Namens bis zu den Anwohnern des winterlichen Borysthenes gedrungen sei.[4] In der That werden die Werke der lebenden Dichter überall, wo römische Schulmeister einwanderten, gelesen worden sein.

Auch bei der höchsten Vorstellung von der Großartigkeit des neuen weltumfassenden Staatsorganismus, der Unermeßlichkeit seiner Hülfsmittel und der welterobernden Macht der römischen Sprache muß man erstaunen, wie schnell es den Römern gelang „so viele zwieträchtige und barbarische Zungen durch den Verkehr zu vereinen." Kaum mehr als zwanzig Jahr waren seit der völligen Unterwerfung Pannoniens vergangen, als Vellejus schrieb, und schon war in diesen wüsten, rauhen und ganz barbarischen Ländern (dem östlichen Theile Oestreichs, besonders Ungarn) die Kenntniß römischer Sprache und vielfach auch Schrift verbreitet.[5] Ein Theil der älteren Provinzen des Westens gehörte schon zu Augusts Zeit zu dem Gebiet der römischen Litteratur. Livius begann eines seiner spätern Bücher mit der Aeußerung: Ruhm habe er schon genug erworben, und setze sein Werk nur deshalb fort, weil der unruhige Geist Nahrung verlange; und dieser Ruhm erstreckte sich damals schon über Italien hinaus, denn

1) Horat. C. II 20. 2) Ovid. Tr. IV 9, 19—24. 3) Id. ib. IV 10, 128.
4) Prop. II 7, 19. 5) Bernhardy RLG. A. 53.

er bewog bekanntlich einen Spanier, aus Gades eigens nach Rom zu kommen um Livius kennen zu lernen, als er diesen Zweck erreicht hatte, reiste er sogleich wieder ab.[1] Schon damals wurden die Provinzen mit dem litterarischen Abhub Roms gespeist. Horaz entläßt das zweite Buch seiner Episteln mit der Aussicht, wenn es von den Händen des römischen Publikums abgegriffen und schmutzig sein werde, entweder in stiller Verborgenheit den Motten als Futter zu dienen oder im Bündel nach Utica oder Ilerda (Lerida in Spanien) geschickt zu werden.[2] Aber auch gerade die besten Bücher, die den Buchhändlern am meisten einbrachten, gingen über das Meer.[3]

Wenn die Koryphäen der Litteratur also damals in gewissem Sinne ihren Weltruhm schon erlebten, so waren sie um so mehr der vollsten und glänzendsten Befriedigung ihres Ehrgeizes in Rom selbst gewiß, wo ihre Gedichte (die sie nach der kürzlich eingeführten Sitte in größeren Kreisen vortrugen) wie wir gesehn haben sofort in die Schule übergingen, oder auch auf den Theatern unter dem Beifall vieler Tausende gesungen wurden, wo endlich ein umfassender und thätiger Buchhandel sich deren Vervielfältigung und den Vertrieb angelegen sein ließ. Vergil (der die Veröffentlichung seiner Aeneide bekanntlich nicht erlebte) hatte mit seinen Erstlingsgedichten, den Idyllen, einen solchen Erfolg, daß sie auf der Bühne häufig von Sängern vorgetragen wurden; eine in den litterarischen Kreisen jener Zeit viel genannte Schauspielerin Cytheris, einst die Geliebte Marc Antons, dann des Dichters Cornelius Gallus (der sie unter dem Namen Lycoris besang) soll die sechste Ecloge gesungen haben, in der Vergil den Dichterruhm seines Freundes Gallus preist. Als Vergil bei einer solchen Gelegenheit im Theater anwesend war, erhob sich das ganze Volk und begrüßte den Dichter ebenso ehrfurchtsvoll wie Augustus: in der That wurde eine solche Auszeichnung in der Regel sonst nur dem Kaiser und Personen aus der kaiserlichen Familie zu Theil.[4] Wenn Vergil in seiner späteren Zeit, die er größtentheils im südlichen Italien, namentlich in Neapel verlebte, ausnahmsweise nach Rom kam und sich öffentlich sehen ließ, so

Popularität Vergils —

1) Bernhardy A. 498. 2) Horat. Epp. I 20, 11—13. 3) Id. A. P. 345.
4) Ribbeck Vergil. ed. minor. p. XXIII; vgl. Th. II² 154 f.

mußte er sich vor der Menge, die ihm folgte und ihn sich gegenseitig zeigte, in ein Haus flüchten.[1]

Allerdings ist nun der Ruhm und die Popularität Vergils bei der Mitwelt und Nachwelt und folglich auch die Wirkung seiner Poesie so groß wie die keines andern römischen Dichters und in der That beispiellos gewesen. Mit der Popularität Schillers kann man die seinige auch darum vergleichen, weil sich in beiden Fällen zeigt, daß das Erhabene, Ideale und Edle in der Kunst die Massen noch in höherem Grade fortzureißen vermag als selbst das Volksthümliche, obwol es scheint, daß nur dies sie anziehn, jenes abstoßen und einschüchtern sollte; aber die Menschen hängen mit größerer Dankbarkeit, Ehrfurcht und Liebe an dem Geist, der sie aus ihrer Niedrigkeit zu sich emporhebt und sie mit dem Gefühl erfüllt, daß auch in ihnen etwas seiner höhern Natur Verwandtes wohnt, als an dem, der sich zu ihnen herabläßt. Vergils Poesie drang in alle Bildungskreise, in alle Schichten der Gesellschaft, auch Handwerker und Krämer führten seine Verse im Munde und gebrauchten sie als Mottos,[2] einige Brocken aus der Aeneide waren auch die Ungebildetsten im Stande anzubringen, und bei ihren Gastmählern, wo die Gäste mit Jongleurkünsten, Nachahmungen von Thierstimmen, Aufführungen von Possen unterhalten wurden, hörte man doch auch Stellen aus der Aeneide, allerdings abscheulich, deklamiren;[3] wie jetzt die Bibel wurde damals in schweren Lebensmomenten Vergil aufgeschlagen, und die Stelle, auf die der Blick fiel, als Schicksalsspruch betrachtet,[4] (was dann auch in der Zeit der Renaissance wieder geschehen ist).[5] In litterarischen Kreisen wurde sein Geburtstag (15. Octbr.) wol von vielen gefeiert,[6] und Tempelorakel (wie noch im dritten Jahrhundert die von Präneste und Patavium) antworteten mit Vergilischen Versen.[7] Eine so beispiellose Popularität hat nun allerdings kein anderer Dichter erreicht; aber daß auch Properz und Ovid schnell in viele Kreise drangen, zeigen die Wände von Pompeji, wo außer Vergilischen (zum Theil sichtlich von Schulknaben geschriebenen) auch

und der übrigen klassischen Dichter.

1) Id. ib. p. XXIIII. 2) Th. I³ 259. 3) Petron. Sat. 39 u. 68.
4) Marquardt Hdb. IV 112. 5) Burckhardt Kultur d. Renaissance 528.
6) Martial. XII 67. Plin. epp. III 7. 7) Marquardt a. a. O. III.

Verse dieser und anderer Dichter mit dem Schreibgriffel angekritzelt sind, theils wörtlich citirt, theils parodirt, namentlich an der Basilica, die von der eleganten Welt zum Spazierengehn benutzt wurde.[1] Zur Erklärung ihrer Popularität mag auch an das erinnert werden, was Jacob Grimm in Bezug auf die Schillers gesagt hat, „daß der Menge gerade die Poesie gefällt, die den Stil der gebildeten Gegenwart hält und auf deren Gipfel steht," da dem Volke „gleichfalls die alte Weise der Vergangenheit fremd geworden ist und es nun in den jetzigen Standpunkt vorschreiten und sich darin einweihen lassen will." „Die Menge, auf die ein schönes Gedicht einwirkt, will es gerade mit allen neuen Vortheilen genießen, und ist den alten zu entsagen bereit."[2] Aber eine so allgemeine Verbreitung der Poesie wäre im Augusteischen Zeitalter ohne die Einflüsse der Schule nicht möglich gewesen. Und mit der Schule wirkte das Theater zusammen, wo allem Anschein nach Gedichte häufig gesungen wurden;[3] und ihre Wirkungen beruhten zum Theil auch auf der lebhaften Empfänglichkeit der Südländer für Wohllaut und Rhythmus und ihrer großen Freude an beidem, wie denn auch gegenwärtig das Entzücken und der Genuß selbst gebildeter Italiener an ihrer vaterländischen Poesie eine sinnliche Beimischung hat. Im Alterthum war aber das Gefühl für Wohllaut und Rhythmus noch feiner und entwickelter, und verlangte auch in der Prosa seine Befriedigung, allerdings bei den Griechen noch in höherm Grade als bei den Römern. Doch wie lebhaft auch bei ihnen der Sinn für die bloße Schönheit des Klanges war, zeigt u. a. der Bericht Philostrats über den Beifall, den der Phönicier Hadrianus (Professor der Beredsamkeit unter Marc Aurel und Commodus) in Rom fand. Ritter und Senatoren

---

1) Zangemeister Inscr. Pompej. parietariae CIG IV Ind. 259—261. Außer Vergil: Propert. Ovid. Lucret. (I 1); Anklang an Tibull II 6, 20: 1837; (vgl. Lucian Mueller, Tibull. p. 63sq (aus einem unbekannten Epiker wol 1069 a (barbarus aere cavo tubicen); elegisch 1118. 1928. Der Anfang der Aeneide auch CIL II 4967, 31 (Italicae tegulae stilo inscr. Litterae saeculi primi, ni fallor. Huebner).

2) J. Grimm, Kl. Schr. (Rede auf Schiller I 391 f.)

3) Th. II² 325; vgl. oben.

ließen sich aus dem Theater abrufen „wenn er seine Vorträge begann, und strömten ins Athenäum, selbst solche, die nicht griechisch verstanden: man bewunderte die wohltönende Stimme, den Tonfall, die Modulation und den Rhythmus seiner Rede, und hörte ihn mit demselben Entzücken wie eine schön schlagende Nachtigall.[1]

Poetischer Dilettantismus, hervorgerufen durch die klassische Poesie.

Aber auch abgesehn von allen begünstigenden Nebenumständen mußten die Wirkungen der klassischen Poesie der Augusteischen Epoche auf die gebildete Welt des folgenden Zeitalters unermeßlich sein. Diese Periode war im wesentlichen unproductiv, besaß aber die zarte Empfänglichkeit einer hohen Kultur. In einer solchen Zeit mußte die Entstehung der zahlreichen vollendeten poetischen Kunstwerke, die Herstellung mustergültiger Formen auf den verschiedensten Gebieten, vor allem die Erschaffung einer neuen poetischen Sprache voll hinreißender Schönheit und blendenden Glanzes, den Trieb der Aneignung und Nachahmung aufs stärkste und im weitesten Umfange hervorrufen. „Zum Genuß der Kunstwerke, sagt Göthe,[2] haben alle Menschen eine unsägliche Neigung; der Mensch aber erfährt und genießt nichts ohne sogleich productiv zu werden. Dies ist die innerste Eigenschaft der menschlichen Natur; ja man kann ohne Uebertreibung sagen, es sei die menschliche Natur selbst." So ist in jeder hochcultivirten Zeit ein weit verbreiteter Dilettantismus eine nothwendige Folge einer hohen und reichen Kunstentwicklung. Auch wir haben dies vor allem auf dem Gebiete der Poesie erlebt. Auch wir haben eine dichterische Blüthezeit ohne Gleichen gehabt, auch wir sind durch sie erst mit einer poetischen Sprache beschenkt worden, auch bei uns sind die Epigonen bis zum Uebermaß eifrig und geschäftig gewesen, sich des ererbten kostbaren Besitzthums in unaufhörlichem Gebrauch und Mißbrauch zu versichern, das Empfangene immer von neuem zu reproduciren. Dieselben Erscheinungen würden sich auch ohne ausdrückliche Zeugnisse in der nachaugusteischen Zeit voraussetzen lassen. Die Versuchungen einer gebildeten Sprache, die „für uns dichtet und denkt," waren damals ebenso unwiderstehlich und die Illusionen der Dilettanten über ihre Leistungen dieselben wie heute,

1) Philostrat. Vitt. soph. II 10 p. 256. 2) Göthe (über den Dilettantismus) 31, 425.

weßhalb sich unbefangenen Zuschauern des litterarischen Treibens auch dieselben Wahrnehmungen aufdrängten. „Viele, sagt ein geistreicher Schriftsteller unter Nero, hat die Poesie hintergangen. Sobald einer einen Vers richtig zu Stande gebracht und einen einigermaßen zarten Gedanken in eine Periode eingewebt hat, glaubt er schon auf den Helikon gestiegen zu sein."[1] Ueberdies begünstigte den Dilettantismus die innigere Verbindung der Poesie mit der Schule, die wol die Folge haben mußte, daß poetische Uebungen mit oder ohne Veranlassung der Lehrer mehr oder weniger allgemein zu keinem andern Zweck statt fanden, als um eine vollendetere Herrschaft über die Form zu gewinnen und sich zur Virtuosität in blühender und schwungvoller Prosa vorzubereiten. Auch für diejenigen, die hierbei nicht der Täuschung verfielen, Reminiszenzen, Angelerntes und Anempfundenes für originell und für ihr Eigenthum anzusehn, mußte es doch einen Reiz haben, die erworbene formelle Fertigkeit weiter zu üben und sich zu erhalten. Aber ohne Zweifel verführte nicht wenige die Freude an dem wirklichen oder vermeintlichen Gelingen solcher poetischen Exercitien (die übrigens eine Hauptveranlassung zu Interpolationen der gelesensten Dichter wurden) die Beschäftigung, die nur Mittel hatte sein sollen, als Zweck zu behandeln. Selbst unter den ächten Oden des Horaz, der doch eine fast zu strenge Selbstkritik übte, befinden sich Uebungsstücke genug, deren Verdienst ein rein formelles ist. Wenn Horaz aber nach Quintilians Urtheil der einzige des Lesens werthe römische Lyriker war, so dürften wir wol annehmen, daß die Lyrik der nachaugusteischen Zeit ganz vorzugsweise Schul- und Dilettantenpoesie gewesen ist.

Wirkungen der politischen Zustände der Monarchie.

Mit den Einflüssen der Schule und der classischen Poesie im Zeitalter Augustus wirkten die politischen Zustände der Monarchie, die Interessen und Neigungen der Regierungen, der Höfe und Hofkreise zusammen, um die litterarischen Neigungen, Liebhabereien und Beschäftigungen vorzugsweise der Poesie zuzuwenden. Der allgemeine Friede nach der Schlacht bei Actium und das Absterben des politischen Lebens seit der Alleinherrschaft Augusts verschlossen die beiden Gebiete fast ganz, auf denen sich die geistige Kraft des römischen Volkes

1) Petron. Sat. c. 118.

während so vieler Jahrhunderte aufs reichste und kräftigste entfaltet hatte. Eine Masse von Talent, Kraft und Regsamkeit, die durch diese Revolution aus ihrer natürlichen Bahn gedrängt war, warf sich nun auf die Litteratur. Aber selbst hier standen die Felder, die in der Republik am glücklichsten angebaut worden waren, nur theilweise offen: die Redefreiheit war verkümmert, die Geschichtsschreibung bis zu der Zeit Nervas und Trajans, die das „seltene Glück" brachte, „daß man denken durfte was man wollte und sagen was man dachte," gefahrvoll und dies bereits unter der toleranten Regierung Augusts. Titus Labienus, einer der letzten Republikaner und unversöhnlicher Gegner der neuen Zustände, überschlug, als er seine Geschichte der neuesten Zeit öffentlich vorlas, große Stücke mit den Worten: „dies wird man nach meinem Tode lesen." Dennoch wurde über sein Werk das bisher unerhörte Urtheil der Verbrennung ausgesprochen: er wollte dessen Untergang nicht überleben; wie einen lebendigen Todten ließ er sich in das Begräbniß seiner Ahnen bringen und dort einschließen. Elf Jahre nach Augusts Tode wurde Cremutius Cordus angeklagt, weil er in seinen Jahrbüchern Brutus und Cassius die letzten Römer genannt hatte, er kam der sichern Verurtheilung durch freiwilligen Hungertod zuvor; auch seine Bücher wurden verbrannt. In solchen Zeiten bot die Poesie den friedlichen Geistern, die einen idealen Inhalt für ihr Leben suchten und der Wirklichkeit zu entfliehen strebten, ein doppelt willkommnes Asyl. Völlig sicher war freilich auch dieses nicht, die „Gemüther der Mächtigen" waren leicht gereizt, zuweilen schon durch die Wahl der Stoffe, und durch scheinbare oder wirkliche Beziehungen einzelner Stellen auf die Gegenwart. So brachte unter Tiberius dem letzten des erlauchten Geschlechts der Scaurer seine Tragödie „Atreus" den Tod, in der besonders der Vers: Der Herrscher Thorheit muß man tragen mit Geduld, strafwürdig erschien.[1] Doch solche Gefahren drohten natürlich den Dichtern, die wirklich die Absicht hatten sie zu vermeiden, nur in den allerseltensten

1) Tac. dial. c. 2: nam postero die quam Curiatius Maternus Catonem recitaverat, eum offendisse potentium animos diceretur, tamquam in eo tragoediae argumento sui oblitus tantum Catonem cogitasset etc. Bernhardy R. L. G. A. 201.

Fällen, und konnten den poetischen Neigungen dieses Zeitalters keinen Eintrag thun. Ausdrücklich heißt es in dem Dialog des Tacitus, daß der Beschäftigung mit der Poesie zur Rechtfertigung hauptsächlich diene, daß sie weniger der Gefahr Anstoß zu geben ausgesetzt sei, als die der Redner.[1] So füllte die Poesie vor allem die große Leere aus, die der Untergang der Republik in dem Leben Roms zurückließ, und es lag in nichts weniger als in der Wandelbarkeit der menschlichen Neigungen, wie es Horaz in seiner Epistel an August darstellt, daß das früher auf so ganz andere Zwecke gerichtete römische Volk nun allein von dem Eifer der Schriftstellerei glühte, daß Söhne und strenge Väter ihre Stirn mit Laub umkränzten, und Gelehrte und Ungelehrte überall Gedichte schrieben.[2]

Theilnahme der Kaiser an der Poesie und Litteratur. August. August kam dieser Richtung aufs bereitwilligste entgegen. Nächst der langersehnten Wohlthat der „Ruhe und Ordnung", die die Monarchie brachte, sollten Schutz und Förderung geistiger Bestrebungen (insofern sie sich innerhalb der gezogenen Schranken hielten) die Gebildeten mit dem Cäsarenthum aussöhnen, wie die Massen in Rom durch große Fortschritte in der Verbesserung ihrer materiellen Lage und durch Feste und Schaugepränge für den Verlust der Freiheit schadlos gehalten wurden. Die Pflege, die August und die ihm zunächst stehenden Großen, wie Messalla und vor allen Mäcenas der neu erblühenden Poesie angedeihen ließen, (und an der sich auch die Frauen seines Hauses betheiligten),[3] ist mit Recht sprichwörtlich geworden. Noch folgenreicher als die Gunst dieser Kreise, denen sich auch der frondierende Asinius Pollio anschloß, wirkte wol ihr Beispiel. August stand auf der Höhe der damaligen Bildung; sein Interesse an der Litteratur war ein aufrichtiges, und er bekundete es nicht bloß durch Beförderung und Unterstützung der Dichter und Schriftsteller, sondern (was mehr war) durch die lebhafte Theilnahme an ihrem Schaffen, die er an den Tag legte, „wohlwollend und geduldig" hörte er ihre Vorlesungen an.[4] Ihm verdankte das vierte Buch der

1) Tac. dial. c. 10: illud—quod plerisque patrocinatur, tamquam minus obnoxium sit offendere poetarum quam oratorum studium.

2) Horat. Epp. II 1. 107—117. 3) Th. I³ 403.

4) Für das Folgende vgl. Bernhardy⁵ A. 178—182.

horazischen Oden seine Entstehung, Vergils Aeneide ihre Erhaltung, an ihn durfte Horaz die Epistel richten, in der er die alte und neue Poesie gegeneinander hielt. Aber auch an eignen Versuchen ließ es August nicht fehlen, größtentheils waren diese zwar in Prosa, mit der Poesie befaßte er sich, wie Sueton sagt, „nur obenhin." Ein größeres Gedicht in Hexametern existirte von ihm über Sicilien, und eine kleine Sammlung von Sinngedichten, die er im Bade auszudenken pflegte. Eine Tragödie, „Ajax" vernichtete er vor der Vollendung; „sein Ajax, sagte er, habe sich in den Schwamm gestürzt." Für einen Staatsmann, auf dem die Aufgabe lastete, die Welt in ihre Fugen einzurichten, sind dies immerhin Poesien genug. Auch Asinius Pollio, Messalla, Mäcen machten Verse; die Gedichte des letztern lieferten nach den Berichten einen Beleg für die auch auf andern Kunstgebieten zu machende Beobachtung: daß der reinste Geschmack und die vollste Sicherheit des Urtheils über fremde Leistungen nicht immer vor Geschmacklosigkeit und Affektation der eignen Versuche bewahrt. Mäcens poetische Spielereien waren, wie alles was er schrieb, in einer corrupten schwülstigen Manier, August spottete über die „salbentriefenden Löckchen" seines gleichsam „mit dem Brenneisen gekräuselten" Stils. Seneca hat eine Probe davon aufbewahrt, in der der merkwürdige Mann die Lust an der Gewohnheit des Daseins mit einem an Heine erinnernden Cynismus malt: Mäcenas.

Mache lahm mich an Hand und Fuß,
Lahm an Schenkel und Hüfte;
Lade Schwär' und Buckel mir auf,
Gib mir wackelnde Zähne,
Darf ich leben nur, ist's genug!
Leben laß mich, und müßt' ich
Hocken auf spitzigem Marterholz!

Tiberius, der die zur allgemeinen Bildung erforderlichen Studien mit dem größten Eifer trieb, war ein Bewundrer der Alexandriner und hatte eine besondere Liebhaberei für die mythologische Gelehrsamkeit, mit der sie ihre Werke zu putzen pflegten; in seinen griechischen Gedichten ahmte er Euphorion, Rhianus und Parthenius nach; er verfaßte ein lyrisches Gedicht in lateinischer Sprache: Klage über den Tod des Lucius Cäsar (755) — ein Ereigniß, das den damals Tiberius.

dreiundvierzigjährigen Mann dem Thron um einen großen Schritt näher brachte;[1] auch gab es von ihm Gedichte leichtfertigen Inhalts.[2] Schwerlich hätte eine so groß angelegte und auf die größten Zwecke gerichtete Natur wie die Tibers sich zu poetischem Dilettantismus herbeigelassen, wenn nicht sein Streben sich die damalige Bildung im weitesten Umfange anzueignen, beinahe mit Nothwendigkeit darauf geführt hätte. Auch der edle Germanicus fand in seinem vielbewegten Leben Muße zur Poesie, er hinterließ unter andern griechische Lustspiele.[3] Caligula beschränkte sich auf das Studium der Beredsamkeit, in der er es zu einer guten Fertigkeit brachte, Claudius verfaßte zahlreiche gelehrte Werke, doch nur in Prosa. Nero war der erste und blieb der einzige Kaiser, der die Poesie nicht als Uebung, Spiel oder zur Ausfüllung müßiger Augenblicke trieb, sondern mit dem Anspruch, in der Dichterwelt eine hervorragende Stelle einzunehmen. Ernste und gründliche Bildung war ihm fremd geblieben, theils hielt ihn sein Naturell, theils seine Umgebung davon zurück. Von dem Studium der Philosophie soll ihm seine Mutter abgerathen haben, da es für einen künftigen Regenten unzuträglich sei, von dem Studium der älteren Litteratur sein Lehrer Seneca, um ihn desto länger in der Bewunderung seiner eignen Werke zu erhalten. Obgleich er vor und nach seiner Thronbesteigung (im noch nicht vollendeten siebzehnten Lebensjahr) sich vor großen Versammlungen mit Deklamationen hören ließ, mußte er sich doch seine öffentlichen Reden von Seneca schreiben lassen, was viel Aufsehn erregte; er war der erste Kaiser, der sich einer fremden Feder bediente. Je weniger aber seine Bildung wissenschaftlich war, desto vielseitiger war sein Dilettantismus in den schönen Künsten. Von seiner Beschäftigung mit der Musik, in der er seine Hauptstärke zu haben glaubte, ist bereits die Rede gewesen; er tändelte mit Meißel und Modellirstab, und dichtete fast eben so eifrig als er sang und spielte, dies letzte (wie Tacitus meint) zugleich in der Absicht, daß diese Beschäftigung seinen andern, einem Fürsten weniger anständigen Kunstübungen in der öffentlichen Meinung das Gegengewicht halten sollte. Ob und wie viel Talent zur Poesie er

Nero.

1) Sueton. Tiber. c. 10. 2) Plin. epp. V 3, 5. 3) Bernhardy A. 195 u. für das Folgende A. 197 ff.

hatte, ist nicht mit völliger Sicherheit zu entscheiden. Tacitus spricht es ihm ganz und gar ab. Nach ihm „umgab er sich mit solchen, die im Dichten eine gewisse Leichtigkeit, aber keine hervorragende Berühmtheit besaßen. Diese kamen zusammen, verbanden die mitgebrachten oder auf der Stelle erdichteten Verse zu einem Ganzen und ergänzten seine irgend wie hingeworfenen Worte. Dies zeigt auch der Charakter dieser Gedichte, die ohne Schwung und Ursprünglichkeit und nicht aus einem Gusse sind." Man wird nicht irren, wenn man annimmt, daß so manche Gedichte der vornehmen Dilettanten, die „Elegien", die sie während der Verdauung auf Ruhebetten von Citrusholz liegend diktierten, auf diese Art zu Stande kamen, da sie ohne Zweifel hier ebenso gut wie auf wissenschaftlichem Gebiet die Leistungen ihrer Clienten, Sklaven und Freigelassenen als ihr rechtmäßiges Eigenthum ansehn und verwerthen zu können glaubten.[1] Auch bei den Gedichten des Lucius Verus hatten, wie man sagte, seine talentvollen Freunde das Beste gethan.[2] Nero nimmt freilich Sueton in Schutz: er habe um so weniger nöthig gehabt, sich mit fremden Federn zu schmücken, da ihm die Verse leicht geflossen seien. Von Neros Hand geschriebene Entwürfe, die er vor Augen gehabt hatte, waren wie er sagt offenbar keine Nachschriften oder Abschriften, sondern trugen alle Spuren eigner Abfassung, so vieles war ausgestrichen, übergeschrieben und hineinkorrigiert. Neros Gedichte[3] waren zahlreich und mannigfaltig: kleine Tändeleien (in einer derselben war von Poppäas „Bernsteinhaaren" die Rede), Spottgedichte, lyrische für den Gesang zur Cither gedichtete Poesien, darunter vermuthlich auch Solos aus Tragödien, ein großes Epos Troica (in dem Paris als Held auftrat und bei einem Ringkampf unerkannt alle Ringer, selbst Hektor überwand); ein anderes Epos sollte die ganze römische Geschichte umfassen, doch scheint es nie zur Ausführung gekommen zu sein. Martial, der Nero sonst geflissentlich schmäht, spricht von seinen Gedichten mit Anerkennung.[4] Einige zufällig erhaltene Verse zeugen wenigstens von Gewandtheit:

1) Pers. sat. I 51 sq. 2) H. A. vit. Veri c. 2. 3) Jahn. Proll. ad Pers. p. LXXV sqq.

4) Martial. VIII 70, 8: carmina docti Neronis.

Wenn er der Perser Gebiet durchirrt, dann schwindet der Tigris
Tief in gähnender Kluft: fortrauschend unter dem Boden
Taucht der verlorene Strom erst auf, wo er nimmer gesucht wird.

Bei dem von Nero zum ersten Mal nach griechischem Muster gestifteten Festspiel,[1] das sich in fünfjährigen Perioden wiederholen sollte, aber nur zwei Mal (60 u. 65) gefeiert zu sein scheint, bildeten die musischen Wettkämpfe den Mittelpunkt; und die Vertheidiger dieser neuen Stiftung meinten, daß die Siege der Redner und Dichter ein Sporn für Talente sein würden.[2] Doch in der That wollte Nero hier allein als Dichter wie als Musiker glänzen, die auf seinen Wunsch erfolgte Betheiligung der Vornehmsten sollte seinen Ruhm nur erhöhn, ihm wurde der Kranz zugesprochen, bei der zweiten Feier las er die Troica vor. Ueberhaupt vermochte er keinen Dichterruhm neben dem seinigen zu dulden, Lucan, den er in seinen poetischen Kreis gezogen hatte, erregte bald seine Eifersucht, der Kaiser verließ in auffallender Weise eine Vorlesung des Dichters und untersagte ihm sogar, wie es scheint, sich öffentlich hören zu lassen[3] (Ende 62 oder Anfang 63). Dieser ließ sich zu offner Feindschaft gegen den Hof fortreißen und nahm Antheil an der Pisonischen Verschwörung, deren Entdeckung ihm den Tod brachte. So gefährlich es aber unter Nero war, auf wirklichen Dichterruhm Anspruch zu machen,[4] so rathsam, ja für jeden, der zu ihm in Beziehung stand, nothwendig war es, seine Theilnahme und Neigung zur Poesie zur Schau zu tragen, wo möglich sich mit poetischen Versuchen sehn zu lassen, die geeignet waren, den seinen zur Folie zu dienen. Niemand, der jene Zeit kennt, kann zweifeln, daß auch diese Absicht die Regsamkeit auf dem Gebiet der Poesie sehr gesteigert hat. Unter den gegen Seneca von seinen Feinden erhobenen Vorwürfen war auch, daß er eifriger und häufiger Verse mache, seit Nero Liebe zur Dichtkunst zeige.[5]

Titus. Dies änderte sich völlig unter Vespasian, der der Poesie ganz fern stand, dagegen gerade hervorragende, auch poetische Talente begünstigte und freigebig unterstützte. Titus aber, der als Knabe an

1) Th. II² 346, oben S. 267. 2) Tac. A. XIV 21. 3) Genthe De vita Lucani p. 23. 73. 4) Tac. A. XVI 28 sq.: Montanum — quia protulerit ingenium, extorrem agi; vgl. Nipperdeys Anm. 5) Id. ib. XIV 52.

Neros Hof gelebt hatte, besaß für lateinische und griechische Poesie ein leichtes, selbst zur Improvisation ausreichendes Talent, und besang unter andern einen Kometen, wie der ältere Plinius sagt, „in einem herrlichen Gedichte," auch der jüngere Plinius nennt ihn unter den Dichtern. Unter Domitian wiederholten sich in vieler Beziehung Domitian. die Zustände der Neronischen Zeit, ja ein noch furchtbarerer Druck lastete auf den Geistern, aber poetische Bestrebungen wurden aufrichtig gefördert und aufgemuntert; vor allem durch den im Jahre 86 gestifteten Capitolinischen Wettkampf, in dem die Talente sich frei entfalten konnten, überhaupt machte dieser zweite Nero als Kaiser auf dichterischen Ruhm keinen Anspruch, obwol er in seiner unfreiwilligen Muße als Prinz eine eifrige Beschäftigung mit der Poesie zur Schau getragen hatte. Natürlich wurden an seinem Hofe auch seine Jugendgedichte für unübertrefflich erklärt. Quintilian sagt, es habe den Göttern zu gering geschienen, daß er weiter nichts sein sollte, als der größte Dichter, und deshalb haben sie ihn durch Uebertragung der Sorge für den Erdkreis von diesen Beschäftigungen abgelenkt. Ob er ein Epos über den jüdischen Krieg, von dem Valerius Flaccus spricht, auch nur begonnen hat, ist zweifelhaft:[1] sicher dagegen, daß er den Kampf um das Capitol in den Decembertagen des Jahres 68, während dessen er in großer Gefahr geschwebt hatte, zum Gegenstande eines Gedichtes machte; denn Martial erwähnt im Jahre 89 das himmlische (d. h. in der damaligen Hofsprache „allerhöchste") Gedicht vom „Capitolinischen Kriege."[2] Domitian ließ sich also nicht ungern an seine poetischen Versuche erinnern, wenn er sie auch ganz aufgegeben hatte: und Martial huldigt ihm „als dem Herrn der neun Schwestern."[3]

Auch Domitians Nachfolger Nerva rechneten die Dichter zu den Nerva.

---

1) Valer. Flacc. Argon. I 12. Imhof Domitian 133, 5.

2) Martial. V 5: Ad Capitolini caelestia carmina belli
Grande cothurnati pone Maronis opus.

Ueber die Bedeutung von caelestis vgl. Fincke De appellationibus Caesarum honorificis (Regim. 1867) p. 42: wo aber diese Stelle, die noch nie richtig verstanden zu sein scheint, übersehn ist. Daß die Aratea nicht von Domitian sein können, hat Imhof a. a. O. S. 131 ff. meines Erachtens bewiesen.

3) Martial. V 16, 18.

ihrigen, Plinius nennt ihn unter denen, die muthwillige scherzhafte Kleinigkeiten geschrieben hatten.[1] Martial bezeichnet ihn als den „Tibull unsrer Zeit," ein Ausdruck aus einem Gedichte Neros, zu dessen Kreise Nerva einst gehört hatte; Martials in demüthigem Cliententon auf ihn verfaßte Epigramme zeigen, daß er sich damals noch (in der letzten Zeit Domitians) gerne als Dichter loben hörte.[2] Trajans großartige Soldatennatur hatte keine poetische Faser, ihm scheint auch jedes Interesse für Poesie gefehlt zu haben; Hadrian dagegen, der allseitigste Dilettant, der je auf dem römischen Thron gesessen hat, war in Vers und Prosa gleich gewandt, auch lascive Gedichte las man von ihm.[3] Noch auf seinem qualvollen Sterbebette hatte er Laune genug zu jenen bekannten Versen, aus denen man, nach der Angabe seines Biographen, den Durchschnittswerth seiner Dichtungen kennen lernen kann:[4]

Hadrian.

Unstetes, zärtliches Seelchen, du,
So lange des Leibes Gesellin und Gast,
Wohin du arme wanderst du jetzt,
Bleich, ohne Hülle, schaudernd vor Frost?
Vorbei ist Scherzen und Kosen nun!

Hadrians Beispiel scheint übrigens die Poesie an seinem Hofe zur Mode gemacht zu haben, auch sein Adoptivsohn Aelius Verus war versgewandt,[5] der auf seine Veranlassung von Antoninus Pius adoptirte Lucius Verus hatte, wie erwähnt, sich ebenfalls als Knabe der Poesie beflissen; auch Marc Aurel noch im Alter von 22 Jahren (143) Hexameter gemacht, die er so liebte, daß ihnen nicht, wie seinen übrigen Versuchen, die Gefahr drohte, in Rauch aufzugehn.[6]

Aufhören des poet. Dilettantismus an den Höfen im 2. Jahrhundert.

Mit ihnen schließt aber diese Reihe von fürstlichen Dichtern, die wol kaum in der Geschichte der Litteratur ihres Gleichen hat, und die Poesie blieb nun lange dem Hofe fern; denn der nächste Kaiser, von dem berichtet wird, daß er (griechische) Verse machte, ist erst Alexander Severus, dessen Bildung und poetischer Dilettantismus

1) Plin. epp. V 3, 5. 2) Martial. VIII 70. IX 26. 3) Apulej. Apol. p. 410 ed. Oudendorp. 4) Bernhardy R. L. G. A. 220. 5) H. A. vit. Ael. Veri c. 5. 6) Fronto ad M. Caes. II 10 p. 34 ed. Naber.

wie der des Balbinus, der beiden ältern Gordiane, des Gallienus und Numerianus[1] dafür zeugt, daß auch noch im dritten Jahrhundert die alten litterarischen Traditionen, die Pflege geistiger Interessen sich in einzelnen Kreisen der vornehmen Gesellschaft (gleichsam Inseln in der immer höher schwellenden Fluth der Barbarei) erhielten.

Gründe dieser Erscheinung.

Wenn nun aber in der Zeit von August bis Hadrian beinahe Regel war, was sonst eine seltene Ausnahme ist: die Beschäftigung der Regenten, zum Theil in ihrer Prinzenzeit, zum Theil nach ihrer Thronbesteigung mit der Poesie — so ist diese Erscheinung ohne Zweifel ebenso wenig zufällig, als daß die spätere Zeit der Antonine und die der Severe bis auf Alexander auch nicht einen einzigen fürstlichen Dichter aufzuweisen hat, obwol auch diese Kaiser größtentheils auf der Höhe der damaligen Bildung standen. Vielmehr theilten offenbar diese wie jene eben nur die herrschenden Richtungen und Interessen ihrer Zeit, und auch ihr Verhältniß zur Poesie war im wesentlichen kein anderes, als das des gebildeten Theils der Mitlebenden überhaupt. Man darf daher schon hieraus allein mit ebenso großer Sicherheit auf eine sehr allgemeine Verbreitung des poetischen Dilettantismus in der gebildeten Gesellschaft der ersten, wie auf dessen starke und auffallende Abnahme gegen die Mitte des zweiten Jahrhunderts schließen.

In der That kann nicht bezweifelt werden, daß überhaupt in der Hadrianischen Zeit eine neue geistige Strömung in der Zeitbildung die Oberhand gewann, die jene im ersten Jahrhundert herrschende Richtung auf Poesie zurückdrängte. Die Geschichte der römischen Poesie ist bis zu der Grenze der beiden Jahrhunderte an Namen ebenso reich als in den folgenden Zeiten arm, ja fast völlig leer. Der Grund dieser Erscheinung ist nicht etwa in einer Abnahme der schöpferischen Kraft, in einer Abnahme des Originalgenies zu suchen, die Gibbon zu den charakteristischen Erscheinungen des zweiten Jahrhunderts zählt,[2] denn auch die Dichter der nachaugusteischen Zeit waren doch nur sehr gebildete und begabte Dilettanten (freilich im höhern und bessern Sinne des Worts); auch

1) Bernhardy A. 233. H. A. Maxim. et Balbin. 7. Vgl. auch Macrin. c. 14.
2) Gibbon, History of the decline ch. II am Schluß.

hat es an Dichtern in den spätern Jahrhunderten keineswegs gefehlt.[1] Beigetragen hat ohne Zweifel zur Abnahme der poetischen Tendenzen die Herrschaft, die die Alterthümelei in der Litteratur gewann, da die Beschäftigung mit den alten Dichtern auch nicht entfernt die Anregung zu eigner Production und Reproduction bieten konnte wie die mit den modernen. Sodann fiel die Wirkung fort, welche die Beschäftigung der Kaiser mit der Poesie, die wie gesagt selbst nur eine Wirkung der herrschenden Zeitrichtung gewesen war, als ein für die höhern Stände maßgebendes Beispiel geübt hatte, und damit ein erhebliches Motiv des poetischen Dilettantismus. Der Hauptgrund dürfte aber in dem großen Eindruck der in Griechenland entstandenen kunstvollen Prosa der Sophisten zu suchen sein, die auch die Römer mächtig zur Bewunderung und Nachahmung anregte und einen großen Theil der empfänglichen Geister in ihren Bahnen fortriß; wovon weiter unten die Rede sein wird. Außerdem ist nicht zu vergessen, daß, je mehr sich (namentlich in Folge von Hadrians neuer Organisation) der Militär- und Beamtenstaat ausbildete und gliederte, je mehr Kräfte er in Anspruch nahm, je glänzendere Aussichten er in der amtlichen Laufbahn bot, desto mehr sich Talent und Streben von der schönen Litteratur überhaupt ab und dem Kriegsdienst, der Verwaltung und dem Rechtsstudium zu wandten, während Beredsamkeit wo nicht als Zweck so doch als Mittel und auf andern Wegen als früher allgemein erstrebt wurde, und auch die Fachwissenschaften, darunter namentlich die mit der neu aufblühenden Rechtswissenschaft eng zusammenhängende Philologie eine eifrige Kultur fanden.

Folgen der neuen Bedeutung der Poesie und Litteratur.

Die neue Bedeutung, die Poesie und Litteratur überhaupt mit der Begründung der Monarchie gewannen, zeigt sich hauptsächlich in folgenden drei Dingen: der Entstehung eines ausgebreiteten Buchhandels und der Begründung öffentlicher Bibliotheken, der Einführung öffentlicher Vorlesungen der neuen Werke (Recitationen), endlich in der Stiftung einer ganz neuen den Dichtern eigenthümlichen Ehre

1) S. z. B. vit. Alex. Severi c. 34.

— der Dichterkrönungen — dies letzte in der Zeit Neros und Domitians, während alles Uebrige bereits der Zeit Augusts angehört.

Entstehung des Buchhandels als eigenen Geschäfts.

In der letzten Zeit der Republik[1] existirte ein ausgebreiteter Buchhandel noch nicht, Ciceros Freund Atticus, der erste von dem bekannt ist, daß er Vertrieb und Vervielfältigung von Büchern in größerm Umfange unternahm, trieb ihn doch nur als Nebengeschäft. Aber schon unter August bildete er sich in Rom zu einem selbständigen Geschäft aus, bald auch in den Provinzen. Die Sortimentshandlungen lagen in Rom in den belebtesten Gegenden, sie waren an Pfeilern und Eingängen mit ausgestellten Anzeigen und Exemplaren dekoriert, und bildeten (wie noch im heutigen Rom) einen Versammlungsort für Freunde der Litteratur, die sich theils die neuen Bücher ansahn, theils Unterhaltung suchten. Die Sklavenarbeit setzte diese Industrie in den Stand ihre Waare schnell, wohlfeil und massenhaft zu liefern. Hunderte von Schreibern, die gleichzeitig nach einem Dictat schrieben, leisteten, was heute eine Presse vollbringt, vielleicht in wenig längerer Zeit, wenn auch freilich sehr viel unvollkommner, die Incorrectheit war der Hauptfehler der antiken Bücher. Da von einer Gelegenheitsschrift, die ein rein persönliches und ganz vorübergehendes Interesse hatte, eine von dem Verfasser auf eigene Kosten veranstaltete Auflage von 1000 Exemplaren erwähnt wird, so darf man annehmen, daß große Buchhändler von beliebten und vorzüglichen Werken oft noch viel größere gemacht haben. Das erste Buch Martials (über 700 Verse in 118 Gedichten) kostete in elegantester Ausstattung 5 Denare (43,5 Sgr.), in wohlfeiler wie es scheint nur 6—10 Sesterzen (13—21,7 Sgr.); das Buch seiner Xenien (274 Verse unter 127 Titeln) verkaufte der Buchhändler Tryphon für 4 Sesterzen (8,7 Sgr.), wie Martial sagt, zu theuer, er konnte es zu 2 (4,4 Sgr.) verkaufen und doch noch einen Gewinn machen. Das Buch füllt in der Teubnerschen Ausgabe 14 Druckseiten, und da von dem angegebenen Preise vielleicht noch ein Theil auf die unserm Einbande entsprechende Ausstattung gerechnet werden muß, so war die Herstellung des Textes etwa doppelt so theuer als gegenwärtig

1) Marquardt Hdb. d. R. A. V 2, 404 ff. Géraud Sur les livres dans l'antiquité p. 165 ff.

in Deutschland, wo ein Druckbogen für $2\frac{1}{2}$ Sgr. geliefert zu werden pflegt.[1] Die Makulatur wanderte theils in die Schule, wo die Knaben die leergelassenen Rückseiten der Blätter zu ihren Exercitien benutzten, theils in die Läden der Höcker und Gewürzkrämer, wo sie zu Pfeffer- und Weihrauchdüten, oder zum Einwickeln eingesalzener Fische diente.[2]

Gründung öffentlicher Bibliotheken.

Aber auch unentgeltlich waren für jedermann reiche Bücherschätze in beiden Sprachen zugänglich. Den Plan Julius Caesars in Rom öffentliche Bibliotheken zu stiften, der wie so manche andre durch seinen Tod vereitelt worden war, führte Asinius Pollio aus, dem Rom die erste öffentliche (griechische und lateinische) Bibliothek verdankte, der dann August zwei andere (in der Halle der Octavia und auf dem Palatin) und spätere Kaiser (namentlich Vespasian und Trajan) immer neue hinzufügten, so daß man im vierten Jahrhundert 28 zählte.[3] Auch sie dienten natürlich zu Versammlungsorten für Freunde der Litteratur. Die Räume der Bibliotheken benutzte ebenfalls Asinius Pollio zuerst um den Größen der Litteratur in einer früher unbekannten Weise zu huldigen. Ihre Statuen, mit Bücherbehältern zu ihren Füßen (wie wir deren noch von Sophokles und andern besitzen), und Büsten mit Epheu „dem Lohn der Denkerstirnen" bekränzt, zum Theil aus Bronze, aber auch aus Gold und Silber schmückten diese Hallen und Säle, und wahrscheinlich wurde diese Ehre sehr bald auch lebenden Dichtern und Schriftstellern zu Theil.[4]

Einführung der Recitationen.

Doch daß öffentliche Bibliotheken die anerkanntesten, „also vorzugsweise ältern Werke allgemein zugänglich machten, ein umfassender und betriebsamer Buchhandel eifrig für schnelle Verbreitung des Neuen sorgte, reichte in jener Zeit eines außerordentlich reichen und

1) Martial. I 118. 67. XIII 3. Géraud p. 180: Ces prix paraissent inférieurs à ceux qui ont cours aujourd'hui (1840). Die Ansätze von Schmidt Gesch. d. Denkfreiheit S. 136f. sind zu niedrig.

2) Géraud p. 144 f.

3) Marquardt Hdb. V 1, 116 f. Vgl. Th. I³ 19.

4) Marquardt V 2. 216. Horat. S. I 4, 21: beatus Fannius ultro Delatis capsis et imagine. C. I 1, 29: doctarum hederae praemia frontium. Juv. VII 129: ut dignus venias hederis et imagine macra. Pers. prol. 5 mit Jahns Anm.

bewegten litterarischen Lebens und eines ebenso regen und verbreiteten litterarischen Interesses zur Vermittlung zwischen den Gebenden und Empfangenden, zwischen den Dichtern und Schriftstellern auf der einen und dem Publikum auf der andern Seite noch nicht aus: namentlich weil diese Zeit noch immer in so hohem Grade an Mündlichkeit und lebendiges Wort gewöhnt war und das Lesen schon darum nie so allgemein werden konnte, wie in den Perioden der lebhaftesten litterarischen Entwickelung in neuern Zeiten, weil es bei den ohne Interpunktion und Trennung der Wörter, sicher sehr oft mit Abkürzungen, nicht selten schlecht und inkorrekt geschriebenen Texten fast immer eine Mühe war, die den Genuß beeinträchtigte. Am meisten verlor die Poesie, wenn sie nicht durch das Ohr aufgenommen werden konnte. Denn da sie (namentlich die lyrische) entweder geradezu für den Gesang mit Musikbegleitung, oder doch für einen musikalischen, oder dem musikalischen sich nähernden Vortrag bestimmt war; da Wohlklang und Rhythmus zu ihren wesentlichen, am allgemeinsten und feinsten empfundenen Eigenschaften gehörten: so mußten wol Gedichte, die man las statt sie zu hören, für die damalige Empfindung etwas Wesenloses und Schattenhaftes erhalten, und selbst Prosa verlor (wenn auch in geringerm Maße) beim bloßen Lesen von ihrer Wirkung. Wenn Juvenal sagt, auf die Anzeige, daß Statius seine Thebaide vorlesen werde, sei man herbeigeströmt, um das angenehme Organ und das beliebte Gedicht zu hören, so sieht man, daß auch das erstere seine Anziehungskraft übte. Schon aus diesem Grunde kamen die von Asinius Pollio eingeführten Recitationen,[1] d. h. Vorlesungen neuer Werke vor größern, geladenen Kreisen, einem allgemeinen Bedürfnisse entgegen. Außerdem lernte das immer zunehmende Publikum, das sich für die neuesten Erzeugnisse der Litteratur aufs lebhafteste interessirte, diese so aus erster Hand und in unzweifelhaft authentischer Form kennen, und befriedigte die natürliche Neugier nach der Person des Autors. Gleich willkommen war es natürlich für Schriftsteller und Dichter sich dem Publikum persönlich vorstellen,

1) Gierig Plin. epp. (1802) II p. 538. Exc. I. Géraud p. 186—194. Lehrs Populäre Aufsätze. M. Hertz Schriftsteller und Publikum.

sich von der Wirkung ihrer Werke überzeugen, aus dem Urtheil der Gebildeten Nutzen ziehn, vor allem den Beifall der Mitwelt unmittelbar und in möglichst reichem Maße genießen zu können.

Daß die an und für sich so höchst zweckmäßige neue Sitte sehr bald ausartete, war unvermeidlich, bei der Masse der Müßiggänger, denen jede neue Ausfüllung leerer Stunden sehr erwünscht war, bei der Menge der Dilettanten und Dichterlinge, die vor allem für ihre Eitelkeit Befriedigung suchten und die dem Dilettantismus eigenthümliche Nachsicht und Gunst, die sie selbst übten, selbstverständlich auch von andern erwarteten. „Ich soll dir meine Epigramme vorlesen, Celer?“ so lautet ein Epigramm Martials. „Ich habe keine Lust! Du wünschest nicht zu hören, sondern selbst zu lesen.“[1] Während Dilettanten wie der jüngere Plinius selbst in der schönsten Jahreszeit nicht müde wurden, Tag für Tag Recitationen zu besuchen und Beifall zu spenden, litten wirkliche Dichter am meisten unter der je länger je mehr um sich greifenden Vorlesewuth. Schon für Horaz war das Schrecklichste der Schrecken der Dichter in seiner Raserei; er wüthet wie ein Bär, dem es gelungen ist das Gitter seines Käfigs zu durchbrechen, Gelehrte und Ungelehrte jagt der bittere Vorleser in die Flucht, wen er aber gepackt hat, den hält er fest und bringt ihn mit Lesen um, gleich dem Igel, der die Haut nicht los läßt, bis er sich vollgesogen hat. „Der Vorleser, sagt Seneca, bringt eine gewaltige Geschichte, sehr klein geschrieben, sehr enge zusammengefaltet, und wenn er einen großen Theil gelesen, sagt er: ich will aufhören, wenn es gewünscht wird. Der Zuruf: lies! lies! erschallt von seinen Zuhörern, welche doch wünschen er möchte augenblicklich stumm werden.“ Zu den Figuren des Petronischen Romans gehört ein alter, von der Wuth des Improvisirens und Recitirens besessener Dichter, der noch auf einem untergehenden Schiffe im Angesicht des Todes fortfährt Verse zu brüllen und auf ein ungeheures Pergamentblatt zu schreiben. An allen belebten öffentlichen Orten, in Portiken, Bädern, Theatern beginnt er sofort seine Vorträge, wird aber überall durch Steinwürfe verjagt. Der Dichter mit seinem Manuskript, sagt Martial, sei furchtbarer und mehr gefürchtet als die Tigerin, der die Jungen

1) Martial. I 63.

geraubt sind, die giftigste Schlange und der Skorpion. Er hält sein Opfer auf der Straße fest, folgt ihm bis ins Bad, bis an den Tisch, weckt ihn aus dem Schlaf. Wo er sich sehn läßt, flieht alles, man meidet seine wohlbesetzte Tafel, wie der Sonnengott sich von der Mahlzeit des Thyest abwandte, um ihn entsteht eine weite Einsamkeit. Juvenal läßt seinen Freund Umbricius unter den Gründen, die ihn aus Rom vertreiben, außer den unaufhörlichen Bränden und Häusereinstürzen die Vorlesungen der Dichter im Monat August anführen; ihn selbst hat, wie er es in einem Ausbruch komischer Verzweiflung schildert, der Wunsch sich für diese Qual zu rächen, zu dem Entschluß gebracht, nun auch seinerseits das Papier nicht zu schonen, das ja doch sonst von andern verdorben würde, da es überall von Dichtern wimmele.[1]

Wenn die Eitelkeit die Dichter verführte, die Geduld der Hörer durch die Länge und Häufigkeit ihrer Vorträge auf die Probe zu stellen, so verfielen sie überdies nur zu oft bei dem Streben ihre Person und ihr Werk auf die vortheilhafteste Weise darzustellen, in schauspielerhafte Affektation aller Art. Eine Versuchung dazu lag schon in den hohen Ansprüchen, die an schönen Vortrag und angemessenes Geberdenspiel gemacht, dem großen Werth, der auf beides wie auf andere Aeußerlichkeiten gelegt wurde. Quintilian giebt für den angehenden Redner ausführliche Vorschriften über die Stimmbildung, über die erforderlichen Eigenschaften eines guten Organs, das die ganze Stufenleiter der Töne enthalten soll, über Vermeidung der höchsten und tiefsten Tonlagen sowie der Eintönigkeit, er warnt vor einem gesangartigen Vortrag, in den damals die meisten Redner verfielen, und behandelt eben so ausführlich die Gestikulation und Geberdensprache, die Tracht und die ganze äußere Erscheinung des Redners, für dessen Ausbildung er den Unterricht nicht nur eines Musikers, sondern auch eines Schauspielers empfiehlt.[2] Selbstverständlich galten alle diese oder entsprechende Regeln auch für den Vorleser. Als der jüngere Plinius erfuhr, daß er schlecht Verse

---

1) Horat. A. P. 472—476. Seneca epp. 95, 2. Petron. Sat. 90. 91. 115. Martial. III 144 sqq. Juv. III 1, 9 I 1, 18.

2) Quintilian. XI 3, 14; vgl. I 10 u. 11.

lese, beschloß er seine Gedichte vor einem befreundeten Kreise von einem Freigelassenen vorlesen zu lassen, war jedoch in Zweifel, ob er selbst ganz wie unbetheiligt dabei sitzen, oder wie Manche es machten, den Vortrag mit Gemurmel, Mienenspiel und Gestikulation begleiten solle: er glaubte aber, daß er eben so schlecht gestikulire als lese, und bittet Sueton ihm in dieser Verlegenheit Rath zu ertheilen.[1] Die Affektation der Vorleser schildert Persius, wie sie in einer glänzend weißen Feiertagstoga, wohlfrisirt, einen Ring mit großem Edelstein am Finger ihren erhöhten Sitz einnahmen, und nun mit schmachtenden Blicken und Hin- und Herwenden des Halses ihren Vortrag begannen, in den schmelzendsten Tönen, deren die durch langes Solfeggiren wohlgeschmeidigte Kehle fähig war;[2] zuweilen erschienen sie mit einer wollenen Binde um den Hals, um die Stimme zu schonen oder eine Heiserkeit anzudeuten, in der That gaben sie dadurch zu erkennen, wie Martial meint, daß sie ebenso wenig zu sprechen im Stande waren als zu schweigen.[3]

Wie das Auftreten der Vorleser erinnerte auch der Beifall der Zuhörer an das Theater. Obwohl diese, persönlich oder brieflich Eingeladenen größtentheils befreundet oder doch höflich genug waren um reichlichen Beifall zu spenden, besonders wenn sie selbst schrieben und ein Gleiches auch bei eignen Vorlesungen erwarteten, so sorgten doch viele, vielleicht die meisten noch für eine Verstärkung des Applauses durch gedungene Bravorufer und Klatscher; in Trajans Zeit geschah dies auch von Sachwaltern, doch mag die Unsitte in die Gerichtsverhandlungen erst aus den Recitationen eingedrungen sein. Ein Gönner des Dichters stellte hier Freigelassene mit starken Stimmen zur Verfügung, die an geeigneten Stellen, namentlich an den Ecken der Bänke ihre Plätze erhielten, und auf ein von dem „Chordirektor" gegebenes Zeichen in lärmenden Beifall ausbrachen, oder es wurden applaudirende Zuhörer durch Geschenke etwa eines getragenen Mantels, das Versprechen einer guten Mahlzeit (die mit einem unübersetzbaren Wortspiel „Laodicener" genannt wurden, was im Lateinischen fast genau so klingt wie „Mahlzeitlober"), auch wol gerade zu durch Geld geworben,

1) Plin. epp. IX 34. 2) Persius I 15—18. 98 mit Jahns Anm.
3) Martial. VI 41. IV 41; vgl. III 18. XIV 142.

und wenn dies in den Basiliken (wo die Gerichtsverhandlungen stattfanden) ganz öffentlich gezahlt wurde (Plinius erzählt, daß zwei seiner jüngern Sklaven kürzlich für je drei Denar zum Applaudiren gemiethet worden seien), so darf man es auch bei der Recitation voraussetzen; die Preise werden sich nach der Fertigkeit in der Kunst des Applaudirens gerichtet haben, die sich unter anderm auch in der Modulation der Zurufe zeigte. So wurden also die Vorlesungen von den Zuhörern mit Händeklatschen, Acclamationen aller Art und Geberden des Entzückens begleitet, man erhob sich um dem Vortragenden zustimmende Bewunderung auszudrücken und warf ihm Handküsse zu.[1]

Aber auch das lebhafteste Interesse, der beste Wille und die größte Höflichkeit reichte bei den Meisten nicht aus um die Qual unaufhörlicher, oft ganze Tage füllender Vorlesungen immer mit guter Miene durchzumachen. Plinius, dessen Begeisterung für Litteratur und Schriftstellerei keine Grenzen kannte, ermüdete freilich selbst nie und lehnte nicht leicht eine Einladung zu einer Vorlesung ab, aber er hatte betrübende Wahrnehmungen zu machen. „Dies Jahr (97 n. Chr.), schreibt er, hat eine reiche Dichterernte gebracht. Im ganzen Monat April verging fast kein Tag ohne daß Jemand las. Es ist mir erfreulich, daß die Wissenschaft blüht, die Geister sich hervorthun und sehen lassen. Doch kommt man zum Hören träge zusammen. Die meisten sitzen auf nahen Posten, unterhalten sich und lassen sich von Zeit zu Zeit Botschaft bringen, ob der Vorleser schon eingetreten, ob er die Vorrede gesprochen, ob er schon ein großes Stück abgerollt: dann erst kommen sie und dann auch langsam und zögernd; und doch bleiben sie nicht durch, sondern gehn vor dem Ende fort, einige versteckt und heimlich, andere offen und ohne Umstände, die größten Müßiggänger, wenn sie auch lange zuvor eingeladen und wiederholt erinnert sind, kommen entweder gar nicht, oder wenn sie kommen, klagen sie über den verlornen Tag, eben weil sie ihn nicht verloren haben. Um so mehr Lob und Bildung verdienen die, welche von dem Eifer des Schreibens und Vorlesens der Uebermuth und die Trägheit der Zuhörer nicht zurückschreckt."[2] Ein anderes Mal berichtet er einem Freunde mit großem Unwillen,

1) Géraud p. 190. 193. Plin. epp. II 14. 2) Plin. epp. I 13. Lehrs a. a. O. 182.

daß kürzlich bei der Vorlesung eines ganz vortrefflichen Werkes zwei oder drei wie stumm und taub dagesessen hätten. Welche Trägheit, Anmaßung, Unschicklichkeit, ja welche Verrücktheit, ruft er aus, den ganzen Tag damit zuzubringen, daß man jemanden beleidigt, daß man den als Feind verläßt, zu dem man als zu einem besonders Befreundeten gekommen ist.[1] Er selbst war ein Muster in Beobachtung aller Rücksichten. Er erzählt, wie er nach einer Vorlesung an den jungen Dichter herantrat, ihn umarmte, ihm Lob spendete, ihn zum Beharren auf dem eingeschlagenen Wege ermunterte. „Auch die Familie, die Mutter, der Bruder des jungen Mannes waren zugegen: der letztere hatte durch seine innige und lebendige, erst ängstliche, dann freudige Theilnahme die allgemeine Aufmerksamkeit erregt; auch an sie wandte sich Plinius mit seinem Glückwunsche, und zu Haus angelangt schrieb er eines jener zierlichen Briefchen über diese kleine Begebenheit, das die Kunde von dem glücklichen Erfolge des jungen Dichters auch auswärts verbreitete."[2] Eine solche Vorlesung war für die litterarischen Kreise das Ereigniß, mit dem man sich in den nächsten Tagen beschäftigte, die weitere Verbreitung des so eingeführten Werks übernahm dann der Buchhandel.

Bei der großen Bedeutung der Recitationen für das litterarische Leben Roms darf man annehmen, daß die Kaiser sie häufig mit ihrer Gegenwart beehrten, wie dies von August bereits erwähnt ist. Claudius ließ als Kaiser seine zahlreichen Werke durch einen Vorleser vortragen,[3] Nero las bald nach seiner Thronbesteigung seine Gedichte selbst im Theater vor, was so große Freude erregte, daß ein Dankfest beschlossen und die vorgelesenen Gedichte mit goldnen Buchstaben im capitolinischen Jupitertempel angebracht wurden.[4] Auch Domitian ließ sich als Prinz öffentlich hören.[5] Seit dem zweiten Jahrhundert scheinen die Vorlesungen besonders im Athenäum Statt gefunden zu haben, wo ein amphitheatralischer Raum dazu benutzt wurde,[6] Pertinax hatte am Tage seiner Ermordung die Absicht gehabt sich dahin zu begeben um einen Dichter zu hören,[7] Alexander Severus wohnte dort häufig den Vorträgen der griechischen und lateinischen Rhetoren und Dichter bei.[8]

1) Plin. epp. VI 17. 2) Hertz a. a. O. S. 38. 3) Sueton. Claud. c. 41. 4) Sueton. Nero c. 10. 5) Id. Domitian. c. 2. 6) Sidon. Apoll. II 9. IX 14. 7) H. A. vit. Pertin. c. 11. 8) H. A. v. Alex. Sev. c. 34.

Endlich wurde auch durch die Einführung der griechischen Sitte regelmäßig wiederkehrender poetischer Wettkämpfe in Rom den Dichtern die lockende Aussicht auf die früher unerhörte Ehre der Dichterkrönung eröffnet und damit dem poetischen Ehrgeiz ein ganz neuer Sporn gegeben. Für griechische Poesie bestand ein solcher Wettkampf bereits an den Augustalien in Neapel, die im J. 2 n. Chr. zu Ehren Augusts gestiftet, in vierjährigen Perioden im August gefeiert, und in der griechischen Welt zu den glänzendsten und berühmtesten Festspielen dieser Art gezählt wurden.[1] Claudius ließ hier ein griechisches Lustspiel seines Bruders Germanicus, dessen Andenken er auf jede Weise ehrte, aufführen, und ertheilte demselben nach dem Ausspruche der Richter den Preis,[2] er erschien dabei in griechischer Tracht.[3] Auch Statius erhielt hier im Jahre 90 den Preis (einen Aehrenkranz).[4] In Rom war der erste poetische Wettkampf der Neronische, doch dieser war wie bemerkt nur zur Verherrlichung Neros bestimmt und ging für die römische Poesie so gut wie spurlos vorüber. Desto größere Bedeutung erlangte der von Domitian im Jahre 86 gestiftete capitolinische Agon (Wettkampf),[5] der ebenfalls in vierjährigen Perioden abgehalten wurde: die Anfangs hierbei stattfindende Bewerbung um den Preis in griechischer und lateinischer Beredsamkeit (wobei das Lob des capitolinischen Jupiter ein stehendes Thema war) ging bald ein. Dagegen der Preis für griechische und lateinische Poesie, der in seiner Art einzig war, blieb das höchste Ziel des dichterischen Ehrgeizes im ganzen römischen Reich, und die Hoffnung, diesen aus Oel- und Eichenzweigen geflochtenen Kranz nach dem Ausspruche der Richter aus der Hand des Kaisers zu empfangen, führte die talentvollsten Dichter aus fernen Provinzen über das Meer in die Hauptstadt. Im Fall des Mißlingens konnten sie sich damit trösten, daß man in Rom den Provinzialen den Preis nicht gönne; der Afrikaner P. Annius Florus, der in einem der ersten Agonen mit einem Gedicht über den dacischen Triumph durchfiel, versichert, die Zuhörer hätten einmüthig für ihn den Preis verlangt, der Kaiser aber ihn abgelehnt, damit nicht der Kranz des großen Jupiter an Afrika falle. Natürlich

Dichterkrönungen;

besonders die capitolinischen.

1) Krause St.R.E.² Augustalia. 2) Sueton. Claud. c. 11. 3) Dio LX 6.
4) Stat. S. II 2, 6; V 3, 225 sq. (Chalcidicae Cerealia dona coronae).
5) Th. II² 348 ff. u. 465.

war es in den litterarischen Kreisen Roms ein Gegenstand häufiger Erörterungen, wer das nächste Mal den Capitolinischen Kranz erhalten werde.[1] Auch Statius bewarb sich (94?)[2] um ihn vergebens, ein Collinus, der ihn im Jahre 86 erhalten zu haben scheint, ist uns gar nicht, der Tragödiendichter Scaevus Memor, der ihn unter Domitian erhielt (ein Bruder des Satirendichters Turnus), fast nur dem Namen nach bekannt.[3] Ganz kürzlich ist zu Rom das Grabdenkmal eines römischen Knaben, Q. Sulpicius Maximus, entdeckt worden, der im Alter von kaum zwölftehalb Jahren starb: laut seiner Grabschrift im capitolinischen Agon von 94 unter 52 griechischen Dichtern aufgetreten, hatte er „die Gunst die er durch sein zartes Alter erregt, durch sein Genie zur Bewunderung gesteigert, und war mit Ehre aus dem Kampf hervorgegangen." Seine über das Thema: „Wie Zeus gesprochen habe, als er Helios schalt, weil dieser dem Phaethon den Wagen gab" — improvisirten 43 griechischen Hexameter sind in das Monument eingehauen, „damit man nicht glaube daß die Eltern bei ihrem Urtheil durch ihre Liebe beeinflußt worden seien;" sie zeigen ein fleißiges Studium der griechischen Epik. Von zwei griechischen Epigrammen zum Lobe des Verstorbenen berichtet das eine, daß Krankheit und Erschöpfung ihn hingerafft haben, weil er Tag und Nacht seinen Geist den Musen hingab.[4] Im Jahre 110 erhielt den Preis, wie bemerkt nach einstimmigem Richterspruch, der dreizehnjährige L. Valerius Pudens aus Histonium. Von den spätern Dichterkrönungen, obwol diese wahrscheinlich regelmäßig in jedem vierten Jahre erfolgten und bis in die späteste Zeit des Alterthums fortgesetzt wurden, wissen wir nichts. Uebrigens sprach sich der griechische Charakter des Festes wenigstens unter Domitian auch äußerlich aus. Der Kaiser führte den Vorsitz im griechischen Purpurmantel und in griechischen Schuhen, auf dem Haupte einen goldnen Kranz mit den Bildern der drei capitolinischen Gottheiten Jupiter, Juno und Minerva; Beisitzer und Kampfrichter waren der Flamen des Jupiter und das Priesterkollegium des Flavischen Hauses in gleicher Tracht, nur daß in ihren

1) Martial. IX 35, 9. 2) Vgl. d. Anhang. 3) M. Hertz De Scaevo Memore poeta trag. Vratisl. (ind. l. Ostern 1869). 4) C. L. Visconti Il sepolcro del fanciullo Q. Sulpicio Massimo Roma 1871 (mir erst während des Druckes zugegangen, daher oben S. 285 nicht erwähnt).

Kränzen auch noch das Bild des Kaisers angebracht war. Später hatten die Priesterkollegien unter dem Vorsitz des Kaisers abwechselnd die Leitung der Wettkämpfe. Der Glanz und die Feierlichkeit der Festversammlung, die Anwesenheit der höchsten Personen des Hofes und der Würdenträger der Monarchie, die Ertheilung des Kranzes durch die Hand des Kaisers, die weltgeschichtliche Bedeutung des Orts — alles dies vereinigte sich um die Ehre der Dichterkrönung in ihrer Art zu einer einzigen und berauschenden zu machen. Die Erinnerung an sie erhielt sich im Mittelalter lebendig, und der Gebrauch wurde seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts in italienischen Städten erneuert, in Padua und Prato wurden Dichter schon vor Petrarca gekrönt, und Dante hoffte im Exil dieser Ehre einst in der Kapelle St. Johann zu Florenz theilhaftig zu werden. Petrarca, der in Vaucluse gleichzeitig von der Pariser Universität und dem römischen Senat die Aufforderung erhielt, den Lorbeerkranz öffentlich zu empfangen, entschied sich dafür ihn in Rom „über der Asche der alten Sänger" zu nehmen. Am Ostersonntage den 8. April 1341 erfolgte seine feierliche Krönung auf dem Capitol in dem Saale des Senats durch den Senator Ursus, worauf der Dichter in Procession nach St. Peter zog und den empfangenen Lorbeer in Demuth auf den Altar des Apostelfürsten niederlegte.[1]

Neben dem capitolinischen Wettkampf feierte Domitian noch einen andern jährlich am 19. März, ein Fest der von ihm besonders verehrten Minerva auf seinem Landsitz bei Alba. Die Veranstaltungen und Anordnungen zu diesem Feste hatte ein durchs Loos zum Vorsitz bestimmtes Mitglied eines vom Kaiser gestifteten Collegiums zu treffen, außer Bühnenspielen und prachtvollen Thierhetzen fanden auch hierbei Wettkämpfe von Rednern und Dichtern statt.[2] Statius erhielt hier vor dem Jahre 94 dreimal für Gedichte auf die germanischen und dacischen Feldzüge den Preis, einen goldnen Olivenkranz,[3] der aber

---

1) Gregorovius Gesch. d. St. Rom VI 207—216.

2) Sueton. Domit. c. 4.

3) Stat. S. III 5, 28. IV 2, 65. V 3, 227. Vgl. Martial. IX 23 an einen dort gekrönten Carus, der eine Büste Domitians mit diesem Kranz bekränzt hatte:

> A l b a n a e livere potest pia quercus o l i v a e,
> Cinxerit invictum quod prior illa caput.

selbstverständlich nicht so hoch geschätzt wurde, als der capitolinische Kranz von natürlichem Oliven- und Eichenlaub. Ohne Zweifel hörte das Fest mit Domitians Tode auf; über andre poetische Wettkämpfe in der spätern Zeit Roms, so wie über die Erneuerung des Neronischen durch den dritten Gordian, ist nichts näheres bekannt.

Precäre äußere Lage der Dichter.

Es fehlte also den Dichtern in jenen Jahrhunderten weder an Gelegenheit sich hören zu lassen und zu glänzen, noch an Theilnahme und Interesse, an Beifall, Ehre und Ruhm; alles dies wurde ihnen vielleicht sogar in reicherm Maße zu Theil als zu irgend einer andern Zeit. Materielle Vortheile dagegen, namentlich ein Einkommen gewährte die Poesie nicht, da die Buchhändler in einer Zeit, die noch nicht einmal den Begriff des litterarischen Eigenthums kannte, und wo ihnen folglich so wenig wie dem Autor irgend ein Rechtsschutz zur Seite stand, natürlich auch kein Honorar zahlten.[1] Ein reicher Dichter mochte sich freilich mit dem Ruhm begnügen, wie Lucan, der in marmorprangenden Gärten auf seinen Lorbeern ruhte,[2] oder der Consul Silius Italicus, welcher der Poesie erst den Abend seines Lebens widmete, den er auf seinen mit zahlreichen Statuen und Büsten glänzend ausgestatteten Villen an der paradiesischen Küste Campaniens verbrachte.[3] Doch die Poesie nicht zum Schmuck sondern zum Inhalte des Lebens zu machen, war für jeden, der sich nicht in einer gesicherten Lebensstellung befand, äußerst bedenklich. Trotzdem war die Zahl derer, die das Bewußtsein eines wirklichen oder eingebildeten Talents auf diesen Weg führte, offenbar sehr groß, wie es bei der ungewöhnlichen Menge und Stärke der Anregungen und Versuchungen zur Poesie auch nicht anders sein konnte; aber ihr Glück zu machen gelang freilich den wenigsten, und die nüchternen auf praktische Zwecke gerichteten Verächter dieser brodlosen Kunst konnten sich auf die armselige Lage der meisten Poeten und deren eigne Klagen berufen. Ovid konnte von der Poesie nicht lassen, trotz der Ermahnungen seines Vaters, eine so unnütze Beschäftigung aufzugeben, selbst Homer habe nichts hinterlassen;[4] aber obwohl er

1) Géraud s. les livres p. 194—200. Marquardt Hdb. V 2, 417.

2) Juv. VII 97 sq.

3) Plin. epp. III 7. Martial. VII 63, 11: Emeritos Musis et Phoebo tradidit annos. 4) Ovid. Trist. IV 10, 21.

der Sorge für den Erwerb überhoben war, klagte er doch über das Loos der Dichter. Einst, meinte er, in der guten alten Zeit des Ennius war der Dichtername ehrwürdig und stand in hohem Ansehn, und reiche Schätze flossen den Dichtern zu, jetzt ist die Poesie in Mißachtung gesunken und der Dienst der Muse wird als Müßiggang gescholten.[1] Wenn diese Klage in der glänzendsten Zeit der römischen Poesie von einem der ersten und gefeiertsten Dichter erhoben werden konnte, so ist klar, daß die altrömische Geringschätzung der Dichtkunst und der Dichter zu allen Zeiten eine große Verbreitung behielt. Auch in dem Dialog des Tacitus wird diese Ansicht mit größerer Eindringlichkeit vorgetragen als die Poesie gepriesen wird. Außer dem Ruhm wird dort als Glück der Dichter anerkannt, daß sie dem sorgen-, drang- und schuldvollen Getreibe der Welt entrückt, ihr Leben in der Abgeschiedenheit der Natur, in der Einsamkeit der Wälder und Haine verbringen, ihr Geist sich in reine unschuldige Räume flüchten, an heiligen Stätten leben darf.[2] Gerade nach der Lebensauffassung des Tacitus aber ziemte dem Manne diese Weltflucht nicht, wenn er auch der Poesie nicht so abgeneigt war, wie ihr Gegner in seinem Dialog. Gedichte und Verse, läßt er den Gegner der Poesie sagen, verschaffen ihrem Urheber keinerlei Würde, bringen ihm keinen dauernden Nutzen: man erreicht damit ein kurzes Vergnügen, eitles und unfruchtbares Lob. Ja wenn der Dichter ein ganzes Jahr, in dem er manche Nacht durchwachte, mit der Vollendung eines Werkes vollbracht hat, muß er noch obendrein umhergehn und bitten, daß es jemand anzuhören würdige, und das nicht einmal ohne Kosten: denn er muß ein Haus miethen, einen Hörsaal einrichten, Leihgeld für Bänke bezahlen und Einladungen herumtragen lassen: und wenn der glücklichste Erfolg seine Vorlesung krönt, so hat er seinen ganzen Lohn in einen oder zwei Tagen dahin; und alles, was er davon trägt, ist unbestimmter Beifall, leere Worte und eine kurze momentane Freude. Selbst der Ruhm des Dichters ist ein geringer, die mittelmäßigen kennt Niemand, die guten wenige, äußerst selten verbreitet sich der Ruf einer Vorlesung in der ganzen Stadt, geschweige denn in den Provinzen. Die wenigsten, die aus

1) Ovid. A. A. III 403 sqq. 2) Tac. dial. c. 12 sq.

fernen Provinzen wie Spanien und Kleinasien nach Rom kommen, suchen selbst die berühmtesten Dichter auf, und wenn sie es thun, sind sie mit einer oberflächlichen Bekanntschaft zufrieden. Wie ganz anders ist in jeder Beziehung die Stellung eines hervorragenden Redners, dem wird Reichthum, Ehre, Einfluß und Weltberühmtheit zu Theil.[1] Ebenso räth Martial einem Freunde den Helikon, der nur laute aber unfruchtbare Bravorufe zu bieten habe, zu verlassen, und sich dem Forum zuzuwenden: „dort klingt baares Geld, aber um unsre Bühnen und nichts einbringenden Sessel nur der Schall von Kußhänden." Sah man Leute in dünnen Mänteln, so konnte man sicher sein, daß es die Ovide und Vergile des damaligen Rom waren; der rechtschaffene, gelehrte, liebenswürdige Mann ging frierend in einer braunen Kapuze einher, weil er den einen aber freilich großen Fehler hatte ein Dichter zu sein: wenn ein Sohn Verse machte, so mochte der Vater sich nur von ihm lossagen.[2] Am breitesten hat Juvenal die Noth und das Elend des Dichterlebens geschildert. Bevor der Kaiser den trauernden Camenen seine Huld zuwandte, war es in Rom schon so weit gekommen, daß bekannte und berühmte Dichter im Begriff standen zur Fristung ihres Lebens industrielle Unternehmungen der niedrigsten Art zu versuchen, eine Badestube in Gabii, einen Backofen zu Rom zu pachten, oder Auctionatoren zu werden. Denn die Reichen waren nur mit ihrem Lobe freigebig; wenn ein Dichter einem reichen Gönner seine Verehrung darbrachte, erfuhr er, daß dieser selbst Verse mache und allein dem Homer wegen seines tausendjährigen Alters den Vorrang lassen müsse. Zu Luxusausgaben fehlte es ihnen nie an Geld, einen zahmen Löwen konnten sie füttern, aber für den Dichter hatten sie nichts übrig, als ob dieser einen größern Magen hätte. Höchstens liehen sie ihm ein leerstehendes, lange verschlossenes und verriegelt gewesenes Haus, mit stockfleckigen Wänden zu einer Vorlesung, aber nicht einmal das Geld zur Bezahlung der aufzuschlagenden Bühne, die Miethe der Sessel und Bänke gaben sie her. Was nützte aber dem armen Dichter der größte Ruhm, wenn es eben nichts als Ruhm war? Selbst der gefeierte Statius hatte nichts zu essen, wenn er nicht dem Pantomimen Paris ein noch unbekanntes Libretto

1) Id. ib. c. 9 sq. 2) Martial. I 76. III 38. V 56. X 76.

zu einem Pantomimus Agaue mit einer dankbaren Hauptrolle verkaufen konnte. Und doch ließ das unheilbare chronische Uebel des Schreibens so viele nicht los und alterte mit dem kranken Geiste, und die Dichter hörten nicht auf beim Schein der nächtlichen Lampe in kleiner Zelle erhabene Gedichte zu machen, um ihr magres Gesicht in einer epheubekränzten Portraitbüste verewigt zu sehn. Aber wie war es möglich, daß der Geist sich zu poetischer Begeisterung aufschwang, während der Leib darbte und Tag und Nacht an die Befriedigung seiner Bedürfnisse mahnte. Große dichterische Anschauungen konnte der Geist nicht haben, den die Sorge um Anschaffung eines Betttuchs beunruhigte; selbst Vergils Phantasie würde erlahmt sein, wenn ihm ein Sklave zur Aufwartung und eine leidliche Wohnung gemangelt hätte; und man verlangte, daß ein Rubrenus Lappa sich zur Höhe des alten Kothurns erhebe, der um sein Trauerspiel Atreus zu schreiben, sein Geschirr und seinen Mantel hatte verpfänden müssen. Der wahren Dichterweihe konnte doch nur ein von allen Erdensorgen befreites, ganz von Sehnsucht nach der Einsamkeit der Wälder, der Grotten und Quellen der Musen erfülltes Gemüth theilhaft werden. So verflossen die zum Erwerb durch Landwirthschaft, Seefahrt und Kriegsdienst geeigneten Lebensjahre in eitelm Bemühn, ein Alter mit Nacktheit und Blöße kam heran, und der Dichter verwünschte nun trotz der erworbenen Wohlredenheit sich selbst und seine Muse. Einst war es anders, in der Zeit der Mäcenas, Cotta, Fabius brachte es vielen Gewinn blaß auszusehn, und selbst in der Carnevalszeit des December nüchtern zu bleiben.[1] Die Blässe gehörte nämlich eben so nothwendig zur Erscheinung der Gelehrten überhaupt, besonders aber der Dichter, als der Bart zu der des Philosophen:[2] als Oppianus übel aussah, sagt Martial, fing er an Verse zu schreiben.[3]

Ihre Abhängigkeit von der Freigebigkeit der Reichen und Großen.

Doch die Schilderung Juvenals gibt, abgesehn davon, daß bei ihm überall die Farben zu stark aufgetragen sind, auch darum kein richtiges Bild, weil sie Noth und Mangel als das unvermeidliche und ausschließliche Loos der Dichter erscheinen läßt, wenn sie nicht Vermögen besaßen oder sich zu einem Erwerb entschließen konnten. Allerdings waren sie in diesem Fall wie in allen Zeiten,

1) Juv. VII 36—97. Vgl. den Anhang. 2) Jahn ad. Pers. I 24. 3) Martial. VII 4.

in denen litterarische Produktion nicht unmittelbar verwerthet werden kann, ganz und gar auf die Gunst und Freigebigkeit der Reichen und Mächtigen angewiesen. Aber auch diese wurde ihnen damals vielleicht in größerem Umfange zu Theil als zu irgend einer andern Zeit. Denn auch damals bestand noch die im ganzen griechischen und römischen Alterthum allgemein verbreitete Ansicht, daß Reichthum, Adel und hohe Stellung auch große Verpflichtungen auferlege, und daß namentlich der Besitz eines großen Vermögens auch zu großen Leistungen verbinde, nicht bloß für öffentliche Zwecke, sondern auch zu reichlicher Mittheilung von dem eignen Ueberfluß an Aermere. Fürstliche Freigebigkeit wurde besonders von den Großen Roms erwartet, und wie hätte in einer Zeit, in der das Interesse für Poesie so lebhaft und allgemein war, diese nicht den Dichtern ganz besonders zu Gute kommen sollen? Allerdings wurde sie nicht mehr in der großartigen Weise geübt wie ehemals. Auch klagt der jüngere Plinius, daß die gute alte Sitte, Dichter, von denen man gelobt worden, mit Geld zu belohnen, allmählig in Abnahme gekommen sei; indessen er selbst beobachtete sie, und glaubte ein für ihn ehrenvolles Gedicht Martials durch das Geschenk eines Reisegeldes für den in seine Heimath zurückkehrenden Dichter erwidern zu müssen,[1] und auch sonst fehlte es Martial keineswegs an freigebigen Gönnern. Und selbst Juvenals Klagen über die Knauserei der Reichen zeigen doch, daß Unterstützung der Dichter nach wie vor gewissermaßen als eine ihrer Pflichten erschien, deren Vernachlässigung in litterarischen Kreisen Unzufriedenheit erregte und ihnen üble Nachrede zuzog. Auf der andern Seite waren die Dichter in diesen Verhältnissen keineswegs nur die Empfangenden, sie konnten sogar das ihnen Gewährte mehr als vergelten; denn Ehre und Ruhm bei der Mitwelt, ewiges Gedächtniß und Unsterblichkeit des Namens bei den Nachkommen zählten die Menschen dieser Zeit, wie des Alterthums überhaupt, zu den höchsten Gütern: und wer konnte dies in vollkommnerer Weise gewähren als die Dichter?[2] Aber auch durch das ganze Leben wollten die Großen von der Poesie geleitet sein, vor allen andern Künsten sollte sie jeden bedeutenden Moment des Daseins erhöhen und ver-

Die Gegenseitigkeit dieser Verhältnisse.

1) Plin. epp. III 21. 2) Cic. pro Archia p. 9, 20. 11, 28 sqq.

klären. Die Auffassung, daß auch der bevorzugtesten Existenz ohne diesen Schmuck etwas fehle, blieb verbreitet und verlor sich nie ganz, wenn sie auch allmälig selten wurde. In diesem Sinne bedurften die auf die Höhen des Lebens Gestellten der Dichter und waren im eignen Interesse gern bereit, sie sich zu verpflichten und an sich zu fesseln. Nur freilich lag es in der Natur der Sache, daß die Zahl der Gunst und Freigebigkeit suchenden Poeten immer unverhältnißmäßig größer war als die der Großen, die das Dichterlob zu erkaufen wünschten.

Freigebigkeit der Kaiser gegen die Dichter.

Die Kaiser gingen auch hier mit ihrem Beispiele voran. Auch sie erwarteten und verlangten natürlich von den mitlebenden Dichtern vor allem die Verherrlichung ihrer Regierung und ihrer Thaten, ihrer Person und ihres Hauses, ihrer Bauten und sonstigen großen Unternehmungen, Feste und Schauspiele, und forderten, wie namentlich auch August, direkt dazu auf. Sicherlich hat jede Regierung ihre eigne, ausschließlich ihrer Verherrlichung gewidmete poetische Litteratur gehabt. Schon zwei Jahre nach Trajans Thronbesteigung gab es (im Gegensatz zu den „weichlichen Lobgedichten auf Domitian") „ernste Gedichte," in denen er gefeiert wurde.[1] Ja die Verherrlichung des Kaisers galt so sehr als die natürlichste Aufgabe der Poesie, daß hervorragende, besonders epische Dichter, die in der Regel doch andre, hauptsächlich mythologische Stoffe als die unverfänglichsten wählten, nöthig fanden, dies zu entschuldigen oder zu erklären: sie seien jener hohen Aufgabe überhaupt nicht oder jetzt noch nicht gewachsen, sie wollten es einst mit besserer Kraft versuchen u. s. w.[2] Aber auch abgesehn von dem Ruhm, den sie erwarteten, erkannten die Kaiser offenbar in der Regel für sich eine gewisse Verpflichtung an, ihr Interesse an der Poesie auch durch Unterstützungen und Ehrengaben an hervorragende Dichter zu bethätigen, und man war gewöhnt sie als die natürlichsten höchsten Gönner, Förderer und Beschützer der Poesie und der Poeten anzusehn, daher sich diese mit ihren Dedikationen und Huldigungen vor allen an sie wandten. Dabei verdient bemerkt zu werden, daß während Rhetoren öfter zu einträglichen und einflußreichen Aemtern erhoben wurden, von einer solchen Beförderung und Versorgung eines Dichters kein einziges

1) Plin. paneg. 54. 2) Stat. Theb. I 17–33. Silv. IV 4, 95. Achill. I 19.

Beispiel bekannt ist, ausgenommen das des Horaz, dem August das kaiserliche Sekretariat übertragen wollte, das der Dichter aber ablehnte. Vielmehr waren bedeutende Geldgeschenke offenbar das Gewöhnlichste.

Welche Ansprüche und Erwartungen das so entschieden kundgegebene Interesse Augusts für die neu aufblühende Poesie in der damaligen Dichterwelt erregte, würden wir uns auch ohne die Aeußerung des Horaz vorstellen können: schon sei die Hoffnung allgemein, es werde dahin kommen, daß es für August nur der Nachricht bedürfe, man widme sich der Poesie, um ihn sofort zur Gewährung eines ausreichenden Unterhalts und zu der Aufforderung zu veranlassen, man möge nur ja fortfahren.[1] Nach einer Anekdote darf man sich die Zudringlichkeit und die Unverblümtheit der Gesuche der ihn mit Widmungen und Huldigungen bestürmenden Dichter groß genug vorstellen. Ein Grieche überreichte ihm einmal mehrere Tage hintereinander, wenn er aus dem Palatium heraustrat, kleine schmeichelhafte Gedichte, ohne daß August darauf zu achten schien: als er denselben wieder auf sich zukommen sah, schrieb er selbst einige Verse auf und ließ sie ihm durch einen aus seinem Gefolge überreichen. Der Grieche las sie, drückte mit Mienen und Geberden die höchste Bewunderung aus, dann näherte er sich der Sänfte Augusts und überreichte ihm einige Denare mit dem Bedauern, daß ihm seine Mittel nicht mehr zu geben erlaubten: dieser Einfall trug ihm ein Geschenk von 100,000 Sest. ein.[2] August bewährte, wie Horaz rühmt, auch bei seinen Spenden an die Dichter die Feinheit und Sicherheit seines Urtheils, vor allem gereichten ihm die Vergil und Varius gewährten fürstlichen Geschenke zum Ruhm.[3] Dieser hatte für seinen bei den Schauspielen zur Feier des Actischen Triumphs aufgeführten Thyest eine Million Sest. erhalten;[4] Vergil wurde namentlich für das sechste Buch der Aeneide, welches das Haus der Cäsaren verherrlicht, reich belohnt und soll zehn Millionen hinterlassen haben.[5] Horaz, dem im Leben eine bescheidene Verborgenheit über alles ging, hatte sich der Anerbietungen Augusts förmlich zu erwehren, ihm wäre Reichthum und Glanz vor allen andern zugefallen, wenn er nicht beides verschmäht hätte; sterbend setzte er August zu seinem Erben ein.[6]

1) Horat. Epp. II 1, 226—228. 2) Macrob. Saturn. II 4 f. 3) Horat. l. l. 4) Schneidewin Rh. Mus. 1842 S. 107. 5) Vergil. ed. Ribbeck p. XXX. 6) Sueton. vit. Horat.

Daß auch die Freigebigkeit der spätern Kaiser von den Dichtern in der Regel in großem Umfange in Anspruch genommen wurde, darf man um so mehr annehmen als fast alle Dichter dieser Zeit sich in Dedikationen oder gelegentlichen schmeichelhaften Anreden und Erwähnungen an die Kaiser wenden; so daß allein also auch bei den nicht eigentlich zu der (sicherlich ungeheuer massenhaften) panegyrischen Fest- und Gelegenheitspoesie[1] gehörigen Gedichten meist von vorn herein eine Ueberreichung an die Kaiser wo nicht geradezu beabsichtigt, doch in Aussicht genommen war. Eine Probe der von bedürftigen Poeten an die Kaiser gerichteten Huldigungen geben z. B. die Eclogen des Calpurnius. Zwar hatte der Dichter einen Gönner („Meliböus", vielleicht den unten zu erwähnenden Calpurnius Piso) gefunden, der selbst Dichter war; dieser schützte ihn vor Mangel und enthob ihn der Nothwendigkeit Rom mit der Provinz (Bätica) zu vertauschen. Aber immer klagt er noch über Armuth, die ihn zwinge an den Erwerb zu denken und hindere so Gutes zu leisten als er wol vermöchte. Meliböus möge seine Gedichte dem Kaiser überreichen und ihm so das werden, was Mäcen dem Vergil war: er habe ja Zutritt zu den „heiligen Gemächern" des Kaisers, „des Palatinischen Phöbus" (Nero). Diesen, der eben erst den Thron bestiegen hatte, läßt der Dichter von dem Gotte Faunus preisen und von dem Wechselgesange der Hirten feiern. Ihn betet die ganze Erde, alle Völker an, ihn lieben die Götter, mit seiner Regierung ist ein neues goldnes Zeitalter angebrochen, er ist ein vom Himmel gesandter Gott in Menschengestalt u. s. w. Ein andres Gedicht beschreibt ein prachtvolles Schauspiel, das „der jugendliche Gott" in dem (57 erbauten hölzernen) Amphitheater gegeben hatte.[2]

Daß die Kaiser die ihnen gewidmeten Poesien in der That nicht unbelohnt ließen, geht aus manchen, wenn auch vereinzelten gelegentlichen Nachrichten hervor. Tiberius belohnte den Ritter C. Lutorius Priscus glänzend für eine Elegie auf den Tod des Germanicus,

1) H. A. vit. Alex. Severi c. 35: poetae panegyricos dicentes. Gallieni c. 11: cum omnes poetae Graeci Latinique epithalamia dixissent, idque per dies plurimos.

2) Haupt De carm. bucol. Calpurnii et Nemesiani (1854) p. 16—26. Calpurn. Ecl. I (94) IV u. VII.

die allgemeinen Beifall fand. Als nun im J. 21 Tiberius Sohn Drusus erkrankte, verfaßte der Dichter in der Hoffnung einer neuen Belohnung für den Fall seines Todes im voraus ein neues Trauergedicht und ließ sich verleiten es in einem großen Kreise vornehmer Frauen vorzulesen; er wurde denunzirt und vom Senat wegen Majestätsverletzung zum Tode verurtheilt.[1] Auch Claudius muß gegen die Dichter freigebig gewesen sein, da die „neuen Dichter" seinen Tod betrauerten.[2] Vespasian unterstützte hervorragende Dichter reichlich, namentlich erhielt der dürftige Salejus Bassus ein Geschenk von 500,000 Sest.[3] Juvenal nennt den Kaiser (wahrscheinlich Hadrian) die einzige Hoffnung der Dichter: er allein beschützt noch in dieser Zeit, wo sie von andern Seiten Gunst und Unterstützung nicht zu erwarten haben, die trauernden Musen, er wird nicht zulassen, daß ein Dichter in Zukunft auf eine seiner unwürdige Weise für das Brod sorgen und arbeiten müsse; möge seine Huld und Gnade, die nach würdigen Gegenständen umherblickt, für jüngere Talente ein Sporn sein.[4] Der griechische Dichter Oppianos soll von dem Kaiser (Septimius Severus?) für jeden Vers seiner vorgelesenen Gedichte ein Goldstück erhalten haben.[5]

Freigebigkeit der Großen. Mäcenas.

Nächst den Kaisern, die auch bei der größten Freigebigkeit doch nur einen geringen Theil der an sie gerichteten Wünsche und Bitten befriedigen konnten, waren es wie gesagt die Großen Roms, von denen die Dichter Schutz und Unterstützung erwarteten und erhielten. Doch unter all diesen Gönnern der Poesie kam keiner Mäcenas gleich, dessen Bedeutung als Diplomat, Staatsmann und Mitbegründer der neuen Ordnung schon für die nächste Generation hinter dem Ruhm zurücktrat, der edelste Beschützer „der dem Merkur geweihten Männer"[6] gewesen zu sein. Dazu mag außer dem einstimmigen, begeisterten Preise der bedeutendsten Dichter jener Zeit auch der Umstand beigetragen haben, daß Mäcenas in seinem spätern Alter, wo er nach Tacitus mehr den Schein des fürstlichen Vertrauens als eigentliche Macht besaß, in seiner Zurückgezogenheit von den Geschäften

1) Tac. A. III 49 sq. Dio LVII 20. Sueton. Tiber. c. 42. gehört nicht hierher
2) Seneca Lud. 12, 13 v. 56. 3) Sueton. Vespas. c. 17 sq. Tac. dial. c. 9. 4) Juv. VII 1—21. 5) Suid. s. Ὀππιανός. Bernhardy, Gr. L. G. II 2, 659. 6) Horat. C. II 17, 29.

sein Interesse vermuthlich in der That vorzugsweise der Litteratur zuwenden konnte.[1] Mit bewundernswerther Sicherheit des Taktes erkannte er in der Masse der Poeten die wirklich bedeutenden Talente, zum Theil lange vor ihrer Entfaltung heraus, was in jener Zeit des wuchernden poetischen Dilettantismus an und für sich nicht leicht war, und noch schwerer wurde, seit man wußte, daß poetische Begabung ein Mittel sei, die Gunst des mächtigen Mannes zu gewinnen. Die Zahl derer, die sich in dieser Absicht mit größerer oder geringerer Berechtigung den Dichternamen beilegten, muß groß gewesen sein, wenn selbst die plumpe zudringliche Gemeinheit sich dieses Mittels bedienen zu müssen glaubte, wenn Menschen sich an ihn drängten, die zu ihrer Empfehlung rühmten, Niemand könne schneller oder mehr Verse schreiben als sie.[2] Mäcenas wählte seine Freunde und Gesellschafter ohne Rücksicht auf Geburt, Rang und äußere Verhältnisse, aber er sah nicht auf Talent und Bildung allein; er wußte nicht bloß unlautre, sondern auch störende Elemente fern zu halten. Es gab, so sagt Horaz, kein reineres, kein von Intrigue freieres Haus in Rom, jeder hatte seinen Platz und keiner suchte den andern zu verdrängen.[3] Der Zutritt war darum nicht leicht. Horaz, der nach der Schlacht bei Philippi sich auf sein Talent gewiesen sah, und wie er sagt durch die Noth dreist genug wurde um Verschen zu machen, wurde Mäcen durch Vergil und Varius empfohlen, diese lautersten Seelen, deren Freundschaft ihm über alles ging. Die erste Vorstellung war kurz; der damals etwa einundzwanzigjährige Dichter war so befangen, daß er sich nur stockend über seine Verhältnisse äußern konnte, Mäcen sprach überhaupt wenig. Schon glaubte Horaz sich vergessen, als er nach drei Vierteljahren die Aufforderung erhielt, in ein vertrauliches Verhältniß zu Mäcen zu treten, das von da ab bis an den fast gleichzeitigen Tod beider über 30 Jahre ungestört dauerte.[4] Mäcen gab dem Dichter soviel und mehr als er bedurfte,[5] eine sorgenfreie Lage und ein Fleckchen in reizender Einsamkeit mit Garten, Quelle und Wald, sein „süßes Versteck" im Sabinergebirge: und was er gab, gab er in der zartesten

Sein Verhältniß zu Horaz.

1) Tac. A. III 30. XIV 52. 54. 2) Horat. S. I 9, 23 sq. 3) Id. ib. 48—52. 4) Id. S. I 6, 50 sqq.; vgl. I 5, 40 sqq. 5) Id. Epod. 1, 31 sq.

Weise. Und wenn in spätern Jahren der immer kränkelnde (namentlich an Schlaflosigkeit leidende), oft von trüben Stimmungen heimgesuchte Mann an Horaz, dessen Gesellschaft er so wenig als möglich entbehren wollte, zu große Ansprüche machte, konnte dieser sie bei aller Feinheit und Herzlichkeit doch sehr unumwunden ablehnen, ohne daß Mäcen zürnte:[1] noch in seinem Testament richtete er an August die Bitte: „des Horatius Flaccus sei, wie meiner selbst, eingedenk!"[2] Offenbar stand ihm Horaz unter den Dichtern jener Zeit am nächsten, doch alle, die er an sich zog, fesselte er nicht bloß durch Geist, Feinheit der Bildung und lebendige, anregende Theilnahme an ihren Arbeiten, sondern wol nicht am wenigsten durch die Meisterschaft in der Kunst, die auch in neuern Zeiten die Großen Italiens vor denen andrer Länder besessen haben, mit geistig bedeutenden Menschen auf gleichem Fuße zu verkehren. So war er wie kein anderer geeignet der Mittelpunkt eines aus dem höchsten geistigen Adel seiner Zeit gebildeten Kreises zu sein. Wie manche Paläste sich später auch den Dichtern öffneten, eine so glänzende Versammlung sah keiner mehr, aber keiner bot auch wieder denselben gastlichen Empfang wie das Haus Mäcens, das in imponirender Masse mitten in weiten Park- und Gartenanlagen auf der Höhe des Esquilin empor ragte, und aus seinen obern Stockwerken einen weiten, reichen Blick auf das Getümmel der Stadt, auf die Campagna und das Gebirge, auf Tibur, Aesulä und Tusculum gewährte.[3] Dort erhob sich später der Grabhügel Mäcens und daneben der des Horaz. Nach Mäcens Tode ging Garten und Palast in kaiserlichen Besitz über, Nero sah aus seinen Fenstern den Brand von Rom im Jahre 64.

Clientenstellung der spätern Dichter zu ihren Gönnern.

Wenn die Stellung der Dichter zu ihren vornehmen Beschützern später in der Regel eine Clientenstellung war, so lag dies zwar zum Theil daran, daß je mehr der Glanz dieses unvergleichlichen Blüthenalters der römischen Poesie erblaßte, auch die edle Würdigung dichterischer Größe sich in den hohen Kreisen verlor, die zur Signatur der Augusteischen Periode gehört. Aber einen großen Theil der Schuld trugen ohne Zweifel die Dichter selbst, denen bei aller Selbstüberschätzung doch das sicher machende Gefühl des eignen Werths, so wie das Selbstgefühl der Männer fehlte, „die noch die Republik

1) Id. Epp. I 7. 2) Sueton. v. Hor. 3) Becker Hdb. I 540 f.

gesehn hatten", jenes Selbstgefühl, das der arme Sohn des Freigelassenen von Venusia seinem mächtigen von Etrurischen Fürstengeschlechtern stammenden Wohlthäter gegenüber zu behaupten wußte. Daß dies freilich auch schon damals mittelmäßigen und von Armuth gedrückten Poeten fehlte, beweist, wenn es des Beweises bedürfte, das Lobgedicht eines Ungenannten auf Messalla, ein aus Phrasen gestoppeltes dürftiges mit mythologischer und sonstiger Schülergelehrsamkeit überladenes, stellenweise bis zur Albernheit geschmackloses Machwerk, das dennoch der Aufbewahrung in der unter Tibulls Namen vereinigten Sammlung werth gehalten worden ist. Der Dichter bittet mit seinem guten Willen vorlieb zu nehmen, er sei sich seiner schwachen Kräfte, der Mangelhaftigkeit seines Gedichts wohl bewußt. Er war, wie er sagt, einst wohlhabend gewesen, dann verarmt, und stellt sich nun seinem Gönner ganz zur Verfügung; wenn Messalla sich auch nur ein wenig um ihn kümmern wolle, werde dies für ihn eben so viel Werth haben, als das Gold Lydiens und der Ruhm Homers. Wenn dem Gepriesenen seine Verse auch nur zuweilen auf die Lippen kommen, so solle ihn das Schicksal nie abhalten, dessen Lob zu singen, aber er sei bereit noch mehr zu thun, für Messalla wolle er selbst durch die reißenden Fluthen des Meeres schreiten, sich allein dichten Reitergeschwadern entgegenstellen und seinen Leib den Flammen des Aetna anvertrauen.[1] Das Lobgedicht auf Messalla.

Unter den großen Häusern Roms war um die Mitte des ersten Jahrhunderts das vornehmste und glänzendste das jenes Piso, der sich an die Spitze einer Verschwörung gegen Nero stellte, die ihn auf den Thron bringen sollte, ihm aber in der That den Tod brachte (65 n. Chr.); seine fürstliche Freigebigkeit scheint er ganz besonders auch den Dichtern zugewendet zu haben.[2] Denn er selbst war der Poesie nicht fremd, die Verse flossen ihm, wie in einem Lobgedichte auf ihn gerühmt wird, leicht, auch die Cither spielte er meisterhaft,[3] sein ganzes Haus „ertönte von den mannigfachen Leistungen der Bewohner", alles trieb dort Kunst und Wissenschaft. Das recht leidliche Gedicht, mit dem ein noch sehr junger Poet sich bei Piso Das Lobgedicht auf Piso.

1) Tibull. IV 1—8; 16 sq. 177 sqq. 2) Vgl. Th. I[3] 207. 3) Oben S. 266, 1.

einführen wollte, gibt eine nicht uninteressante Probe dieser Clientenpoesie. Erst wird der Ruhm des Geschlechts gepriesen, dann die Trefflichkeit des jetzigen Herrn, vor allem seine Beredsamkeit, die ihm bereits zu Theil gewordene Ehre des Consulats erwähnt; seine edle Erscheinung, sein lautrer Sinn, seine Freigebigkeit und Leutseligkeit gerühmt, ferner seine feine Bildung, sein Talent für Poesie und Musik, seine Kunst im Fechten, Ball- und Brettspiel: eine Schilderung, die im wesentlichen mit der von Tacitus gegebenen durchaus übereinstimmt. Am Schluß erklärt der Dichter um nichts zu bitten, als daß Piso ihn der Aufnahme in sein Haus würdigen möge; denn ihn erfülle nicht Gier nach Gold, sondern nur Ruhmliebe. Er werde glücklich sein, wenn er sein Leben mit Piso verbringen und seine Gedichte mit dessen Tugenden wetteifern lassen dürfe; wolle Piso ihm die Bahn des Ruhms eröffnen, ihn aus dem Dunkel hervorziehn, so werde er hoch emporsteigen. Selbst Vergil würde vielleicht ohne einen Beschützer wie Mäcenas unbekannt geblieben sein: und Mäcenas begnügte sich nicht, dem einen sein Haus zu öffnen, er begründete auch den Ruhm des Varius und Horaz, unter seinem Schutz hatten die Dichter niemals ein darbendes Alter zu fürchten. Wolle Piso die Wünsche des Dichters erhören, so werde dieser ihn in wohlgerundeten Versen als seinen Mäcen besingen; er vermöge wol einen Namen der Ewigkeit zu überliefern, wenn es erlaubt sei etwas der Art zu versprechen. Er fühle den Muth und die Kraft Größeres zu leisten, nur möge Piso dem Schwimmenden die Hand reichen, ihn aus der Verborgenheit emporziehn, in der seine niedere Geburt und Dürftigkeit ihn halte. Sein Geist sei stärker als man es bei seinen Jahren erachten könne, da ihm eben der erste Flaum die Wangen bedecke und er noch nicht den zwanzigsten Sommer erlebt habe.

Nach Nero änderte sich mit der Stellung der Aristokratie auch die der von ihr abhängigen Dichter und zwar zu deren Nachtheil. Manche von den großen Familien hatten sich durch Prunk und Verschwendung zu Grunde gerichtet, andere waren dem Argwohn, Haß oder der Habgier des kaiserlichen Despotismus zum Opfer gefallen. Mit Vespasian kamen in Rom neue Männer aus den Städten Italiens und den Provinzen herauf, die ihre aus den frühern engern Ver-

hältnissen mitgebrachten Lebensgewohnheiten beibehielten, und Vespasian ging mit dem Beispiel der haushälterischen Sparsamkeit voran; unter Domitian mußten sich überdies die Großen hüten, durch Glanz und Freigebigkeit und ausgebreitete Clientelen Verdacht zu erregen. So hatten die damaligen Dichter allerdings Grund, die gute Zeit nicht nur des Mäcenas, sondern auch der Seneca und Piso zurück zu wünschen. Als Martial etwa im Alter von 23 Jahren um 63 nach Rom kam, stand ihm die von Ahnenbildern erfüllte Halle der Pisonen und die drei Häuser seiner Landsleute, der drei Seneca (des Philosophen, des Junius Gallio, des Annäus Mela, Vater des Lucan) offen.[1] Alle diese fielen in den Jahren 65 und 66, und von der großen Familie der Seneca war gegen Ende des Jahrhunderts die einzige Ueberlebende die Gemahlin Lucans Polla Argentaria, die Martial noch im Jahre 96 durch die Anrede „Königin" als Patronin bezeichnet.[2] Unter Domitian gab es solche Gönner der Litteratur, wie die Piso und Seneca, wie Vibius Crispus und Memmius Regulus[3] (Consul 63) nicht mehr: wenigstens sehen wir die beiden hervorragendsten Dichter Martial und Statius sich um die Gunst einer großen Anzahl von Personen bemühen, ohne doch erlangen zu können, was früher ein einziger gewährt hatte.

Bemühungen Martials um Gönnerschaften.

Zum Hofe hatte Martial mindestens schon unter Titus in Beziehung gestanden, von ihm hatte er die Privilegien der Väter von drei Kindern erhalten, die Domitian bestätigte;[4] auch war er (vielleicht schon von Titus) durch Verleihung des Titulartribunats in den Ritterstand erhoben worden.[5] Sein Fürwort reichte hin um mehreren Petenten das Bürgerrecht zu verschaffen,[6] er wurde gelegentlich mit

1) Martial. IV 40. 2) Id. X 64. VII 21—23. 3) Id. XII 36, 8 sq.
4) Id. I 101 (von einem im Alter von 19 Jahren verstorbenen Sklaven):

Illa manus quondam studiorum fida meorum
Et felix domino notaque Caesaribus

d. h. doch wol: Titus und Domitan. Diese sind dann auch zu verste n III 95, 5:

Praemia laudato tribuit mihi Caesar uterque,
Natorumque dedit jura paterna trium.

Ebenso IX 97, 5: tribuit quod Caesar uterque Jus mihi natorum. Die Bestätigung erbittet er von Domitian II 91, 5: Permitte videri, Natorum genitor credar ut esse trium. 5) Th. I³ 238, 4. 6) Martial III 95, 11.

einer Einladung zu einer großen kaiserlichen Tafel beehrt;[1] aber ein Gesuch um einige tausend Sesterzen lehnte der Kaiser, wenn auch nicht ungnädig, ab.[2] Ueberhaupt scheint er von ihm nie eine wirkliche Besserung seiner Umstände erlangt zu haben, um die er „weder blöde noch befangen" in immer neuen Wendungen bettelte, denn wir finden nie, daß er sich für empfangene Geschenke bedankt; nicht einmal die Vergünstigung, die Leitung eines Rohrs des Marcischen Aquäducts auf sein Landgut und in sein Haus in der Stadt scheint er erhalten zu haben.[3] Dies ist um so auffallender, da Domitian seine Gedichte gerne las (da er sich sonst nicht hätte wiederholt auf seinen Beifall berufen dürfen).[4] Auch war Martial unermüdlich bestrebt, die Gunst der am Hofe einflußreichen Freigelassenen und anderer Hofleute zum Theil durch die niedrigsten Schmeicheleien zu gewinnen, er preist sie im Allgemeinen und schmeichelt außerdem in mehreren Gedichten jedem besonders: wie den Kämmerer Parthenius, den Vorsteher des Amts der Bittschriften Entellus, den Tafelaufseher Euphemus, den Mundschenk Earinus, den (von Juvenal „Hofnarr" genannten) in den Ritterstand erhobenen Aegypter Crispinus, den alten, bereits in Ruhestand versetzten Etruscus, einen Sextus, der kaiserlicher Studienrath gewesen zu sein scheint.[5]

Doch Martial hatte während eines zwanzigjährigen Aufenthaltes in Rom sich auch in der Aristokratie zahlreiche Beziehungen verschafft und suchte sie zu erhalten und zu vermehren, indem er möglichst vielen hochgestellten Männern durch ehrenvolle Erwähnung in seinen Gedichten, wie er selbst sagt, dauernden Ruhm verlieh, wenn ihm auch diese Huldigungen nichts einbrachten.[6] Wol in Folge seines alten Verhältnisses zu den Seneca war er befreundet mit Q. Ovidius, der Cäsonius Maximus, einen Freund des Philosophen Seneca, nach Sicilien in die Verbannung begleitet hatte.[7] Zu der großen Zahl von Männern des senatorischen Standes, denen Martial in seinen

1) Martial. IX 93. 2) Id. VI 10. 3) Imhof, Domitian 138. Martial. XI 18. 4) Id. IV 27. V 6. VI 64, 14. VII 12. 5) Vgl. die sämmtlichen Namen im Register zu Th. I³. 6) Martial. V 15. 7) Id. VII 44 sq. (Seneca epp. 87, 2). IX 52 sq. X 44 (auf eine Reise des schon alten Ovid nach Britannien). Er war Martials Gutsnachbar bei Nomentum: VII 93; vgl. I 105. IX 98. XIII 119.

(in die letzten 12 Jahre seines römischen Aufenthalts (86—98) und die dann noch in Spanien bis 101 oder 102 verlebte Zeit fallenden) Epigrammen huldigt oder schmeichelt, bei denen er bettelt oder sich bedankt, gehören der Dichter Silius Italicus (Consul 68) und dessen Söhne,[1] der spätere Kaiser Nerva,[2] der als Ankläger in Majestätsprocessen berüchtigte, reiche Redner Regulus,[3] die ungeheuer reichen Brüder Domitius Tullus und Domitius Lucanus,[4] der Dichter Stertinius Avitus (Consul 92), der im Jahre 94 das Bild Martials in seiner Bibliothek aufstellen ließ,[5] der jüngere Plinius (Consul 100),[6] der Dichter Arruntius Stella (Consul 101),[7] L. Appius Norbanus Maximus, der Besieger des L. Antonius Saturninus (Consul zum zweiten Mal 103),[8] Licinius Sura (Consul 102), der mächtigste Freund Trajans,[9] und mehrere andere.[10] Natürlich suchte und fand Martial auch im Ritterstande Gönner, diesem mögen der elegante Atedius Melior, der in seinem schönen Hause und Garten auf dem Cälius so vortreffliche Mahlzeiten gab,[11] und andere wohlhabende Freunde des Dichters[12] angehört haben. Aber zu seinen am häufigsten besungenen Freunden gehört auch ein Centurio, Aulus Pudens, der nicht einmal das Ziel seines Strebens, die Primipilarenstelle, welche die Ritterwürde verlieh, erlangt zu haben scheint; auch mit andern Centurionen stand Martial in Beziehungen, auf die er

---

1) Id. IV 14 (vielleicht das Einführungsgedicht) VI 64, 10 VII 63 VIII 66 IX 86 XI 48 sq. 2) Oben S. 312, 2 u. V 28, 4.

3) I 12. 82. 111. II 74. 93. IV 16. V 10. 63. VI 38. VII 16. 21; vgl. V 28, 6.

4) I 36 III 20. IX 51 (Lucanus; Plin. epp. VIII 18. Tullus). Vgl. V 28, 3 und den Anhang über die Gönner und Freunde des Martial und Statius.

5) IX Praef. X 96. Henzen-Or. 6446.

6) X 19. Mommsen, zur Lebensgesch. d. j. Pl. Hermes III 108. Der Cäcilius Secundus VII 84 ist ein andrer: Mommsen S. 79, 1. Dagegen der doctus Secundus V 80, 7 ist vielleicht Plinius und der Severus, der ihm Martials sechstes Buch überreichen soll, vielleicht der Sohn des Silius.

7) Vgl. Mommsen S. 125 u. den Anhang: Chronologie der Gedichte Martials. M. I 7. 44. IV 6. VII 11 59. VI 21. 47. VII 14. 36. VIII 78. IX 42. 55. 89. X 48, 5. XI 52. XII 3, 11.

8) IX 84. Orelli 772. St.R.E. V 698, 6. 9) VI 64, 13. VII 47.

10) Vgl. den Anhang. 11) II 69 IV 54, 8 VI 28 sq. VIII 38. Stat. Silv. III 3, 1. 12) Vgl. den Anhang.

Werth legte, wie die ehrenvollen Erwähnungen in seinen Gedichten zeigen.[1]

Gönner des Statius.

Zum Theil in denselben Kreisen wie Martial bewegte sich Statius und bewarb sich zum Theil um die Gunst derselben Gönner, vor allem natürlich des Kaisers; er veröffentlichte nichts „ohne dessen Gottheit anzurufen."[2] Auch ihm scheinen jedoch immer von neuem wiederholte demüthige Huldigungen und ins Lächerliche übertriebene Schmeicheleien von Seiten Domitians außer gnädigem Beifall nichts eingetragen zu haben als eine Einladung zur Tafel[3] und eine Versorgung seines Hauses (wol bei Alba)[4] mit Wasser aus einer öffentlichen Leitung. Wie Martial schmeichelte Statius auch den kaiserlichen Freigelassenen, er besang außer den beiden Etruscus und dem jungen Eunuchen Earinus namentlich den kaiserlichen Secretär Abascantus.[5] Von den Gönnern Martials gehörten auch zu denen des Statius Arruntius Stella, Polla Argentaria Lucans Gemahlin, und Atedius Melior. Bei den von ihm wie es scheint häufig veranstalteten Vorlesungen fanden sich Senatoren zahlreich ein.[6] Mehrere seiner senatorischen Gönner und Freunde hat Statius besungen, wie den bejahrten Consularen und Stadtpräfecten Rutilius Gallicus, den jungen Vettius Crispinus und Mäcius Celer; aber auch mit Männern vom Ritterstande, wie Septimius Severus, dem Urgroßvater des gleichnamigen Kaisers, und auch mit reichen Litteraturfreunden, die er in seiner Vaterstadt Neapel gekannt hatte, blieb er in freundlichem Verkehr.[7]

Armuth beider Dichter.

Aber trotz so vieler eifrig gesuchten und sorgsam bewahrten Beziehungen zu den Großen und Reichen und trotz des auch in diesen Kreisen allgemeinen Beifalls blieben beide Dichter arm. Von Statius wissen wir es durch die oben angeführte Aeußerung Juvenals; er selbst war nicht so würdelos, um wie Martial fortwährend in seinen Gedichten zu klagen und zu betteln. Er besaß zwar ein Gütchen bei

1) Vgl. Th. I³ 239, 3 u. 4 u. den Anhang.
2) Stat. S. III praef.
3) Vgl. I³ 155 f.
4) St. S. III 2, 61 sqq. 5) Th. I³ 95 f.
6) St. S. V 2, 160.
7) Vgl. den Anhang.

Alba, vermuthlich das Geschenk eines Patrons, aber es war dürftig und ohne Viehstand,[1] und daß er auf der Höhe seines dichterischen Ruhms wieder in die Heimath zurückkehren und in der Vaterstadt sein Alter verbringen wollte,[2] dazu bewog ihn schwerlich allein der Mißerfolg bei dem Capitolinischen Agon. Auch Martial besaß ein kleines Weingut bei Nomentum, vielleicht ein Geschenk der Seneca,[3] aber es war trocken, holzarm und außer einem geringen Wein scheint nur schlechtes Obst („bleierne Aepfel") dort gewachsen zu sein;[4] freilich war Martial auch nichts weniger als ein Landwirth. Wenn ihm nicht sein Freund Stella Ziegel schickte um das Dach seines Häuschens zu decken, so regnete es ein,[5] und der Hauptvortheil, den er von diesem Besitz hatte, war, daß er zuweilen dort von den Plagen seiner Clientenstellung sich erholen und ausschlafen konnte.[6] In der letzten Zeit seines römischen Aufenthalts hatte er auch ein Maulthiergespann zum Geschenk erhalten und besaß ein kleines Haus in der Stadt,[7] wo er früher drei Treppen hoch zur Miethe gewohnt hatte,[8] aber eine unabhängige und sorgenfreie Existenz gewann er nicht, bis er sich im Alter von 57 Jahren[9] entschloß Rom, dessen Atmosphäre für ihn die Lebensluft war, zu verlassen und seine Tage in seiner Heimath Spanien zu beschließen, wo ihm die Wohlfeilheit des Lebens und die Freigebigkeit heimischer Gönner den Vollgenuß der lang ersehnten Faulheit und Bequemlichkeit möglich machte.[10]

Wenn nun schon bei dem Abhängigkeitsverhältniß der Dichter von einem Patron nur die edelste Auffassung von beiden Seiten die Gefahr der Erniedrigung für die erstern ganz ausschließen konnte, Niedrige Gesinnung Martials.

1) St. S. IV 5. 2) III 5, 12. 3) Martial besaß sein Nomentanum schon im J. 86: I 105. Seneca hatte ein großes Weingut bei Nomentum gehabt (Th. I³ 268, 7), und da auch Q. Ovidius, der mit Senecas intimsten Freunde Cäsonius Maximus befreundet war (oben S. 340, 7) ein Weingut bei Nomentum hatte (M. I 105 VII 73 X 44), so liegt die Vermuthung nahe, daß Seneca oder dessen Erben Theile des Hauptguts an beide geschenkt hatten.

4) Martial. XII 57. X 58, 9. XIII 15. X 48, 9. X 94, 4. VII 91. XIII 42.

5) Id. VI 43, 4. VII 36. 6) Id. II 38. VI 43. XII 57.

7) VIII 61. IX 97. Es war in der Nähe des Quirinustempels X 58, 10.

8) I 117, 7. 9) X 24. 10) XII 18. Ein von Marcella (XII 21) geschenktes Besitzthum XII 31.

so wuchs diese Gefahr natürlich mit der Unsicherheit und Gedrücktheit ihrer Lage, und das Beispiel Martials zeigt, daß bei schwachen und gemeinen Naturen die Clientenstellung fast mit Nothwendigkeit zum Mißbrauch der poetischen Begabung und zu persönlicher Herabwürdigung führte. Martial erinnert nicht bloß wiederholt seine Leser im allgemeinen und seine Gönner insbesondere, daß ein Dichter vor allen Dingen Geld brauche,[1] er bettelt nicht bloß fortwährend, selbst um eine Toga, einen Mantel und dgl.,[2] er hat es auch mit cynischer Offenheit ausgesprochen, daß seine Poesie jedem zur Verfügung stand, der sie bezahlen wollte: „Einer, den ich in meinem Gedichte gelobt habe, thut so, als ob er mir nichts schuldig sei: er hat mich hintergangen."[3] Vermuthlich dachten eben nicht alle so wie der jüngere Plinius, der für ein lobendes Gedicht Martials glaubte, sich durch Uebersendung eines Reisegeldes erkenntlich erweisen zu müssen: denn welche Gabe könne größer sein als die von dem Dichter empfangene des Ruhms „des Preises, der Unsterblichkeit?"[4] Doch ein großer Theil der von Martial Gepriesenen hat sicherlich für die erwiesene Ehre bezahlt, wenn auch nicht immer soviel als er erwartete. Ganz hauptsächlich verwerthete er sein Talent aber, wozu es sich am besten eignete, zu geistreicher und witziger Unterhaltung geselliger Kreise, und hier würdigte er es zum Theil kaum weniger herab als durch seine kriechendsten Schmeicheleien. Es war ihm freilich nicht übel zu nehmen, daß er auf Bestellung oder auf gegebene Themata Gedichte lieferte so viel man wollte;[5] wie denn namentlich seine Xenien allem Anschein nach ursprünglich gemacht sind, um als Etiketten für Saturnaliengeschenke in reichen Häusern zu dienen. Aber da den lustigen Gästen bei den Trinkgelagen der Saturnalien[6] und den meisten Lesern überhaupt nichts so sehr mundete als Obscönitäten,

Die Poesie als Mittel der geselligen Unterhaltung.

1) I 107 V 16 VIII 56. 73 XI 13. 108. 2) VI 82 VII 36. vgl. VIII 28 IX 49 X 73 VII 16: Aera domi non sunt: superest hoc, Regule, solum,
Ut tua vendamus munera: num quid emis?
3) V 36. 4) Plin. epp. III 21. 5) XI 42. 6) V 16:
Seria cum possim, quod delectantia malo
Scribere, tu causa es, lector amice, mihi etc.
— —
At nunc conviva est comissatorque libellus etc.

so richtete sich Martial auch in dieser Beziehung nach dem Geschmack seines Publikums. Die Anstandsbegriffe jener Zeit gestatteten allerdings dem Dichter jede Obscönität in eleganter Form: es ist eben die ungewöhnlich große Masse von schmutzigen Gedichten, welche zeigt, wie sehr Martial bereit war sich auch den gemeinsten Neigungen der Masse dienstbar zu machen, und seine Beschönigungen lassen erkennen, daß auch er sich bewußt war die Grenze des Erlaubten überschritten zu haben.

Würdigere Haltung des Statius. Die höhere Gelegenheitspoesie —

Martial erinnert mit seiner lustigen Saturnalienpoesie trotz seines glänzenden Talents etwas an jene Baganten der alten Zeit, die sich bei Gastmählern einzustellen pflegten und gern gesehn aber gering geachtet waren. Statius bewahrte vor ähnlicher Erniedrigung die Natur seiner auf das Pathetische und Feierliche gerichteten Begabung; aber er hatte auch mehr Gefühl der eigenen Würde und einen höhern Begriff von der Poesie. Die Sammlung seiner kleineren Gedichte macht uns mit der höheren Gelegenheitspoesie jener Zeit und ihren gewöhnlichen Gegenständen und Veranlassungen bekannt. Von den drei Hauptgattungen der Gedichte bei Hochzeiten, Geburten und Todesfällen war es die letzte, in der Statius seine besondere Stärke hatte, die vier „Trostgedichte" seiner Sammlung sind aus der großen Anzahl der überhaupt von ihm verfaßten gewählt. Er nennt sich „den milden Tröster der Trauernden, der so oft den Schmerz der offnen Wunden von Vätern und Müttern gelindert, liebenden Söhnen am Grabe der Väter Trost gespendet, der so viele Thränen getrocknet habe, dessen Stimme um trauervolle Grabhügel von den abscheidenden Geistern vernommen worden sei:"[1] offenbar hatte er also solche Gedichte in Menge geliefert. Uebrigens bestellten reiche Leute auch für die Leichenfeiern von Lieblingssklaven und -freigelassenen, selbst von Lieblingsthieren Klage- und Trostgedichte; Statius hat eins auf den Tod eines grünen sprechenden Papageien des Atedius Melior und eines in der Arena von einem andern wilden Thier zerrissenen

1) Stat. S. II 1, 30 sqq. V 5, 38. Hochzeitsgedicht (für Stella) I 2 = Mart. VI 21. Auf Geburten von Söhnen: IV 7 u. 8 (für Maximus Junius u. Julius Menecrates). Consolationes: II 1 (Glaucias Atedii Melioris = Mart. VI 28 sq.) III 3 (Lacrimae Claudii Etrusci = Mart. VII 40) II 6 (Cons. ad Flavium Ursum de amissione pueri delicati) V 1 (Abascanti in Priscillam pietas).

zahmen Löwen des Kaisers in seine Sammlung aufgenommen.[1] Ueberhaupt wurde offenbar in vornehmen Häusern in der Regel jedes frohe oder traurige Ereigniß von den Hauspoeten und dichterischen Clienten besungen. Die Gedichte des Statius auf die Genesung des Rutilius Gallicus von schwerer Krankheit, auf das siebzehnte Consulat Domitians, auf die Abreise des Mäcius Celer in seine Garnison in Syrien[2] geben nur einige Beispiele der unzähligen Veranlassungen zu Gelegenheitsgedichten. Ganz besonders aber wurden Poeten zur Verherrlichung von Festen,[3] von großen Bauten,[4] Kunstunternehmungen in Anspruch genommen. Statius erhielt am Tage nach der Aufstellung der kolossalen Reiterstatue Domitians auf dem Forum den Befehl, dem Kaiser sein Gedicht darauf zu überreichen.[5] In solchen für weitere Kreise bestimmten Anpreisungen vertrat die Gelegenheitspoesie die Stelle der fehlenden Journalistik; und reiche Leute bedienten sich ihrer gern, um rühmende Beschreibungen ihrer schönen Villen und Gärten, ihrer Bäder, ihrer Prachtbauten, Kunstsammlungen und Kostbarkeiten in die Oeffentlichkeit gelangen zu lassen,[6] und es fehlte wahrscheinlich nie an Dichtern, die gern bereit waren ihren Wünschen zuvor zu kommen. „Du lobst, Sabellus, sagt Martial, das Bad des Ponticus, der so gute Mahlzeiten gibt, in einem Gedicht von dreihundert Versen: du willst nicht baden, sondern speisen.“[7] Aber auch ohne besondere Veranlassung von einem berühmten Dichter angesungen zu werden war natürlich den meisten sehr erwünscht, und ist vermuthlich auch auf direkte Aufforderung geschehn.[8]

auch ein Surrogat der Journalistik.

Massenhaftigkeit der Gelegenheitsgedichte.

Je größer und vornehmer ein Haus war, desto zahlreicher werden in der Regel auch die Dichter gewesen sein, die sich beiferten, zur Erhöhung seines Glanzes bei großen Momenten ihren Beitrag zu liefern. Bei einem Vermählungsfeste im Hause des Kaisers Gallienus

1) Stat. S. II 4 u. 5. 2) Id. I 4. IV 11. III 2. 3) Id. I 6 (Kalendae Decembres). 4) IV 3 (Via Domitiana). 5) I 1 u. I praef.

6) I 3 (Villa Tiburtina Manilii Vopisci) I 5 (Balneum Claudii Etrusci = Martial. VI 42) II 2 (Villa Surrentina Pollii Felicis) II 3 (Arbor Atedii Melioris) III 1 (Hercules Surrentinus Pollii Felicis) IV 6 (Hercules Epitrapezios Nonii Vindicis = Martial. IX 43 sq.). 7) Mart. IX 19.

8) Stat. S. IV 4 (Epistula ad Victor. Marcellum) IV 5 (Carmen lyr. ad Septimium Severum) V 2 (Protrepticon ad Crispinum).

trugen alle griechischen und lateinischen Dichter viele Tage hindurch Hochzeitsgedichte vor: aber „unter hundert Dichtern" gewann der Kaiser mit wenigen Versen den Preis.[1] Wenn auch die Betheiligung der Dichter an der Verherrlichung von Festen im Kaiserhause natürlich am größten war, so scheint sie doch überhaupt in den vornehmen Häusern Roms groß gewesen zu sein, und man erfreute sich wol nach römischem Geschmack auch hierbei an der Masse der dargebrachten Kunstleistungen. Bei dem Hochzeitsfest des Stella und der Violantilla fordert Statius die ganze „Schaar" der Poeten auf, in verschiedenen Weisen des Gesanges zu wetteifern, wie ein jeder der Lyra mächtig sei, vor allem aber die Elegiendichter, die Sänger der Liebe.[2] Von der gewiß nicht kleinen Zahl von Gedichten, mit denen die damaligen Poeten Roms dieser Aufgabe entsprechend die Hochzeit ihres vornehmen Collegen in allen Tönen besangen, ist uns (außer dem des Statius) nur das des Martial erhalten. Wie hier haben aber auch sonst bei den verschiedensten Veranlassungen beide Dichter für dieselben gemeinsamen Gönner und Freunde Gedichte über dieselben Themata geliefert. Beide haben den Tod des Lieblingsfreigelassenen des Atedius Melior und des alten kaiserlichen Freigelassenen Claudius Etruscus beweint, beide das von letzterem erbaute kostbare Bad und die kleine Lysippische Bronzestatue des Nonius Vindex gerühmt, beide der Wittwe Lucans Gedichte zur Feier seines Geburtstages überreicht; und als der Eunuch und Mundschenk Domitians Flavius Earinus sein abgeschnittenes Haar in einem mit Edelsteinen besetzten Behältniß nebst seinem Spiegel an den Tempel des Aesculap zu Pergamus sandte, verfaßte Statius auf seinen Wunsch auf dies Ereigniß ein längeres, Martial dagegen fünf kleine Gedichte.[3] Wenn wir nun die beiden einzigen Dichter jener Zeit,

1) H. A. v. Gallieni c. 11. 2) Stat. S. I 2, 248 sqq. Bei Lucian. Lapithae 21 schickt ein Stoiker, der am Erscheinen beim Hochzeitsmahl verhindert ist, eine Schrift mit der Bitte sie vorzulesen. *Φιλ. Ἦ που, ὦ Λυκῖνε, τῆς νύμφης ἐγκώμιον ἢ ἐπιθαλάμιον, οἷα πολλὰ ποιοῦσιν; Λυκ. ἀμέλει καὶ ἡμεῖς τοιοῦτον ᾠήθημεν.* Nachher liest ein anwesender Grammatiker ein lächerliches elegisches Hochzeitsgedicht vor.

3) Genethliacon Lucani Stat. S. II 7 = Mart. VII 21—23.
Capilli Flavii Earini III 4 IX 11—13. 16. 36.
Die übrigen parallelen Gedichte beider s. oben S. 345, 1 u. 346, 6.

deren Gelegenheitsgedichte wir kennen, so oft und geflissentlich dieselben Gegenstände behandeln sehn, dürfen wir wol annehmen, daß außergewöhnliche Veranlassungen in der Regel auch eine Menge von Poeten begeisterten, und daß es dann kleine und große Gedichte in allen Versmaßen regnete.

Mißverhältniß zwischen Martial und Statius.

Obwohl nun Statius und Martial so vielfach in denselben Häusern aus und ein gingen, und jeder oft genug Zeuge des Beifalls gewesen sein muß, den der andere erntete, so erwähnt doch keiner jemals des andern, während beide sonst zahlreichen dichterischen Collegen das reichste Lob spenden. Offenbar liebten sie einander nicht, was bei dem tiefen, innerlichen Gegensatz ihrer Naturen auch kaum sein konnte: selbst wenn der alternde spanische Dichter bei dem neuen Ruhm des jungen Neapolitaners, der den seinen zu verdunkeln drohte, sich jeder mißmuthigen und eifersüchtigen Regung hätte erwehren können. Er hat sich aber wiederholt wegwerfend über große mythologische Epopöen geäußert, wenn er auch die Thebaide des Statius nie genannt hat. Sie würden freilich allgemein gepriesen und bewundert, aber seine Epigramme würden gelesen. Dort seien nur ungeheuerliche Ausgeburten der Phantasie zu finden, er greife ins volle Menschenleben, ihn müsse lesen, wer sich selbst, wer seine Zeit verstehn wolle. Wer Epigramme für Tändeleien halte, verkenne ihr Wesen: in Wahrheit tändle der Dichter, der Fabeln und Sagen behandle. Die Figuren der Epopöen seinen Riesen, aber thönerne; er schaffe kleine Figuren, aber sie seien lebendig. Von seinen kleinen Büchern sei Schwulst und Bombast fern, und seine Muse stolzire nicht in einem verrückten aufgebauschten Schleppkleide. Möchten denn immerhin jene ernsten überstrengen Leute, die die Mitternacht noch bei der Lampe findet, die hochtragischen erhabenen Gegenstände der griechischen Mythologie behandeln; er wolle ächt römische Gedichte mit Witz würzen, und sei zufrieden, gleichsam eine bescheidne Hirtenflöte zu spielen, wenn ihr Ton die Trompenstöße so mancher übertreffe.[1]

---

1) Martial. IV 49 (wo aber, wie auch V 53 auch Tragödien gemeint sein können). VIII 3. IX 50. X 4. Vgl. auch XIV 1. Die Epigramme fallen in die Zeit von 88 bis 97. Die Thebais, an der Statius 12 Jahre arbeitete, war erst nach dem dacischen Kriege (also wol 93) beendet, dann folgte die Achilleis. Clinton F. R. ad a. 95.

Gegenüber diesen Aeußerungen aber, die in denselben Jahren gethan wurden, in denen Statius vor großen Kreisen die letzten Gesänge seiner Thebaide und die ersten der Achilleis unter rauschendem Beifall vorlas, hat der letztere sich zu keinem mißfälligen Urtheil über Epigramme herbeigelassen. Von seinen eigenen „in der Art von Epigrammen“ verfaßten kleinen Gedichten spricht er als von unbedeutenden, gelegentlich hingeworfenen Bagatellen; man hatte getadelt, daß er dergleichen herausgegeben; aber er war der Meinung, daß auch der Scherz seine Berechtigung habe. Am Schluß seiner Thebaide klagt er über die Nebelwolken, die der Neid aufthürmt, um ihren Glanz zu verdunkeln.[1]

Neid und Eifersucht der Dichter gegen einander.

In jener Zeit wurde Neid und Eifersucht der Dichter gegen einander nicht bloß wie zu allen Zeiten durch ihre leicht gereizte Eitelkeit, ihre Selbstüberschätzung und Ruhmsucht hervorgerufen: auch ihre Clientenstellung, ihre wetteifernden und sich nothwendig oft kreuzenden Bemühungen um die Gunst und den Beifall der Großen, von denen ihre Existenz abhing, waren nur zu sehr geeignet, die häßlichen Leidenschaften unedler Naturen aufzuregen, und haben gewiß oft genug zu Hetzereien, Verfolgungen und Verläumdungen, zu Intriguen und Kabalen aller Art geführt. Martial hatte von Feinden, Neidern und mißgünstigen Kritikern verschiedener Art zu leiden. Die Kritik, die in litterarischen Kreisen Roms geübt wurde, war überhaupt nichts weniger als wohlwollend,[2] manche (Neider, wie Martial sagt) tadelten noch die Unanständigkeit seiner Epigramme;[3] größer war vermuthlich, wie zu allen Zeiten, die Zahl derer, die lebende Dichter überhaupt nicht anerkannten und nur die ältern lobten.[4] Im Allgemeinen sah Martial den Tadel der Dichter als einen Beweis mehr für die Allgemeinheit des Beifalls an, den er fand,[5] und wollte mit Recht lieber, daß seine Gedichte den Gästen, als daß sie den Köchen gefielen.[6] Unter denen, die „vor Neid bersten wollten,“ daß ihn ganz Rom las, daß man sich ihn mit Fingern zeigte, daß er bei vielen ein gern gesehener Gast, daß er zu einiger

1) Stat. S. praef. II u. IV. Theb. XII 819. 2) Mart. I 3. 3) XI 20.
4) VIII 69 (an Regulus, der vermuthlich dieselbe Klage führte) V 10.
5) XI 24. 6) IX 81.

Wohlhabenheit gelangt war,[1] befand sich auch ein jüdischer Dichter, der überall seine Gedichte tadelte, und sie nichts desto weniger plünderte.[2] Aber daß dieser und andere Plagiatoren seine Verse für die ihrigen ausgaben und vorlasen, machte Martial wenig Sorge, besonders da der Abstand des Seinigen von dem Fremden so groß war, daß man den Diebstahl sofort bemerken mußte.[3] Viel schlimmer, und nicht bloß für seinen Dichterruhm, sondern für seine ganze Stellung war, worüber er wiederholt klagt, daß anonyme Dichter aus sicherer Verborgenheit unter seinem Namen giftige Schmähungen und pöbelhafte Verunglimpfungen gegen edle Männer und Frauen verbreiteten.[4] Diese Perfidie konnte ihm um so eher in der Meinung seiner Gönner schaden, als er ohnedies fortwährend besorgen mußte, daß Personen, an deren Gunst ihm gelegen war, den Spott seiner Epigramme auf sich bezogen, daher seine wiederholten Betheuerungen, daß er nie eine bestimmte Person im Auge habe.[5]

Außer solchen und ähnlichen Einblicken, die uns Martials Gedichte in das Treiben der Kreise gestatten, welche sich in dem „Versammlungsort der Dichter" (schola poetarum)[6] oder in der Säulenhalle des Quirinustempels[7] zusammen fanden, geben sie noch manche andere Belehrungen über die damaligen litterarischen Interessen und Bestrebungen. Durch sie, durch die gleichzeitigen Gedichte des Statius (90—96) und die sich an beide unmittelbar anschließenden Briefe des j. Plinius (97—108/109) kennen wir namentlich das Verhältniß der gebildeten Gesellschaft zur Poesie in der Zeit Domitians, Nervas und zum Theil der frühern Trajans genauer als in irgend einer andern Periode. Doch die Erscheinungen, die hierbei wie überhaupt auf litterarischem Gebiet als charakteristisch hervortreten, sind nicht etwa dieser Periode besonders eigenthümlich, sondern dürfen im wesentlichen für die ganze Zeit von August bis Hadrian vorausgesetzt werden. Auch hier bestätigt sich die Wahrnehmung, daß der Poesie eine höhere Wichtigkeit, ein größerer Einfluß auf die Gesammtbildung zugestanden wurde, als gegenwärtig.

1) IX 97. VIII 6. VI 61. 2) XI 94. 3) I 29. 38. 52. 53. 66. 72. Vgl. XII 63. 4) VII 12. 72. X 3. 5. 33. 5) Vgl. auch I praef. 6) III 20. IV 61. 7) XI 1.

Zunächst erhält man den Eindruck einer übermäßigen Emsigkeit und Produktivität auf dem ganzen Gebiet der poetischen Litteratur, dessen sämmtliche Felder von Dichtern und Dilettanten wetteifernd angebaut wurden; wie ja auch Juvenal in seinem Verzweiflungsausbruch über die unaufhörlichen Recitationen Gedichte der verschiedensten Art nennt, die man täglich anhören müsse: der eine liest eine Theseide, der andere römische Lustspiele, der dritte Elegien vor, eine Tragödie Telephus, ein endloser Orest nehmen den ganzen Tag in Anspruch, unaufhörlich hallen die Säulen und Platanen eines von den Vorlesern benutzten Peristyls wieder von den Schilderungen der Centaurenkämpfe, des Todtengerichts, der Erbeutung des goldnen Vließes.[1] Manche versuchten sich in mehreren Gattungen zugleich. Ein Varro z. B. war nach Martial als Tragiker und Mimendichter, als Lyriker und Elegiker gleich ausgezeichnet,[2] nicht minder vielseitig scheint der Gaditaner Canius Rufus gewesen zu sein.[3] Manilius Vopiscus schrieb lyrische und epische Gedichte, Satiren und Episteln,[4] Pollius Felix Hexameter, Epoden oder Distichen und Jamben.[5] Außer den gangbarsten Gattungen werden auch seltnere und ungewöhnlichere, wie die aristophanische Komödie, der Mimiambus erwähnt;[6] viele dichteten griechisch.[7] Daß wir übrigens aus Martial, Statius und Plinius doch nur einen kleinen Theil der damaligen Dichter kennen lernen, ist selbstverständlich; nach Quintilians Aeußerungen scheint die Zahl der namhaften Satiriker und lyrischen Dichter nicht klein gewesen zu sein.[8] Von allen Gattungen aber dürfte die epische

Ueberproduktion in der poetischen Litteratur.

---

1) Juv. I 1 sqq. 2) Martial. V 30. 3) III 20, 5:

An aemulatur improbi jocos Phaedri?
Lascivus elegis an severus herois?
An in cothurnis horridus Sophocleis?

Vgl. über ihn I 61. III 64. 4) Stat. S. I 3, 100 sqq. 5) Id. II 2, 114 sq.

6) Plin. epp. VI 21 (Vergilius Romanus) 7) So Brutianus Mart. IV 23 (Epigramme). Arrius Antoninus Plin. epp. IV 3 (desgleichen). Vestricius Spurina (Lyrisches) VIII 4 Caninius Rufus (Epos über den dacischen Krieg).

8) Quintilian. X 1, 94: Sunt et clari hodie, et qui olim nominabuntur. 96: (Caesium Bassum) longe praecedunt ingenia viventium. 98 (Tragödiendichter): eorum, quos viderim, longe princeps (Pomponius Bassus). Lyriker außer den Genannten auch Septimius Severus Stat. S. IV 5, 60 und Passennus Paullus Plin. epp. IX 22, 2. Von Satirendichtern wird nur noch Turnus genannt.

diejenige gewesen sein, der sich die meisten zuwandten, besonders das mythologische Epos: wie auch aus jener Zeit hauptsächlich große Epopöen sich erhalten haben, die außer dem Punischen Kriege des Silius sämmtlich zur letztern Art gehören, die Argonautica des Valerius Flaccus, die Thebaide und Achilleide des Statius; auch nach Juvenals Aeußerungen über die Recitationen darf man ein Vorwiegen des Epos annehmen. Außer der Autorität Vergils, dessen maßgebende Form man hier am leichtesten wiedergeben zu können meinte, leitete auch die Schule nothwendig die dichterischen Bestrebungen auf das Gebiet der griechischen Sage hin. Auch schien die Fülle des in ihr enthaltenen poetischen Stoffes vermuthlich die Behandlung, für die man überdies auch (außer Vergil) die zahlreichsten, besonders Alexandrinische Muster hatte, zu erleichtern, und den Mangel an Erfindung und Gestaltungskraft zu ersetzen. Dann bot diese Gattung den weitesten Spielraum zur Entwicklung aller Vorzüge, die auch ein minder begabter Dilettant sich aneignen konnte, als Schönheit der Sprache und Tadellosigkeit des Versbaus, rhetorisches Pathos, vor allem lebhafte Schilderung. Schon Horaz spricht von Naturschilderungen, die als „Purpurlappen" angewendet würden, um manche Blöße in großen Gedichten zu verdecken: „ein Hain und Altar der Diana, der schlängelnde Lauf einer Quelle durch lachende Gefilde, der Rheinstrom, der Regenbogen;"[1] und Juvenal sagt, niemandem sei sein eigenes Haus so bekannt als ihm die Höhle des Vulcan und der Hain des Mars.[2] Der Dichter des Aetna erklärt, er wolle einen ungewohnten Weg betreten, denn die alten Sagen seien schon zu oft behandelt. Jedermann kenne das goldene Zeitalter besser als seine eigene Zeit. Wer habe nicht den Argonautenzug, den Trojanischen Krieg, die Schicksale der Niobe, des Atridenhauses, die Abenteuer des Kadmos, die verlassene Ariadne besungen?[3] In ähnlicher Weise kündigt Nemesianus zu Ende des dritten Jahrhunderts im Eingange seines Gedichts über die Jagd an, nicht „auf dem bekannten Pfade" wandeln zu wollen. Er zählt eine lange Reihe von mythologischen Gegenständen auf: „dies alles hat schon eine Menge großer Dichter vorausgenommen, und die alten Sagen der Vorzeit sind schon

Vorwiegen des (mythologischen) Epos.

1) Horat. A. P. 15. 2) Juv. I 7 sqq. 3) Lucil. Aetna 8 sqq.

allbekannt.[1] Uebrigens ist zu glauben, daß nicht bloß Vergils Aeneide, sondern auch seine Idyllen und sein Landbau zahlreiche Nachahmungen hervorriefen. Martials Freund, Julius Cerealis hatte außer einer „Gigantenschlacht" auch ländliche Gedichte verfaßt, „die dem ewigen Vergil nahe kamen."[2]

Poetische Tändeleien.

Doch die Mehrzahl der Gebildeten, die die Poesie nicht zu ihrem Beruf machten, sondern nur, wie Atticus den Reiz nicht entbehren wollten, den sie dem Leben verleiht,[3] die ihre poetischen Beschäftigungen zur Erholung, Zerstreuung und Unterhaltung oder zur Uebung trieben, hatte natürlich zu langathmigen epischen Dichtungen in der Regel keine Zeit. Der jüngere Plinius empfiehlt einem Freunde, der sich zum Redner ausbildete, zuweilen auch etwas Historisches oder einen Brief zu schreiben. „Man darf sich auch manchmal an einem Gedichte erholen, nicht an einem zusammenhängenden, langen, fortlaufenden (denn dies kann nur bei ganz freier Zeit ausgeführt werden), sondern an den geistreichen Kleinigkeiten, die für Beschäftigung und Arbeit jeder Art eine passende Abwechselung bieten. Man nennt sie Tändeleien; aber diese Tändeleien erzielen zuweilen größeren Ruhm als der Ernst. Daher haben die größten Redner, ja die größten Männer sich in dieser Weise theils geübt theils ergötzt, oder vielmehr beides zugleich. Denn es ist erstaunlich, wie bei diesen Kleinigkeiten der Geist sich zugleich spannt und doch auch erfrischt, denn hier ist Raum für den Ausdruck von Liebe, Haß, Zorn, Witz, Mitleid, kurz allem, was im Leben und auch auf dem Forum und vor Gericht vorkommt. Sie bieten auch denselben Vortheil wie andere Gedichte, daß man sich umsomehr an der Prosa erfreut, sobald man von dem Zwange des Versmaßes entbunden ist, und sie lieber schreibt, nachdem der Vergleich gezeigt hat, daß sie leichter ist."[4]

Auch abgesehn von diesen poetischen Exercitien bestand die Dilettantenpoesie, und selbst die der eigentlichen Dichter ohne Zweifel zum

1) Nemesian. cyneg. 12—47. Die Thaten des Hercules besang oder wollte besingen Nonius Vindex Stat. S. IV 6, 100 sqq.

2) Martial. XI 52, 7.

3) Cornel. Nepos Atticus 18, 5: attigit quoque poeticam: credimus ne expers esset ejus suavitatis.

4) Plin. epp. VII 9, 8—15.

großen, wo nicht zum größten Theil in Reproduction der klassischen römischen oder griechischen Muster und war im letztern Fall wol sehr oft nur mehr oder minder freie Uebersetzung. Und diese Reproduction war keineswegs eine unbewußte. Während gegenwärtig auch die poetischen

Die Poesie großentheils Reproduction.

Dilettanten nach dem Schein der Originalität um so mehr streben, je weniger sie einer wirklichen fähig sind, lag dies Streben den römischen Dichtern der spätern Zeit um so ferner, als es ja das Ziel ihrer größten Vorgänger von jeher gewesen war, die Blüthen der griechischen Poesie auf den heimischen Boden zu verpflanzen. Und war in der ganzen antiken Kunst auf allen Gebieten die Ehrfurcht vor der Tradition groß, so daß die einmal gefundenen und als mustergültig anerkannten Formen gleichsam die Kraft von bindenden Gesetzen hatten, gegen die kein Künstler sich aufzulehnen wagte, die jede Willkür ausschlossen; galt Nachahmung, Copie und Reproduction als berechtigt und zulässig, und Fleiß und Studium bis zu einem gewissen Grade als ausreichender Ersatz für mangelnde Ursprünglichkeit: so gilt dies alles ganz besonders von der römischen Poesie der ganzen nachaugusteischen Zeit. Wie Ennius und Vergil Homer nachgestrebt

Nachahmung des Vergil.

hatten, so dichteten die spätern Epiker unter dem Banne des Zaubers, den Vergil auf ihre ganze Zeit ausübte. Silius Italicus verehrte sein Bild vor denen aller anderen großen Männer, feierte seinen Geburtstag gewissenhafter als den eignen, betrat sein Grabmal zu Neapel wie einen Tempel.[1] Statius, der am Schluß seiner Thebaide für sie die Unsterblichkeit erfleht, fügt hinzu sie möge sich begnügen der göttlichen Aeneide von fern zu folgen und ihre Fußspuren mit heiliger Scheu zu verehren.[2] Und auch auf andern Gebieten gereichte es den Dichtern zum höchsten Lobe, ein großes Vorbild mit Glück nachgeahmt zu haben. Passennus Paullus, ein Freund des jüngern Plinius, eiferte überhaupt den Alten nach, kopirte, reproducirte sie, vor allen Properz, aus dessen Familie er stammte und dem er gerade in dem am nächsten kam, worin Properz sich besonders auszeichnete; seine Elegien waren ein „ganz im Hause des Properz geschriebenes Buch." Später wendete er sich zur Lyrik, indem er den Horaz mit

1) Plin. epp. III 7.
2) Stat. Theb. XII 816 sqq.

derselben Treue wiedergab.[1] Für die große Zahl derer, die ihre dichterische Lust an Kleinigkeiten, Epigrammen, poetischen Tändeleien aller Art büßten,[2] war offenbar Catull das auch damals wie ja schon in der augusteischen Zeit am allgemeinsten kopirte Vorbild; selbst die Epigramme eines Dichters wie Martial, der doch zu den originellsten der spätern gehörte, sind von Reminiscenzen an ihn voll: er sende seine kleinen Gedichte an Silius, sagt er, wie vielleicht auch der zärtliche Catull gewagt habe, dem großen Vergil die Klage über den todten Sperling zu senden.[3] Dies letztere Gedicht Catulls ist für alle ähnlichen Gegenstände das unvermeidliche Muster gewesen und allem Anschein nach unendlich oft nachgeahmt worden.[4] Stella, so schmeichelt Martial, habe in seiner „Taube" Catull um so viel übertroffen, wie die Taube größer sei als der Sperling.[5] Der Spanier Unicus, ein Verwandter Martials, schrieb Liebesgedichte wie die Catulls an Lesbia oder Ovids an Corinna.[6] Der Freund des Plinius, Pompejus Saturninus, der als Redner und Geschichtsschreiber ausgezeichnet war, machte nebenbei auch Verse „wie Catullus oder Calvus, voll Anmuth, Süßigkeit, Bitterkeit, Leidenschaft; unter das Zärtliche und Spielende mischte er etwas Strenges ein: auch dies wie Catullus oder Calvus."[7] Es würde also höchst unbillig sein, ihn weniger zu bewundern, weil er noch lebe. Einen andern Freund, Sentius Augurinus, hörte Plinius mit dem größten Vergnügen, ja mit Bewunderung drei Tage hintereinander seine kleinen Gedichte vorlesen; alles war darin fein, vieles erhaben, vieles anmuthig, vieles zart, vieles voll Süßigkeit, vieles voll Galle: in mehreren Jahren, meinte Plinius, sei in dieser Gattung nichts Vollendeteres

und Catull.

1) Plin. epp. IX 22; vgl. VI 15. 2) Plin. epp. IV 14, 9: proinde sive epigrammata sive idyllia sive eclogas sive ut multi poematia — vocare malueris etc. Von dem allseitigen Dilettanten sagt Martial. II 7, 3: componis belle mimos, epigrammata belle. Epigrammendichter: Cosconius (ohne Obscönität) III 69. Cyrenius VIII 18. Arrius Antoninus Plin. epp. IV 3. 18. V 15 (griech. Epigramme u. Jamben). Poematia in der Art Catulls Sentius Augurinus Plin. IV 27. IX 8. Auch die Gedichte des Proculus (Plin. epp. III 15) und Faustinus (Mart. I 25) gehörten zu den kleinern Gattungen (libelli).

3) Martial. IV 14. 4) Mart. I 109. Hermes I 1, 68. 5) Mart. I 7. 6) Id. XII 44. 7) Plin. epp. I 16.

geschrieben worden, falls ihn nicht das Lob parteiisch mache, das der Dichter ihm selbst gespendet habe. Denn er hatte gesagt, er singe in kurzen Versen, wie einst Catull und Calvus und die Alten. Aber wozu diese nennen? Plinius, der ja auch Verschen machte, gelte ihm allein soviel als alle Frühern.[1]

Poetischer Dilettantismus des j. Plinius.

Das Beispiel des Plinius, der erst als Consular und im Alter von mehr als vierzig Jahren „die Pfade Catulls zu wandeln" begann und die Entstehungsgeschichte dieses „verspäteten Liederfrühlings" mit größter Ausführlichkeit erzählt,[2] zeigt aufs deutlichste, wie damals jede lebhafte Theilnahme an der Litteratur auch die nüchternsten und poesielosesten Naturen zur Poesie mit Nothwendigkeit hinzog. In Versen hatte er sich schon früher mehrfach versucht, wie dies in einer Zeit, deren Bildung so sehr mit poetischen Elementen gesättigt war, bei seinem von jeher auf litterarische Auszeichnung gerichteten Streben kaum anders sein konnte. Du sagst, schreibt er an einen Freund, du habest meine Hendekasyllaben gelesen, und fragst, wie ich dazu gekommen sei, dergleichen zu schreiben, da ich doch, wie du meinst, ein ernster und, wie ich selbst zugebe, gerade kein thörichter Mann bin. Niemals (denn ich muß etwas weit ausholen) bin ich der Poesie fremd gewesen. Ich habe sogar im Alter von vierzehn Jahren ein griechisches Trauerspiel geschrieben. Wie war es? fragst du. Das weiß ich nicht, genug, es hieß Trauerspiel. Dann auf der Rückkehr aus dem Kriegsdienst, als ich auf der Insel Ikaria durch widrige Winde zurückgehalten wurde, schrieb ich lateinische Elegien auf jene See und die Insel selbst. Ich habe mich auch einmal in Hexametern versucht, in Hendekasyllaben jetzt zum ersten Mal, deren Veranlassung und Ursprung folgender ist. Auf meiner Villa bei Laurentum ließ ich mir einmal das Buch des Asinius Gallus über die Vergleichung seines Vaters und des Cicero vorlesen: darin kam ein Epigramm des Cicero auf seinen Lieblingsfreigelassenen Tiro vor. Als ich mich darauf Mittags zur Siesta zurückzog (denn es war im Sommer) und der Schlaf sich nicht einstellen wollte, fing ich an zu bedenken, daß die größten Redner diese litterarische Thätigkeit zum Vergnügen geübt und sich zum Ruhm angerechnet haben. Ich sann nach, und

1) Plin. epp. IV 27. IX 8. 2) Mommsen Hermes III 105 f.

zu meiner Ueberraschung gelang es mir, obwol ich so lange außer Uebung gewesen war, in äußerst kurzer Zeit beides, was mich zum Schreiben aufgeregt hatte, in Versen auszudrücken."[1] Die Hexameter, in denen er auseinandersetzt, wie er sich durch Ciceros Beispiel veranlaßt fühle, sich in Gedichten ausgelassen und schalkhaft zu zeigen, sind durch und durch prosaisch und unbeholfen, die Hendekasyllaben werden vermuthlich in noch abschreckenderer Weise gezeigt haben, was entsteht, wenn „einen Pedanten es juckt, locker und lose zu sein." Ich machte mich darauf, fährt er fort, an elegische Gedichte; auch diese brachte ich nicht minder schnell zu Stande; durch meine Fertigkeit ließ ich mich verführen noch andre hinzuzufügen, und als ich in die Stadt zurückkam, las ich sie meinen Bekannten vor und fand Beifall. Später versuchte ich verschiedene Versmaße, wenn ich gerade Zeit hatte, besonders auf der Reise. Zuletzt beschloß ich nach dem Beispiel so vieler eine Sammlung von Hendekasyllaben besonders abzuschließen, und es thut mir nicht leid. Sie wird gelesen, abgeschrieben, auch gesungen, und sogar von Griechen, die aus Liebe zu diesem Büchlein Latein gelernt haben, bald zur Cither bald zur Lyra vorgetragen. Doch wozu diese Ruhmredigkeit. Freilich Dichtern ist etwas Schwärmerei gestattet, und doch rede ich ja nicht von meinem eignen Urtheil, sondern von dem anderer, das, sei es nun richtig oder unrichtig, mir angenehm ist. Ich kann nur wünschen, daß auch die Nachwelt ebenso urtheilen oder ebenso irren möchte."[2] Späterhin hat Plinius noch eine Sammlung kleiner Gedichte in verschiedenen Versmaßen, wenn nicht herausgegeben, so doch zur Herausgabe vorbereitet.[3] Die Vorlesung dauerte auf den Wunsch der Zuhörer zwei Tage, denn Plinius machte es nicht wie andre, die einen Theil überschlugen, und dies den Hörern als eine Wohlthat anrechneten; er las alles, denn es war sein Wunsch alles zu verbessern, und wie konnte er dies, wenn er nur Ausgewähltes der Kritik seiner Freunde unterwarf?[4] So schnell konnten damals Dilettanten, die der Wunsch einer geistreichen Unterhaltung in müßigen Stunden, Nachahmungstrieb, litterarische Belesenheit, Versgewandheit, das Beispiel anderer,

1) Plin. epp. VII 4. 2) Id. ib. 3) Plin. epp. VIII 21.
4) Mommsen a. a. O. 106, 3.

das Streben nach allseitiger Vervollkommnung zu poetischen Versuchen geführt hatte, sich einbilden Dichter zu sein, wenn sie so eitel wie Plinius und wie er vornehm oder reich waren: doch an Gunst und Nachsicht fehlte es überhaupt bei einer so allgemeinen Verbreitung des Dilettantismus nicht leicht.

Poetischer Dilettantismus in den höhern Ständen häufig, desgl. im höhern Lebensalter.

Es war aber damals offenbar keine Ausnahme, daß Männer von Stande, in hoher Stellung, in geschäftsvollen Aemtern selbst noch im höhern Alter ihre Mußestunden der Poesie widmeten. Wenn Plinius den glänzenden Erfolg, den Calpurnius Piso mit seinen elegischen Gedichten über die Sternbilder gehabt habe, mit der Bemerkung berichtet, er erzähle es um so lieber, je schöner es bei einem jungen Mann, je seltner bei einem von Adel sei:[1] so ist dies so zu verstehn, daß freilich unter der Masse von Dichtern, die sich Monate lang Tag für Tag hören ließen, verhältnißmäßig wenige aus vornehmern Familien gewesen sein, und besonders daß die Dilettanten der höhern Stände selten zu größern poetischen Unternehmungen Zeit und Trieb gehabt haben werden. Von den Consularen jener Zeit kennen wir als poetische Dilettanten, außer Plinius und Silius Italicus, Stertinius Avitus, Arruntius Stella und den hochbejahrten Arrius Antoninus. Auch der etwa 90 als Stadtpräfect gestorbene Rutilius Gallicus war Dichter.[2] Vestricius Spurinna, der die höchsten Aemter verwaltet, Provinzen regiert hatte, und durch eine Ehrenstatue in Triumphaltracht (wahrscheinlich von Nerva) ausgezeichnet worden war, widmete im Alter von 77 Jahren (zwischen dem Spaziergange und dem Bade) täglich einige Zeit der Abfassung lyrischer Gedichte in griechischer und lateinischer Sprache, die nach Plinius vortrefflich waren.[3] Der Ritter Titinius Capito, der unter Domitian, Nerva, Trajan das höchst geschäftsvolle Amt eines kaiserlichen Sekretärs bekleidete, war nebenbei auch eine Hauptstütze der Litteratur, Gönner und Beförderer aller Schriftsteller und Dichter, er gab sein Haus zu Vorlesungen her, er besuchte die Vorlesungen anderer, er las selbst und schrieb auch ausgezeichnete Gedichte auf große Männer.[4] Der Freigelassene Parthenius, Oberkämmerer Domitians und noch

---

1) Plin. epp. V 17. 2) Stat. S. I 4, 29 sq. 3) Plin. epp. III 1. Mommsen S. 39 f. 4) Plin. epp. I 17 VIII 12. Vgl. Th. I³ 171.

unter Nerva einflußreich, war nach Martial ein Geliebter des Apoll und der Musen; wer trank reichlicher aus ihrer Quelle als er? Leider hatte er zur Poesie zu wenig Zeit.[1] Daß der poetische Dilettantismus auch in den höhern Ständen der Städte Italiens verbreitet war, lassen die Beispiele des Puteolaners Pollius Felix, des Comensers Caninius Rufus voraussetzen.[2] Er gehörte damals nicht etwa zu den Symptomen eines geistigen Klärungsprocesses der unreifen Jugend, zu den Entwicklungskrankheiten: die Poesie begleitete einen sehr großen Theil der Gebildeten durch das Leben. Sie wurde nicht bloß geübt, um das geistige Leben zu veredeln und zu schmücken, sondern auch weil sie als wesentliches Bildungsmittel geschätzt war, und die Fähigkeit die poetische Form zu handhaben galt daher auch als Beweis einer höhern Bildung. Sogar Menschen von der Klasse, die der Trimalchio das Petron repräsentirt, glaubten eigene Gedichte aufweisen zu müssen, um als gebildet erscheinen zu können:[3] um so begreiflicher ist es, daß kluge Dichter, die das Geld dem Ruhm vorzogen, für ihre Verse zuweilen Käufer fanden.[4]

Umschwung in Hadrians Zeit durch die griechische Sophistik.

Während nun im Anfange des zweiten Jahrhunderts die Richtung auf die Poesie in der Zeitbildung noch so mächtig wirkte, daß auch prosaische Naturen wie Plinius sich ihrem Einfluß nicht entziehen konnten, trat schon in der Zeit Hadrians der große Umschwung ein, durch den die Prosa wieder so sehr das Uebergewicht gewann, daß nicht nur die Poesie mehr und mehr aufhörte, das Hauptgebiet der litterarischen Bestrebungen für Dilettanten und Künstler zu sein, sondern selbst poetisch beanlagte Geister wie Apulejus sich der Prosaschriftstellerei vorzüglich zuwandten. Dieser Umschwung vollzog sich, wie bereits bemerkt, hauptsächlich unter dem Einfluß der neuentstandenen griechischen Sophistik.

1) Mart. XII 11. Vgl. Th. I³ 102. 2) Oben S. 351. A. 7.
3) Petron. Sat. c. 34. 41. 55. 4) Martial. II 20:

Carmina Paulus emit: recitat sua carmina Paullus.
Nam quod emas, possis jure vocare tuum.

XII 46: Vendunt carmina Gallus et Lupercus.
Sanos, Classice, nunc nega poetas.

Vgl. I 29. 66. XII 63. VII 77.

Die griechische Sophistik und ihre Wirkungen in der griechischen —

Die neue Kunst des griechischen Vortrags, deren Virtuosen mit dem alten Namen der Sophisten bezeichnet wurden, bildete sich seit dem Ende des ersten Jahrhunderts aus; und die Bedeutung, die sie gewann, die große Zahl der Talente, die sich ihr zuwandte, die allgemeine, leidenschaftliche, ans Unglaubliche grenzende Bewunderung, die sie in der griechischen Welt hervorrief[1] — alles dies beweist, daß sie dort nicht bloß dem Zeitgeschmack völlig entsprach, sondern auch eine tief empfundene Leere im geistigen Leben in einer für die große Mehrzahl der Gebildeten befriedigenden Weise ausfüllte. Der unersättliche Drang nach immer neuer, geistreicher Unterhaltung, die Empfänglichkeit für Kunst lebte in der alternden Nation mit unverminderter Stärke fort; aber das reine und sichere Gefühl für wahre Kunst, das in den Jahrhunderten griechischer Geistesblüthe sich auf allen Gebieten an einer so wunderbaren Fülle der herrlichsten Schöpfungen hatte bilden können, war verloren gegangen. Die Kunst der Sophisten, die dem entarteten Geschmack der spätern Jahrhunderte so sehr zusagte, war eine Afterkunst. Sie schuf schwer zu handhabende bis ins Kleinste ausgebildete Formen, genaue und kleinliche Regeln für „jede Art des Stils, jede Art Gedankenform, Satzbildungen und Rhythmen," auch auf die Correktheit des Ausdrucks, die man durch Studium und (nicht selten verkehrte und pedantische) Nachahmung der alten besonders attischen Muster zu erreichen strebte, wurde großer Werth gelegt.[2] Die Virtuosität der Sophisten bestand zum großen Theil in der scheinbar mühelosen Ueberwindung der technischen Schwierigkeiten ihrer Kunst: „wenn Polemo eine Periode drechselte, brachte er das letzte Kolon derselben mit Lächeln vor, um zu zeigen, wie leicht es ihm wurde."[3] Die in dem gebildeten Publikum je länger je mehr verbreitete Kenntniß der Technik der neuen Prosakunst schärfte das Verständniß und erhöhte die Bewunderung der Zuhörer. Vor allem

1) Eine Schilderung des *ἐνθουσιασμός* der Zuhörer bei einer seiner Reden gibt z. B. Aristid. or. XXVII (*ἱερῶν λόγων E*) p. 354 Jebb. ed. Dindorf. I 542: *ἐκ πρώτου ῥήματος εἱστήκεσαν, ὤδινον, ἐγάνυντο, ἐξεπλήττοντο, συμπαρένευον τοῖς λεγομένοις, ἠφίεσαν φωνὰς οὔπω πρόσθεν γενομένας, πᾶς τις αὑτοῦ τὸ κέρδος ποιούμενος, εἴ τι νεῖμαι τῶν μεγίστων ἐμοί.*

2) Lehrs popul. Auff. S. 185 ff. Bernhardy Gr.L.G. I² 519 ff.

3) Philostrat. V. soph. I 25, 7.

aber bewunderte man die Kunst der Improvisation, die freilich nicht alle Sophisten erreichen konnten, und auf die einer der größten, Herodes Atticus, mehr Werth gelegt haben soll als auf seinen consularischen Rang und seine Abstammung aus einer consularischen Familie.[1] Dazu kam eine studirte Deklamation, die freilich oft wie Auftreten, Mienenspiel und Geberden ins Theatralische fiel oder sich dem musikalischen Vortrag zu sehr näherte. Alles dies aber verbunden mit der auch damals noch unersättlichen Empfänglichkeit des griechischen Ohres für den Zauber kunstvoller Rede erklärt vielleicht noch nicht hinreichend die erstaunlichen Erfolge dieser Prunkreden, deren anspruchsvolle Formenkünstelei durch den Mangel an wahrem Inhalt auf uns immer abstoßend wirkt, und die es überdies oft genug mit ihrer süßlichen Affektation, ihrer gespreizten Unnatur, ihrem Schwulst und Bombast nur zu einer widerlichen Karrikatur jener alten großartigen Beredsamkeit bringt, die sie in erneuerter Gestalt reproduciren wollte. Der Enthusiasmus für die Sophisten und ihre Leistungen, der sich auch in Ehrenbezeugungen aller Art kund gab, das Zuströmen der bildungsbeflissenen Jugend zu den Städten, wo sie sich als Lehrer niederließen, die Bedeutung, die man ihnen zugestand, die sie als Strafredner, Ermahner und Versöhner aufzutreten berechtigte, und ihre eigene an Verrücktheit grenzende Einbildung von der Wichtigkeit und Wirkung ihrer Thätigkeit: alles dieses wäre wenigstens in diesem Grade nicht möglich gewesen, wenn die Sophistik nicht auch der Nationaleitelkeit der Griechen eine neue, lang entbehrte Befriedigung geboten hätte. Die Griechen „hatten noch immer die Neigung sich für die große Nation zu halten" und wurden in dem Stolz die Lehrer auch der Römer gewesen zu sein von diesen bestärkt; nun hatte Griechenland eine neue glänzende Bildungsform hervorgebracht, aufs neue auf dem Gebiet der Litteratur den Ton angegeben. Aber was der Sophistik vor allem die leidenschaftliche Theilnahme der griechischen Welt gewann, war daß sie die Verherrlichung der großen Vorzeit Griechenlands zu ihrer Hauptaufgabe machte: die herabgekommene Nation kannte keine größere Freude als sich in diesen Erinnerungen zu spiegeln. Die Themas der Improvisation wurden

1) Philostrat. V. soph. I 25, 6.

von den Sophisten wie von ihren Zuhörern am liebsten aus der griechischen Geschichte gewählt. „Die Thaten der Vorfahren waren durch die Geschichte überliefert, und diese konnte man feiern. Aber ihre Reden bei hundert Gelegenheiten waren nicht überliefert. Also konnte man reden, was sie hätten reden können, und was man ihnen hätte erwidern können, und was sie bei der oder jener Gelegenheit, wo sie gar nicht geredet, hätten sie geredet, würden geredet haben. Einige solche Themata waren z. B. Demosthenes nach der Schlacht bei Chäronea. Wie vertheidigte sich Demosthenes gegen die Anklage des Demades vom Perserkönig mit fünfzig Talenten bestochen zu sein? Rede an die Griechen nach Beendigung des peloponnesischen Krieges als eines Bürgerkrieges, daß man die Tropäen niederreißen müsse. Berathung der Lacedämonier, ob man die aus Sphakteria ohne Waffen heimkehrenden Spartiaten in Sparta wieder aufnehmen dürfe. Ob man Sparta, das nach Lykurgs Gesetzen ohne Mauer sein sollte, beim Herannahen der Perser mit einer Mauer schützen solle." „Die meisten dieser genannten Themen und ähnliche waren beliebt: man hörte sie gern und die Sophisten behandelten sie wetteifernd. Aber keine trugen es davon über die sogenannten medischen oder attischen Themata. In jenen ließ man den Darius und Xerxes ihre barbarischen Prahlereien gegen die Griechen sprechen, und wie jetzt (1841) den Erlkönig, forderte man damals den Perserkönig. In den attischen war es Salamis und Marathon mit ihren einzelnen Acten und Helden, die gefeiert wurden. Das schildert Lucian, indem er einem Rhetor den spöttischen Rath gibt, worauf es ankomme. Vor allem erwähne Marathon und Cynägirus, ohne welche nichts geschehen darf; immer laß den Athos beschiffen und den Hellespont beschreiten, die Sonne werde von den Pfeilen der Perser verfinstert, Xerxes fliehe, Leonidas werde bewundert, immer lese man die Schrift des Othryades und nenne Salamis, Artemision und Platää."[1]

— in der römischen Welt. Obwohl nun also die Bedeutung der Sophistik für die griechische Welt eine wesentlich nationale war, so übte sie doch auch auf die römische große Wirkungen, vermöge der althergebrachten Ehrfurcht der Römer vor der Autorität der Griechen auf dem ganzen geistigen

1) Lehrs a. a. O. S. 186 f.

und namentlich litterarischen Gebiet, ihrer Abhängigkeit von griechischem Urtheil, ihrem Streben sich griechische Bildung anzueignen, das damals vielleicht eifriger war als in irgend einer frühern Zeit. Wie sie von jeher bei den Griechen in die Schule gegangen waren, seit sie angefangen hatten ihre Beredsamkeit zur Kunst auszubilden, so bemühten sie sich auch damals eifrig, von den neusten Vervollkommnungen der griechischen Darstellungskunst Vortheil zu ziehn. Junge Männer reisten aus Italien und den westlichen Ländern zahlreich nach Athen und andern griechischen Bildungsstätten, um sich durch Hören der gefeiertsten Lehrer den feinsten Schliff anzueignen;[1] aber diese traten auch selbst auf ihren Kunstreisen regelmäßig in Rom und andern großen Städten des Westens auf oder ließen sich dort für die Dauer nieder, und namentlich den Lehrstuhl der griechischen Beredsamkeit in Rom inne zu haben, rechneten auch die berühmtesten sich zur Ehre.[2] Zur Erhöhung ihres Ansehns bei den Römern trug auch das Interesse bei, das die Kaiser für sie kund gaben, die Auszeichnungen und Geschenke, die sie ihnen reichlich zu Theil werden ließen, der Werth, den sie auf den von ihnen den Thronfolgern zu ertheilenden Unterricht legten,[3] die hohen Stellungen, zu denen sie sie beförderten (namentlich die griechische Abtheilung des kaiserlichen Sekretariats), die Höflichkeit, Nachsicht und Geduld, mit der sie ihre lächerliche Prätention und selbst Insolenz ertrugen: so wie andrerseits schon allein dies ganze Verhalten der Kaiser gegen die Sophisten eine in der gebildeten römischen Gesellschaft sehr verbreitete hohe Achtung für ihre Leistungen voraussetzen läßt, welche die Kaiser nicht minder theilten als andre in der Zeitbildung herrschende Richtungen und Interessen.

Interesse der Kaiser —

1) Gell. XVII 20, 1: Taurus mihi: heus, inquit, tu rhetorisce — sic enim me in principio recens in diatriben acceptum appellitabat, existimans eloquentiae unius extundendae gratia Athenas venisse.

2) Inhaber dieser Professur: der Cilicier Philager Philostrat V. s. II 8. ed. K. p. 251 f. Der Phönicier Hadrianos II 10. p. 256. Der Kappadocier Pausanias aus Cäsarea II 13 p. 258. Der Smyrnäer Euhodianos II 16 p. 200. Aspasios aus Ravenna II 33 p. 274.

3) H. A. Vit. M. Antonini c. 2. Verus c. 2 (Herodes Atticus). Philostrat. V. s. II 24, 2 (Antipater).

Hadrian, zugleich der größte Verehrer der Griechen und der eifrigste litterarische Dilettant, war auch ein besonderer Freund der Sophisten, deren Lebensbeschreiber Philostrat ihm das Lob ertheilt, daß er unter allen frühern Kaisern am meisten Sinn dafür hatte, ausgezeichnete Talente zu fördern.[1] Das von Trajan dem berühmten Polemo verliehene Recht der Abgabenfreiheit bei allen seinen Reisen dehnte er auf dessen Nachkommen aus, nahm ihn in die Akademie (das Museum) zu Alexandria auf, bezahlte für ihn unaufgefordert eine Schuld von 250000 Denar u. s. w. Ob diese Angabe zuverlässig ist, muß freilich dahingestellt bleiben, um so mehr als anderes, was Philostrat erzählt, offenbar abgeschmackt erfunden oder doch lächerlich übertrieben ist; daß es Glauben fand, zeigt die kindische Einbildung der Sophisten von ihrer Wichtigkeit und ihrer Stellung zu den Kaisern. Polemo soll einst Hadrians Nachfolger, Antoninus Pius, als dieser noch Proconsul von Asien war, in der gröbsten Weise bei Nacht aus seinem Hause in Smyrna gewiesen haben: um nun Polemo gegen eine etwaige Rache von Seiten des Antoninus zu schützen, habe Hadrian in seinem Testament ausdrücklich gesagt, daß Polemo ihm zur Adoption des Antoninus gerathen, auch habe dieser nach seiner Thronbesteigung dem Polemo alle Ehre erwiesen![2] Von solchen und ähnlichen Geschichten ist das Buch des Philostrat voll. Der Sophist Aristides machte Marc Aurel bei einem Aufenthalte desselben in Smyrna seine Aufwartung nicht früher als bis der Kaiser nach ihm verlangte, er habe, sagte er, seine Studien nicht unterbrechen wollen; als Smyrna später durch ein Erdbeben zerstört war, gab er durch seine (noch vorhandene, ganz aus Exklamationen bestehende) „Klage über Smyrna" Veranlassung zu ihrer Wiederherstellung. Bei der schönen Stelle: „die Abendwinde wehn über eine Oede" hatte Marc Aurel Thränen vergossen.[3] Obwohl es nun unmöglich ist zu entscheiden, wie viel in der angeführten Darstellung Philostrats im Einzelnen Wahrheit und wie viel Lüge, oder doch Entstellung, Uebertreibung und Einbildung ist, so kann doch weder die auffallende Höflichkeit der Kaiser im

1) V. Hadriani c. 16. Philostrat. V. s. I S. I 22, 3. 2) Philostrat. V. s. I 24, 3. 3) Philostrat. V. s. II 9, 2.

zweiten und zum Theil im dritten Jahrhundert gegen die Sophisten noch ihr Interesse für deren Kunst bezweifelt werden: hiernach allein würde schon wie gesagt dasselbe für die gebildete Welt Roms vorauszusetzen sein. Es fehlt aber auch sonst nicht an unverdächtigen Zeugnissen über das große Interesse, das diese an den Sophisten nahm. Einer der Begründer der neuen Kunst, der Assyrer Isäus, trat (wol kurz vor dem Jahre 100)[1] in Rom auf, welchen Eindruck er mit seinem gewaltigen Redefluß machte, zeigt die Schilderung des jungen Plinius: „dem Isäus war ein großer Ruf vorangegangen, größer hat er sich bewährt. Da ist höchste Fertigkeit, Reichthum, Fülle. Er spricht immer nur aus dem Stegreif und doch ebenso als hätte er es lange geschrieben. Sein Ausdruck ist ächt griechisch, ja attisch. Die Vorreden sind zierlich, einschmeichelnd, bisweilen würdig und in höherm Ton. Dann läßt er sich mehrere Controversthemata geben, überläßt aber den Zuhörern die Wahl, oft auch die Bestimmung, ob er für oder gegen reden solle. Er erhebt sich, macht den Mantelwurf, beginnt. Augenblicklich ist ihm alles zur Hand: die entlegnen Gedanken stellen sich ihm zu Gebote und die Worte: und was für Worte. Ausgesuchte und gebildete. Viel Belesenheit, viel schriftliche Uebung ist in diesen unvorbereiteten Ergüssen ersichtlich. Seine Einleitung ist dem Gegenstande anpassend, seine Widerlegung scharf, seine Beweisführung energisch, das Schmuckwerk erhaben. Kurz er lehrt, unterhält, ergreift. Häufig sind bei ihm die sogenannten Enthymemata, häufig die Syllogismen; und diese scharf umgrenzt und abschließend. Was er aus dem Stegreif gesprochen, faßt er streckenweit wiederholend zusammen und irrt sich mit keinem Wort. Zu solcher Fertigkeit hat er es durch frühe Uebung gebracht. Denn Tag und Nacht treibt, hört und spricht er nichts anderes. Er ist über das sechzigste Jahr hinaus und immer noch bloß ein Mann der Schule."[2] Nach dieser Schilderung darf man den Angaben Philostrats buchstäblichen Glauben beimessen, daß die Feindschaft der beiden Sophisten Favorinus und Polemo dadurch genährt wurde, daß Consuln und Söhne von Consuln theils für diesen, theils für

und der Römer überhaupt für die Kunst der Sophisten.

1) Juv. III 74.
2) Plin. epp. II 3; bei Lehrs popul. Auff. 184 f.

jenen Partei nahmen; daß der Sophist Hadrianus solche Bewunderung erregte, daß Ritter und Senatoren sich ins Athenäum drängten um ihn zu hören, und selbst solche, die des Griechischen unkundig waren.[1]

Einfluß der griech. Sophistik auf die röm. Litteratur des 2. Jahrhunderts.

Daß die großen (durch den griechischen Lehrstuhl in Rom energisch unterstützten) Wirkungen der sophistischen Beredsamkeit in der gebildeten römischen Welt nicht ohne Einfluß auf die dortigen litterarischen Bestrebungen blieben, zeigt sich selbst in den geringen Ueberbleibseln der römischen Litteratur in der nachhadrianischen Zeit des zweiten Jahrhunderts deutlich genug. Ja vielleicht sind diese Ueberbleibsel auch darum so gering, weil manche Römer sich durch den Glanz der neuen griechischen Prosa verführen ließen, griechisch statt lateinisch zu schreiben. Bei Marc Aurel ist die Wahl der ersten Sprache zwar ohne Zweifel durch das Studium der Originalwerke griechischer Philosophen veranlaßt worden; doch daß der Arelatenser Favorinus und der Römer (oder Pränestiner) Claudius Aelianus nach dem Ruhm strebten nicht in ihrer Muttersprache sondern in der griechischen als Stilkünstler zu glänzen, wie sie denn in der That zu den hervorragenden griechischen Sophisten gezählt wurden: das gehört zu den unzweideutigsten Symptomen des Einflusses der griechischen Sophistik auf die litterarischen Kreise der römischen Welt. Römische Prosaschriftsteller besitzen wir aus dieser Zeit nur drei, von denen Gellius, der nichts als eine Sammlung von gelehrten Ergötzlichkeiten bieten wollte, kaum den Namen eines Schriftstellers verdient: aber doch auch in der studirten Eleganz, besonders seines Erzählens, wol die Nachahmung gleichzeitiger griechischer Muster verräth; sein großer Freund Herodes, dieser „durch anmuthigen Geist und griechische Beredsamkeit berühmte Mann" hatte ähnliche Sammlungen gelehrter Art herausgegeben.[2] Fronto, der Bewunderer des Polemo,[3] hat sich in mehrern Formen versucht, in denen die Sophisten ihre Kunst zur Schau stellten; außer der zierlichen Erzählung[4] gehörten dazu besonders Briefe, die theils im eigenen Namen, theils im Namen und

1) Philostr. V. s. I 8. II 10, 5. 2) Gell. IX 2, 1. Keil Atticus St.R.E. I² 2100. 3) Fronto epp. ad M. Caes. II 10. (Polemonis tui quoniam meministi). Vgl. den Brief des Verus über ihn II 5 ed. N. 4) Fronto De fer. Als. p. 228 ed. N. u. p. 237 ed. N. (Arion).

Charakter der verschiedensten Personen, Stände, Klassen geschrieben wurden, von Fronto haben wir auch griechisch geschriebene. Auch seine Lobreden auf den Staub, den Rauch und die Faulheit sind Versuche in der bei den Sophisten beliebten Aufgabe schädliche, verächtliche und unnütze Dinge zu preisen. Apulejus endlich, der in Athen, wie er selbst sagt, griechische Bildung im weitesten Umfange sich aneignete, hat es geradezu zu seiner Lebensaufgabe gemacht in der Kunst der lateinischen Prosa dasselbe zu leisten wie die Sophisten in der griechischen.[1] Die Verbindung der Philosophie mit der Beredsamkeit, durch die er hauptsächlich sein großes Ansehn bei der Mitwelt und Nachwelt gewann, war auch bei den griechischen Sophisten nicht ungewöhnlich; wie sie reiste er von Ort zu Ort und ließ sich mit wohl vorbereiteten Vorträgen hören (eine Sammlung sorgfältig ausgearbeiteter Glanzstellen und Einleitungen hat sich erhalten); wie sie verwerthete er auch seine Kunst vor Gericht. Auch sein Hauptwerk, der Roman des in einen Esel verwandelten Lucius ist ein sophistisches Schau- und Prachtstück. Denn auch diese Form wurde von den Sophisten benutzt um die Vorzüge der prosaischen Darstellungskunst auf verschiedenen Gebieten zu entfalten: auch hier war die Darstellung der Zweck, der Gegenstand nur das Mittel. Wie die griechischen Romane besteht auch der des Apulejus aus lose an einander geknüpften Scenen und Abenteuern aller Art, die dem Darsteller Gelegenheit bieten, seine Kunst bald in komischen und tragischen, schmutzigen und schaudervollen Geschichten, bald in Schilderungen von Naturscenen und Kunstwerken, bald in Dialogen und Reden zu entfalten. Apulejus.

Wenn der Versuch des Apulejus die griechische Sophistik in die römische Litteratur zu verpflanzen der schlagendste Beweis der ungemeinen Wirkung ist, den die neue griechische Kunst auch auf die gebildete Welt des Westens übte, so zeigt zugleich seine ganze Schriftstellerei, wie die Herrschaft dieser Form nothwendig die bisherige Bedeutung der Poesie beeinträchtigte. Daß Apulejus eine poetisch beanlagte Natur war, wird niemand bestreiten; er war es wol in höherm Grade als der größte Theil der uns bekannten nachaugusteischen

1 Dies bemerkt richtig Kretschmann De latinitate Apuleji p. 7.

Dichter; schon die Wahl eines Volksmärchens (Amor und Psyche) zum Gegenstand der Darstellung und dessen liebevolle Behandlung zeigt ein in jener Zeit wol sehr seltenes Verständniß auch für die wilden Blumen der Poesie, die die poetischen Kunstgärtner und deren Bewundrer vornehm ignorirten. Allerdings hat sich nun Apulejus wie in allen Formen der Poesie so auch in Gedichten aller Art versucht, wie er sagt, Epen, Lyrisches, Komödien, Tragödien, Satiren und Räthsel geschrieben;[1] aber seinen Ruhm suchte und fand er doch in der Prosaschriftstellerei. Hundert oder funfzig Jahre früher würde er höchst wahrscheinlich als Dichter geglänzt haben, aber wie die herrschende Richtung der frühern Zeit stark genug gewesen war selbst nüchterne Pedanten wie Plinius auf poetische Pfade zu locken, so zog jetzt die Prosakunst unwiderstehlich das Talent an und vermochte es selbst aus der ihm zusagenden Sphäre zu reißen. Apulejus freilich hat sich in Behandlung wie in Wahl des Stoffes der Poesie doch möglichst nahe gehalten.

Bedeutung der Poesie für Gesammtbildung und Kultur seit der Renaissancezeit.

Mit der Wiedergeburt der antiken Kultur gewann die römische Poesie der augusteischen und nachaugusteischen Zeit aufs neue eine so hohe Geltung als sie sie nur je im Alterthum besessen. Während Homer, Pindar, Aeschylus, Sophokles, Theokrit Jahrhunderte hindurch wenig gekannt und noch weniger verstanden wurden, waren Vergil, Horaz, Ovid, Juvenal allgemein als höchste Muster anerkannt. Mit der Herstellung der Geltung der römischen Dichtung und ihres Einflusses auf die Gesammtbildung kehrten aber auch manche Erscheinungen wieder, die in dem Verhältniß der gebildeten Welt des spätern Alterthums zur Poesie ihren Grund hatten. Zunächst stellte der Humanismus die innige Verbindung der Poesie mit der Wissenschaft und Gelehrsamkeit her; auch ihm galt ihr Studium als wichtiges Bildungsmittel, die Virtuosität in der Handhabung ihrer Formen und ihres Ausdrucks als feinste Blüthe edler Bildung: „Poeten" hießen geradezu die deutschen Humanisten in befreundeten wie in feindlichen Kreisen, und nicht mit Unrecht.[1] Zugleich erhielt die

1) Apulej. Florid. I 9, 37. 2) Strauß, Ulrich v. Hutten I 49ff.

Poesie die Aufgabe zurück, das Leben der Bevorzugten zu schmücken und jedem bedeutenden Moment eine höhere Weihe zu geben. Zum Theil haben diese Richtungen bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts und selbst darüber hinaus fortgewirkt. Die Poesie blieb ein regelmäßiger Unterrichtsgegenstand an den Universitäten, und begleitete oft genug Männer, die eine höhere Bildung erworben hatten, durchs Leben, indem sie ihnen in Mußestunden eine geziemende Ergötzung und Erholung bot: auch die officielle wie nicht officielle Gelegenheitspoesie behielt eine gegenwärtig kaum noch verständliche Bedeutung und Breite. Erst vor einem Jahrhundert etwa vollzog sich jene große geistige Revolution, die der Poesie wie der Kunst überhaupt das hohe Ziel steckte, die Befreierin des menschlichen Gemüths von den dunkeln Mächten der Leidenschaft zu werden. Diese gewaltige Bewegung, die aus Künstlichkeit, Convenienz und Formenwesen so mächtig zur Natur zurückstrebte, die das Verständniß der Griechen, Shakespeares und der Volkspoesie erschloß: sie hat, wie sie das ganze Verhältniß der gebildeten Welt zur Poesie völlig umgestaltete, auch die Schätzung der römischen Dichter sehr herabgedrückt, doch freilich weit mehr bei den romanischen als bei den germanischen Völkern.

Anhang zum dritten Abschnitt.

1. Benutzung der Controversiae des ältern Seneca in den Gesta Romanorum.*)

Es scheint bisher noch nicht bemerkt worden zu sein, daß die Controversiae des Seneca in den Gesta Romanorum mehrfach, ja sogar (so viel man aus Grässes Angaben der Quellen entnehmen kann) unter den antiken Quellen am meisten benutzt sind, obwohl Seneca als Gewährsmann ausdrücklich genannt ist cap. 134 De innocenti morte Christi: Seneca narrat, quod lex aliquando erat, quod quilibet miles in armis suis sepeliri deberet, et qui tantum defunctum armis spoliaret, morte moreretur etc. Die Erzählung ist aus Controv. IV 4 entlehnt. Grässe, der nur an den Philosophen Seneca dachte, bemerkt (Das älteste Märchen- und Legendenbuch des christlichen Mittelalters oder die Gesta Romanorum, zweite Ausgabe 1847 S. 272), daß sie sich bei Seneca nicht finde, und bezeichnet die übrigen aus den Controversiae stammenden als selbsterfundene casuistische Fälle. Ich habe folgende bemerkt: G. R. c. 2 (Controv. I 2) 3 (I 3) 4 (I 5) 6 (II 2) 7 (II 4) 14 (VII 4) 73 (III 1) 90 (VI 3) 100 (I 4) 134 (IV 4). Auch bei der Erfindung von c. 117 scheint eine Reminiscenz an die fingierten Gesetze der Controversiae zu Grunde zu liegen. Soviel ich übrigens verglichen habe, sind nur die Themata selbst, nicht was Seneca von deren Behandlung durch die Rhetoren mittheilt, benutzt. Einige Beispiele mögen die Art der Benutzung veranschaulichen.

*) Vgl. Ind. lect. aestiv. acad. Alb. Regim. MDCCCLXXI.

Seneca Controv. I 1
Liberi parentes alant aut vinciantur. Duo fratres inter se dissidebant; alteri filius erat. patruus in egestatem incidit, patre vetante adulescens illum aluit. Ob hoc abdicatus tacuit. Adoptatus a patruo est. Patruus accepta hereditate locuples factus est. Egere coepit pater. Alit illum. Abdicatur.

Gesta Romanorum (ed. Keller) c. 2 De misericordia.
Titus regnavit, qui statuit pro lege sub poena mortis, quod filii parentes suos alerent. Accidit casus quod erant duo fratres ex uno patre: Unus filium habebat, et vidit avunculum suum egentem; statim secundum legem eum aluit contra voluntatem patris et ideo pater ejus a societate sua eum expulit. Verum tamen hoc non obstante non dimisit quin avunculum suum egentem aleret et necessaria ei in omnibus dedit. Post haec avunculus ejus dives factus est et pater ejus coepit egere. Filius vero hoc videns patrem aluit prohibente avunculo et ideo a societate avunculi expulsus est dicensque (sic) ei: Carissime, tibi constat, quod aliquando egenus eram et contra voluntatem patris tui mihi necessaria in omnibus ministrasti, et ideo jam te in filium meum et haeredem accepi. Ingratus filius haereditatem non sequitur sed filius adoptatus etc. (Alles Uebrige rührt von dem Autor der Gesta her).

Seneca Controv. I 3.
Incesta de saxo deiciatur. Incesta damnata, antequam deiceretur de saxo, invocavit Vestam. Vixit dejecta. Repetitur ad poenam.

G. R. c. 3. Justum judicium.
Quidam imperator regnavit, qui statuit pro lege, quod si mulier sub viro adulterata esset, sine misericordia de alto monte praecipitaretur. Accidit casus quod quaedam mulier sub viro suo erat adulterata, statim secundum legem de alto monte fuit praecipitata. Sed de monte tam suaviter descendit, quod in nullo laesa erat. Ducta est ad judicium. Judex videns, quod mortua non esset, sententiam dedit, iterum deberet praecipitari et mori. Ait mulier: Domine, si sic feceritis, contra legem agitis, quia lex vult quod nullus debet bis puniri pro uno delicto. Ego eram praecipitata quia semel adulterata, et deus me miraculose salvavit, ergo videtur quod iterato contra legem non debeo praecipitari. Ait judex: Satis prudenter respondisti. Vade in pace! Et sic salvata est mulier.

2. Chronologie der Epigramme Martials.

Die Chronologie der Bücher Martials habe ich (mit Ausnahme des lib. spect. und lib. XII.) zu bestimmen gesucht in den beiden Programmen der Universität Königsberg 1862 I. De temporibus librorum Martialis Domitiano imperante editorum et silvarum Statii und 1865 II. De temporibus librorum Martialis X et XI. Die Zeiten der sämmtlichen Bücher hat sodann H. F. Stobbe in seiner Abhandlung: Martials Gedichte, eine chronologische Untersuchung (Philologus Bd. 26 [1867] S. 44—80) ausführlich erörtert, wobei er vielfach zu andern Resultaten als ich gekommen ist. Mommsens Abhandlung Zur Chronologie Martials (Beilage C. zu der Abhandlung Zur Lebensgeschichte des jüngeren Plinius. Hermes III [1868] 120—126) bezieht sich nur auf die Bücher X—XII: nach dieser hat Stobbe (Philologus Bd. 27 [1868] S. 630—641: Martials zehntes und zwölftes Buch) die controversen Punkte dieses Theils der Untersuchung einer erneuten Prüfung unterzogen. Endlich hat auf Grund von Daten in den neuentdeckten Arvaltafeln O. Hirschfeld in seiner Anzeige von G. Henzen Scavi nel bosco sacro dei fratelli Arvali (Göttinger gel. Anz. 1869 S. 1505—1510) Beiträge zur Zeitbestimmung der Bücher III—VI und IX geliefert. Eine mit Benutzung dieser sämmtlichen Arbeiten aufs neue angestellte Untersuchung (bei welcher ich auch einige mir freundlich mitgetheilte Bemerkungen von Stobbe benutzen konnte) hat mich von der Nothwendigkeit überzeugt, einen großen Theil meiner frühern Ansetzungen zu ändern.

Den liber spectaculorum bezieht Borghesi Oeuvres III 382 auf die von Titus im J. 80 zur Einweihung des Amphitheaters veranstalteten Schauspiele. Joseph Kehrein in Jahns Jahrbb. Supplementband IV 541 f. sieht darin eine nicht von Martial selbst veranstaltete Sammlung von Epigrammen dieses Dichters auf Spiele des Titus und Domitian. Ich halte die Annahme Borghesis für wahrscheinlich, doch glaube ich auch, daß in die (von Martial selbst veranstaltete) Sammlung auf die Schauspiele des Titus nachträglich noch Gedichte auf die Domitians eingefügt sind, was sehr wohl von Martial selbst geschehen konnte, so daß wir das Buch in diesem Fall in einer zweiten Ausgabe haben würden.

Unzweifelhaft stehn die einleitenden Gedichte, die den Bau des im wesentlichen schon 80 vollendeten Amphitheaters preisen und die aus

allen Völkern zusammengeströmte Zuschauermenge schildern, 1—3, an ihrer ursprünglichen Stelle, und 32 ist das Schlußgedicht, aus dem hervorgeht, daß der Dichter die Sammlung selbst überreichte:

Da veniam subitis: non displicuisse meretur,
Festinat, Caesar, qui placuisse tibi.

Es fragt sich nun, wer dieser Cäsar ist. Wenn die meisten Gedichte eine Beziehung auf Titus ebenso wohl als auf Domitian zulassen, so kann doch 28, wie ich jetzt glaube, nur auf Titus bezogen werden.

Augusti labor h i c fuerat committere classes
Et freta navali sollicitare tuba.
3. Caesaris haec nostri pars est quota? — —
— —
9. Quidquid et in circo spectatur et amphitheatro,
Dives Caesarea praestitit unda tibi.
Fucinus et pigri taceantur stagna Neronis:
Hanc norint unam saecula naumachiam.

Denn die Naumachie des Titus fand in dem von Augustus in den Gärten Cäsars gegrabenen See Statt (V. 1), die Domitians in einem neugegrabenen unter dem Vatican, und ich muß daher meine Th. II² 273, 5 geäußerte Ansicht, daß das Gedicht sich auf die letztere beziehe, zurücknehmen. Dies ist aber, so viel ich sehe, das einzige Epigramm in diesem Buch, das die Beziehung auf Titus nothwendig fordert. Bei Sp. 4, 4ᵇ (über die Bestrafung und Verbannung der Delatoren, deren Ausstellung im Amphitheater mit zu dessen Schauspielen gerechnet wird) kann man freilich an Sueton. Tit. c. 9 denken: Hos assidue in foro flagellis ac fustibus caesos ac novissime traductos per amphitheatri arenam, partim subiri ac venire imperavit, partim in asperrimas insularum avehi. — Doch Martial spricht von einer Deportation nach Africa (Turba gravis paci - Tradita Gaetulis, nec cepit harena nocentes); und da auch Domitian fiscales calumnias magna calumniantium poena repressit (Sueton. Domit. c. 3), und die Bezeichnung jener turba,

Quae semper miseras sollicitabat opes,

auf Ankläger im Interesse des Fiscus besonders gut paßt, so kann hier auch eine unter Domitian erfolgte Ausstellung und vielleicht Geißelung in der Arena angenommen werden. Der Gladiator Myrinus Sp. 20 (Cum peteret pars haec Myrinum, pars illa Triumphum) braucht aller-

dings nicht nothwendig der in XII 29, 7 erwähnte (Nuper cum Myrino peteretur missio laeso) zu sein, doch ist auch der zwischen beiden Büchern liegende Zeitraum keineswegs groß genug, um die Identität unwahrscheinlich zu machen. Ein gezähmter Tiger, gewiß eine große Seltenheit (Th. II² 401 f.), wird Sp. 18 und I 104 erwähnt: Picto quod juga delicata collo Pardus sustinet improbaeque tigres Indulgent patientiam flagello etc.). Aber das zweihörnige Rhinoceros (Sp. 22, 5: namque gravem cornu gemino sic extulit ursum) ist auf einer Münze Domitians*) verewigt, doch wol als ein vorher nicht dagewesenes Thier (Th. II 400). Wenn man also dies Epigramm wol mit Sicherheit auf ein Schauspiel Domitians beziehen kann, so ist dies bei andern ebenfalls zulässig.

Nun scheint eine ursprüngliche Anordnung der Gedichte nach dem Inhalte stellenweise durch nachträglich eingefügte durchbrochen worden zu sein, obwohl diese zum Theil auch zu den gleichartigen gestellt sind.

1—3. das vollendete Gebäude und die darin versammelte Zuschauermenge.

4. Bestrafung der Delatoren (die vermuthlich früh am Morgen stattfand: Th. II² 266, 1).

5—19. 21—23. 27. 30. Verschiedene Schauspiele mit wilden und gezähmten Thieren im Amphitheater.

24—26. 28. Die (zuletzt gegebenen) Wasserschauspiele nebst der Naumachie.

20. 29. 31. (Fragment eines Gedichtes auf den Kampf zweier tapferen Gladiatoren, der mit dem Unterliegen des einen endet).

32. Schlußgedicht (33 gehört selbstverständlich nicht zum lib. spect.).

Zu den unter Domitian verfaßten Gedichten würden außer 22 wol am ersten 25 und 25ᵇ zu rechnen sein, weil auf diese eine Beziehung in XIV vorzukommen scheint. Das im l. sp. erwähnte Rhinoceros kommt hier vor XIV 53:

Nuper in Ausonia domini spectatus harena
Hic erit ille tibi, cui pila taurus erat.

Martial wiederholt sich hier, wie so oft. L. sp. 9 fängt an Praestitit exhibitus tota tibi Caesar harena Quae non promisit proelia rhinoceros, und schließt: Quantus erat cornu, cui pila taurus erat. Unter den

*) Aus unbestimmbarer Zeit Eckhel D. N. VI 393.

Nippessachen, die als Saturnaliengeschenke dienten, war also auch die Figur des berühmten Rhinoceros, als Andenken an ein noch in frischer Erinnerung stehendes Schauspiel. Und so darf man wol auch den Leandros marmoreus XIV 181 als ein Andenken an das l. sp. 25, 25[b] geschilderte Schauspiel ansehn. Hier heißt es:

Cum peteret dulces audax Leandros amores
Et fessus tumidis jam premeretur aquis,
Sic miser instantes affatus dicitur undas:
Parcite dum propero, mergite cum redeo.

XIV 181. Clamabat tumidis audax Leandros in undis
Mergite me fluctus, cum rediturus ero.

Vielleicht sind auch die Anklänge von XIV 107 an sp. 18, XIV 165 an sp. 21 nicht zufällig. Jedenfalls ist also XIV (also auch XIII) nicht lange nach der zweiten Redaction des l. sp. ediert.

Näher bestimmt sich die Zeit durch die Anspielung auf den erst seit kurzem hergestellten Frieden XIV 34. Falx:

Pax me certa ducis placidos curvavit in usus.
Agricolae nunc sum, militis ante fui.

Und zwar war es der Friede nach dem Chattenkriege, nach dessen Beendigung Domitian im J. 84 den Namen Germanicus annahm XIII 4. Tus:

Serus ut aetheriae Germanicus imperet aulae,
Utque diu terris, da pia tura Jovi.

XIV 170 Signum Victoriae aureum:

Haec illi sine sorte datur, cui nomina Rhenus
Vera dedit. Deciens adde Falerna, puer.

Der Bau des Capitolinischen Jupitertempels war bereits beendet XIII 74. Anseres:

Haec servavit avis Tarpeïa templa Tonantis
Miraris? Nondum fecerat illa deus.

Desgleichen der des Vespasianstempels XIV 124. Toga:

Romanos rerum dominos gentemque togatam
Ille facit, magno qui dedit astra patri.

Das Fehlen jeder Anspielung auf den dacischen und sarmatischen Krieg könnte freilich in diesen Büchern ganz zufällig sein, aber von dem

Bestehen des Friedens konnte Martial doch seit dem Anfang des dacischen Krieges (86—89) nicht mehr sprechen. Nach dem dacischen Kriege aber konnten Erinnerungen an die im l. sp. geschilderten Schauspiele bei Saturnaliengeschenken kaum noch angebracht sein, da hier gewiß nur Beziehungen auf die Gegenwart oder die jüngste Vergangenheit am Orte waren. Die Bücher XIII und XIV (die sehr wohl an den Saturnalien ein und desselben Jahres erschienen sein können) werden also im December 84 oder 85 ediert sein. Die Feier des agon Capitolinus (86) wurde vielleicht im Anschluß an die XIII 74 erwähnte Vollendung des Jupitertempels gestiftet. Die Indicien, nach denen ich früher (De tempp. l. M. p. 13) vermuthet habe, daß XIII und XIV durch kein großes Zeitintervall von IV und VI getrennt waren, beweisen nicht. [Wenn IV und XIII bei demselben Verleger Trypho erschienen IV 72, XIII 3, während I Atrectus Secundus (I 2 cf. 117) in Verlag hatte: so ist die Rückkehr des Dichters zu einem frühern Verleger nach einer längern Zeit und den inzwischen gemachten Erfahrungen eben so denkbar, als das längere Zusammenhalten mit ein und demselben. — Wenn der Centurio A. Pudens XIII 63, VI 58 in Pannonien ist, dagegen seine Hochzeit mit Claudia Peregrina nach IV 13 in Rom stattgefunden zu haben scheint, so kann er diese während eines Urlaubs dort gefeiert haben, IV also sehr wohl nach XIII und vor VI ediert sein.]

Etwa um dieselbe Zeit oder etwas später als XIII und XIV gab Martial I heraus. Gedichtet hatte er schon sehr jung, seine Jugendgedichte waren ja jetzt bei Q. Pollius Valerianus zu haben I 113, seit Jahren waren auch seine Epigramme mit größtem Beifall aufgenommen II 6 und von ihm und andern in kleinen Heften zusammen gestellt worden, die von Hand zu Hand gingen. Er war bereits notus in orbe Argutis epigrammaton libellis I 1, als er sich auf Zureden von Freunden II 6, 17 und vielleicht auch, um der Plünderung seiner Gedichte durch Plagiatoren (52. 53. 79. 38. 66. 72 I.) ein Ziel zu setzen, entschloß, eine größere Sammlung zu veranstalten. Diese wurde dem Kaiser überreicht I 4. —

Die Annahme Stobbes (Philol. XXVI 62 f.), daß I und II gleichzeitig erschienen, halte auch ich für wahrscheinlich. Wenn es praef. I heißt: ‚Spero me secutum in l i b e l l i s m e i s tale temperamentum etc., so könnte man den Plural zwar wie I 1, 3 auf die älteren Sammlungen beziehen; aber I 4, 1: Contigeris nostros Caesar si forte libellos

wird wenigstens am natürlichsten von den beiden neuen Büchern verstanden; auch besteht gerade das zweite größtentheils aus Epigrammen, die keine Beziehung auf die Gegenwart haben, vielleicht meist der Zeit des Vespasian und Titus angehören. Hormus II 15 könnte der — etwa unter Titus in Ungnade gefallene — Freigelassene des ersteren [Th. I³ 76, 2] sein; Patrobas dürfte als Name für einen mächtigen kaiserlichen Freigelassenen II 32, 3 nicht lange nach Neros Tode gewählt sein. Wenn der Sclave Demetrius, der sechzehnjährig starb, in dem auf seinen Tod gedichteten Epigramm I 101 als eine manus nota Caesaribus bezeichnet wird, so muß dies Gedicht wenigstens bald nach Titus Tode verfaßt sein, da man sich einen Knaben, von dem Martial seine bei Hofe zu überreichenden Gedichte schreiben ließ, doch gar zu jung nicht vorstellen darf. Martials Beziehung zu Titus ergibt sich auch aus dem von diesem erlangten jus trium liberorum, das von Domitian bestätigt wurde (III 95, 5: Praemia laudato tribuit mihi Caesar uterque Natorumque dedit jura paterna trium; IX 97, 5: Rumpitur invidia, tribuit quod Caesar uterque Jus mihi natorum. Die Bitte darum an Domitian und den Dank dafür sprechen II 91 59. aus). Zu Stobbes Annahme dagegen, daß „Martial das fertige Buch I kurz vor der Herausgabe zurückgehalten und inzwischen Buch II veröffentlicht habe" (ebenso Borghesi Oeuvres III 382) sehe ich wenigstens in II 93 keinen Grund. Wenn Martial auf die Frage des Regulus: Primus ubi est, cum sit liber iste secundus? antwortet: Quid faciam, si plus ille pudoris habet? so kann ich dies nur so verstehn, daß Martial dem Regulus nur das zweite (und zwar als zweites bezeichnetes) Buch ohne das erste überreicht hatte, nach welchem dieser nun fragt.

Die Erwähnung der Censur (I 4, 7 vgl. praef. I) beweist, daß I nicht vor 84, in welchem Domitian den Censortitel annahm (Eckhel VI 396) ediert ist. In demselben Jahre nahm er auch nach dem Triumph über die Chatten den Beinamen Germanicus an, auf den sich II 2 bezieht. Wenn es dort heißt, er sei dieses Namens schon als Knabe würdig gewesen, so ist die im J. 70 gegen die Gallier und Germanen unternommene Expedition gemeint: Eckhel VI p. 368; vgl. 398. Der Schlußvers lautet in den besten Handschriften: Quae datur e Chattis, laurea tota tua est, und nur einige schlechte haben Dacis. Doch eine Hindeutung auf den (86 begonnenen) Dacierkrieg findet sich I 22, 5:

Praeda canum lepus est, vastos non implet hiatus:
Non timeat Dacus Caesaris arma puer.

Ich glaube aber, daß dieser Vers schon geschrieben werden konnte, als der Dakerkrieg erst bevorstand und in Rom Gegenstand des Tagesgesprächs war, daß er also keine Nöthigung enthält, die Ausgabe von I (und II) nach 86 zu setzen. Das später (z. B. VI 2) öfter gepriesene Verbot der Eunuchenfabrikation, das Euseb. 2098 (October 81—D. 82, nicht wie früher angenommen wurde O. 82—D. 83) ansetzt, kommt II 60 zuerst vor.

Die Schauspiele, auf welche zahlreiche Gedichte in I sich beziehen, können die zur Feier des Chattischen Triumphs veranstalteten sein. Dagegen die Naumachie in dem, dem Kaiser in den Mund gelegten Epigramm I 5 muß früher stattgefunden haben. Andere Indicien für die Zeit der Abfassung und Ausgabe von I und II habe ich nicht gefunden. Von Freunden Martials kommen seine Landsleute Licinianus aus Bilbilis (I 49 und 61, 11) und Decianus aus Emerita (I 8. 24. 39. 61 II praef. II 5) nur in den beiden ersten Büchern, Canius Rufus aus Gades dagegen auch in spätern vor (I 61, 9 III 20. 64 VII 69, 1. 87, 2). Q. Ovidius I 105 gehörte zu Martials ältesten römischen Freunden. — Auch mit Stella I 7, Melior II 69, den Brüdern Domitius Tullus und Lucanus I 36, Faustinus I 25 war er schon damals bekannt. Ob Fuscus I 54 der reiche und angesehene Gerichtsredner VII 28 oder ein anderer ist (VI 76 auf den Tod des im dacischen Kriege gefallnen praef. praet. Cornelius Fuscus), ist ungewiß. Den in I 55 angesungenen: Clarum militiae, Fronto, togaeque decus hält Borghesi (Henzen Zwei Militärdiplome Jahrbb. d. Vereins v. Alterthfr. im Rheinl. XIII 34) für C. Octavius Fronto Consul 86, Statthalter von Mösien 92 (oder für Q. Pactumejus Fronto Consul 80—Oeuvres III 382).

Die Zeit des in Forum Cornelii an der Via Aemilia in Gallia Togata herausgegebenen dritten Buches bestimmt sich durch IV 11, das die Verschwörung des Antonius Saturninus zum Gegenstande hat. Diese begann nach der neugefundenen Arvaltafel d. J. 87 (Henzen Scavi p. 43 l. 62, vgl. Mommsen in den Addenda) schon im September 87 und war im Frühling 88 unterdrückt. (Hirschfeld Gött. gel. Anz. 1869, 1508 f). Obwohl es gerade nicht unmöglich ist, daß IV 11 bei der Ausgabe von III schon gedichtet war, aber aus irgend einem Grunde zurückblieb und erst in IV Aufnahme fand, wie das allem Anscheine nach noch in Gallia Togata gedichtete (Stobbe a. a. O. 52)

IV 25: so liegt es doch am nächsten, die Ausgabe von III vor die Abfassung von IV 11, also wol noch ins Jahr 87 zu setzen (Hirschfeld a. a. O.). Neben mehreren Gedichten, die in Gallia Togata abgefaßt sind (16 und 99, 39 auf Bononia*) [59 zugleich auf Mutina], 56, 57, 67, 91, 93, 8 auf Ravenna bezüglich), stehen auch solche, die in Rom gedichtet zu sein scheinen, wie 19, 25, 36, 44—47, 50, 55, 58 u. a.; die ersten 1—5 in Forum Cornelii verfaßten sind zuletzt geschrieben; 6 (zum 17. Mai) kann dagegen sehr wohl längere Zeit vor der Ausgabe verfaßt sein. Das Buch ist an Faustinus (2, vgl. 25, 47, 58) und einen Julius (?5) gerichtet. Auf Canius Rufus bezieht sich 20. — Der 2, 12 als Kunstrichter genannte Probus kann sehr wohl Valerius Probus sein (Jahn Proll. ad Pers. CXXXVI). Das Theateredikt Domitians wird erwähnt 95, 10.

Das vierte Buch enthält gleich im ersten zu Domitians Geburtstag (24. October) verfaßten Gedicht eine Anspielung auf die 88 wahrscheinlich im September (Stobbe 51 f.) gefeierten Säcularspiele (IV 1, 7 sq.). Da aber V noch bei Lebzeiten der Julia (die Ende 89 starb) ediert sein muß (Hirschfeld 1506—1508), kann IV nicht, wie Stobbe annimmt (S. 51—53) zum 24. October 89, sondern muß zum 24. October 88, gedichtet sein. Da man den IV 2 und 13 erwähnten Schneefall meines Erachtens unmöglich in den October setzen kann (mindestens hätte ihn dann Martial als ein prodigium bezeichnen müssen), so bleibt es zweifelhaft, ob, wie Hirschfeld glaubt (1508), diese Gedichte im November oder December 88 (in diesem wol auch IV 88) oder in den ersten Monaten des Jahres 88 verfaßt sind. Im letztern Fall müßte Martial, der hier offenbar etwas selbst Gesehenes schildert, Anfang 88 schon wieder in Rom gewesen sein. Das Gedicht IV 11 scheint noch vor der Unterdrückung des Antonius Saturninus, also auch Anfang 88, wo nicht Ende 87 verfaßt zu sein. Der agon Capitolinus, in dem Collinus den Kranz davon trug (54), war also der d. J. 86, auf den auch 1, 6 angespielt wird. Martial hatte sich in diesem Sommer eine Zeit lang am Golf von Neapel aufgehalten: 30, 44, 57 (vgl. 63). Dort machte er vielleicht die Bekanntschaft des Silius Italicus (14); als die Hitze zu stark wurde, begab er sich nach Tibur auf ein Gut des Faustinus 57; hier verfaßte er wol 60, 62, 79. Dem Fausti-

*) Dort wird er die Bekanntschaft des Camonius Rufus gemacht haben VI 85.

nus wurde auch dies Buch überreicht (10), zugleich aber auch dem Kaiser (1 vgl. 27) und zwar durch den Freigelassenen **Euphemus** (8); der Kämmerer Parthenius wird hier zuerst von **Martial** angesungen (45).

Das fünfte Buch, wo gleich im dritten Gedicht (einem der am spätesten verfaßten) die Gesandtschaft des D(i)egis an Domitian (in Pannonien Stobbe 55) erwähnt wird, die kurz vor dem Frieden mit den Dakern erfolgte, ist etwa im Herbst 89 ediert. Domitian war schon nach Italien zurückgekehrt und befand sich auf einer seiner **Villen** im Gebirge oder am Meere (V 1). Da nun V vor dem dacischen **Triumph** erschien, das Jahr 2106, in das Eusebius diesen setzt, aber **nicht**, wie man bisher annahm, das Jahr 1. Oct. 90—1. Oct. 91, sondern 1. Oct. 89—1. Oct. 90 ist, und alles dafür spricht, daß der Triumph schon Ende 89 gefeiert ist (Hirschfeld 1506 f.), so ist die Ausgabe des **Buchs** eben in den Herbst dieses Jahres zu setzen. — VI 67 (die **Rückkehr** der Schwalben) ist also wol im Frühling, V 71 (an Faustinus) im Hochsommer 89 verfaßt, das Decemberfest 49 und die Saturnalien 18, 59, 84 die des Jahres 88. Schauspiele werden besonders 31 und 65, das Theateredikt (edictum domini deique nostri 8, 1) sehr oft **erwähnt**: 8, 14, 23, 25, 27, 35, 38, 41. An Domitian sind 1—3, 15 und 19, an (seinen Studienrath?) Sextus 5, an Parthenius 6 gerichtet. Junius Mauricus war noch nicht exiliert 28, 5.

Daß VI nach dem dacischen Triumph erschienen ist (De tempp. p. 8), wird allgemein zugestanden (Stobbe 56, Hirschfeld 1506; vgl. VI 4, 2: tot triumphos. VI 10, 7: Talis supplicibus tribuit diademata Dacis Et Capitolinas itque reditque vias. VI 76, 5: Grande jugum domita Dacus cervice recepit). Ebenso wenig wird bestritten, daß VI 13 (auf eine Porträtstatue der Julia) gedichtet ist, als Julia noch am Leben war. Stat. Silv. I 1, 95—97 zeigt, daß sie bei der Errichtung einer Reiterstatue für Domitian auf dem Forum noch lebte; denn unter den bereits verstorbenen Familienmitgliedern, die sich bei Nacht vom Himmel zu dieser Statue herablassen sollen, wird sie nicht genannt (Stobbe 57 f.). Die Errichtung der Statue erfolgte im Laufe des Jahres 89, in dessen Januar schon die entscheidenden Siege über die Daker erfochten wurden (Hirschfeld 1507), und in welchem Domitian nach seiner Rückkehr aus dem Kriege den Tod der Julia verursachte (ut etiam causa mortis extiterit coactae conceptum a se exigere. Sueton. Domit. c. 22; vgl. Plin.

epp. IV 11, 6). Daß VI 3 (Nascere Dardanio promissum nomen Iulo — auf bevorstehende Geburt eines Sohnes des Kaisers) sich auch auf eine Schwangerschaft der Domitia beziehen, also bereits nach Julias Tode gedichtet sein kann (Stobbe 59 f.), gebe ich zu. Der Tod der Julia erfolgte Ende 89 (Hirschfeld 1506—1508), auf einer Münze des Jahres 90 erscheint sie als Diva. Martial konnte aber sehr wohl das zu ihrer Verherrlichung bestimmte Gedicht VI 13 in das nach ihrem Tode herausgegebene Buch aufnehmen. Daß VI 21 (Perpetuam Stellae dum jungit Ianthida vati) zur Hochzeit des Stella, und nicht, wie Stobbe S. 59 für möglich hält, einige Monate nachher geschrieben ist, scheint mir unzweifelhaft: bei dem großen Werthe, den Martial auf sein Verhältniß zu Stella legte, konnte er kaum umhin, durch ein in sein Buch aufgenommenes Gedicht auf dieses Ereigniß sich auch vor dem Leser als einen nahen Freund des vornehmen Dichters zu dokumentiren. Nun erfolgte aber diese Hochzeit, wie Stobbe S. 58 aus dem Hochzeitsgedicht Stat. Silv. I 2, 174—181 nachgewiesen hat, noch vor dem dacischen Triumph; denn der parens Latius - - purpureos habitus juvenique curule indulgebit ebur Dacasque - exuvias laurosque dabit celebrare recentes. Die Schauspiele, welcher Art auch immer, werden sich an den Triumph angeschlossen haben. Auch VI 21 ist also im J. 89 gedichtet. Zur Annahme eines Zusammenhanges der zahlreichen Gedichte auf die ohne Zweifel ganz kürzlich gegebene lex de adulteriis (2. 4. 7. 22. 45. 91) mit dem erst nach Julias Tode geführten (Plin. epp. IV 11) Proceß der Obervestalin Cornelia, deren Hinrichtung Eusebius bei dem Jahre 2106 hinter dem dacischen Triumph notiert (Stobbe 60—62), kann ich keinen Grund und auch VI 4, 5 (Plus debet tibi Roma, quod pudica est) keine Anspielung auf den Vestalinproceß finden.

Aus einer bisher noch nicht benutzten Stelle möchte ich aber schließen, daß die Ausgabe von VI nicht schon zu Anfang (wie Hirschfeld 1507 glaubt), sondern erst im Sommer oder Herbst 90 erfolgte VI 77:

Quum sis tam pauper, quam nec miserabilis Iros;
Tam juvenis, quam nec Parthenopaeus erat;
Tam fortis, quam nec, quum vinceret, Artemidorus etc.

Dieser Artemidorus ist ohne Zweifel derselbe, der im ersten agon Capitolinus (86) im Pankration gesiegt hatte (II² 467). Der Ausdruck: „so stark als da er noch siegte," ist völlig passend nur wenn er seitdem unterlegen war, also doch wohl im zweiten Agon (Sommer 90).

Wenn die Gedichte des sechsten Buches (wenigstens zum größten Theil) vom Herbst 89 bis zum Sommer 90 verfaßt sind, so fällt in diese Zeit auch die Zurückberufung des älteren Etruscus aus der Verbannung VI 83, die Erbauung des Bades des jüngeren Etruscus VI 42 = Stat. Silv. I 5, der Tod des Freigelassenen Glaucias des Atedius Melior VI 28 sq. = Stat. Silv. II 1. Die Pästanischen Rosen, von denen Rom mitten im Winter voll war (VI 80), blühten im Winter von 89 auf 90. Der Sohn des Regulus war noch nicht drei Jahr alt VI 38. Plinius epp. IV 2 bezeichnet ihn bei seinem Tode (104, wo er also etwa im 17. Jahr stand) als puer. Das Theateredikt kommt noch vor VI 9.

Die im December gedichteten Epigramme VII 5—8 beziehen sich auf die bevorstehende Rückkehr Domitians aus dem Sarmatenkriege, die nach einer Abwesenheit von acht Monaten (IX 32) im Januar (VIII 8) erfolgte. Dieser Krieg ist nicht, wie ich nach Clinton früher angenommen habe, ins J. 93, sondern, wie Stobbe S. 48—51 nachgewiesen hat, ins J. 92 zu setzen, in dessen Mai also Domitian auf den Kriegsschauplatz abging, im Herbst den Titel imperator XXII annahm und dann an die Rückkehr dachte. Die Ausgabe des Buchs im December 92 ist unzweifelhaft; mit Ausnahme von 1. 2 (auf einen dem Domitian von Rom aus nachgesandten Panzer) 3 und 4 sind die an den Anfang gesetzten Epigramme die zuletzt verfaßten. VII 5—8 schildern die Sehnsucht des Volkes nach der Rückkehr des Kaisers, die im December angekündigt wurde (8, 3: Certa facis populi tu primus vota, December: Jam licet ingenti dicere voce „venit!“); selbst die Rennen im Circus hatten das Volk nicht mehr zu fesseln vermocht (7, 7—10). Auf die Beendigung des Krieges bezieht sich auch VII 80. Eine Anzahl von Epigrammen ist in der Saturnalienzeit, im December oder wenigstens im Winter verfaßt: 8. 28. 31. (4, 5). 36. 37. 53. (55). 72. 91. 95; andere wol in früheren Monaten des J. 92, wie 49 (Uebersendung von Obst) 89 (von Rosen). Bei dem Gedicht auf den Abbruch der die Straßen verengenden Tabernen (61) denkt man wegen V. 6: nec praetor medio cogitur ire luto eher an den Spätherbst oder Winter. Vermuthlich also hatte Domitian das betreffende Edikt aus dem Lager erlassen. — Der Bau von Domitians Palast durch Rabirius war wenigstens theilweise vollendet 56; der ältere Etruscus im Laufe des Jahres gestorben 40. Von neuen Bekanntschaften Martials werden in diesem

Buch (24. 91) Juvenal und (99) Crispinus genannt, der den Dichter dem Kaiser empfehlen soll; Licinius Sura (47) ist beiläufig schon VI 64, 13 erwähnt. —

Das achte Buch ist im folgenden Jahr 93 erschienen und mit einer prosaischen Widmung dem Kaiser (Imp. Domitiano Caes. Aug. German. Dacico) überreicht, aber nicht schon, wie ich früher annahm, unmittelbar nach seiner Rückkehr im Januar, sondern einige Monate später, wie Stobbe S. 47—49 hauptsächlich aus VIII 65 erwiesen hat:

Hic ubi Fortunae Reducis fulgentia late
  Templa nitent, felix area nuper erat;
Hic stetit Arctoi formosus pulvere belli
  Purpureum fundens Caesar ab ore jubar;
Hic lauru redimita comas et candida cultu
  Roma salutavit voce manuque deum.
Grande loci meritum testantur et altera dona:
  Stat sacer et domitis gentibus arcus ovat.
Hic gemini currus numerant elephanta frequentem
  Sufficit immensis aureus ipse jugis.
Haec est digna tuis, Germanice, porta triumphis;
  Hos aditus urbem Martis habere decet.

Hier, heißt es also, war vor einiger Zeit (nuper), als der (in Perfekten erzählte) Einzug stattfand, ein freier Platz, hier, wo der Tempel der Fortuna redux steht und jetzt auch ein zweiter Bau (altera dona — der S. 130 erwähnte Triumphbogen) an das glückliche Ereigniß erinnert. Offenbar war also zwischen diesem (dem Einzuge) und der Abfassung des Epigramms eine nicht ganz kurze Zeit bereits verflossen. Gegen Stobbe möchte ich nur bemerken, daß es mir nicht nothwendig scheint anzunehmen, der Tempel der Fortuna redux habe im Januar 93 schon gestanden: vielmehr kann seine Erbauung nach V. 1, 2 und 7 gleichzeitig mit der des Bogens (wol einem Umbau der Porta triumphalis) erfolgt sein. Auch diese letztere dauerte doch wol einige Monate, und somit ist kein Hinderniß, die Abfassung von VIII 67, wo von den Floraliciae ferae die Rede ist, in die Zeit des Florafestes (28. April—3. Mai) des J. 93 zu setzen.

Hiernach sind also die auf den Einzug bezüglichen Gedichte nicht die zuletzt verfaßten des Buchs. Von diesen ist VIII 21 vor dem Anbruch des Tages, an welchem der Einzug erfolgte, vermuthlich an Ort und Stelle improvisirt. Wenn VIII 4, wie es scheint, am Tage der vota

(3. Januar) gedichtet ist, so dürfte der Einzug am 1. oder 2. stattgefunden haben. Sehr bald nach demselben, noch im Januar, sind 2, 8, 11 verfaßt, das letztere bei den Circusspielen. Mehrere Epigramme beziehen sich auf die sonstigen Festlichkeiten (das dritte congiarium Domitians 15, großes epulum 50, amphitheatralische Schauspiele 26, 30, 55, 80). Auch Stella VIII 78, 3 (Hyperborei celebrator Stella triumphi) gab aus derselben Veranlassung prächtige Schauspiele, die meines Erachtens sehr wohl noch im Januar stattgefunden haben können. Die Gedichte 44 und 71, in der Saturnalienzeit verfaßt, mögen bei der Ausgabe von VII zurückgelegt sein, weil das Buch schon sehr viel dergleichen enthielt, im Winter sind auch 14 und 68 geschrieben. Auch dies Buch enthält ein Gedicht an Parthenius 28, an Crispinus 48 und an den (schon V 28, 4 gepriesenen) Nerva 70. Das Consulat, das Domitian dem einem der beiden Söhne des Silius verlieh 66, fällt nach einer Bemerkung von Stobbe „wol in das letzte Nundinum d. J. 93. Während Domitians Regierungszeit ist viermonatliche Dauer der Consulate, die für d. J. 92 durch Henzen-Or. 6446 bezeugt ist, als Regel anzunehmen, von welcher, soviel mir bekannt, nicht eine einzige Ausnahme nachzuweisen ist; denn Plotius Gryphus, welcher am 15. April 88 Consul war (Henzen Scavi p. 45 l. 66), ist der an Stelle des Kaisers für den Rest des ersten Nundinums neben L. Minicius Rufus eingetretene Consul; es ist demnach anzunehmen, daß die ordinarii Collega und Priscus bis zum 1. Mai im Amte blieben, dann aber traten M. Lollius Paullinus Valerius Asiaticus Saturninus und C. Antius Aulus Julius Quadratus ein, welche am 13. Juli fungieren (Diplom bei Marini Arv. p. 458 nr. VIII); also bleibt für Silius nur das letzte Nundinum vom 1. September ab frei.“ Der Palast Domitians war wol im J. 93 ganz vollendet Martial. VIII 36, darin ein ungeheurer Speisesaal 39 (vgl. Stat. Silv. IV 2).

Im neunten Buch ist 84 gedichtet, als die Abwesenheit des Appius Norbanus von Rom seit der Empörung des Antonius Saturninus, gegen den er geschickt worden war, bereits sechs Jahre gedauert hatte. Martial übersendet ihm nun die in diesen 6 Jahren erschienenen Bücher IV—VIII:

Cum tua sacrilegos contra, Norbane, furores
Staret pro domino Caesare sancta fides,
3. Haec ego Pieria ludebam tutus in umbra —
— —

9. Omne tibi nostrum quod bis trieteride juncta
Ante dabat lector, nunc dabit auctor opus.

Die Empörung des Saturninus brach im September 87 aus, das Gedicht ist also nicht vor dem Herbst 93 verfaßt. Da aber in diesem Buch zwei Gedichte sich auf den nahe bevorstehenden agon Capitolinus beziehen (IX 40 und IX 35, 9 [Seis] Cujus Juleae capiti nascantur olivae Destinet aetherius cui sua serta pater), der im Sommer 94 stattfand, so kann man die Ausgabe nicht, wie Hirschfeld thut, in den Anfang des J. 94, sondern muß sie frühestens in dessen Frühsommer setzen. — Wenn diese Gedichte zu den spätesten des neunten Buchs gehören mögen, so gehört zu den frühesten 31. Paullus (Velius P.? so Mommsen Ind. Plin.) hatte Domitian in den sarmatischen (nicht dacischen) Krieg begleitet und dem Mars für die glückliche Rückkehr des Kaisers eine Gans gelobt, das Gedicht bezieht sich auf das nun (nach nicht vollen acht Monaten: 3 Luna quater binos non tota peregerat orbes, Debita poscebat jam sibi vota deus — vgl. oben S. 382) gebrachte Opfer der Gans, und der Schluß:

Quae litat argento pro te, non sanguine, Caesar,
Victima, jam ferro non opus esse docet.

zeigt, daß es unmittelbar nach dem Ende des Krieges, also im Januar 93 verfaßt ist.

Die in den ersten Monaten des Jahres geschriebenen Gedichte könnten also ebenso gut ins J. 93 als 94 gehören, doch ist das letztere wahrscheinlicher: 54 und 55 zum 22. Februar (dem Fest der cara cognatio), 52 und 53 zum 1. April, 90 etwa beim Beginn des Sommers, 60 in der Rosenzeit. Dagegen 39 zum 24. Oktober, 98 in der Zeit der Weinlese müssen 93 geschrieben sein. Von Ereignissen, die in diese Zeit fallen, sind zu erwähnen (Stobbe 63) die Vollendung des Tempels der gens Flavia (IX 1, 8; 3, 12. 34 = Stat. Silv. IV 3, 18) und des Herculestempels am achten Meilenstein der Appischen Straße, dessen Statue die Züge Domitians trug (IV 65. 66. 101); ein Verbot der Prostitution von Kindern 6 und 8; der Tod des Domitius Lucanus 51 und des zweiten Sohnes des Silius, Severus 86, der noch lebte, als der ältere das Consulat erhielt VIII 66. Flavius Earinus (11—13) weihte seine Locken dem Aesculap zu Pergamus IX 16. 17; vgl. 36 = Stat. Silv. III 4; Martial besang den Lysippischen Hercules des

Nonius Vindex 43. 44 = Stat. Silv. IV 6. Auf kaiserliche Schauspiele des Amphitheaters bezieht sich 83; vgl. 71 und 83. — Das Gedicht auf ein Bild oder eine Statue des Latinus 28 ist vielleicht bei dessen Rücktritt von der Bühne verfaßt. — Das Buch ist einem neuen Gönner, Stertinius Avitus (Consul 92 seit 1. Mai Henzen-Or. 6446; am 16. Juni desselben Jahres auf einem Diplom Marini Arv. p. 462 no. VII genannt) gewidmet, von älteren erscheinen Nerva 26 und Parthenius 49; Priscus 77 ist vielleicht der Terentius Priscus, dem XII gewidmet ist.

Das zehnte Buch folgte nach X 70: quod mihi vix unus toto liber exeat anno — etwa in Jahresfrist auf das neunte, wohl in den Saturnalien des J. 95; doch Martial veranstaltete davon später eine neue stark veränderte Ausgabe, die wir allein besitzen, und zwar erst nach dem Erscheinen des elften. Dies letztere erfolgte, wie allgemein zugestanden wird, an den Saturnalien des J. 96. Auf das im Januar 97 anzutretende dritte Consulat Nervas bezieht sich 4, die Widmung ist an den (Mitte 97 ermordeten) Parthenius. „Das Buch mit seiner selbst bei Martial beispiellosen Frechheit stellt sich ausdrücklich unter den Schutz der Licenz der Saturnalien (2. 6. 15).“ Mommsen Hermes III 121. XI 33: Saepius ad palmam Prasinus post fata Neronis Pervenit . . habe ich (Progr. 1865 II p. 3) für ein nach Domitians Tode verfaßtes und auf ihn (den Juvenal. IV 38 calvus Nero nennt) bezügliches gehalten; Stobbe (S. 65) glaubt, es sei bald nach Neros Tode verfaßt, und so lange zurückgelegt, nun erst aufgenommen worden, da es durch den dem Leser sich unwillkührlich bietenden Vergleich zwischen Nero und Domitian wieder einen zeitgemäßen Inhalt und Interesse erhalten hatte. Mir scheint ein so langes Aufbewahren und unverändertes Reproduciren von zwei so unbedeutenden Distichen bei einem Dichter, wie Martial, der sich so unerschöpflich Variationen über dasselbe Thema aus dem Aermel schüttelte, nicht sehr wahrscheinlich.

Stobbe hat zuerst erkannt (Philol. 26, 71 ff.), daß Martial aus X[1] und XI eine zunächst nur für den Kaiser bestimmte (nicht erhaltene) Auswahl veranstaltet habe; das Gedicht, mit welchem dieselbe überreicht wurde, ist XII 5:

Longior undecimi nobis decimique libelli
Artatus labor est, et breve mansit*) opus.

*) So Haupt für rasit Hermes III 121. 1.

Plura legant vacui, quibus otia tuta dedisti;
Haec lege tu, Caesar; forsan et illa leges.

Wahrscheinlich ist XII 11 das Gedicht, in dem Parthenius ersucht wurde, dem Kaiser diese kleine Auswahl (brevem libellum) zu überreichen (Mommsen Hermes III 121, 1. Stobbe Philol. 27, 639). Dann ist also der Kaiser, für den diese Anthologie bestimmt war, Nerva, und die Ueberreichung erfolgte noch vor dem Tode des Parthenius im Laufe des J. 97. Für das Publikum veranstaltete Martial eine stark umgearbeitete Ausgabe des zehnten, noch vor Domitians Tode edierten Buchs, in dem also ohne Zweifel vieles zu den nun völlig veränderten Verhältnissen durchaus nicht paßte. X 2:

Festinata prior decimi mihi cura libelli
Elapsum manibus nunc revocavit opus.
Nota leges quaedam, sed lima rasa recenti:
Pars nova major erit: lector, utrique fave.

Daß X^2 nach Trajans Thronbesteigung (Nerva † 25. Januar 98) erschien, zeigen die Gedichte 6 sq. 34 (Verbot der Anklagen von Clienten und Freigelassenen gegen ihre Patrone; vgl. Plin. pan. 42); 72 kann meines Erachtens sehr wol ein aus X^1 herübergenommenes, auf Nerva gehendes sein, auf den es ungezwungener bezogen wird, als auf Trajan (Stobbe 27, 637), auf den es Mommsen (Hermes III 121, 2) bezieht. X 7 ist im Frühjahr 98 geschrieben, in welcher Zeit man in Rom die baldige Ankunft des am Rhein befindlichen neuen Kaisers erwartete sie erfolgte aber erst im Frühjahr 99, nachdem Trajan den Winter 98/99 an der Donau zugebracht hatte (Stobbe 27, 636 f.).

Zu den am spätesten verfaßten Gedichten von X^2 gehören jedenfalls die auf die endlich beschlossene, unmittelbar bevorstehende Abreise Martials aus Rom bezüglichen beiden letzten Gedichte des Buchs 103. 104 (20. 37. 78. 96 können früher gedichtet sein). Daß Martial die Reise, bei der ihn nichts zur Eile drängte, nicht vor Eintritt der guten Reisezeit, d. h. nicht vor Anfang des Sommers antrat, ist an sich natürlich und X 103, 7 gewiß buchstäblich zu verstehn:

Quattuor accessit tricesima messibus aestas,
Ut sine me Cereri rustica liba datis.

Auch der Flavus, dem Martial das vollendete Buch zur Lectüre auf die Reise nach Spanien mitgab und der ihm dort Quartier bestellen

sollte (X 104), wird seine Reise zur See (longum per mare, sed faventis undae) doch wol erst nach den Frühjahrsäquinoctien angetreten haben. Ebenso unwahrscheinlich als der Antritt der Reise in den ersten Monaten des Jahres 98 ist er aber meines Erachtens in den letzten, und am natürlichsten bleibt es, die Abreise, folglich das Erscheinen des Buchs in die Zeit zwischen April und Oktober zu setzen. Auch X 19 an Plinius, das ihm wol das von diesem epp. III 21 erwähnte Reisegeld eintrug, ist kurz vor der Abreise verfaßt. Ueber Frontins zweites (Haupt a. a. O. 122, 1 emendiert X 48, 20: quae bis Frontino consule trima fuit für prima; ebenso Scotland Philol. 1869 S. 187) Consulat (wol im Herbst 97) vgl. Mommsen a. a. O. S. 122.

Bei zwei Gedichten ist unzweifelhaft, daß sie erst bei der zweiten Ausgabe hinzugekommen sind: 50 und 53 auf den Tod des berühmten Wagenlenkers Scorpus (II^2 186. 382), der XI 1, 16 und X 74, 5 (das also aus X^1 herrührt) noch als lebend erwähnt ist, folglich zwischen December 96 und Sommer 98 gestorben sein muß. Im übrigen dürfte der von Stobbe (Philol. 26, 69—74) gemachte Versuch, die Epigramme von X^1 und X^2 zu sondern, sich kaum mit einiger Sicherheit durchführen lassen; denn Stobbes Annahme, daß die in X^2 neu hinzugekommenen Epigramme in chronologischer Folge eingereiht sind, bleibt (auch wenn man einige von ihm ohne Zweifel unrichtig datierte abrechnet) doch nur eine Möglichkeit. — X 24 ist am 1. März, 29 wol bald darauf, 30 wol im Frühling, 32 in der Rosen- und Veilchenzeit, 41 im Januar, 44 (Ovids Reise nach Britannien) mindestens nach Eröffnung der Schifffahrt im März, 48 und 49 einige Zeit nach der Weinlese, 51 Ende April, 62 im Juli, 82 im Winter, 87 am 1. Oktober geschrieben.

Das zwölfte Buch wurde, wie die prosaische Dedication an Terentius Priscus sagt, nach einer dreijährigen Pause (contumacissima triennii desidia) in Bilbilis ediert, wobei natürlich niemand an einen Zeitraum von genau dreimal zwölf Monaten denken wird. Zur genaueren Zeitbestimmung kommen hauptsächlich zwei Momente in Betracht: das Consulat des Stella (XII 3) und die Ankunft des Priscus in seiner Heimath Spanien, bei welcher ihn Martial mit einem paucissimis diebus (praefatio) zusammengestellten brevis libellus (1) bewillkommnete.

Daß die Ankunft des Priscus im December erfolgt sein muß, hat Stobbe in seiner zweiten Abhandlung (Philol. 27, 633 f.) nachgewiesen, und zwar aus XII 62, welches eine Einladung an Saturn enthält:

5. Laetus ad haec facilisque veni sollemnia Prisci
Gaudia: cum sacris te decet esse tuis.
Tu reducem patriae sexta, pater optime, bruma
Pacifici Latia reddis ab urbe Numae.
— —
13. Utque sit his pretium meritis et gratia major,
Et pater et frugi sic tua sacra colit.
At tu sancte, tuo sic semper amere Decembri,
Hos illi jubeas saepe redire dies.

„Das Gedicht muß zu einem in Aussicht stehenden Saturnalienschmause geschrieben sein, den Priscus Vater zur Feier der Rückkehr seines Sohnes gab, und diese Rückkehr scheint doch nach V 12 (reddis) eben auch erst im December erfolgt zu sein.“ Vgl. XII 1, 4: hora nec aestiva est.

Stella war nach der Inschrift Orelli 784 (L. Arruntio Stella L. Julio Marino cos. XIV Kal. Nov.) Consul im Oktober; daß es nur im J. 101 oder 102 gewesen sein kann, haben Stobbe (Philol. 26, 77) und Mommsen (Hermes III 123—125) mit denselben Gründen nachgewiesen. XII 7 ist aber geschrieben, nachdem er entweder das Amt schon angetreten hatte, oder doch seine (am 9. Januar erfolgte) Designation zu demselben in Spanien bereits bekannt war.

Wenn nun die Ausgabe von X² und Martials Abreise von Rom etwa gegen oder um die Mitte des J. 98 erfolgte, so kann die Ankunft des Priscus in Spanien, bei welcher sich Martial wegen seiner dreijährigen Trägheit entschuldigte, im December 100 (nach etwa 2½) oder im December 101 (nach etwa 3½ Jahren) stattgefunden haben. Im ersten Falle wäre die Sendung des Buchs nach Rom in den ersten Monaten des J. 101 erfolgt, nachdem die Designation Stellas zu dem (dann in den Oktober 101 zu setzenden) Consulat Stellas in Spanien bekannt war. Bei dieser Annahme Mommsens (Hermes III 126) ist aber die Annahme Stobbes unerläßlich, daß der zur Ankunft des Priscus paucissimis diebus zusammengestellte brevis libellus (XII 1, 3), dessen Sendung nach Rom Martial von dem Urtheil des Priscus abhängig machte (praefat.: ne Romam, si ita decreveris, non Hispaniensem mittamus, sed Hispanum), nicht das uns erhaltene lib. XII mit 103 Epigrammen ist. Denn da das auf das Consulat des Stella bezügliche dann frühestens Ende Januar 101 verfaßte Epigramm XII 3 sich unter den dem Priscus December 100 überreichten nicht befunden

haben kann, kann auch die für Rom bestimmte Ausgabe von XII ihre jetzige Gestalt eben nur durch eine nachträgliche Redaction und Erweiterung erhalten haben. Daß diese keineswegs unwahrscheinlich ist hat Stobbe auch mit anderen Gründen (Philol. 26, 75f.; 27, 632ff.) für mich überzeugend nachgewiesen. — Fiel die Ankunft und Bewillkommnung des Priscus in den December 101, die Designation des Stella zum Consulat in den Januar, die Amtsführung in den Oktober 102, so erfolgte die Sendung nach Rom Anfang 102: auch für diese Ansetzungen ist die Annahme einer zweimaligen Redaction unerläßlich. Entbehrlich wird sie nur, wenn Stellas Consulat in die letzten Monate des J. 101 fiel und er im December dieses Jahres noch Consul war. Dann könnte allerdings in dem zur Begrüßung des Priscus und gleichzeitig im Voraus zur Sendung nach Rom redigierten Buche das Epigramm 3 enthalten gewesen sein. Aber schwerlich konnte Martial ein Buch von 103 Epigrammen brevis libellus nennen. Ich halte diese letzte Annahme also für die unwahrscheinlichste, die erste und zweite (der Sendung von XII nach Rom Anfang 101 oder Anfang 102) etwa für gleich wahrscheinlich. Ob also Martials Tod und der auf ihn bezügliche Brief des Plin. III 21 ins Jahr 101 (Mommsen Hermes III 126) oder 102 (Stobbe Philol. 27, 640f.) zu setzen ist, bleibt für mich zweifelhaft.

Zu den zuletzt verfaßten Epigrammen des B. XII gehören außer denen an Terentius Priscus (1. 4. 14. 63; 92 ist nicht an ihn) und den Einleitungsgedichten 2. 3 „wenn es Martial mit seiner contumacissima triennii desidia Ernst gewesen ist" sämmtliche in Spanien verfaßte 9. 18. 21. 34. 59? 98 (Stobbe 27, 635). Martial hat aber auch Gedichte aufgenommen, die unzweifelhaft bereits in Rom verfaßt waren, von andern ist dies wenigstens sehr wahrscheinlich: 26. 29. 32. 36. 38. 42. 57. 82. 83; wie er ja auch ein Gedicht an den längst todten Parthenius (11), eines oder zwei auf Nerva (6. 15) aufnahm; auch das Gedicht auf Trajan 8 dürfte zu den ältern gehören.

---

3. Chronologie der Silven des Statius.

Da einige Gedichte der Silven bei denselben Veranlassungen wie einige Epigramme Martials, also gleichzeitig gedichtet sind, ergibt sich

die ungefähre Zeitbestimmung der ersteren schon aus der der letzteren, so wie die in den Silven enthaltenen daher auch als Probe für die Richtigkeit der Datirungen von Martials Gedichten benutzt werden können. Auf dieselben Gegenstände, Personen oder Ereignisse beziehen sich:

Martial. VI 21	Stat. Silv. I 2: auf die Hochzeit des Stella und der Violantilla
VI 42	I 5: auf das Bad des Etruscus*)
VI 28 sq.	II 1: auf d. Tod des Glaucias, Freigelassenen des Atedius Melior
VII 21—23	II 7: auf den Geburtstag des Lucanus
VII 40	III 3: auf den Tod des ältern Claudius Etruscus
IX 11—13. 16. 36	III 4: auf die von Flavius Earinus dem Aesculap zu Pergamus geweihten Haare
IX 43 sq.	IV 6: auf den Lysippischen Hercules des Nonius Vindex.

Da Stat. Silv. IV 1 sich auf Domitians siebzehntes Consulat (95) bezieht, müssen hiernach ebenso wie die drei ersten Bücher der Silven auch die mit ihnen gleichzeitig edierten Bücher Martials VI—VIII vor diesem Jahr erschienen sein: wie sich denn in der That ergeben hat, daß Mart. VIII im J. 93 ediert ist. Diese Uebereinstimmung in der Reihenfolge der Gedichte des Martial und Statius ist nun freilich keine durchaus nothwendige, da wie sich unten zeigen wird, Statius seine Gedichte öfter längere Zeit liegen ließ, ehe er sie herausgab, die Zeit der Abfassung und Veröffentlichung also zum Theil viel stärker differiert als bei Martial.

Martials sechstes, wie oben nachgewiesen, nicht vor dem Sommer 90 herausgegebenes Buch enthält Gedichte, die vom Herbst 89 bis zu dieser Zeit verfaßt sind; in dieselbe Zeit fällt also auch die Abfassung

*) Das Gedicht des Statius ist nach dem des Martial verfaßt oder überarbeitet. Martial nennt unter den angewandten Marmorarten ausdrücklich onyx und ophites VI 42, 11: Siccos pinguis onyx anhelat aestus Et flamma tenui calent ophitae. Ebenso ausdrücklich sagt Statius das Gegentheil S. I 5, 36: Moeret onyx longe, queriturque exclusus ophites — offenbar doch eine absichtliche Berichtigung des Irrthums seines Nebenbuhlers. Vgl. S. 66, 1.

der oben angeführten Gedichte aus Stat. Silv. I. Wie Stobbe (Philol. 26, 57 f.) gezeigt hat, enthält kein Gedicht in diesem Buch eine Spur der Abfassung nach dem dacischen Triumph (Ende 89), deren Annahme auch nicht einmal für eines derselben Wahrscheinlichkeit hat, ausgenommen I 5 = Mart. VI 42, das möglicherweise erst im J. 90 verfaßt sein kann. Silv. I 1 auf die Errichtung der kolossalen Reiterstatue Domitians (Martial. VIII 44, 7: colosson Augusti, VIII 60 Palatini—Colossi) wird etwa zur Zeit des Triumphs und kann allenfalls sogar noch vorher geschrieben sein, jedenfalls aber (wie oben S. 380 bemerkt) vor dem (Ende 89 erfolgten) Tode der Julia. Denn unter den Geistern der verstorbenen Verwandten, die diese Statue bei Nacht umschweben sollen, ist der ihrige nicht. V 95 sqq.: Ibit in amplexus natus, fraterque paterque et soror — wäre Julia bereits todt gewesen, so hätte sie hier unmöglich unerwähnt bleiben können. Die Schwester ist die ältere, schon vor Vespasians Regierungsantritt gestorbene Domitilla Eckhel VI 349; der Sohn, der von Domitia in Domitians 2. Consulat (73) geboren (Sueton. Domit. c. 3) war, wird schon von Martial. IV 3 (Oktober 88) als verstorben erwähnt: Quis siccis lascivit aquis et ab aethere ludit? Suspicor has pueri Caesaris esse nives; auch Silius Ital. nennt ihn in den damals (Martial. IV 14) wo nicht ganz, doch bereits theilweise vollendeten Punica III 627 sqq. sidereum—natum. Eckhel hat auf diesen Knaben irrthümlich Martial. VI 3 bezogen. Sicher vor dem Triumph ist das Gedicht auf die Hochzeit des Stella und der Violantilla geschrieben, in welchem Venus (174—181) unter andern dem Bräutigam bevorstehenden Auszeichnungen auch verheißt, daß der Kaiser Purpureos habitus juvenique curule Indulgebit ebur Dacasque (en gloria major!) Exuvias laurosque dabit celebrare recentes. Die Feier dieser Spiele wird nirgends erwähnt (die von Stella zur Feier des Sarmatischen Triumphs gegebenen Martial. VIII 78 oben S. 384). Auf die kürzlich erfolgte Feier der Säcularspiele (September? 88) spielt Stat. Silv. I 4, 17 an: Nec tantum induerint fatis nova saecula crimen Aut instaurati peccaverit ara Terenti. Das von Domitian gegebene ausgelassene Nachtfest des 1. December (I 6) ist also wol ebenfalls ins J. 88 zu setzen, und dies bestätigt die Anspielung bei Martial V 49, 8: Hic error tibi profuit Decembri. Tum cum prandia misit imperator Cum panariolis tribus redisti. Vgl. oben S. 380.

Wenn nun die sämmtlichen Gedichte von Silv. I (außer vielleicht 5) auch vor Ende 89 verfaßt sind, so scheint doch (nach einer Bemerkung

von Stobbe) die Ausgabe erheblich später, wol nicht vor Ende 91 erfolgt zu sein. Da nämlich S. III wahrscheinlich erst 94 erschienen ist (vgl. unten) u. IV u. V in Zwischenräumen von etwa je einem Jahr darauf folgten, so sind sehr viel längere Intervalle für die Ausgabe der beiden ersten Bücher um so weniger wahrscheinlich, als Statius wie bemerkt nachweislich Gedichte erst längere Zeit nach der Abfassung publiciert hat.

Die Gedichte des zweiten Buchs, das also wol 92 oder 93 erschienen ist, können zum Theil nicht vor dem Spätsommer oder Herbst des J. 90 verfaßt sein, namentlich das zweite. Eine Einladung hatte den Dichter nach Sorrent geführt (Silv. II 2, 6):

> Huc me post patrii laetum quinquennia lustri,
> Quum stadio jam pigra quies, canusque sederet
> Pulvis, ad Ambracias conversa gymnade frondes,
> Trans gentile fretum placidi facundia Polli
> Detulit.

Nach v. 6 hatte also Statius bei den (im August gefeierten Th. II² 343, 4) Augustalien in Neapel den Preis erhalten, ohne Zweifel im J. 90, in welches die 23. Feier dieses Agon (Italis) fällt. Franz C. I. G. III 733. Das Trauergedicht auf den Tod des Freigelassenen des Atedius Melior, welches das dem letzteren gewidmete Buch eröffnet (vgl. Martial. VI 28 sq.), ist nach der Versicherung des Statius in der Vorrede, im ersten Schmerz festinanter geschrieben. Daß dies buchstäblich wahr ist, darf man vielleicht um so mehr bezweifeln, als Statius hier bereits das erst ins fünfte Buch aufgenommene, also sicherlich behufs der Ausgabe noch sehr überarbeitete Trauergedicht auf den Tod seines Vaters erwähnt: 32: piis cecini solatia natis Et mihi; quum proprios gemerem defectus ad ignes Quem natura! patrem.

Das dritte Buch enthält das Trauergedicht auf den Tod des Claudius Etruscus Silv. III 3 = Martial. VII 40, der also vor der Ausgabe von Martial. VII (December 92) und nach Martial. VI (Herbst 90) erfolgt sein muß. Da nun (wie Stobbe bemerkt) zwischen seiner Begnadigung vor dem Herbst 90 (M. VI 83) und seinem Tode (M. VII 40) wegen Stat. III 3, 183: modo — Superum placavimus iras kein zu großer Zwischenraum angenommen werden darf, so dürfte eher 91 als 92 das Todesjahr sein. Dagegen das Gedicht auf die Haare des Flavius Earinus III 4 = Martial. IX 16. 36 ist doch wol nach dem Erscheinen von Martial. VIII (im Laufe des J. 93) verfaßt. Die Abfassungszeit der Gedichte

dieses Buchs erstreckt sich also mindestens über die drei Jahre 91—93. Stobbe Philol. 26, 55 bemerkt, daß in dem Gedicht auf den Tod des Etruscus Statius von dem Sarmatenkriege (aus dem Domitian Januar 93 zurückkehrte) noch nicht als von einem beendeten sprechen konnte (wie ich nach Clinton F. R. a. 95 angenommen habe), und bezieht daher die Verse 169—171: quae (clementia) modo Marcomanos post horrida bella vagosque Sauromatas Latio non est dignata triumpho auf die verunglückte Expedition des J. 89 gegen die Marcomannen (Dio LXVII 7), denen die Sarmaten Hülfsschaaren gesendet und damit den Vorwand zu dem Kriege gegen sie im J. 92 gegeben haben mögen. Dies würde unbestreitbar sein, wenn es feststände, daß wir das Gedicht so haben, wie es niedergeschrieben wurde: aber eine nachträgliche Ueberarbeitung behufs der Ausgabe läßt sich hier ebenso gut denken, wie bei V 3, und bei dieser können auch die angeführten Verse (Anfangs 93) hinzugefügt sein, also bleibt die Beziehung auf den Sarmatenkrieg möglich. Erschienen kann das Buch nicht vor 93, vielleicht aber auch erst 94 sein. So wäre es nicht unmöglich, den agon Capitolinus, in dem Statius durchfiel, für den dieses Jahres zu halten. Silv. III 5 (ad Claudiam uxorem) 31: tu quum Capitolia nostrae Infitiata lyrae, saevum ingratumque dolebas mecum victa Jovem, besonders da dies Ereigniß nach den im agon Albanus erlangten Krönungen zuletzt erwähnt wird, und zu dem in diesem Gedicht besprochenen Entschluß des Statius, Rom zu verlassen, die Veranlassung gegeben haben kann. Dann würde dies Gedicht das letzte des Buchs und Silv. III frühestens im Sommer 94 erschienen sein.

Das vierte, an Victorius Marcellus gerichtete Buch gab Statius nach seiner Uebersiedelung in Neapel heraus (praef.): mehrere Gedichte desselben hatte er schon vor der Herausgabe dem Kaiser überreicht (multa ex illis jam Domino Caesari dederam ib.). Zu diesen gehören ohne Zweifel die drei ersten: IV 1 (XVII consulatus Imp. Aug. Germanici Domitiani — zum 1. Januar 95) IV 2 (Eucharisticon ad Imp. August. Germanicum Domitianum; der hier geschilderte Speisesaal wird der von Martial. VIII 39 besungene sein) IV 3 (Via Domitiana). Der Bau dieser Straße (von Sinuessa nach Puteoli) erfolgte nach Dio LXVII 13 in demselben Jahre, in dem Flavius Clemens hingerichtet wurde, d. h. 95. In der Dedikation an Victorius Marcellus heißt es von ihr: cujus beneficio tu quoque maturius epistolam eam accipies, quam tibi in hoc libro a Neapoli scribo (IV 4, im Sommer geschrieben). Das Gedicht auf den Hercules

des Nonius Vindex IV 6 braucht nicht nothwendig mit dem Epigramm Martials auf denselben (Mart. IX 43) gleichzeitig zu sein, gehört aber doch wol zu den älteren Gedichten dieses Buchs; so wie IV 9 (Risus Saturnalicius ad Plotium Grypum vgl. Hirschfeld a. a. O. 1512; praef.: Hendecasyllabos, quos Saturnalibus una [also doch wol in Rom wahrscheinlich December 94] risimus, huic volumini inserui). Das Buch erschien also im Laufe (frühestens im Sommer) des Jahres 95.

Das fünfte Buch ist (schon nach der Widmung an Abascantus) vor dem Tode Domitians (18. September 96) erschienen.

Synchronistische Uebersicht der Epigramme des Martial und der Silven des Statius.

Martial.		Statius.	
XIII, XIV	ediert December 84 oder 85		
I, II	ediert im Jahr 86		
III	ediert im Jahr 87		
IV	ediert 24. Oktober 88		
V	ediert Herst 89	Silv. I	verfaßt vor Ende 89, ediert Ende 91
VI	" Sommer oder Herbst 90	II	" zwischen Ende 89 und Herbst 90, ediert 92 oder 93
VII	ediert December 92	III	" in den J. 91—93, ediert Sommer 94?
VIII	ediert Mitte 93		
IX	" Sommer 94	IV	" 94 u. 95, ediert im Laufe d. J. 95
X¹	ediert December 95	V	" 95 u. 96, " vor d. 18. Sptbr. 96.
XI	ediert December 96		
X u. XI	ediert 97 (Anthologie)		

Martial.

X² ediert Mitte 98
(u. Abreise Martials aus Rom)
XII ediert Ende 101
oder Anf. 102.

---

4. Die Gönner und Freunde des Martial und Statius.*)

Die Gönner und Freunde des Martial vom senatorischen Stande sind größtentheils oben S. 340 f. genannt. Von seinen Gedichten auf Silius Italicus (IV 14 VI 64, 10 VII 63 VIII 66 XI 48 sq.) verdient eines eine Besprechung VIII 66 (wo bei Schneidewin die Interpunktion irrthümlich am Ende von Vs. 5 steht):

Augusto pia tura victimasque
Pro vestro date Silio Camenae.
Bis senos jubet en redire fasces
Nato consule, nobilique virga
Vatis Castaliam domum sonare
Rerum prima Salus et una Caesar.
Gaudenti superest adhuc quod optet,
Felix purpura tertiusque consul.
Pompejo dederit licet senatus
Et Caesar genero sacros honores,
Quorum pacificus ter ampliavit
Janus nomina: Silius frequentes
Mavolt sic numerare consulatus.

Ueber die Zeit des dem einen Sohn des Silius verliehenen Consulats (wahrscheinlich vom 1. September 93 ab) vgl. oben S. 384. Clinton ad. 69 setzte es, so wie die Ausgabe des 8. Buchs ins J. 94. Silius hoffte das Consulat nun auch für seinen zweiten Sohn, dann würde sein Haus drei Consulate aufzuweisen gehabt haben, und Silius wollte sie lieber so (Vs. 12 d. h. mit seinen Söhnen zusammen und

*) Vgl. die Programme Acad. Alb. 1870. IV De personis nonnullis a Martiale commemoratis u. 1870 V De personis nonnullis a Statio commemoratis. Auch hier konnte ich berichtigende und ergänzende Bemerkungen von H. F. Stobbe benutzen.

durch die Gnade des Kaisers) erhalten, als wie Pompejus, der sie dem Senat, und Agrippa, der sie seinem Schwiegervater Augustus verdankte. Doch der zweite Sohn des Silius, (Silius) Severus starb nach Martial. IX 86 sehr bald darauf, spätestens im J. 94; auch er war nach diesem Epigramm Dichter.

Die Männer, die Martial. V 28 als Muster verschiedener Tugenden preist, sind ohne Zweifel sämmtlich als Mitlebende zu betrachten:

Ut bene loquatur sentiatque Mamercus,
Efficere nullis, Aule, moribus possis:
Pietate fratres Curios licet vincas,
Quiete Nervas, comitate Rusones,
Probitate Macros, aequitate Mauricos,
Oratione Regulos, jocis Paullos.

Ruso ist ein cognomen der Cremutii (Plin. epp. VI 23; vgl. IX 19) und Calvisii (in den Acta fr. Arval. a. p. C. 87 kommt unter den pueri patrimi matrimi die beim Opfer ministrieren und Söhne von Senatoren sind Henzen Scavi p. 62, 27, vor: Rusonis P. Calvisius, ibid. p. 43, 51 vgl. p. 47). Ebenso wenig als der von Martial gemeinte Ruso, ist der Paullus im letzten Verse mit Sicherheit zu ermitteln. Die Epigramme, in denen ein Paullus angeredet wird, sind nicht alle an dieselbe Person gerichtet, und nirgend ist ein Gentilname hinzugefügt; vgl. Mommsen Ind. Plinian. s. Velius Paullus. An diesen, der unter Domitian Proconsul von Bithynien war (Plin. ad Tr. 58. 60) und am sarmatischen Kriege Theil nahm Martial. IX 31, kann man hier und M. V 22 (wo die Wohnung des Paullus auf den Esquilien erwähnt wird) denken: eine sichere Bestimmung ist unmöglich; ein L. Vettius Paullus cos. suff. 1. Mai 81: Henzen Scavi p. 37f.

Der Name der Curii, den die codd. haben, ist verdorben; Douza änderte Curtiorum („ne claudicet scazon"), wobei er an die Curtii Montani dachte. Mir war immer unzweifelhaft, daß hier die von Martial wiederholt (I 36 IX 51) als Muster der Bruderliebe gerühmten Brüder Domitius Tullus und Lucanus gemeint sind, und die Inschrift Orelli 773, die Mommsen a. a. O. anführt, bestätigt es; der volle Name des letztern lautet dort: Cn. Domitius Afer Titius Marcellus Curvius Lucanus. Statt Curios ist also in Vs. 3 Curvios herzustellen.

Nerva und Regulus bedürfen keines Commentars; Junius Mauricus kann im Herbst 89, wo das Buch V erschien, noch nicht verbannt

gewesen sein. Der Macer, dessen Rechtschaffenheit gerühmt wird, scheint derselbe zu sein, dem Martial das zehnte Buch schickte; er war damals curator viae Appiae (X 17):

Mensorum longis sed nunc vacat ille libellis:
Appia quid facies, si legit ista Macer?

Hierauf wurde er leg. Aug. pr. pr. in Dalmatien, und in dem bei seiner Abreise in die Provinz verfaßten Gedicht (X 78, über dessen Anklänge an Horaz vgl. Lehrs Horaz p. LXVII Anm.) rühmt Martial abermals seine Rechtschaffenheit:

Ibis litoreas, Macer, Salonas.
Ibit rara fides amorque recti,
Et secum comitem trahit pudorem.

* * *

Semper pauperior redit potestas.
Felix auriferae colone terrae,
Rectorem vacuo sinu remittes
Optabisque moras et exeuntem
Udo Dalmata gaudio sequeris.

Vor Vs. 4 habe ich eine Lücke angenommen, weil er offenbar keinen Sinn gibt; gerade das Gegentheil wird hier erwartet, etwa: raro pauperior redit potestas, doch zeigt sich weder die Spur einer Korruptel noch genügt die Aenderung von semper, da der Ausdruck dann an undeutlicher Kürze leiden würde.

Als Statthalter von Bätica wird ein Macer genannt XII 98, 7, wo der Bätis angeredet wird:

Ominibus laetis vestras Instantius oras
Intret et hic populis ut prior annus eat.
Non ignorat onus quod sit succedere Macro.
Qui sua metitur pondera, ferre potest.

Stobbe bemerkt, daß die Verwaltung der prätorischen Provinz Bätica nach der consularischen cura und legatio bedenklich erscheint, daß daher wol zwei Macer anzunehmen sind: 1) der curator viae Appiae, leg. Aug. pr. pr. Delmatiae, welcher diesen Aemtern zufolge schon 95 (X^{1}) Consular war; 2) der proconsul provinciae Baeticae 100/101. Dieser letztere kann der Baebius Macer cos. 103 oder 104 sein (Plin. epp. IV 9, 16; vgl.

Mommsen Hermes III 45 u. Plin. IV 12, 4), an den Plinius den Brief über die Schriftstellerei seines Oheims III 5 richtete. Er war in der letzten Zeit Trajans praef. urbi. Vit. Hadr. c. 5.

Sein Nachfolger in Bätica ist derselbe Instantius Rufus, dessen (unbekanntem) Schwiegervater Martial VII 68 seine Gedichte empfohlen zu sehn wünschte; von dem er eine Trinkschale erhielt VIII 51, den er um eine schöne Sklavin bittet VIII 73 und auffordert die obscönen Bücher des Musäos zu lesen XII 95 (der Gaditaner Canius Rufus oben S. 351, 3; der Bologneser Camonius Rufus S. 379 A. Außerdem kannte Martial einen Safronius Rufus IV 71 und einen Julius Rufus X 99).

Celer, von dem Martial VII 52, 3 sagt:

> Ille meas gentes et Celtas rexit Hiberos,

der also im J. 92 legat. Aug. pr. pr. des diesseitigen Spaniens war, kann nicht der Maecius (in den Edd. falsch Metius) Celer sein, an den Statius (spätestens im J. 93 oder 94) das Gedicht S. III 2 richtete, nach welchem er noch juvenis war (Vs. 122):

> puer sudavit in armis,
> Notus adhuc tantum majoris munere clavi,
> Jam tamen et turmas facili praevertere gyro
> Fortis et Eoas jaculo damnare sagittas.

Stobbe bemerkt über denselben Folgendes: „Dem Maecius Celer, der nach Vs. 124 seine Dienstpflicht als trib. mil. laticlavius in einer syrischen Legion geleistet hatte, war zur Zeit, als das Gedicht geschrieben wurde, das Commando über eine syrische Legion übertragen (praef. 1: missus a sacratissimo imperatore ad legionem Syriacam). Da es aber V 105 heißt: Eoa signa P a l a e s t i n a s que cohortes und Vs. 94: armatis j u r a dares, so ist er wol nicht bloß leg. Aug. legionis, sondern leg. Aug. p r o p r. d. h. Statthalter und zwar in Judäa gewesen. In Syrien konnte er es nicht sein, da es sonst in der praef. heißen würde: ad legion e s Syriac a s. Die Bezeichnung einer in Judäa stationierten Legion als Syriaca darf nicht befremden, da Judaea erst seit kurzer Zeit seinen eignen Legaten hatte und im gewöhnlichen Leben die Besatzung noch oft als integrirender Theil des syrischen Heeres bezeichnet werden mochte, was sie ja früher stets gewesen war. In Judäa stand aber höchst wahrscheinlich seit Beendigung des Krieges im J. 73 nur eine Legion,

die X Fretensis, deren Legat, wie in anderen nur von einer Legion besetzten Provinzen, wenn er auch mit dem Oberbefehl über die sonstigen Auxiliartruppen betraut wurde, als leg. Aug. propr. das Statthalteramt verwalten konnte. Dafür halte ich unsern Maecius Celer, dessen vollständiger Titel also wäre: leg. Aug. propr. leg. X Fret. et exercitus qui est in Judaea. — Die Verse 128 (ab emerito discedere bello) und 135—139 (Euphrates, Zeugma, Babylon) deuten auf Krieg oder Kriegsgefahr von den Parthern; bei einem Zuge gegen dieselben, der freilich von Syrien aus unternommen werden mußte, konnte sehr wol die Mitwirkung der judäischen Truppen erforderlich werden. Vs. 127: majora daturus spielt offenbar auf das Consulat an; auch das wieder deutet auf eine Stellung, die mehr als das gewöhnliche Legionscommando war. — Die Identität mit L. Rosc. Ael. Maec. Celer cos. suff. 100 scheint mir unmöglich, weil dieser trib. mil. leg. IX in Britannien und Germanien war und später keine Legion commandiert hat (Henz.-Or. 3569 = 4952). Dagegen empfiehlt sich die Gleichung mit M. Maecius Celer cos. suff. im April 101 (Bullet. 1869 p. 117 Z. 73)."

Venulejus, an den Martial. IV 82 seine Gedichte durch einen Rufus schickte, mit der Bitte, daß er ihm nur eine kurze Mußestunde widme,

Immemor et paullum curarum operumque suorum

ist vermuthlich L. Venulejus Montanus Apronianus, Arvale 80. 86—92 Consul 92 Henzen 6446. Marini Atti p. 193 f. XIX. XXIII—XV Henzen Scavi p. 42. 53 Bullet. 1869 p. 104. 108.

C. Julius Proculus (XI 36), in dessen elegantes Haus (nitidos lares) Martial schon sein erstes Buch geschickt hatte I 70. 12:

Atriaque excelsae sunt adeunda domus.
Hanc pete nec metuas fastum limenque superbum
Nulla magis toto janua poste patet;
Nec propior quam Phoebus amet doctaeque sorores —

war also ein vornehmer Mann. Er ist zu unterscheiden von dem ganz gleichnamigen C. Julius M. f. Volt. Proculus Orelli 2273 (Henzens Correktur Q. statt C. ist irrig, da auch Marini Iscr. Albane p. 54 n. XLIV C. IVL 10 steht) quaestor Augustorum a. 98 (nicht 97 Huebner de Senat. pop.que actis p. 32) und später consul (vgl. Huebner zu CIL II 2349). „Hiernach ergeben sich (wie Stobbe bemerkt) drei Julii Proculi: 1) Der C. Julius Proculus Martials, der jedenfalls älter gewesen sein

muß als 2) der gleichnamige quaestor Augg. Orelli 2273 und 3) dessen Vater M. Julius Proculus. Der Julius Proculus CIL II 2349 könnte der erste oder der dritte sein, vielleicht:

C. Julius Proculus — dessen Bruder M. Julius Proculus Or. 2273
(Martial. CIL II 2349 |
unter Domitian in |
Spanien) |
C. Julius M. f. Volt. Proculus Or. 2273
qu. Augg. 98 . . . . cos.

Terentius Priscus, der Landsmann Martials, dem der Dichter bei einem Aufenthalt in der Heimath sein zwölftes Buch überreichte (oben S. 388 ff.), den er seinen Mäcen nennt (XII 4), und bei dessen Rückkehr aus Sicilien er bereits VIII 45 gedichtet hatte, war doch wol derselbe, dem Plutarch die Schrift de defectu oraculorum dedizierte.*) Apollinaris, Besitzer eines Guts bei Formiä X 30, auf dessen feines Urtheil Martial großen Werth legte IV 86 VII 26. 89 XI 15, könnte Domitius Apollinaris cos. des. 97 (Plin. epp. IX 13, 13 Mommsen Hermes III 37, 4) sein, Sparsus Mart. XII 57 derselbe, dem Plinius seine Schriften mitzutheilen pflegte epp. IV 5 VIII 3. Martial sagt von ihm XII 57, 18:

Tu, Sparse, nescis ista, nec potes scire
Petilianis delicatus in regnis,
Cui plana summos despicit domus montes,
Et rus in urbe est vinitorque Romanus.

Vielleicht hatte dieser Palast früher dem Q. Petilius Cerealis gehört (vgl. Haackh St. R. E. V 1392). Atticus, an den auch IX 99 gerichtet ist, wird VII 32 so angeredet:

Attice, facundae renovas qui nomina gentis,
Nec sinis ingentem conticuisse domum.

Er war vielleicht ein Pomponius Atticus, welche Familie damals schon lange dem Senatorenstande angehört haben kann. (Julius Atticus Plin. epp. I 12, 10).

Der junge Flaccus (puer Mart. IX 90, 4), den Martial auffordert, der Mäcen seiner Zeit zu werden VIII 56, muß wo nicht vornehm, jedenfalls reich gewesen sein. An ihn sind gerichtet IV 42 VII 87

---

*) CIL II 5023 (ex agro Olisiponensi): M. Terent. | P. f. Gal. | Prisci.

VIII 45 IX 55 u. 90 X 48 XI 80, vielleicht auch XII 74, andre mit dem Namen Flaccus sind ungewiß. Der Dichter Flaccus aus Patavium (I 61, 4 u. 76) scheint arm gewesen zu sein; daß er nicht der Dichter der Argonautica war, hat Thilo proll. ad Val. Fl. p. VI nachgewiesen.

Ueber Fronto I 55 s. oben S. 378. Frontinus, dessen Gast Martial auf einer Besitzung am Golf von Neapel gewesen war X 58, war doch wol der bekannte Consular, dessen zweites Consulat X 48, 20 erwähnt wird: oben S. 388. Der Dichter Varro V 31 könnte P. Tullius Varro Henzen 6497 (Consul in der Zeit des Trajan) sein. Licinianus (I 49 u. s. w. oben) hält Teuffel RLG. 308, 15 für Valerius Licinianus, vir praetorius Plin. epp. IV 11, 1 (?).

Ueber den Stand und die Verhältnisse der folgenden ergibt sich aus den sie betreffenden Gedichten nichts Genaueres. Der Dichter Voconius Victor Besitzer des schönen Knaben Thestylus VII 29, auf seine bevorstehende Hochzeit ist XI 78 verfaßt. Der gute alte Munatius Gallus bewohnte das vornehme Haus des Schwiegervaters seiner Tochter (X 33, 4: Sic tibi consoceri claros retinere penates Perpetua natae det face casta Venus). Vibius Maximus war beschäftigt und mochte sich nicht anstrengen XI 106. Als wohlhabend erscheinen: der Dichter Faustinus (oben S. 355, 1, 378) Besitzer einer Villa bei Bajä III 58, bei Tibur IV 57 (die dortige Schäferei VII 80, 12), Trebula V 71 und wie es scheint Terracina X 51; Fuscus Besitzer von Wald und Oelpflanzungen bei Tibur VII 28, und Atedius Melior (oben S. 341 A. 11). Der letztere war der Freund und Erbe eines Bläsus. Bekannt sind mit diesem Namen aus jener Zeit: P. Sallustius Blaesus Arvale [75—81 Anfang (Mommsen Ep. Anal. p. 21. Marini XXII sq. Henzen Scavi p. 37), dann wieder wie es scheint nach mehrjähriger Abwesenheit von Rom von 86—92. Bull. 1869. p. 104. 108. Scavi p. 42. 53. Marini XXIV sq. H. F. St.]; Pedius Blaesus von Nero aus dem Senat gestoßen, von Otho restituiert Tac. A. XIV 88 H. I 77; Junius Blaesus im J. 70 Lugdunensis Galliae rector, largus animo et par opibus Tac. H. II 59; sanctus inturbidus, nullius repentini honoris adeo non principatus appetens parum effugerat ne dignus crederetur; ein treuer Anhänger des Vitellius, doch von ihm im J. 70 vergiftet Tac. H. III 38 sq.: vgl. A. III 74; H. I 59. Dieser letztere ist vielleicht der Freund des Atedius Melior. Bei Stat. Silv. II 1, 191 sqq. sieht der junggestorbene Freigelassene des Melior in der Unterwelt den Bläsus, den er aus der Büste oder Statue

erkennt, welche er seinen Herrn oft bekränzen gesehn hatte (generosi ardua Blaesi Ora) Ausonios inter proceres seriemque Quirini. Zur jährlichen Feier seines Geburtstags schenkte Melior den scribae, die zu Bläsus in Beziehung gestanden hatten (scribarum memori piaeque turbae), ein Kapital in Bläsus Namen (Blaesianum): Martial. VIII 38.

Zum Ritterstande gehörten unter Martials Freunden Terentianus qui nunc Niliacam regit Syenen I 86, 7 d. h. Präfekt der dort (Strabo XVII 797) stationierten drei Cohorten; Vestinus, der im J. 88 noch nicht alt starb (IV 73, 8: seque mori post hoc credidit ille senem) könnte allenfalls wie Haackh (St. R. E. Vestini) vermuthet L. Vestinus equestris ordinis vir, sed auctoritate famaque inter proceres Tac. H. IV 53 sein, dem Vespasian 71 den Neubau des Capitols übertrug; doch vgl. unten Stat. S. IV 6, 94.

Ueber den Centurio Aulus Pudens vgl. oben S. 341, 13 u. Th. I³ 239, 3. Ein Freund und Landsmann (municeps) desselben, der Umbrier Caesius Sabinus (Montanae decus Umbriae Sabinus) liebte Martials und Turnus Gedichte VII 97, und Martial hoffte, daß das ihm übersandte siebente Buch durch ihn große Verbreitung finden würde. Vermuthlich ist der Sabinus, dem Martial einen Rosenkranz schickte IX 60, und an den er XI 8 u. 17 richtete, derselbe. Auf das gemeinsame Grabmal der primipili Fabricius und Aquinus dichtete Martial I 93; auf den Tod des in Aegypten gestorbenen Centurio Varus X 26:

Vare, Paraetonias Latia modo vite per urbes
Nobilis et centum dux memorande viris etc.

Nicht angegeben wird der militärische Grad des jungen Marcellinus, mit dessen Vater Martial befreundet war III 6 VI 25. Er hatte im Sarmatenkriege gedient, nach dessen Beendigung ihm Martial durch den Dichter Faustinus (unmöglich ist es nicht, daß dieser sein Vater war) seine Gedichte sandte VII 80. Später stand er in der Nähe des Kaukasus IX 45.

Ein Client scheint der Jurist und zugleich wol Sachwalter Pompejus Auctus VII 51 sq. gewesen zu sein (jure madens varioque togae limatus in usu), der seine Station am Tempel des Mars Ultor hatte. Er wußte Martials Gedichte auswendig, obwohl er sehr beschäftigt war (vor der zehnten Stunde hatte er nicht Zeit), und Martial verwies daher einen Urbicus, der sie kennen lernen wollte, an ihn,

der sie ihm bei einer cenula parva vortragen würde; er las sie auch dem Celer (oben S. 399) vor. In einem Clientelverhältniß stand auch nach V 20 Martials Freund Julius Martialis, womit keineswegs in Widerspruch steht, daß er ein reizendes kleines Gut (jugera pauca) auf dem Janiculus IV 64 und darauf eine Bibliothek besaß VII 17. Als Kunstrichter rühmt ihn Martial VI 1, als Freund X 47. Vielleicht ist er der Julius, dem Martial das dritte Buch zusandte III 5, und der I 15 als bald sechzigjährig und als alter Freund (als Freund seit 34 Jahren XII 34) bezeichnete; auch IX 97 dürfte an ihn gerichtet sein. Ein Julius Rufus, der dem Sokrates ähnlich sah, kommt nur X 99; von den Freunden Martials Julius Cerealis XI 52 Lupus und Nepos (X 48, 5), der erstere noch V 56 (als Vater eines Sohnes; als Schenker eines lächerlichen kleinen Landguts — wenn es derselbe ist — XI 18); Nepos als Martials Nachbar, Vater einer Tochter und Besitzer guten Weines VI 27 u. XIII 124 vor.

Ueber die Freunde Martials, die nur in ihrer Eigenschaft als Dichter erwähnt werden, vgl. oben S. 351—355.

Von den Gönnern des Statius ist Rutilius Gallicus derjenige, über den wir aus Silv. IV 1 am genauesten unterrichtet sind. Ueber ihn kann ich statt der kurzen und zum Theil irrigen Notizen in dem Programm Acad. Alb. Regim. 1870 V eine mir freundlich mitgetheilte ausführliche Untersuchung von H. F. Stobbe geben, zu der ich nur einige unbedeutende (in Hakenparenthesen eingeschlossene) Zusätze gemacht habe.

„Stat. Silv. I 4: Soteria Rutilii Gallici ist abgefaßt nach dem Säcularfest (17 sq.) also nach September(?) 88. Gallicus ist praef. urbi (5. 9. 16) und noch im Amte, als Domitian im Dakerkriege abwesend war (depositam: 91—93), also im Sommer 89, vor dem Triumph, ja vielleicht vor dem entscheidenden Siege (Dacis pereuntibus 91), spätestens demnach im Herbstanfange 89; seine Krankheit und Genesung fixiert sich also auf den Sommer 89. Er war damals „etwas über 60 Jahr alt" (53) folglich spätestens in der ersten Hälfte des J. 29 geboren. [Es kann also der bei Plutarch. De aere alieno c. 7 p. 830 B. erwähnte Rutilius sein: ὁ Ῥουτίλιος ἐκεῖνος ἐν Ῥώμῃ τῷ Μουσωνίῳ προσελθών, Μουσώνιε, εἶπεν, ὁ Ζεὺς ὁ σωτήρ, ὃν σὺ μιμῇ καὶ ζηλοῖς, οὐ δανείζεται. Καὶ ὁ Μουσώνιος μειδιάσας εἶπεν, Οὐδὲ δανείζει. Ὁ γὰρ Ῥουτίλιος δανείζων αὐτός, ὠνείδιζεν ἐκείνῳ δανειζομένῳ].

Die Worte „genus ipse suis“ (68) deuten an, daß er ein homo novus war, wahrscheinlich Ritter; also irrt Corsini (Ser. praef. p. 50) in Betreff seines Großvaters (s. unten). [Als junger Mann war er eine Zeitlang Sachwalter: 42]. Von seinen langjährigen Kriegsdiensten und Thaten im Felde erzählen V. 72—79 u. 83—89. Wenn Statius die Provinzen, in denen er diente, in chronologischer Reihe aufzählt, so war die erste Galatia, dann diente er 9 Jahre in Pamphylien, Pannonien und Armenien (V. 77—79) [in Pannonien nach Borghesis wahrscheinlicher Vermuthung auf Grund der Inschrift Mus. Veron. 239, 5: Oeuvres V 303 — gegen Ende von Claudius Regierung], und da V. 79 speciell der Uebergang der Römer über den Araxes erwähnt ist, so dürfte unbedenklich an Corbulos Feldzug und die Eroberung von Artaxata im April 59 zu denken sein.

War Gallicus Anfang 29 geboren, so war er damals dreißig Jahre alt; das stimmt vortrefflich mit seinen etwa zehn- bis zwölfjährigen Kriegsdiensten einerseits und dem prätorischen Alter andrerseits, welches er erreicht haben mußte, wenn er nach Beendigung des Feldzugs oder des Kriegs die gemini fasces d. h. die Prätur erhielt. Ich denke mir, daß er alle diese Feldzüge, als dem ordo equester angehörig, als Präfect und Tribun von Auxiliartruppen, vielleicht auch einer Legion, mitgemacht und im J. 60 nach Rom zurückgekehrt mit dem latus clavus und (seines Alters wegen) der adlectio inter tribunicios ausgezeichnet wurde, worauf dann sofort seine Ernennung zum Prätor für 61 erfolgte. Möglich wäre aber auch, obwol mir nicht so wahrscheinlich, daß er erst mit Corbulo selbst gegen Ende 60 aus Armenien resp. Cappadocien abzog, im Laufe des J. 61 oder Anfang 62 gleich inter praetorios adlectus wurde und in diesem Range als legatus propraetore des Proconsuls nach Asien ging, wo er zwei Jahre (iterata jura v. 80), Sommer 62 bis 64 fungierte. — Der Wunsch möglichst bald das Consulat zu erlangen trieb ihn nach Rom zurück — so verstehe ich V. 82. 83 — der Kaiser mußte es ihm mehr als einmal zugesichert haben; daß er es aber damals sofort erhalten, dürfte nicht anzunehmen sein.

Bei der Deutung der folgenden Verse (83—88) habe ich zu einem mir wenigstens genügenden Abschluß nicht zu gelangen vermocht; ich lasse dahin gestellt, ob dort von dem Commando der leg. III Aug. in Numidien oder dem Proconsulat von Africa die Rede ist. Ich würde mich für die numidische Statthalterschaft entscheiden, wenn nicht das freilich

sehr frühe Beispiel des Galba vorläge, der als procos. Africae in den J. 45. 46 ornamenta triumphalia erwarb. In Betreff der Chronologie entsteht in beiden Fällen keine besondere Schwierigkeit: die legatio leg. III Aug. würde dem Consulat natürlich vorausgehn müssen und entweder in die J. 64—66 oder 74—76 (vielleicht auch 71—73) gehören können. Im ersten Falle wäre Gallicus Vorgänger des Clodius Macer (66—68) gewesen und konnte im J. 66 Consul werden, wo neben M. Arruntius im zweiten Halbjahre noch ein Platz leer ist. Daß Henzens Vermuthung (Scavi p. 22), hier sei M. Aponius Saturninus hineinzusetzen, nicht ohne Bedenken ist, glaube ich (Philologus 31, 283) nachgewiesen zu haben; auch wäre es möglich, daß damals die Nundinen schon viermonatlich waren. Im anderen Falle war er entweder unmittelbarer oder erst zweiter Nachfolger des C. Valerius Festus (cos. 71 Mai), wenn nämlich L. Domitius Tullus (Philol. 28 S. 658) einzuschieben ist, also 71 bis 73 oder 74—76; dann bekleidete er in einem der J. 73 oder 76 das Consulat und erhielt darauf das Commando in Niedergermanien (s. unten). — Deuten dagegen die Verse 83—88 auf das Proconsulat von Africa, so könnte dies, wie sich im folgenden zeigen wird, nicht nach 76/77 verwaltet sein und würde sich wegen des zehnjährigen Intervalles zwischen Consulat und Proconsulat auch kaum weiter zurückschieben lassen, da Gallicus schwerlich vor 66 (im 38. Lebensjahre für einen aus dem Ritterstande erhobenen homo novus, welcher erst seit höchstens fünf Jahren Prätorier war, noch immer früh) zum Consulat gelangt sein konnte. Die Namen der procoss. Africae in den letzten Jahren Vespasians sind sonst nicht bekannt.

Von Gallicus weiterer Amtslaufbahn wird vor der Stadtpräfectur nur noch V. 89 f. eine Statthalterschaft am Rhein erwähnt, während welcher er die Veleda gefangen nimmt. Nach Tac. Germ. 8 kam Veleda noch unter Vespasian als Gefangene nach Rom; und da gewiß eine der letzten Imperatorenbegrüßungen Vespasians mit dem betreffenden Feldzuge des Gallicus zusammenhängt (Borgh. opp. VI, 45: im J. 75 imp. XIV bis XVII, im J. 77 imp. XVIII. XIX, nicht vor Juli 78 imp. XX), so ist der späteste Termin für denselben der Spätsommer oder Herbst 78 — das Frühjahr 79 dürfte für einen Feldzug gegen die Bructerer weniger wahrscheinlich sein —, andrerseits aber war Veleda im Bataverkriege 70 noch thätig (Tac. Hist. IV 61 u. öfter). Sie gehörte zum Stamme der Bructerer, der Kampf richtete sich also

wol auch oder hauptsächlich gegen diese Völkerschaft; das weist darauf, daß Gallicus leg. Aug. pr. pr. Germaniae inferioris war. War er in Africa leg. Aug. leg. III Aug. (64—66) gewesen, so konnte er Petillius Cerealis unmittelbarer Nachfolger in Germ. inf. geworden sein, als dieser im J. 71 (D. Clason in Fleckeisens Jahrb. Bd. 101/102. 1870 S. 486) nach Britannien abberufen wurde; war er aber procos. prov. Africae, so kann er, da sich das Proconsulat nicht wol vor 76/77 zurückverlegen läßt, nicht vor Ende 77 nach Germania inf. gekommen sein und die Gefangennehmung der Veleda würde sich auf das letzte Regierungsjahr des Vespasian (trib. pot. X: 1. Juli 78 bis 24. Juni 79) fixieren.

Unter Domitian war Gallicus, wie oben gezeigt, sicher im J. 89 praefectus Urbi und in dieses Jahr fällt auch seine Genesung, welche eben Stat. silv. I 4 feiert.

Nun sagt aber die Vorrede ausdrücklich, daß Gallicus zur Zeit der Herausgabe des Buchs schon todt war. Hiernach ist es sehr wahrscheinlich, daß das Buch nicht schon im J. 89 herausgegeben wurde; denn soviel Takt darf man Statius wol zutrauen, daß er nicht unmittelbar nach dem Tode eines Mannes ein Gedicht voll Ueberschwenglichkeiten auf seine glückliche Genesung mit vielfachen Anspielungen auf fernere lange Lebensdauer veröffentlicht haben wird. Ein andrer Umstand empfiehlt den Tod des Gallicus etwas später als 89 anzusetzen. Die Inschrift Grut. 300, 1 = Mercklin coopt. S. 218 verzeichnet in der 27. Decurie des betreffenden Priestercollegiums als im J. 68 an des Kaiser Nero Stelle cooptiert . . Rutilius G . . . icus, dessen Nachfolger im J. 92 (imp. Caes. /////// Aug. Germ. XVI. Q. Volusius Saturninus [so!] cos.) Tettienus Sevanus wird. Die Ergänzung des verstümmelten Namens zu Rutilius Gallicus dürfte wol ganz unbedenklich sein und die auffallende Congruenz der Zeit= und Altersverhältnisse legen es sehr nahe in dem Priester vom J. 68 bis spätestens 92 und unserem Gallicus, welcher im J. 29 geboren, um 66 Consul, also jedenfalls ein angesehener Mann war, so daß er wol im J. 68, 39 J. alt, an des verstorbenen Kaisers Stelle in das Collegium — der Pontifices, glaube ich mit Haackh St. R. E. V 577 Anm. — gewählt werden konnte, und der bis wenigstens gegen Ende 89 gelebt haben muß, dieselbe Person zu erkennen, obwol ich in dem Gedicht keine Anspielung auf das Priesteramt finde.

Nun ist es zwar nicht unmöglich, aber wenig wahrscheinlich, daß

die durch Gallicus Tod erledigte Priesterstelle über zwei Jahre, vom Herbst 89 bis in das J. 92 hinein, unbesetzt geblieben sein sollte; es fragt sich, ob Gallicus Tod nicht bis in das J. 90 oder besser noch 91 (und damit selbstverständlich auch die Ausgabe von Silv. I) hinabzurücken ist.

Muratori hat eine Inschrift (1054, 2 Turin: Caissottus): Miniciae L. f. Paetinae ‖ uxori ‖ Rutili Gallici ‖ Leptitani ‖ publice. Hier dürfte wol an unseren Gallicus und seine Frau zu denken sein; daß den Frauen der Statthalter solche Denkmale gesetzt wurden, lehren mehrere Inschriften bei Renier. Leptis mußte sich dem Statthalter in irgend einer Weise verpflichtet fühlen. Man denkt an den Feldzug des Rutilius Gallicus in Africa (Stat. silv. I 3, 83 ff.), an die kriegerischen Vorfälle unter Valerius Festus im J. 70, bei denen die Leptitaner auch genannt werden (Tac. Hist. IV 50). Freilich vermißt man auf dem Steine der Pätina eine Rangbezeichnung ihres Mannes, und leider läßt sich darüber rechten, welches Leptis bei Tacitus gemeint sei, ob Leptis minor in der Provinz Africa (so Dräger in seiner Ausg.) oder Leptis major im Bezirk des leg. leg. III Aug.; für die Deutung von Statius Versen würde also allerdings auch diese Combination keinen weitern Aufschluß geben.

Maffei M. Ver. 239, 5 = Murat. 226, 8 (im Wiener Museum) nennt in einer Inschrift, welche sich wegen imper. XXVII nur auf Claudius ergänzen läßt, am Schlusse . . Cla. Vipstano Gallo ‖ . . . C. Rutilio Ga . . . o. Man hat hierin die Namen zweier cos. suff. aus den J. 52 bis 54 erkennen zu dürfen geglaubt und Borghesi (opp. III 350) in dem ersten einen Sohn des im J. 17 gestorbenen Prätors Vipstanus Gallus, Corsini (ser. praef. p. 50) in dem zweiten, zu Ga[llic]o ergänzt, den Großvater unseres Stadtpräfecten vermuthet. Das letzte ist jedenfalls ein Irrthum, weil Statius ausdrücklich sagt, es sei der praef. Urb. genus ipse suis, praemissaque retro nobilitas, was ich, wie oben gesagt, auf seine Novität, nicht auf das möglicherweise ihm ertheilte Patriziat beziehen zu müssen glaube. Uebrigens könnte bei Statius auch von seinem mütterlichen Großvater die Rede sein. An ein Verwandtschaftsverhältniß, wie Corsini es annimmt, dürfte also nicht zu denken sein, selbst wenn jene beiden Namen wirklich Consuln nennen; aber dies sowol, wie obenein die Ergänzung des zweiten Namens zu Gallico ist durchaus unsicher; es ließe sich beispielsweise ebenso leicht Ga[llo c]o[s] lesen.

Vergleiche noch die schon oben erwähnte neuere Deutung der Namen in dieser Inschrift bei Bgh. V 303. Endlich Muratori 203, 7 u. 8 = 2025, 3 könnte der Patron C. Rut. C. f. Pal. Gallicus unser Gallicus oder sein Vater sein, und Rutilia C. f. Paulina des Patrons Schwester.

Woher Corsini (a. a. O.) den ferneren Namen Valens für den praef. Urbi entnimmt, habe ich nicht herausfinden können." [War der custos Gallicus urbis Juv. XIII 157 der Sohn dieses Gallicus, so bekleidete er im J. 127 (Borghesi Oeuvres V 72—76) dasselbe Amt wie sein Vater; Corsini Praef. Urb. p. 49 und Borghesi identificieren beide irrthümlich]. H. F. Stobbe.

Zum Senatorenstande gehörte auch Plotius Grypus (nicht Gryphus): majoris gradus juvenis Silv. praef. IV; IV 9, 17 ff.: priusquam te Germanicus arbitrum sequenti Annonae dedit omnibusque late Praefecit stationibus viarum. Daß der in der Arvaltafel Henzen Scavi p. 43 als Arvale verzeichnete Consul 88 Pl. Gr. nicht, wie Mommsen und Henzen annahmen, der von Statius besungene sein kann, sondern vielleicht dessen Vater oder Bruder, bemerkt schon Hirschfeld Gött. gel. Anz. 1869, 1512. Derselbe (Philol. XXIX 29, 40) versteht unter den von Statius bezeichneten Aemtern „die Aufsicht über den Proviant (annona) und die Quartiere (stationes) für einen bestimmten Feldzug, wahrscheinlich den letzten dacischen (vielmehr wol sarmatischen) unter Domitian."

Vettius Crispinus, Sohn des Vettius Bolanus (Haackh St.R.E. VI 2534) erhielt im Alter von 16 Jahren (S. V 2, 12) von Domitian, wie es scheint, das Legionstribunat 173: en ingens reserat tibi limen honorum Caesar et Ausonii committit munia ferri; 177: cuique sacer primum tradit Germanicus ensem; vgl. 8 sqq. 125 sqq. Er war bereits als Vertheidiger in einem Ehebruchsproceß aufgetreten 99 sqq., und war Salier 130 sqq. (Marquardt Hdb. IV Anm. 2507). „Vielleicht identisch mit dem Consul 113 C. Clodius Crispinus" (?) Teuffel R.L.G. 306, 10.

Manilius (nicht Manlius, wie die Ausgaben des Stat. haben) Vopiscus, vir eruditissimus et qui praecipue vindicabat a situ litteras fugientes (S. praef. 1), Besitzer der prächtigen villa Tiburtina S. I 3, jedenfalls ein Verwandter des Manilius Vopiscus cos. 114 Or. 3787,

wo nicht derselbe. Ueber die häufige Verwechselung der Namen Manlius und Manilius vgl. St.R.E. IV 1481. [Der cos. 114 vielleicht ein Enkel des cos. suff. 60 zur Zeit des Neronischen Kometen (vgl. Tac. A. XIV 22); bei Seneca qu. nat. VII 28: Paterculo et Vopisco H. F. St.]

Flavius Ursus, wie Teuffel R.L.G. 308, 10 vermuthet, vielleicht der Sohn des Ursus, der Domitian zur Scheidung von der Domitia rieth und auf Julias Fürsprache 84 Consul wurde: Dio LXVII 3 u. 4; diese intimen Beziehungen zum kaiserlichen Hause passen gut zu der Annahme, daß er ein Flavier war. Der bei Statius vorkommende war noch jung (II praef.: juvenem candidissimum et sine jactura desidiae doctissimum) und hatte wol noch kein Amt bekleidet, da es Statius sonst schwerlich unerwähnt lassen würde. Dagegen war er bereits als Redner aufgetreten II 6, 95, war reich und Besitzer von Gütern am Vesuv, bei Pollentia, in Lucanien, am rechten Tiberufer, in Creta, Cypern und an andern Orten (Ib. 60—68).

Victorius Marcellus, bekannt als Freund Quintilians, vgl. Teuffel R.L.G. 308, 8. Ich habe ihn früher (Acad. Alb. 1870 V p. IV) für einen Ritter gehalten, aber wie Stobbe bemerkt, erklärt sich die Stelle S. IV 4, 59 ff. viel besser, wenn er von senatorischem Stande war. Wenn ihm der Kaiser auch ferner gnädig sein werde, der es bisher gewesen,

Quique tuos alio subtexit munere fasces
Et spatia antiquae mandat renovare Latinae,
Forsitan Ausonias ibis frenare cohortes etc.

Nach Stobbes sehr wahrscheinlicher Erklärung ist unter den fasces die Prätur zu verstehn, da die cura viae Latinae in der Regel in den Händen von Prätoriern ist (Borghesi IV p. 133); diese scheint er unmittelbar nach Niederlegung der Prätur erhalten zu haben, und das in Vs. 61 in Aussicht gestellte Commando ist dann das einer Legion.

Während nun aber bis V. 71 Victorius Marcellus angeredet wird, sind die folgenden Verse 72—78 an seinen Sohn Gallus 20—26, der noch ein Knabe war, gerichtet; ohne Zweifel ist also zwischen 71 und 72 eine (bisher nicht bemerkte) Lücke.

propriis tu pulcher in armis
Ipse canenda geres, patriaeque exempla parabis.

* * *

Magna pater, dignosque etiamnum belliger actus
Poscit avus, praestatque domi novisse triumphos.
Surge agedum, juvenemque puer deprende parentem,
Stemmate materno felix, virtute paterna:
Jam te blanda sinu Tyrio sibi curia felix
Educat, et cunctas gaudet spondere curules.

Der Schwiegervater des Victorius Marcellus hatte nach V. 73 die insignia triumphalia erhalten, und war gewiß von senatorischem Stande; den sinus Tyrius in V. 76 wird man natürlicher auf die tunica laticlavia des Senatorensohns als auf die toga praetexta beziehen.

Zum Ritterstande gehörte Junius Maximus, der sich, als S. IV 7 verfaßt wurde, in Dalmatien befand (V. 13) und im Orient praefectus alae gewesen war (V. 45); sein Vater hatte im sarmatischen Kriege befehligt (49—53 ut — refugis amaram Sarmatis legem dederit sub uno Vivere caelo).

Ritter war auch Septimius Severus IV 5, 41: inter pignora curiae Contentus arcto lumine purpurae (praef.: inter ornatissimos secundi ordinis), Redner und Dichter (Teuffel R.L.G. 308, 9), Besitzer von drei Gütern bei Veji, Cures und im Hernikerlande (54—57), schwerlich Beamter, da es nicht erwähnt wird.

Von Nonius Vindex rühmt Statius außer Sittenreinheit nur Treue gegen einen damals (94/95) schon, wie es scheint in den besten Jahren, gestorbenen Vestinus, der von hoher Abkunft war (IV 6, 94: scit adhuc florente sub aevo Par magnis Vestinus avis). War dies also der von Martial. IV 73 besungene, so könnte es nicht der Ritter V. Tac. H. IV 53 sein.

Pollius Felix, ein reicher Puteolaner, lebte zurückgezogen auf seiner Villa bei Sorrent (S. II 2 III praef. III 1); seine Gemahlin Polla, sein Schwiegersohn der Neapolitaner Julius Menecrates.

---

5. Ueber Juvenals siebente Satire.

In Juvenals siebenter Satire fehlt zwischen der Einleitung und dem eigentlichen Inhalt des Gedichts jeder Zusammenhang. In jener

heißt es, daß durch den Kaiser für edle geistige Bestrebungen eine Hoffnung geboten werde, allerdings die einzige; aber anstatt daß nun fortgefahren werden sollte: bisher fehlte eine solche, wird die Lage aller, die litterarische oder gelehrte Berufsarten wählen, namentlich der Dichter, Geschichtsschreiber, Rhetoren und Grammatiker als eine noch immer trost- und hoffnungslose geschildert. Selbst bei einem Dichter, dessen Unfähigkeit zur Composition so groß ist wie die Juvenals, erwartet man mindestens am Schluß einen Hinweis auf die nun angebrochene bessere Zukunft. Dieser findet sich aber nirgends, nur die Vergangenheit, die Zeit der Mäcenas, Fabius, Cotta wird gepriesen und zwar wie eine, deren Wiederkehr nicht zu erwarten sei. Damals, heißt es, sei der Geist nach Verdienst belohnt worden 94—97: als wenn der Dichter ganz vergessen hätte, daß er dasselbe nun auch für die Gegenwart in Aussicht gestellt hat.

Doch wollte man auch einen so hohen Grad von Nachlässigkeit glaublich finden, so läßt sich ein andrer Anstoß auch durch diese Voraussetzung nicht beseitigen. Die Satire handelt von der traurigen Lage aller Schriftsteller und Gelehrten, die Einleitung spricht aber ausschließlich von den Hoffnungen, die sich den Dichtern durch den Antheil des Kaisers an ihren Bestrebungen eröffnete. Zwar ist zweimal der allgemeine Ausdruck studia gebraucht (der auffallender Weise sonst nirgend bei Juvenal vorkommt), aber beidemal ist es unzweifelhaft von dichterischen Bestrebungen zu verstehn.

1. Et spes et ratio studiorum in Caesare tantum.
solus enim tristes hac tempestate Camenas
respexit, cum jam celebres notique poetae
balneolum Gabiis, Romae conducere furnos
temptarent etc.

— —

17. nemo tamen studiis indignum ferre laborem
cogetur posthac, nectit quicunque canoris
eloquium vocale modis laurumque momordit.
hoc agite, o juvenes! circumspicit et stimulat vos
materiamque sibi ducis indulgentia quaerit.*)

Nur die Dichter sind es also, die nach dieser Einleitung auf die

*) Wol eine Reminiscenz an Stat. Silv. V 2, 125: Ergo age, nam magni ducis indulgentia pulsat.

Gnade des Kaisers zu rechnen haben, und nur zur Poesie werden die Jünglinge hier ermuthigt, nicht zu litterarischen oder wissenschaftlichen Bestrebungen überhaupt. Nachdem dann 22—35 die Aussichtslosigkeit der Poesie ohne den Schutz und die Förderung des Kaisers auseinandergesetzt ist, wird mit dem wunderlichen accipe nunc artes 36 der Uebergang zu einer nochmaligen sehr breiten Darstellung der traurigen Lage der Dichter 36—97 gemacht, der sich dann die Betrachtung der übrigen gelehrten Berufsarten anschließt.

Mir scheint es hiernach undenkbar, daß die Einleitung (mindestens 1—21) von Anfang an zu dieser Satire (in der Gestalt, in der sie uns jetzt vorliegt) gehört hat; sondern sie ist nachträglich bei einer Umarbeitung oder neuen Ausgabe vorgesetzt und auf das ungeschickteste mit dem Gedicht, zu dem sie so schlecht paßt, verbunden worden. Ich vermuthe, daß der größte Theil (von 22 oder 36 ab, welche Verse dann natürlich als nachträglich verändert angesehn werden müssen) unter Trajan geschrieben war, und daß Juvenal bei der Thronbesteigung Hadrians, dessen Interesse für Poesie bekannt war, die Einleitung vorsetzte.

Die Ansicht von K. F. Hermann (De Juv. sat. VII temporibus), O. Ribbeck (Juv. p. X), Teuffel (R.L.G. 312, 2) und andern, daß unter dem Caesar in Vs. 1 Trajan zu verstehn sei, kann ich durch die Stelle in Plin. paneg. 47 nicht begründet finden; denn die studia, von denen es dort heißt, daß sie unter Trajan spiritum et sanguinem et patriam receperunt, sind die unter Domitian verfolgten und unterdrückten der Philosophie und Beredsamkeit, wie Plinius ausdrücklich sagt: quem honorem dicendi magistris, quam dignationem sapientiae doctoribus habes! Auch die von Teuffel 312, 3 angeführten Aeußerungen des Plinius in seinen Briefen über das Wiederaufleben der studia Epp. III 18, 5. u. s. w. beziehen sich auf dieselben Wissenschaften und auf die Geschichtsschreibung. Zur Poesie hatte man ja in Zeiten der Tyrannei immer wie in ein sicheres Asyl sich flüchten dürfen, sie hatte unter Domitian eine auch später anerkannte Glanzzeit gehabt und verdankte dem Thronwechsel am wenigsten.

6. Chronologisches zu Gellius.*)

Die einzige mir bekannte Abhandlung, in der genauere Zeitbestimmungen für Leben und Schriftstellerei des Gellius versucht sind, ist der Artikel „Gellius" von Bähr in Ersch und Grubers Encyklopädie; doch bedürfen auch diese der Berichtigung und Vervollständigung.

Als Gellius in die Schule ging (in scholis fui XVI 1, ad grammaticos itavi VII 6), war Terentius Scaurus (divi Hadriani temporibus grammaticus vel nobilissimus XI 15, wol Hadrians Lehrer vit. L. Veri c. 2) allem Anschein nach schon todt; denn wegen einer Stelle in einem seiner Bücher, die er nicht verstand, befragte Gellius den Sulpicius Apollinaris, von dem er sagt, daß er ihn als adulescens (adulescentulus XX 6) sectabatur discendi gratia, hominem nostrae memoriae doctissimum XIII 18. Schon hierdurch werden wir erinnert, daß die Jugend des Gellius nicht in die Zeit des (überall von ihm Divus genannten) Hadrian, sondern in die des Antoninus Pius fiel.

An Sulpicius Apollinaris scheint er sich im 17. oder 18. Lebensjahr angeschlossen zu haben: cum jam adulescentulus praetextam et puerilem togam mutasset magistrosque tunc sibi ipse exploratiores quaereret XVIII 4; die Anlegung der Männertoga erfolgte zwischen dem 15. und 17. Jahr (Marquardt Hdb. V 1, 135). Adulescens Romae, cum etiamtum ad grammaticos itarem, audivi Apollinarem Sulpicium, quem in primis sectabar — Erucio Claro, praefecto urbi, dicere etc. VII 6. Erucius Clarus (vgl. Plin. epp. II 9 Fronto ed. Naber p. 6) war zum zweiten Mal Consul 146, sein erstes Consulat ist unbekannt, ebenso ob er die Stadtpräfectur (Gell. XIII 18: qui praefectus urbi et bis consul fuit) vor oder nach demselben bekleidete; wahrscheinlich war es, wie sich unten ergeben wird, nach 146.

In denselben Jahren hatte er Unterricht bei den Rhetoren Antonius Julianus und T. Castricius, der letztere (noster bei Fronto ad am. II 2 ed. N. p. 190) nach Gell. XIII 22 vir a D. Hadriano in mores atque litteras spectatus, Romae locum principem habuit declamandi ac docendi und war docendis publice juvenibus magister XIX 9. Gellius bezeichnet sich in der Zeit, wo er mit diesem Lehrer und seinen Mitschülern die Sommerferien zu Puteoli verbrachte, als adulescentulus XVIII 9. Auch

*) Vgl. mein Programm De Auli Gellii vitae temporibus: Acad. Alb. Regim. 1869. IV.

mit Fronto hatte er damals schon Umgang XIX 8: Adulescentulus Romae priusquam Athenas concederem, quando erat a magistris auditionibusque obeundis otium, ad Frontonem Cornelium visendi gratia pergebam. Auch sein Umgang mit dem Dichter Annianus (XI 7 IX 10, der auf seinen Landgut im Faliskergebiet die Weinlese zu feiern pflegte XX 8) scheint in diese Zeit zu gehören; denn Annianus hatte noch den Valerius Probus gehört, dessen Blüthezeit bekanntlich unter Nero war, der aber wahrscheinlich noch unter Domitian (Martial. III 2, 12 — etwa 87) gelebt hat (Jahn Proll. ad Pers. p. CXXXVII). Ob er damals schon mit Julius Paullus (homo in memoria nostra doctissimus I 22 V 4 XVI 10) in Verkehr stand, ist ungewiß. Dieser vir bonus et rerum litterarumque impense doctus lud G. auf sein Gütchen im Vaticanischen Gebiet zusammen mit dem Numidier Julius Celsinus ein XIX 7, der ebenfalls Frontos Freund war XIX 10.

Wenn Gellius etwa im 18. Jahr den Unterricht bei Sulpicius Apollinaris begann, so dürfte er ihn bei diesem und seinen andern Lehrern etwa 7 Jahre fortgesetzt haben. Denn unmittelbar nach der Beendigung seiner grammatischen und rhetorischen Studien wurde er zum Richter ernannt, und dadurch zum juristischen Studium veranlaßt. Zu dieser Ernennung war ein Alter von 25 Jahren erforderlich (D. XLII 1, 57; L 4, 8); und bei Gellius scheint sie in der That unmittelbar, nachdem er dasselbe erreicht hatte, erfolgt zu sein. XIIII 2, 1: Quo primum tempore a praetore lectus in judices sum — libros utriusque linguae, de officio judicis scriptos, conquisivi, ut homo a d u l e s c e n s, a p o e t a r u m f a b u l i s e t a r h e t o r u m e p i l o g i s a d j u d i c a n d a s l i t e s v o c a t u s. XIII 13: cum ex angulis secretisque librorum et magistrorum in medium jam hominum et in lucem fori prodissem, quaesitum esse memini in plerisque Romae stationibus jus publice docentium aut respondentium etc. Um Aufklärung über juristische Fragen wandte sich Gellius auch an Grammatiker, deren einer ihn adulescens anredet XX 10, und an den Favorinus, quem in eo tempore Romae plurimum sectabar XIV 2, 11. In die nächstfolgenden Jahre fällt dann alles, was Gellius von seinem Umgang mit Favorinus (vgl. Hertz Ind. lect. aest. Vratisl. 1869) erzählt: ein Besuch bei Fronto II 26, Zusammentreffen mit dem Grammatiker Domitius Insanus XVIII 7, Spaziergang bei den Bädern des Titus III 1, auf dem Trajansforum XIII 25, Ausflug nach Ostia XVIII 1, Besuch in Antium XVII 10.

Da nun zwei Gespräche, an denen Favorinus theilnimmt, und die offenbar in dieselbe Zeit fallen, stattfinden vor dem kaiserlichen Palast, in einem Kreise, der auf den Beginn der salutatio Caesaris wartet (IV 1, 1 u. XX 1, 1, wo der Jurist S. Cäcilius das Wort führt): so muß dieser Verkehr des Gellius mit Favorinus vor 161 stattgefunden haben, in welchem Jahr Antoninus Pius starb, und zwei Kaiser den Thron besteigen, so daß fortan von einer salutatio Caesaris nicht mehr wol ohne nähere Bezeichnung gesprochen werden konnte.

Sulpicius Apollinaris lebte noch, als Gellius bereits das Richteramt bekleidete; denn cum Romae a consulibus judex extra ordinem datus — essem XII 13, 1 wandte er sich an ihn wegen der Bedeutung der Worte intra Kalendas. Derselben Zeit wird das Gespräch XIX 13 angehören: Stabant forte una in vestibulo Palatii fabulantes Fronto Cornelius et Festus Postumius (Redner aus Numidien: vgl. Fronto ad amic. II 10 ed. Naber p. 200) et Apollinaris Sulpicius etc. Bald darauf aber muß Apollinaris gestorben sein, jedenfalls mehrere Jahre vor 163. Denn der spätere Kaiser Pertinax (geb. 126) war erst sein Schüler, und dann sein Nachfolger: post quem idem Pertinax grammaticen professus est vit. Pert. c. 1; wo post quem doch wol nichts andres bedeuten kann, als nach seinem Tode. Da Pertinax bei der Schule seine Rechnung nicht fand, bewarb er sich um das Centurionat, das er auch erhielt, diente dann als Cohortenpräfect in Syrien, und zeichnete sich hierauf im Partherkriege aus; da dieser 163 begann, muß seine Uebernahme des Lehramts seines Vorgängers beträchtlich früher erfolgt sein. Auch die dialektischen Studien des Gellius (XVI 8, wo er von einem in der Bibliothek des Friedenstempels gefundenen Buch spricht) mögen in diese Zeit fallen.

Die Reise des Gellius nach Griechenland und sein dortiger Aufenthalt erfolgte sicher nach der zuletzt erwähnten richterlichen Thätigkeit und den damit verbundnen Studien. Gellius muß aber in Athen vor 165 oder spätestens in diesem Jahr gewesen sein, denn Peregrinus Proteus, den er zu Athen sah XII 11 und hörte VIII 3, starb eben 165. Nun bezeichnet sich Gellius bei diesem Aufenthalt ebenso konstant als juvenis, wie in der bisher besprochnen Zeit als adulescens; seine Studiengenossen in Athen heißen juvenes II 21 VII 10 XII 5. Eine solche Verschiedenheit des Ausdrucks wird man gerade bei diesem Schriftsteller nicht für zufällig halten, sondern eine bestimmte Altersbezeichnung darin erkennen

müssen. Da nun Varro nach Censorin. d. D. N. c. 14 das 30. Jahr als die Grenze der adulescentia und juventus ansah, ist es wol höchst wahrscheinlich, daß Gellius bei seinem Aufenthalt in Athen diese Grenze bereits überschritten hatte. Da es sich ferner nirgend zeigt, daß der Regierungsantritt der duo Augusti (161) schon vor Gellius Abreise aus Rom erfolgt war, diese also etwa zwischen 160 und 164 stattfand, so muß die Geburtszeit des Gellius, wenn er damals gerade das Alter von 30 Jahren hatte, etwa zwischen 130 und 134 fallen. Dazu stimmt auch sehr gut, daß wie bemerkt die Zeit seines Schulbesuchs nach 137 angesetzt werden muß; die Ansetzung seines Geburtsjahrs im J. 140 (Bähr a. a. O. 48[b]) ist also zu spät, im J. 115 (Teuffel R.L.G. 300) zu früh.

Die übrigen Angaben, die Gellius in Bezug auf seine griechische Reise macht, ergeben nichts für die Zeitrechnung. Herodes Atticus (geb. 101 Consul 143), an den Gellius, wie Bähr vermuthet, vielleicht von Favorinus empfohlen war, wird als Consular I 2 erwähnt. Zu seinen Lehrern in Athen gehörte ganz besonders der Platoniker Calvisius Taurus aus Berytos memoria nostra in disciplina Platonica celebratus VII 10, der auch der Lehrer des Herodes gewesen war Philostrat. vitt. Soph. II 1, 34, und dessen Blüthezeit Hieronymus ums J. 146 ansetzt (Taurus clarus habetur), damals also schon ein Greis.

Zu der Annahme Teuffels R.L.G. 340, 2, daß Gellius Aufenthalt in Athen mindestens zweijährig war, sehe ich nirgend eine Veranlassung, da wie Bähr a. a. O. S. 45 bemerkt, alle erwähnten Zeiten und Ereignisse sehr wol innerhalb eines Jahres Raum finden. Gellius erwähnt Ausflüge nach Eleusis VIII 3, Aegina II 21, Delphi XII 5, Paträ XVIII 9; den Sommer II 21 und dessen größte Hitze XVIII 10, den sehr heißen Herbst I 2, die Feier der Pythischen Spiele (im September: Bähr 44[b]) XII 5, den Winter XVII 8 und seine langen Nächte Praef. 4, die Saturnalien XVIII 2 u. 13. Von der Rückreise spricht er dreimal: XIX 1 (Ueberfahrt von Cassiope nach Brundisium bei stürmischem Meer), IX 4, XVI 6 (Landung in Brundisium).

Von seinem spätern Leben spricht Gellius fast gar nicht. Aus der Vorrede ergibt sich, daß er heirathete und Kinder hatte (Praef. 1). Zu der Annahme Teuffels R.L.G. 340, 3, daß er im spätern Lebensalter wieder nach Athen übergesiedelt sei, vielleicht der Erziehung seiner Kinder wegen, und seine Attischen Nächte dort ausgearbeitet habe, kann ich in

der angeführten Stelle Praef. 4 keinen Grund finden: Sed quoniam longinquis per hiemem noctibus in agro sicut dixi terrae Atticae commentationes hasce ludere ac facere exorsi sumus; glaube vielmehr, daß Gellius hier von den ersten während seiner Studienzeit gemachten Entwürfen und Aufzeichnungen (illis annotationibus pristinis) spricht, die er eben im spätern Alter ordnete und ausführte. Daß diese Aufzeichnungen zum Theil in ihrer ursprünglichen Form in das spätere Werk übergingen, zeigt XVIII 2, 7; wo es heißt, bei der Feier der Saturnalien in Athen seien nuper verschiedene Fragen aufgeworfen worden, während es doch nach einer frühern Stelle unzweifelhaft ist, daß diese Feier eben in die Studienzeit des Gellius fiel 2: conveniebamus autem ad eandem cenam complusculi, qui Romani in Graeciam veneramus, quique easdem auditiones eosdemque doctores colebamus. Dieser Gebrauch von nuper macht es freilich unmöglich, die Ereignisse, welche als nuper geschehn bezeichnet werden, mit Sicherheit der Zeit der definitiven Abfassung des Werks zuzuweisen, da die betreffenden Abschnitte ebenfalls schon mehrere Jahre früher niedergeschrieben und später unverändert aufgenommen sein können. XIII 31: laudabat venditabatque se nuper quispiam in libraria sedens homo ineptus. XV 4: in sermonibus nuper fuit seniorum hominum et eruditorum etc. II 24: legi adeo nuper in Capitonis Ateji conjectaneis. III 3, 7: nos quoque ipsi nuperrime, cum legeremus Fretum etc. Ebenso möglich ist aber freilich, daß diese Stellen sämmtlich oder theilweise während der eigentlichen Redaction des Buchs geschrieben sind, die darin erzählten Ereignisse sich also kurz vor derselben zugetragen hatten. Denn daß Gellius sein Buch in der That nicht in Attica, sondern in oder bei Rom schrieb, scheint mir aus dem Gebrauch des Präsens in folgender Stelle hervorzugehn XI 3: Quando ab arbitriis negotiisque otium est et motandi corporis gratia aut spatiamur aut vectamur, quaerere nonnumquam aput memet ipsum soleo res ejusmodi, parvas quidem minutasque — velut est, quod forte nuper in Praenestino recessu vespertina ambulatione solus ambulabans considerabam etc. Bei diesem Landaufenthalt dürfte auch der opicus die Frage über den Titel der Plutarchischen Schrift περὶ πολυπραγμοσύνης gethan haben, was ebenfalls als nuper geschehn berichtet wird XI 16, 2; da in Rom selbst Gellius wol nicht leicht mit opicis in Berührung kam. Und so werden denn wol die meisten mit nuper eingeführten Erzählungen von kleinen Ereignissen in Rom der Abfassungszeit der Attischen Nächte an=

gehören. Auch XVI 10, 1: otium erat quodam die Romae in foro a negotiis etc. wird sich auf diese Zeit beziehen. Es ist auffallend, daß Gellius in diesem im höhern Alter geschriebenen Buche so äußerst wenig aus seiner spätern Lebenszeit erwähnt. Wir erfahren nicht, von welcher Art (außer den arbitria und der Verwaltung seines Vermögens) die Geschäfte waren, denen er zu seiner Arbeit die Zeit abstehlen mußte (praef. 12: per omnia semper negotiorum intervalla, in quibus furari otium potui), seine freie Zeit verlebte er dann zum Theil auf seiner Besitzung zu Präneste.

Er sagt Praef. 22: volumina commentariorum ad hunc diem viginti jam facta sunt. Quantum autem vitae mihi deinceps deum voluntate erit quantumque a tuenda re familiari procurandoque cultu liberorum meorum dabitur otium, ea omnia subsiciva et subsecundaria tempora ad colligendas hujuscemodi memoriarum delectatiunculas conferam. Progredietur ergo numerus librorum, diis bene juvantibus cum ipsius vitae, quantuliquique fuerint, progressibus, neque longiora mihi dari spatia vivendi volo quam dum ero ad hanc quoque facultatem scribendi commentandique idoneus. Da nun Gellius nicht dazu gekommen ist, eine Fortsetzung seines Werks herauszugeben, scheint er dessen Abschluß nicht lange überlebt zu haben. Klar ist aber, daß er so wie er hier spricht nur sprechen konnte, nachdem er die Höhe des Lebens schon überschritten hatte. Fällt also seine Geburtszeit etwa zwischen 130—134, so muß die Abfassung des Buchs, die wol mehrere Jahre erforderte (Bähr a. a. O. S. 50), nicht zwischen 150 u. 160 fallen (Teuffel a. a. O.), sondern in die letzte Zeit des Marc Aurel oder schon unter Commodus, ja Gellius kann sehr wol noch unter Pertinax, der ja wie er ein Schüler des Sulpicius Apollinaris war, geschrieben und diesen überlebt haben.

Es ergeben sich also hieraus folgende Ansetzungen als wahrscheinlich:

Gellius	geboren	etwa zwischen 130 u. 134
=	legt die toga virilis an	= = 145 = 150
=	beginnt den Unterricht bei Sulpicius Apollinaris	= = 146 = 151
=	verkehrt mit Fronto Erucius Clarus Stadtpräfekt	} in derselben Zeit
=	wird zum Richter ernannt	zwischen 155 = 159

Gellius schließt sich an Favorinus an in derselben Zeit.

	In dieser Zeit ungefähr stirbt Sulpicius Apollinaris und Pertinax (geb. 126) übernimmt seine Schule.	
=	reist nach Griechenland	etwa zwischen 160 u. 164
=	vollendet die Attischen Nächte und schreibt die Vorrede	= = 175 = ?

IV.

Die religiösen Zustände.

1. Der Götterglaube.

Für die Erkenntniß der religiösen Zustände der antiken Welt in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten fließen uns zwei Quellen von sehr verschiedener vielfach sogar entgegengesetzter Beschaffenheit: die eine in der Litteratur, die andere in den Denkmälern, namentlich Inschriftsteinen. Die Litteratur ist vorwiegend aus Kreisen hervorgegangen, die theils von Unglauben und Indifferenz ergriffen waren, theils durch Reflexion und Deutung den Volksglauben zu vergeistigen, zu läutern und umzugestalten strebten. Die Denkmäler dagegen stammen wenigstens zum großen Theil aus denjenigen Schichten der Gesellschaft, die von der Litteratur und den dort herrschenden Richtungen wenig berührt wurden, und theils nicht das Bedürfniß, theils nicht einmal die Fähigkeit hatten, ihren Ueberzeugungen dort Ausdruck zu geben: und sie sind ganz vorwiegend Zeugnisse eines positiven, weder zweifelnden noch grübelnden, naiven und reflexionslosen Götterglaubens. Wenn die moderne Welt einst in ähnlicher Weise unterginge wie die antike untergegangen ist, und eine späte Nachwelt dann bemüht wäre aus ebenso trümmerhaften Ueberresten der heutigen Kultur, als sie uns vom Alterthum geblieben sind, eine Anschauung von den religiösen Zuständen unserer Zeit zu gewinnen: so würde auch sie aus sehr fragmentarischen Ueberresten der heutigen Litteratur ganz andere, zum Theil entgegengesetzte Eindrücke erhalten, als aus Grabsteinen, Votivtafeln und andern kirchlichen Denkmälern jeder Art. Wie dann nur eine Verwerthung beider

Verschiedenartigkeit der litterarischen und monumentalen Quellen.

einander ergänzenden Klassen von Zeugnissen eine annähernd richtige Vorstellung geben könnte, so gilt dasselbe auch für die hier in Betracht gezogene Zeit des Alterthums. Während die heidnische Litteratur dieser Zeit uns einen Einblick in die Thätigkeit der Kräfte gewährt, die innerhalb des Heidenthums an seiner Auflösung und Zersetzung arbeiteten, weht uns aus den Denkmälern ein Geist des Glaubens an, der allen zerstörenden Einflüssen Jahrhunderte lang Widerstand zu leisten vermochte. Weil nun, namentlich von theologischen Schriftstellern, die heidnische und christliche Litteratur jener Zeit immer fast ausschließlich, jedenfalls weit mehr als ihre Denkmäler zur Darstellung religiöser Zustände verwerthet wurde, ist man der zuletzt berührten Seite derselben nie völlig gerecht geworden.

Die Litteratur bisher fast ausschließlich berücksichtigt.

Aber auch die Litteratur hat man mit Vorurtheil behandelt, vorzugsweise ihre irreligiöse Seite berücksichtigt und nicht hinreichend erwogen, in wie hohem Grade nicht bloß der Glaube, sondern auch der Aberglaube ein Bedürfniß der Massen ist.[1] Selbst die litterarischen Quellen bestätigen doch nur sehr theilweise die herrschende Ansicht, daß das Heidenthum sich schon im tiefsten Verfall, in voller Auflösung befunden habe, als das Christenthum entstand.

Irreligiöse Richtungen in der letzten vorchristlichen und ersten nachchristlichen Zeit.

Allerdings wird schon im letzten vorchristlichen Jahrhundert von römischen und griechischen Schriftstellern viel über Abnahme der Gottesfurcht, über Unglauben und religiöse Indifferenz geklagt[2] und die Schuld an dem Verfall der Religion ausdrücklich den Lehren „wahnwitziger Weisheit“[3] zugeschrieben, die sich aus den Schulen griechischer Philosophie verbreitet hatte. In der That herrschen in der damaligen römischen Litteratur, so wie in der des ersten nachchristlichen Jahrhunderts Richtungen, die von dem alten Glauben theils abgewendet, theils ihm geradezu feindlich sind. Die Nothwendigkeit des Volksglaubens und der Staatsreligion wurde zwar von den Gebildeten aus Gründen der Zweckmäßigkeit bereitwillig zugestanden, namentlich wegen der sittlichen Rohheit und geringen Bildung der Massen. Die Masse der Weiber und das ganze gemeine Volk, sagt Strabo, kann man nicht durch philosophische Belehrung

1) Gibbon, History Ch. XV ed. Basel 1782 II 294. 2) Marquardt Hdb. IV A. 480. 3) Horat. C. I 34, 2.

zur Frömmigkeit, Heiligkeit und zum Glauben hinleiten, sondern es bedarf für diese auch der Götterfurcht, und dazu gehören Legenden und Wundergeschichten,[1] und die Staatsmänner der Monarchie betonten noch besonders, daß die Verächter der Götter auch sonst Niemanden in Ehren halten.[2]

In jenem Geständniß war aber freilich ausgesprochen, daß ein großer Theil der Gebildeten selbst des Volksglaubens in der überlieferten Form nicht zu bedürfen glaubte, über den sie sich in der That vielfach mit Gleichgültigkeit, Frivolität oder Verachtung äußerten. Ja wir begegnen auch — bei Lucrez — einem leidenschaftlichen Ausdruck des Hasses gegen den Glauben. Ihm erschien er als ein von der Erde zum Himmel ragendes Riesengespenst, dessen schwerer Tritt das Menschenleben schmählich zu Boden drückte, während sein Antlitz grauenvoll aus der Höhe herabdrohte: bis der kühne Geist eines griechischen Mannes — des Epikur — dem Schrecken Trotz bot. Er erschloß die Pforten der Natur, drang weit über die flammenden Mauern des Weltalls ins Grenzenlose vor, und brachte, als Ueberwinder, der Menschheit die Erkenntniß der Gründe alles Seins. So hat er den Glauben gestürzt, uns aber durch seinen Sieg zum Himmel erhoben. Man möge nicht meinen mit der Annahme dieser Lehre den Weg des Frevels und der Gottlosigkeit zu betreten: im Gegentheil, gerade der Glaube habe öfter zu gottlosen und verbrecherischen Thaten geführt. Der Dichter erinnert, wie Agamemnon die eigene Tochter dem Zorn der Göttin Diana geopfert habe, und schließt seine rührende Schilderung des Opfertodes der unschuldigen Jungfrau mit dem Ausruf: Zu so viel Unheil konnte der Glaube den Antrieb geben![3]

Haß des Glaubens (bei Lucrez) vereinzelt.

Doch so feindselig wie Lucrez stand der Volksreligion keineswegs die ganze Schule der Epikureer gegenüber, geschweige denn die philosophisch Gebildeten überhaupt. Den Atheismus lehrte kein System, und seine Anhänger sind schwerlich zu irgend einer Zeit zahlreich gewesen. Der Skepticismus bestritt nur, daß das Dasein der Gottheit sich beweisen lasse, der Epikureismus lehrte die Existenz unzähliger

1) Strabo I 2 p. 19 C. 2) Mäcen bei C. Dio LII 36. 3) Lucret. I 62—101.

ewiger seliger Götter, und leugnete nur ihre Fürsorge für die Welt und die Menschheit: aber die Epikureer schlossen sich eben so wenig als die Skeptiker grundsätzlich vom Kultus aus. Die Gottheit bedürfe der Verehrung zwar nicht, sagt der Epikureer Philodemus, aber für uns sei es naturgemäß, sie ihr zu erweisen, hauptsächlich durch erhabne Vorstellungen, dann aber auch nach der in jedem Falle überlieferten väterlichen Sitte.[1] Der Gewohnheit folgend, sagt der Skeptiker Sextus, sagen wir, daß es Götter gibt, daß sie eine Vorsehung üben, und verehren sie.[2] Die überwiegende Mehrzahl der Gebildeten, die ohne einer bestimmten Schule anzugehören, doch von philosophischen Einflüssen mittelbar oder unmittelbar berührt waren, stand dem Volksglauben mehr oder minder tolerant gegenüber, mochten sie auch selbst monotheistische oder pantheistische oder fatalistische Anschauungen hegen, oder einem geläuterten Polytheismus huldigen, oder endlich den überlieferten Glauben verloren haben, ohne einen neuen gewinnen zu können.

Standpunkt der nicht philosophisch gebildeten Römer.

Die in der gebildeten römischen Welt des ersten Jahrhunderts n. Chr. außerhalb der eigentlich philosophischen Kreise verbreiteten religiösen Anschauungen bewegten sich zwischen dem Glauben an die Existenz der Volksgötter und eine durch sie geübte Vorsehung (wenn auch mit Verwerfung der ganzen legendarischen Ueberlieferung) einerseits, und der absoluten Negation dieser Götter andrerseits. Auf dem erstern Standpunkt scheint z. B. Tacitus gestanden zu haben.[3]

Glaube (Tacitus).

Bei Besprechung der jüdischen Religion äußert er den entschiedensten Widerwillen gegen die Vernachlässigung des ererbten Gottesdienstes und die Verachtung der Götter. Er glaubte, daß sie nicht bloß die unabänderliche Weltordnung vollziehn, sondern auch unmittelbar in ihren Gang eingreifen,[4] und die Zukunft durch Vorzeichen verkündigen.

Schwanken zwischen

Quintilian gehörte zu der gewiß sehr zahlreichen Klasse derer, bei welchen die gewohnten und anerzognen polytheistischen Anschauungen

1) Zeller, Philosophie d. Griechen III 1, 398, 2. 2) Zeller III 2, 47, 2.

3) Eine stillschweigende Billigung der jüdischen und germanischen Gottesverehrung kann ich in Hist. V 5; Germ. c. 9 nicht mit Nipperdey erkennen, dessen Erörterung (Tac. Ann.³ p. XIV—XVI) ich im übrigen folge.

4) H. IV 78: nec sine ope divina mutatis repente animis terga victores vertere.

Polytheismus und Monotheismus (Quintilian) —

sich mit monotheistischen vermischten, ohne daß sie das Bedürfniß oder die Energie hatten, ihre Ueberzeugungen zu völliger Klarheit und Bestimmtheit durchzubilden.[1] Bei ihm drängte schon die Vorstellung von der beseelten Natur, von „jenem Gott, der der Vater und Schöpfer der Welt ist," den Glauben an die „unsterblichen Götter" in den Hintergrund; der Glaube an eine Vorsehung stand ihm fest, und auch an der Verkündung der Zukunft durch Orakel und Zeichen scheint er nicht gezweifelt zu haben. Am entschiedensten ist in der Negation des Volksglaubens der ältere Plinius. Er meinte in seiner Darstellung des Kosmos die „unaufhörlich erörterte Frage nach dem Wesen der Gottheit" nicht übergehen zu dürfen, und hat deshalb die damals am meisten verbreiteten Formen ihrer Beantwortung angegeben. Für ihn selbst war Gott und Natur nicht zu trennen: die Natur war ihm „die Mutter aller Dinge," die sich dem Menschen so oft im Zufall offenbarte; diesen mochte man also als den Gott bezeichnen, dem man die meisten Entdeckungen und Kulturfortschritte verdankte.[2] Aber mit Grund durfte man das „heilige unermeßliche ewige" Weltall, „zugleich die Schöpfung der Natur, und die Natur selbst" für eine Gottheit halten; als die Seele der Welt aber und ihr leitendes Princip die Sonne ansehn. Nur menschliche Schwäche konnte also nach dem Bilde und der Gestalt der Gottheit fragen. Welcher Art sie auch ist (wenn es noch eine außerhalb der Natur gibt), und wo auch immer, sie muß ganz Kraft, ganz Geist sein. Noch thörichter ist es, an unzählige Götter zu glauben und auch menschliche Eigenschaften wie Eintracht, Keuschheit, Hoffnung, Ehre, Milde als Gottheiten zu betrachten: die gebrechliche und mühselige Menschheit hat, ihrer Schwäche sich bewußt, die Eine Gottheit zertheilt, damit jeder die von ihren Seiten verehren könne, deren er am meisten bedarf. Daher finden wir bei andern Völkern andere Namen, und unzählige Götter bei denselben, selbst Krankheiten und Uebel aus Furcht verehrt, wie das Fieber und die Verwaisung. Da nun noch der Glaube an Schutzgötter und -göttinnen aller einzelnen Männer und Frauen dazu kommt, ergibt sich eine größere Zahl der

Unbedingte Leugnung der Götter (Plinius).

1) Babucke De Quintiliani doctrina (Regim. 1866) p. 11—16.

2) Plin. H. N. XXVII 8 (mit Silligs Anm.) XXXVII 205. II 12—27.

Götter als der Menschen. Die ganze Mythologie ist kindische Faselei, den Göttern Ehebrüche, Streit und Haß beilegen, an Gottheiten des Betruges und der Verbrechen glauben, der äußerste Grad der Schamlosigkeit. Offenbarung der Gottheit ist das Wirken der Menschen für die Menschheit, und dies zugleich der Weg zum ewigen Ruhm; auf diesem sind die Helden des alten Rom gewandelt, auf ihm schreitet jetzt mit übermenschlichem Schritt Vespasian mit seinen Söhnen, der erschöpften Welt Hilfe bringend. Uralt ist die Sitte Wohlthätern der Menschheit durch Versetzung unter die Götter Dank abzustatten. Ueberhaupt sind die Namen der Götter wie der Gestirne von Menschen entlehnt: wie sollte es ein himmlisches Namensverzeichniß geben! Ob die höchste Macht, welche es auch sei, für die menschlichen Dinge Sorge trägt, ob es denkbar ist, daß sie durch einen so traurigen und so vielfachen Dienst nicht herabgewürdigt werden würde? Kaum wäre zu entscheiden, ob es für das Menschengeschlecht nützlicher sei, diesen Glauben zu hegen oder nicht, wenn man sieht wie ein Theil keine Rücksicht auf die Götter kennt, der andere im schimpflichen Aberglauben und Götterfurcht befangen ist. Um die Vorstellung von der Gottheit noch ungewisser zu machen, hat die Menschheit sich eine Macht erfunden, deren Wesen zwischen beiden entgegengesetzten Vorstellungen die Mitte hält: Fortuna, die bewegliche, von den meisten für blind gehaltene, umherschweifende, unbeständige, ungewisse, wechselnde, die Gönnerin der Unwürdigen, also der Zufall selbst[1] wird als Gottheit verehrt. Ein anderer Theil verwirft auch diese, weist alle Ereignisse ihren Gestirnen zu, und glaubt an eine einmalige unabänderliche, für alle Zukunft verhängte Bestimmung der Gottheit. Diese Ansicht hat angefangen Boden zu gewinnen, und die Menge der Gebildeten wie der Ungebildeten fällt ihr gleich bereitwillig bei. Sodann umfängt der Glaube an unzählige Vorbedeutungen die des Blicks in die Zukunft beraubte Menschheit, und unter all diesem ist allein gewiß, daß es nichts Gewisses gibt, und kein zugleich jammervolleres und hochmüthigeres Wesen als der Mensch. Die übrigen Geschöpfe kennen kein Bedürfniß als die, welche die Güte der Natur von selbst befriedigt, und überdies nicht den Gedanken des Todes. Aber für

1) Ich glaube (mit Sillig) daß in § 22 Fors für sors zu lesen ist.

die Gesellschaft ist der Glaube an die Lenkung der menschlichen Dinge durch die Götter ohne Zweifel von Nutzen, und daß für Uebelthaten Strafen unfehlbar eintreten, wenn auch spät, da die Gottheit nach so vielen Seiten hin in Anspruch genommen ist; so wie daß der Mensch nicht darum als das Gott nächste Wesen geschaffen sein könne, um an Niedrigkeit den Thieren gleich zu sein. Für die Unvollkommenheit der menschlichen Natur aber liegt darin ein ganz besonderer Trost, daß auch Gott nicht alles kann. Er kann sich nicht selbst den Tod geben, wenn er es wollte, was die Natur dem Menschen als das Beste bei so viel Qualen des Lebens geschenkt hat; noch sterbliche mit Unsterblichkeit beschenken, oder abgeschiedene zurückrufen, nicht bewirken, daß wer gelebt hat, nicht gelebt, wer Aemter bekleidet hat, sie nicht bekleidet habe; er hat überhaupt keine Macht über die Vergangenheit als die des Vergessens; und (um auch scherzhafte Beweisgründe anzuführen) er kann nicht machen, daß zweimal zehn nicht zwanzig ist, und vieles der Art: woraus sich unzweifelhaft die Macht der Natur ergibt, und daß sie das ist, was wir Gott nennen. — Soweit Plinius.

Versöhnung von Vernunft und Glauben in der Theologie des Stoicismus.

War nun allerdings die Negation des Volksglaubens wol in den meisten Fällen eine mittelbare oder unmittelbare Wirkung philosophischer Einflüsse, so gab es doch auch philosophische Richtungen, mit denen er nicht bloß vollkommen vereinbar war, sondern die ihm sogar zur Stütze dienten. Der Stoicismus, dessen Wirkungen in jener Zeit sich vielleicht weiter erstreckten als die irgend eines andern Systems, suchte in seiner Theologie[1] Glauben und Philosophie zu versöhnen, die Berechtigung der Volksreligion wissenschaftlich darzuthun, indem er von dem höchsten Gott, dem Schöpfer und Weltbeherrscher Untergötter, von der durch das All verbreiteten göttlichen Kraft als Einheit, ihre zahllosen Aeußerungen und Wirkungen unterschied, und überdies Dämonen als Mittelwesen zwischen Gottheit und Menschheit annahm. Alles, sagt Epiktet, ist voll von Göttern und Dämonen.[2] Die Anstößigkeiten der legendarischen Tradition wurden durch künstliche allegorische Auslegung beseitigt. Da außerdem die stoische Theologie fortwährende Offenbarungen der göttlichen Mächte

1) Zeller III 1, 288—323. 2) Ebdas. 667.

durch Sendung von Orakeln, Vorzeichen u. dgl. anerkannte: so darf man annehmen, daß ein großer Theil der Anhänger der Stoa an dem überkommenen Glauben mehr oder weniger streng festhielt, und daß diejenigen Gebildeten, die wie Marc Aurel in einer Welt ohne Götter nicht leben wollten,[1] ihr vor andern Schulen auch darum den Vorzug gaben, weil sie eine Lösung des Conflikts zwischen Vernunft und Glauben bot.

Restauration des Glaubens im 2. Jahrhundert.

Auch im ersten Jahrhundert also standen nicht einmal die philosophisch Gebildeten der Volksreligion durchaus feindlich gegenüber. Und wenn auch in der Litteratur dieser Zeit, wie in der des achtzehnten Jahrhunderts glaubensfeindliche Stimmungen und Richtungen vorherrschen, so behaupteten sie keinesfalls diese Herrschaft über das Jahrhundert hinaus. Wie die Fluth der antichristlichen Richtungen des vorigen Jahrhunderts, nachdem sie ihre größte Höhe erreicht hatte, schnell sank, und dann eine mächtige Rückströmung eintrat, die auch einen großen Theil der gebildeten Kreise unwiderstehlich mit fortriß: ebenso sehen wir in der römisch-griechischen Welt, nach den in der Litteratur des ersten Jahrhunderts vorwiegenden Richtungen, eine Tendenz zum positiven Glauben die Oberhand gewinnen, auch hier die gebildeten Kreise ergreifen, und auch hier den Glauben vielfach zu krassem Aberglauben, Wundersucht, Frömmelei und Schwärmerei ausarten.

Ausbildung und dogmatische Geltung der Dämonenlehre.

Den Beweis für ein von den Gebildeten tiefer und allgemeiner als bisher empfundenes Bedürfniß, den Volksglauben mit einer reinern Gotteserkenntniß in Einklang zu bringen, gibt vor allem die Ausbildung, welche die (wie bemerkt auch von den Stoikern angenommene) Dämonenlehre seit dem Ende des ersten Jahrhunderts durch die Platoniker erhielt, und die für die religiöse Richtung dieser Zeit in hohem Grade charakteristisch ist. Die Vorstellung von diesem „Zwischenreich" der Dämonen, die auf alter orphisch-pythagoreischer Ueberlieferung beruhte, entwickelte sich in der Art, daß die Dämonen den gläubigen Philosophen „überall an die Stelle der Volksgötter treten konnten, wo von den letztern solches ausgesagt wurde, was man mit dem reinen Gottesbegriff unverträglich fand, ohne es doch

1) Zeller III 1. 679.

darum geradezu läugnen zu wollen."[1] Obwol hier der Phantasie der weiteste Spielraum gegeben war, stimmen die Platoniker des zweiten Jahrhunderts in allen wesentlichen Punkten der (von ihnen mit Vorliebe behandelten) Dämonenlehre völlig überein; offenbar hatte diese bereits in den gläubigen Kreisen der gebildeten Welt eine Art von dogmatischer Geltung gewonnen. Plutarch[2] sagt: diejenigen, die entdeckt haben, daß ein Geschlecht von Dämonen zwischen Menschen und Göttern in der Mitte steht, und beide mit einander verbindet und im Zusammenhange erhält (mag nun diese Lehre aus der Schule Zoroasters, von Orpheus, aus Aegypten oder Phrygien stammen), haben mehr und größere Schwierigkeiten gelöst als Plato durch seine Theorie von der Materie.[3] Nach seiner Ansicht konnten die drei untern Gattungen der Vernunftwesen durch Vervollkommnung jede zu der nächst höhern und zuletzt zu der höchsten aufsteigen: die bessern Menschenseelen konnten Heroen, diese Dämonen und einzelne dieser (wie Isis und Osiris) Götter werden.[4] Denn von den in dreifacher Ordnung die Vorsehung übenden Gewalten nehmen die Dämonen den untersten Rang ein. Die höchste Gewalt ist der Geist und Wille der Urgottheit, Schöpfer und Ordner des Weltganzen von Anbeginn, nächst ihm lenken die himmlischen Götter die menschlichen Dinge im Großen und Ganzen, zuletzt die Dämonen „als Wächter und Aufseher" im Einzelnen.[5] Abweichend von andern Platonikern hält Plutarch die Dämonen nicht für nothwendig unsterblich; ohne den geringsten Zweifel und als Erlebniß eines glaubwürdigen Mannes erzählt er, wie die Kunde von dem Tode des großen Pan von seinen Mitdämonen mit lautem Wehklagen aufgenommen worden sei; die Hofphilosophen des Tiberius hatten sich dahin geäußert, dies sei Pan der Sohn des Hermes und der Penelope gewesen.[6] Die Dämonen sind für Lust und Unlust empfänglich und auch dem Bösen zugänglich: auf sie beziehen sich die Ueberlieferungen von Entführungen, Umherirren, Verstecktsein, Verbannungen und Sklavendiensten von Göttern; alles dies und Aehnliches, wie die Leiden der Isis und des

1) Zeller III 2, 122. 2) Zeller III 1, 157 f. 3) Plutarch. def. orac. 10.
4) Id. Romul. c. 29, 18. def. orac. ib. Is. et Osir. c. 30.
5) Plutarch. De fato c. 9. 6) Id. def. orac. c. 17.

Osiris, sind nicht Schicksale von Göttern, sondern von Dämonen.[1] Diese sind mit den Namen der Götter, denen sie beigesellt sind und von denen sie Macht und Ehre haben, benannt und so mit ihnen verwechselt worden, einige haben jedoch ihre wahren Namen behalten.[2] Die bösen und furchbaren Dämonen erfreuen sich an düstern trauervollen Kulten, und wenn ihnen diese zu Theil werden, wenden sie sich zu nichts Schlimmerem; die guten und freundlichen tragen (wie schon Plato lehrte) als Boten und Dollmetscher die Gebete und Wünsche der Menschen zu den Göttern aufwärts, und die Orakel und Gaben des Guten herab.[3] Oft also steigen die Dämonen aus der Region des Mondes nieder, um die Orakel zu verwalten, an den höchsten Mysterien mitfeiernd Theil zu nehmen, Frevel zu bestrafen, in Krieg und Seegefahr Rettung zu bringen: lassen sie sich hierbei durch Zorn, ungerechte Gunst oder Neid bestimmen, so büßen sie dafür, indem sie wieder zur Erde herabgestürzt, und in Menschenleiber geschleudert werden.[4]

Ganz in demselben Sinne stellen Apulejus und Maximus von Tyrus die Dämonen als Vermittler zwischen der Götter- und Menschenwelt dar. Nach dem ersten[5] sind ihre Leiber weder von irdischer noch rein ätherischer Natur, sondern halten zwischen beiden die Mitte. Deshalb werden sie dem Menschen nur ausnahmsweise und nach eigenem Willen sichtbar, wie die homerische Minerva dem Achill. Diese Dämonen lassen die Dichter, keineswegs der Wahrheit zuwider, Menschen lieben und hassen, begünstigen und schädigen, daher auch Mitleid, Unwillen, Angst und Freude fühlen, überhaupt durchaus menschlich empfinden, was alles mit der ewig unveränderlichen Ruhe der Himmelsgötter unvereinbar ist. Auf der verschiedenartigen Empfänglichkeit der Dämonen für sinnliche Eindrücke beruht auch nach Apulejus die Verschiedenheit der Kulte und Opfer. Je nach ihrer Natur erfreuen sie sich an täglichen oder nächtlichen, öffentlichen oder geheimen, heitern oder düstern Opfern und Gebräuchen: so die ägyptischen an Klagegesängen, die griechischen an

1) Plut. def. orac. c. 15. Is. et Osir. c. 25. 2) Id. def. orac. c. 25. 3) Id. Is. et Osir. c. 26 (Plato Conviv. c. 23). 4) Id. de fac. in orbe lunae c. 30. 5) Apulej. de deo Socratis c. 6—13.

Tänzen, die barbarischen an rauschender Musik. Daher also die große Mannigfaltigkeit in den Formen der Götterdienste in verschiedenen Ländern: die Processionen, Mysterien, Handlungen der Priester, Gebete der Opfernden, Götterbilder und -attribute, Lage und Gebräuche der Tempel, Blut und Farbe der Opferthiere — alles dies hat seine Gültigkeit je nach dem Gebrauch eines jeden Orts, und oft erfahren wir durch Träume, Prophezeiungen und Orakel, daß die Gottheiten (d. h. Dämonen) zürnen, wenn in ihrem Dienst aus Nachlässigkeit oder Hochmuth etwas versäumt wird.

Mit Ausnahme sehr weniger Gottesleugner, sagt Maximus von Tyrus,[1] stimmt die ganze Menschheit in dem Glauben an Einen Gott, den König und Vater aller, und an viele Götter, seine Kinder und Mitherrscher überein: diese letzten sind nicht dreißigtausend, wie Hesiod sagt, sondern zahllose, theils im Himmel die Naturen der Gestirne, theils im Aether die Existenzen der Dämonen. Theils sichtbar, theils unsichtbar nehmen diese göttlichen Wesen an der Herrschaft des höchsten Gottes Theil; die ihm verwandtesten schaaren sich gleichsam als seine Tisch- und Hausgenossen um seine Pforten, und dienen ihm als Boten, andere sind Diener dieser, wieder andere noch geringer. So bildet eine ununterbrochen abgestufte Folge von übermenschlichen Wesen die Verbindung zwischen Menschheit und Gottheit, und die Untergötter (die Dämonen) vermitteln gleichsam als Dollmetscher zwischen der menschlichen Schwäche und göttlichen Herrlichkeit.[2] „Dies sind die, welche den Menschen erscheinen, und zu ihnen reden, und mitten unter ihnen verkehren, und ihnen die Hilfe leisten, deren die menschliche Natur von den Göttern bedarf." „Sie heilen Krankheiten, geben ihren Rath in der Noth, verkünden das Verborgene, sind Helfer bei der Arbeit, Geleiter auf dem Wege; die einen walten in den Städten, die andern auf den Fluren, diese zu Lande, jene auf dem Meer; andere als Schutzgeister einzelner Menschen, die einen schrecklich, die andern menschenfreundlich, dem bürgerlichen Leben oder dem Kriege zugewandt: so viele Naturen der Menschen, so viele gibt es auch der Dämonen. Zu ihnen[3] gehören namentlich die vom Leibe

1) Zeller III 1, 187 f. Max. Tyr. Diss. XVII 5 u. 11. 2) Id. Diss. XIV 8. 3) Id. D. XV 6, 7.

geschiedenen Menschenseelen, die ihre irdischen Neigungen und Beschäftigungen auch in jenem höhern Dasein nicht aufgeben wollen: so übt Asklepios noch immer die Heilkunde, verrichtet Herakles Thaten der Kraft, Dionysos schwärmt, Amphilochos prophezeit, die Dioskuren fahren zur See, Minos richtet, Achilles waffnet sich. Maximus versichert, daß er die Dioskuren selbst gesehen habe, wie sie als leuchtende Sterne ein vom Sturm bedrängtes Schiff lenkten, und Asklepios nicht im Traume, sondern im Wachen. — Daß Gegner des Christenthums, wie der Platoniker Celsus, zwischen den Dämonen und den Engeln des christlichen und jüdischen Glaubens keinen Unterschied finden wollten, wird man hiernach völlig begreiflich finden.[1]

So gewährte also die Dämonenlehre den Frommen die Möglichkeit, den Volksglauben im weitesten Umfange festzuhalten, *ohne* mit den Forderungen der Vernunft in Widerspruch zu gerathen, und zwar im buchstäblichen Sinne festzuhalten, ohne jene (für Starkgläubige gewiß bedenklichen) gewaltsamen und künstlichen allegorischen Deutungen, deren sich der Stoicismus bediente: und auf diesem Umwege kehrte ein großer Theil der gebildeten Welt wieder zu jenen scheinbar durch die Kritik für immer beseitigten „Legenden und Wundergeschichten" zurück, deren nach Strabos Meinung nur die Massen und das weibliche Geschlecht bedurfte. Daß eine solche Vermittlung der Volksreligion mit einer vernunftgemäßern Gotteslehre gesucht und gefunden wurde, setzt wie gesagt eine gerade unter den philosophisch Gebildeten weit verbreitete, unzerstörbare Anhänglichkeit an die alten Götter voraus, eine tiefe Sehnsucht in dem positiven Glauben der Vorzeit eine Befriedigung zu finden, den keine noch so erhabene Abstraction gewähren konnte.

Gesammteindruck der röm. u. griech. Litteratur des 2. Jahrhunderts.

Der Gesammteindruck der griechischen und römischen Litteratur des zweiten Jahrhunderts, in der sich auch die religiösen Zustände der damaligen gebildeten Welt spiegeln, bestätigt dies durchaus. Unter den römischen Schriftstellern dürften Juvenal und der j. Plinius, wie überhaupt so namentlich in ihren religiösen Anschauungen, der stoischen Lehre am nächsten gestanden haben, wofür bei Plinius auch ein sehr starker Glaube an Träume und Vorbedeutungen spricht.

1) Orig. c. Cels. V 4 sq. p. 233.

Von beiden wissen wir überdies, daß sie sich am Kultus betheiligten; Juvenal hat der in seiner Vaterstadt Aquinum verehrten Ceres Helvina zur Lösung eines Gelübdes eine Widmung dargebracht,[1] Plinius zwei Tempel bauen lassen.[2] Tacitus hat mit schweren Zweifeln gerungen, ohne doch (wie bemerkt) durch sie dem positiven Glauben völlig entfremdet zu werden. Suetons kindischer Vorbedeutungs- und Wunderglaube läßt über die Festigkeit seines Götterglaubens kaum einen Zweifel. Bei Gellius ist nach seiner ganzen Geistesrichtung und nach der seiner Lehrer in Griechenland ein streng conservatives Festhalten an der Tradition auch im Glauben mindestens als wahrscheinlich vorauszusetzen; bei Fronto, der während einer Krankheit der Faustina an jedem Morgen zu den Göttern betete,[3] und von ihnen Eingebungen in Träumen zur Heilung von der Gicht erbat und erhielt, sogar gewiß. Die Betrachtungen Marc Aurels athmen den Geist ächter Frömmigkeit, die Schriften des Apulejus durchweht eine mystische Glaubensseligkeit, Aelian suchte für seine mit leidenschaftlichem Haß gegen den Unglauben gepaarte wundersüchtige Strenggläubigkeit auch durch eigene Werke Propaganda zu machen.

Aber weit mehr als die römische trägt die griechische Litteratur des zweiten Jahrhunderts den Stempel einer Periode, deren geistige Zustände durch ein neu erwachtes religiöses Leben ganz eigentlich ihre Signatur erhielten. Mit Ausnahme Lucians steht von den griechischen Schriftstellern dieser Zeit nur Galen mit seinem an stoische Vorstellungen sich anlehnenden Pantheismus dem Volksglauben ganz fern;[4] viel näher schon Dio von Prusa mit seinem zweifellosen Glauben an die Gottheit (wie es scheint auch an Einzelgötter) und eine durch sie geübte Vorsehung; er war sogar überzeugt, daß die, welche über die göttlichen Dinge verwerfliche Meinungen hegen, nothwendig ruchlos sein müssen.[5] Alle übrigen stehn auf dem Boden eines ganz positiven Götterglaubens, wie verschieden er sich auch in der Auffassung jedes einzelnen gestaltete. Plutarchs tiefe und andachtsvolle, ganz der Erkenntniß einer höhern Welt zugewandte

1) Mommsen IRN. 4312. 2) Th. I³ 209, 7. 3) Fronto ad M. Caes. V 25 (40) ed. Naber p. 83. 4) Zeller, G. d. gr. Ph. III 1, 738. 5) Ders. III 1, 732 Or. 39 p. 485 M. f.

Religiosität, die wenn auch mit Bewußtsein erstrebte und künstlich festgehaltene, doch sicher aufrichtige Schlicht- und Altgläubigkeit des Pausanias, der unerschütterliche Wunderglaube des Artemidor, der krasse Supranaturalismus des Maximus von Tyrus, die bis zur Grenze des religiösen Wahnsinns gesteigerte Schwärmerei des Aristides — alle diese religiösen Richtungen kommen überein in dem Glauben an eine durch zahlreiche Einzelgötter wunderbar geübte Vorsehung. Und nur eine weite Verbreitung eines blinden Glaubens und kindischer Superstition konnte die religionsfeindliche Schriftstellerei eines Lucian ins Leben rufen, deren unermüdliche immer wiederholte Angriffe doch gewiß nicht für ein Fechten mit Schatten gehalten werden können. Noch weniger darf man daraus, daß Lucian keine Verfolgung erlitt, auf allgemeine Gleichgiltigkeit gegen die von ihm verspottete Religion schließen. Wenn sein Spott auch ohne Zweifel das religiöse Gefühl der Gläubigen aufs tiefste verletzte, so konnte er doch selbst ihnen nicht so verdammenswerth erscheinen, wie die Verspottung einer auf Offenbarung beruhenden Religion deren Gläubigen erscheinen muß: und im Heidenthum gab es nicht bloß keine Dogmen, sondern auch keine Kirche, die zum Schutz des gefährdeten Glaubens hätte gegen dessen Angreifer einschreiten können. Parnys Götterkrieg, der in cynischer Verhöhung des Heiligsten Lucians Göttergespräche ebenso weit übertrifft wie an Witz, ist allerdings vor der Restauration des Katholicismus in Frankreich erschienen (1799): aber auch später ist kein Versuch zu seiner Unterdrückung gemacht, sein Verfasser ist (1803) Mitglied der französischen Akademie geworden, und (1814) gestorben, ohne eine Verfolgung erlitten zu haben.

Lucian.

Die Kaiser des 2. Jahrhunderts.

Auch die Kaiser des zweiten Jahrhunderts haben sichtbar unter dem Einfluß der herrschenden geistigen Strömung gestanden, und sie denn auch ihrerseits durch ihr Beispiel so wie durch ihre eifrige Fürsorge für den Kultus gefördert. Hadrian bewies einen, auch nach den hochgespannten Ansprüchen des Pausanias sehr großen Eifer in der Verehrung der Götter.[1] Marc Aurel strebte in allem sich als Schüler des Antoninus Pius zu bewähren, namentlich aber sollte dieser in seiner Frömmigkeit ohne Aberglauben sein Vorbild sein, damit

1) Pausan. I 5, 5.

er in seine letzte Stunde mit ebenso ruhigem Gewissen eintreten könne.[1] Er selbst, der in einer Welt ohne Götter nicht leben wollte, scheint die Götter aller Nationen als gleich mächtig und gleich sehr der Verehrung würdig anerkannt zu haben.

Charakteristische Erscheinungen des neu erwachten religiösen Lebens. Die Orthodoxie und Intoleranz des Aelianus.

Die Natur des im zweiten Jahrhundert neu erwachten religiösen Lebens muß hier durch einige für dasselbe besonders charakteristische Erscheinungen veranschaulicht werden, welche zugleich wol die höchsten Grade erkennen lassen, die die Steigerung der Glaubensstärke zu erreichen vermochte. Der Pränestiner Claudius Aelianus verfaßte in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts[2] (in griechischer Sprache) zwei Werke, von der Vorsehung und von göttlichen Erscheinungen, deren Tendenz wir aus zahlreichen Fragmenten kennen. Er führte den Beweis, „daß die unverständiger sind als Kinder, welche sagen, daß hienieden die Gottheit nicht die Vorsehung übe,"[3] durch Erzählungen zahlreicher Wunder, Orakel und anderer unmittelbarer Offenbarungen der göttlichen Macht, hauptsächlich wunderbarer Belohnungen von Frommen und Gläubigen und wunderbarer und schrecklicher Bestrafungen von Gottesleugnern und Ungläubigen. Bei diesen Erzählungen fehlt es nicht an Apostrophen an die Religionsverächter, als: „Was sagt ihr zu diesem, ihr, die ihr meint, daß die Vorsehung blind umhertappe oder nur eine Fabel sei?"[4] so wie an Aeußerungen des Mitleides und Verwünschungen gegen die glaubensfeindlichen Philosophen: „O ihr Xenophanes und Diagoras und Hippo und Epikuros und ihres Gleichen und die ganze übrige Zahl der unglückseligen und gottverhaßten Männer, seid verflucht!"[5] Die süßliche und salbungsvolle Sprache affectirt die fromme Einfalt einer guten alten Zeit, einige Proben werden eine hinreichende Vorstellung geben. „Ein Mann Euphronios war ein unglückseliger Mann und hatte Freude an dem Geschwätz des Epikuros, und aus selbigem zog er sich zwei Uebel zu, gottlos und ruchlos zu sein." Dieser Mann verfiel in eine Krankheit, und von derselben (Lungensucht nennen sie die Söhne der Asklepiaden) arg gequält, verlangte er anfangs nach

1) Marc. Anton. Comment. VI 30. H. A. vit. M. A. c. 13. 2) Den Tod des Verus erwähnt er fr. 206 ed. Hercher II 259. 3) Aelian. fr. 29. 4) Id. fr. 31. 5) Id. fr. 33.

der ärztlichen Kunst der Menschen, und suchte bei dieser Hilfe. Aber das Siechthum war gewaltiger als die Kunst der Aerzte. Als er nun bereits das Aeußerste befürchtete, bringen ihn seine Angehörigen in den Tempel des Asklepios. Und da er eingeschlafen war, dünkte ihm, daß einer der Priester zu ihm sage, für den Mann gebe es nur einen Weg des Heils und ein Mittel für die ihn bedrängenden Uebel, wenn er die Bücher des Epikuros verbrenne, und die Asche dieser gottlosen, frevelnden und weibischen Bücher mit feuchtem Wachse knete, damit seinen Bauch und seine Brust bestreiche und alles mit Binden umwickle. Er aber bekannte alles, was er vernommen, seinen Nächsten und jene waren sogleich großer Freude voll, daß er nicht als ein Verschmähter und Verachteter von dem Gotte sei verstoßen worden. So wurde der Gottesleugner bekehrt, und fortan ein Muster der Frömmigkeit für Andere.[1] Wunderbare Heilungen so wol von Frommen als von Gottlosen, die sich dann besserten, waren in diesem Buch in großer Anzahl erzählt, und erbauliche Betrachtungen daran geknüpft wie folgende: „Aristarchos von Tegea der Tragödiendichter verfiel in eine Krankheit und Asklepios heilte ihn und befahl ihm ein Dankopfer für seine Genesung zu bringen, und der Dichter brachte dem Gotte das nach ihm benannte Schauspiel dar. Wie könnte es aber geschehen, daß die Götter für die Gesundheit einen Lohn verlangten und annähmen? da sie uns ja doch das Größte mit menschenliebendem und gütigem Sinne umsonst gewähren, die Sonne zu schauen, und an dem allgenügenden Glanz eines so großen Gottes ohne Entgelt Theil zu haben, und den Gebrauch des Wassers und die unzähligen Hervorbringungen und mannigfaltigen Hilfen des uns bei der Arbeit fördernden Feuers, und aus der Luft Nahrung für unser Leben in uns zu ziehen? Sie wollen also nur, daß wir auch in jenen geringern Dingen nicht undankbar und uneingedenk sein, und machen uns auch dadurch besser."[2] Bis zu welchem Grade kindischer Albernheit sich die Wundersucht dieser Glaubensrichtung verirren konnte, mag folgende Geschichte von einem tanagräischen Kampfhahn zeigen, der an einem Fuß verletzt war. „Der Hahn, wie mich dünkt auf einen von Asklepios erhaltenen Antrieb, hüpfte

1) Aelian. fr. 89. 2) Id. fr. 101.

auf einem Beine vor den Herren, und da in der Frühe dem Gotte ein Lobgesang gesungen wurde, stellte er sich in die Reihe der Sänger, als wäre ihm von dem Leiter des Chores seine Stelle angewiesen, und versuchte so gut er vermochte sein Vogellied mitzusingen, harmonisch in den Gesang der Andern einstimmend. Auf einem Beine aber stehend streckte er das beschädigte und verstümmelte vor, als wollte er bezeugen und angeben, was er erduldet hatte. So sang er seinem Heiland, wie er es mit der Kraft seiner Stimme vermochte, und flehte ihm den Gebrauch seines Fußes wieder zu geben.“ Nach einer Offenbarung des Gottes wurde er dann geheilt, „und mit den Flügeln schlagend und weit ausschreitend und den Hals aufrichtend und den Kamm schüttelnd wie ein stolzer Krieger, bekundete er das Walten der Vorsehung über den unvernünftigen Kreaturen.“[1] Den Erzählungen von dem Heil, das der Glaube brachte, standen Beispiele von den schrecklichen Folgen des Unglaubens und Frevels gegen die Götter gegenüber: wie ein Mann, der „mit lüsternem Auge“ die Mysterien ansehn wollte, ohne eingeweiht zu sein, auf einen Stein stieg, von diesem herab, und sich zu Tode fiel;[2] wie ein Unglücklicher, dessen Seele von Epikuros Lehre entnervt war, in den heiligen Raum des Tempels zu Eleusis eindrang, den nur der Hierophant betreten durfte, und zur Strafe von einer furchtbaren Krankheit befallen wurde, und gräßliche Qualen litt, so daß er darnach schmachtete, seine verfluchte Seele vom Leibe losreißen zu können, was ihm aber erst spät zu Theil wurde;[3] wie Sulla von Würmern („andere aber sagen nicht von diesen, sondern von Läusen“), die aus seinem Leibe herausquollen, langsam aufgefressen wurde, weil er den Tempel der Athene zu Alalkomenä zerstört hatte;[4] wie ein Bildhauer „auf den Gewinn schauend und blind gegen die Frömmigkeit ein Götterbild schlechter ausführte, als er nach der erhaltenen Bezahlung gesollt hatte, unansehnlich klein und aus schlechtem Marmor, dann aber dafür an seinem Leibe gestraft wurde, „und dies allen ein Beispiel und eine Lehre war solches nicht zu wagen noch dergleichen Vortheil zu suchen,“[5] u. s. w.

---

1) Aelian. fr. 98. 2) Id. fr. 43. 3) Id. fr. 10. 4) Id. fr. 53. 5) Id. fr. 62.

Schwärmerei des Aristides.

Wenn die Schriften Aelians uns mit der extremsten und starrsten, in der That zelotischen heidnischen Orthodoxie bekannt machen, so besitzen wir in den Bekenntnissen eines Mannes, der von Mitwelt und Nachwelt zu den ersten geistigen Größen seiner Zeit gezählt wurde, des Rhetors P. Aelius Aristides auch ein merkwürdiges Zeugniß, bis zu welchem Grade sich damals unter besondern Einflüssen die religiöse Ueberspannung steigern konnte. Aristides,[1] zu Hadriani in Bithynien ums Jahr 117 geboren, aus einer vornehmen und begüterten Familie, Sohn eines Priesters des Zeus, von Jugend auf kränklich (nach einer Nachricht epileptisch), ergab sich von früh auf mit leidenschaftlichem Eifer den Studien. Die nervöse Reizbarkeit seiner zarten Natur war durch ein Uebermaß der Anstrengung, wie durch die von dem Beruf eines Sophisten unzertrennlichen Aufregungen im höchsten Grade genährt und gesteigert, einen Beruf, der zugleich wie kein anderer geeignet war die ihm angebornen Eigenschaften des Ehrgeizes und der Eitelkeit aufs stärkste auszubilden. Im Herbst 144 ergriff ihn eine Krankheit, mit der er sich 17 Jahre schleppte, und über die er in den, lange nach seiner Genesung (175) verfaßten, „heiligen Reden" aufs ausführlichste berichtet hat. In dieser Krankheit entwickelte sich auch seine schwärmerische Frömmigkeit, die sich je länger je mehr in einer immer ausschließlichern Verehrung des Heilgottes Asklepios befriedigte, hinter dessen Bilde ihm die übrigen Götter mehr und mehr zurücktraten. Da er um Heilung zu finden Jahre lang in den Tempeln dieses Gottes und mit dessen Priestern verkehrte, richteten sich allmählich seine Gedanken in Wachen und Träumen auf diesen Mittelpunkt; denn nach dem allgemeinen Glauben ertheilte der Gott den Hilfesuchenden, die in seinem Tempel schliefen, Rath durch Eingebungen in Träumen, und die ganze Existenz des Aristides drehte sich nun um seine Träume, die ihm der Gott sämmtlich aufzuschreiben befohlen hatte. Die Erfüllung dieses Befehls war für ihn eine heilige Pflicht, und er diktirte wenn er zum Schreiben zu schwach war.[2] Selbstverständlich befolgte er alle Vorschriften, die er in Träumen empfangen zu haben glaubte, auch die unsinnigsten, wodurch er wahrscheinlich

1) St.R.E. I² 340. Welcker Kl. Schr. III 89—156. (Incubation. Aristides der Rhetor). Die Daten nach Waddington Chronologie de la vie du rhéteur Ael. Aristide: Mémoires de l'Institut XXVI (1867) p. 203 ff. 2) Welcker a. a. O. S. 139 ff.

seinen Zustand vielfach verschlimmerte; er sagt selbst, daß seine Schwächlichkeit mit dem Fortgange der Zeit immer zugenommen habe.[1] Zuweilen glaubte er sich in einem Mittelzustande zwischen Schlaf und Wachen zu befinden, in dem er ein körperliches Gefühl von der Nähe des Gottes hatte, seine Haare sich sträubten, seine Augen sich mit Thränen der Wonne füllten, und er ein stolzes Schwellen des Bewußtseins empfand, ein Zustand, den niemand zu beschreiben vermöchte, die eingeweihten verstehn und kennen es.[2] Der Gott prophezeite ihm auch die 17jährige Dauer seiner Krankheit und seine göttliche Errettung und befahl ihm zugleich mitten im Winter bei Nordwind und Frost im Flusse zu baden. Doch nach dem Bade befand er sich wunderbar leicht und wohl „in einer gleichmäßigen, nicht wie künstlich bewirkten, den ganzen Körper kräftigenden Wärme: — es war eine unaussprechliche Wohlgemuthheit, worin er alles dem gegenwärtigen Augenblick nachsetzte, und auch sehend nichts anderes sah: so ganz war er bei dem Gott.“[3]

Wenn auch die Schwärmerei des Aristides im innigsten Zusammenhange mit der Ueberspannung seines Hochmuths steht, und diese, nicht die Versenkung in das göttliche ihre Grundstimmung ist, so erinnern seine Berichte doch in mehr als einer Beziehung an Bekenntnisse christlicher Pietisten, sowol durch die unaufhörliche Selbstbeobachtung, Selbststeigerung und Selbsttäuschung, wie durch das Bewußtsein einer besondern Begnadigung gewürdigt, ein auserwählter der Gottheit zu sein, und die nothwendig damit verbundene geistliche Ueberhebung. In einem Traume sah er das Bild des Gottes mit drei Köpfen und von feuriger Lohe umgeben, außer den Köpfen. Allen andern Betern winkte der Gott hinauszugehn, ihn hieß er bleiben. Aristides rief entzückt: Einziger! den Gott meinend. Dieser erwiderte: Du bist's! „Dies Wort, o Herr Asklepios, ist besser als das ganze menschliche Leben, geringer als dies ist die ganze Krankheit, geringer als dies aller Dank, dies hat gemacht, daß ich eben so wohl kann als will.“[4] „Auch ich, sagt er an einer andern Stelle, war

1) Welcker a. a. O. S. 153. 2) Aristid. orat. XXIV p. 298 Jebb.

3) Ib. p. 269. W. S. 145. 4) Aristid. or. XXVI p. 333. Auf Welckers Irrthum in der Uebersetzung (εἰ statt εἷς) S. 129 hat mich Herr H. Baumgart aufmerksam gemacht.

unter denen, welchen durch die Gnade des Gottes, nicht zweimal, nein vielmal in mannichfacher Gestalt ein neues Leben geschenkt worden war und die die Krankheit deshalb für heilsam erachten." Für das, was ihm der Gott gewährt hatte, mochte er nicht die ganze, unter Menschen so genannte Glückseligkeit eintauschen.[1]

Mit der Ueberzeugung ein auserwählter zu sein stand bei Aristides in Wechselwirkung der Hang, die Hand der Gottheit überall zu erkennen, die Sucht auch in alltäglichen Ereignissen besondere Fügungen und Wunder zu sehn. Auf Schritt und Tritt glaubte er von dem Gotte geleitet zu werden, fortwährend wird er von ihm gerufen, geschickt, zurückgehalten, und erhält seine Befehle, Aufträge und Verbote.[2] Bei dem Erdbeben, das Smyrna zerstörte, war es der Gott, wie er an die beiden Kaiser schrieb, der ihn aus der Stadt forttrieb und an einen Ort brachte, wo er verschont blieb.[3] Er rettete seine alte Amme Philumene, die Aristides über alles liebte, unzählige Male wider Erwarten und auch aus einer Krankheit.[4] Als eine andre Philumene, die Tochter seiner Milchschwester Kallityche starb, offenbarte ihm ein Traum, daß sie ihre Seele und ihren Leib für sein Leben hingegeben habe.[5] Auch deren Bruder Hermias war „so zu sagen beinah für ihn gestorben;" dieser, der liebste seiner Pfleglinge, starb nämlich, wie Aristides später erfuhr, an demselben Tage, wo er (nach dem Ende der 17jährigen Krankheit, 162) von einem Anfall der großen, später durch das Heer des Verus in den Westen eingeschleppten,[6] Epidemie genas.[7] „So hatte ich die Zeit bis dahin als Geschenk von den Göttern und erhielt hierauf unter göttlicher Hilfe ein neues Leben, und dies war gleichsam die Gegengabe dafür." Damals hatte ihn „der Heiland (Asklepios) und die Herrin Athene sichtbarlich gerettet;"[8] die letztere war ihm in der Gestalt der Statue des Phidias erschienen, ein süßer Duft strömte von ihrer Aegis aus, er allein sah sie, und rief es zwei anwesenden Freunden und seiner Amme zu, welche glaubten er deliriere, bis sie die von der Göttin ausgehende Kraft erkannten und die Reden vernahmen, die er von ihr vernommen hatte.[9] — Mönche,

1) Aristid. or. XLII p. 520. 2) Welcker a. a. O. S. 133. 3) Ders. S. 129. 4) Aristid. or. XXIII p. 290. 5) Id. or. XXVII p. 351 (wo l. 5 συντρόφου st. τροφοῦ zu lesen ist) u. 352. 6) Th. I³ 36. 7) Waddington p. 249 f. 8) Aristid. or. XXVI p. 323. 9) Id. or. XXIV p. 300.

die im Mittelalter die Reden des Aristides lasen, haben hier und da in Randbemerkungen ihren Unwillen über die Thorheit, ja Verrücktheit dieses Menschen Ausdruck gegeben, „der noch dazu den Ruf eines Weisen hatte," und dennoch sich so kindischen Einbildungen hingeben konnte.[1]

Unveränderte Stärke und Fortdauer des Volksglaubens.

Die Thatsache einer solchen religiösen Reaction gegen die Einflüsse der Kritik und Philosophie, einer so völligen Wiederherstellung des positiven Götterglaubens auch im Bewußtsein der Gebildeten, wie sie die bisher geschilderten (und andere noch zu erwähnende) Erscheinungen beweisen: diese Thatsache zeigt, daß jene Klagen über den vermeintlichen Verfall des Glaubens nur durch oberflächliche, auf gewisse Gebiete beschränkte Zeitströmungen veranlaßt waren, die dann von einer mächtigen Gegenströmung rückwärts gestaut wurden. Daß aber die religionsfeindlichen Stimmungen und Richtungen, selbst in der Zeit ihrer größten Stärke jemals außerhalb der eng begrenzten Kreise der Gebildeten sich verbreitet haben, dafür spricht nichts. Vielmehr sind sie in die Massen allem Anschein nach ebenso wenig jemals tiefer eingedrungen, als die antichristliche Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts auf den christlichen Glauben der europäischen Bevölkerungen im Großen und Ganzen einen nachweisbaren Einfluß geübt hat. Von jenen monotheistischen, pantheistischen und atheistischen Weltanschauungen, deren Anhänger in der Litteratur des ersten Jahrhunderts so laut das Wort führen, blieb der Glaube des Volks an die alten Götter, der mit unzähligen Wurzeln in dem geistigen Leben von Millionen festgewachsen war, unberührt oder doch unerschüttert. Trotz aller Veränderungen und Entwickelungen, trotz aller Verluste, Trübungen und Erweiterungen bestand er fort und stellte sich in seinen beiden Hauptformen immer von neuem her; von denen die eine in den östlichen Ländern herrschende sich innerhalb der griechischen Welt entwickelt hatte, die andere im Westen und Norden (so weit der Einfluß der römischen Kultur reichte) verbreitete aus einem Jahrhunderte dauernden Mischungs- und Verschmelzungsprozeß griechischer

1) Welcker S. 116, 35.

und italischer Elemente hervorgegangen war. In beiden Formen behauptete sich der Götterglaube dem ihn (zuletzt mit erdrückender Macht) bekämpfenden Christenthum gegenüber fast ein halbes Jahrtausend. Ein so langer Widerstand beweist schon allein die noch ungeschwächte Lebenskraft des alten Glaubens. Nicht minder bewährte er diese in der Aufnahme und Assimilation zahlreicher heterogener ja entgegengesetzter religiöser Elemente, die dennoch nicht vermochten sein Wesen zu verändern, seine Auflösung und Zersetzung herbeizuführen. Endlich erwies er sich auch durch eine noch immer schöpferische Productivität als eine lebendige Macht.

Drei Beweise dafür.

1. Seine Assimilationskraft. Aufnahme von Elementen aus orientalischen Religionen.

Zwar ist die massenhafte Aufnahme heterogener religiöser Elemente bisher allgemein zugleich als Symptom und als Ursache des Verfalls der römisch-griechischen Religion angesehn worden: aber diese Ansicht würde nur dann berechtigt sein, wenn sich nachweisen ließe, daß der Glaube an die alten Götter durch die Verehrung der fremden aufgehoben, erschüttert oder in seinem innersten Wesen umgestaltet worden sei. Nichts von alle dem ist erkennbar. Daß eine Vermehrung der Gottheiten eines polytheistischen Systems schon an und für sich eine Abnahme des Glaubens oder eine Schwächung seiner Intensität voraussetze, wird ebenso wenig jemand behaupten, als daß die neuen Kanonisationen der katholischen Kirche durch ein Schwinden des Glaubens an die alten Heiligen veranlaßt werden oder daß sie diesen Glauben beeinträchtigen können. Nun ist aber allerdings zwischen den orientalischen und den griechisch-römischen Kulten ein so tiefer Gegensatz, daß eine Verbindung beider schwer begreiflich erscheint. Für unser Gefühl stehn jene fremdartig und seltsam, zum Theil ungeheuerlich neben diesen, und noch tiefer erscheint uns der Gegensatz der Religionsanschauungen, auf denen hier und dort die Kulte und Gebräuche beruhen. Die düstern trauer- und geheimnißvollen Ceremonien, die schwärmerische Extase, die Selbstentäußerung und schrankenlose Hingebung an die Gottheit, die Entsagung und Buße als Bedingung der Läuterung und Weihe: alle diese Elemente sind ja dem römischen und griechischen Glauben ursprünglich ebenso fremd als im tiefsten Wesen der morgenländischen Religionen begründet. Im schroffsten Gegensatz dazu tritt uns, als dem griechischen und römischen Glauben und Kultus eigenthümlich, feste Umgrenzung des Gottesbegriffs, klare

Anschauung der Götterwelt, ein maßvolles und vertrauendes, selbst genau geregeltes Verhältniß der Gläubigen zur Gottheit, allgemeine Zugänglichkeit so wie anspruchslose Einfachheit und festliche Heiterkeit des Gottesdienstes entgegen. Dennoch sind von den Gläubigen des römischen und griechischen Alterthums diese so tiefen innern Gegensätze zu keiner Zeit als ein absolutes Hinderniß der Verschmelzung empfunden worden. Orientalische Elemente sind bekanntlich in die griechische Religion sehr früh, in die römische mindestens seit dem zweiten punischen Kriege eingedrungen. Wenn dies aber schon bei oberflächlichen Berührungen der Nationen geschehn konnte, so mußte ihre innige Verschmelzung und Vereinigung im römischen Universalreich auch ohne irgend welche Aenderung in der Natur und Stärke des Glaubens sogar nothwendig die Göttermischung im weitesten Umfange zur Folge haben. Die Götterwelt war und blieb von der ersten bis zur letzten Zeit des Heidenthums den Gläubigen ein nur sehr unvollkommen bekanntes, weil durch keine Offenbarung erschlossenes Gebiet, und der Glaube, daß es die verschiedenartigsten Gestalten und Erscheinungen in sich fassen könne, war um so natürlicher, da das Vermögen jede Gestalt anzunehmen ja recht eigentlich zum Wesen der Gottheit gehörte. Zu dieser grenzenlosen Expansivität des antiken Polytheismus kam aber noch die Tendenz, in den fremden Gottheiten die eignen wiederzufinden, deren Stärke ja schon bei Herodot so erstaunlich groß ist; eine Tendenz, welche die Frommgläubigen so völlig beherrschte, daß sie sie nur das wirklich oder scheinbar gleichartige in den verschiedenen Religionen gewahr werden ließ, und sie auch gegen die schärfsten und grellsten Gegensätze völlig blind machte.

Die Theokrasie eine nothwendige Wirkung der Völkermischung.

Wenn es nun im Wesen des antiken Polytheismus von jeher gelegen hat, eine Ergänzung der eignen noch unvollkommenen Gotteserkenntniß auch in den Kulten fremder Nationen zu suchen; wenn in Griechenland wie in Rom völlig heterogene Götterdienste schon in Zeiten Aufnahme gefunden haben, für welche die ungeschwächte Kraft des Glaubens gar nicht in Frage kommen kann: so ist der Grund, daß dieses im frühern Alterthum sparsamer geschah, offenbar nicht in der damals größern Stärke des vaterländischen Glaubens zu suchen, sondern in dem geringern Verkehr der Völker. Je mehr dieser wuchs, desto mehr steigerte und vervielfachte sich auch der Austausch der Kulte.

Mit der Bildung des römischen Universalreichs trat die antike Welt und ihr Polytheismus in seine letzte Phase. Ein Jahrhunderte lang fortwährendes Wandern, Ziehen, Herüber- und Hinüberströmen der Bewohner dieses ungeheuren Ländergebiets führte eine beispiellose Mischung und Durcheinanderwirrung der Raçen und Nationen und damit auch der Religionen und Kulte herbei. Von der Themse bis zum Atlas, vom atlantischen Meer bis zum Euphrat wohnten nun in allen Provinzen auch Anbeter der Isis und des Osiris, des Baal, der Astarte, des Mithras, die für ihre Götter geflissentlich oder durch ihr Beispiel Propaganda machten: und so gewannen diese und andere asiatische Naturgottheiten unter verschiedenen Namen und Kultusformen zahllose neue Gläubige. Wenn nun auch unzweifelhaft in unzähligen einzelnen Fällen die neuen Kulte die alten in den Hintergrund drängten, so konnten solche locale oder individuelle Bevorzugungen einzelner Gottheiten doch ebenso wenig auf die Dauer den Bestand des Glaubens im Großen und Ganzen alteriren als es von jeher der Fall gewesen war. Und auch die einzelnen, die doch in der Regel nicht die ganze Götterwelt mit ihrer Verehrung zu umfassen strebten, sondern diese mehr oder weniger ausschließlich auf einzelne Gottheiten richteten, konnten die vaterländischen Kulte sehr wohl mit den ausländischen verbinden, ohne daß diese jenen Eintrag thaten. Domitian war ein Verehrer der Isis und des Serapis,[1] denen er zu Rom Tempel baute, selbst an seiner Tafel fielen (nach Plinius) „Verrichtungen ausländischer Superstition" seinen Gästen auf.[2] Nichtsdestoweniger hielt er sogar mit grausamer Strenge darauf, daß die Heiligkeit des überlieferten Gottesdienstes nicht ungestraft verletzt würde,[3] und Martial rühmt, daß unter seiner Herrschaft „den alten Tempeln" ihre Ehre gewahrt sei;[4] er selbst verehrte vor den andern, namentlich auch den capitolinischen Gottheiten Minerva „in superstitiöser Weise."[5]

Der Begriff der Superstition ein relativer und wechselnder.

Mit den fortwährenden Umbildungen der religiösen Zustände hat auch fortwährend der Begriff der „Superstition" gewechselt: worunter ein hauptsächlich auf übertriebener Gottesfurcht beruhender Irrglaube, namentlich aber Abgötterei und Verehrung fremder vom

1) Marquardt, Hdb. IV 87. 2) Plin. paneg. c. 49. 3) Sueton. Domitian. c. 8. 4) Martial. IX 80, 5. 5) Sueton. Dom. c. 15. Dio LXVII 1.

Staat nicht anerkannter, weil seiner Anerkennung unwürdiger Gottheiten verstanden wurde. Zu allen Zeiten muß hiernach der Begriff der Superstition nicht bloß überhaupt ein relativer, sondern auch nach individueller Auffassung unendlich wechselnder gewesen sein. Die Dienste der ägyptischen Gottheiten, von denen sich schon im zweiten punischen Kriege in Rom eine Spur findet,[1] verbot im Jahr 58 v. Chr. der Senat als „schändliche Superstition" und ließ ihre Altäre umstürzen, aber dies Verbot fruchtete ebenso wenig als das in den Jahren 53 und 48 wiederholte Einschreiten gegen dieselben Kulte, die in jener Zeit schon bis auf das Kapitol vordrangen,[2] ihre Verweisung aus Rom durch Agrippa 21 v. Chr. und die Verfolgung ihrer Anhänger unter Tiber im Jahr 19 n. Chr.[3] Allmählich verlor sich auch die Erinnerung, daß sie jemals als den römischen Gottheiten nicht ebenbürtig gegolten hatten. Minucius Felix nennt ihren Kult so wie den des Serapis einen einst ägyptischen, jetzt römischen.[4]

Ganz ebenso wie die ägyptischen Götterdienste haben auch eine Anzahl anderer orientalischer Kulte anfangs als Superstitionen in allgemeiner Verachtung gestanden, und sind dann allmählich in immer weitern Kreisen als gleichberechtigt mit den einheimischen, und seit unvordenklicher Zeit überlieferten anerkannt worden. Die Dauer des Zeitraums, innerhalb dessen ein solcher Prozeß sich vollzog, hing im einzelnen Falle ohne Zweifel von den verschiedensten, zum Theil allerdings unberechenbaren Einflüssen ab: aber in erster Linie doch ganz sicherlich davon, ob die Berührungen mit den Anhängern der fremden Religion innige, fortwährende und massenhafte waren, oder nicht. Der Mithraskult, den die Römer erst im Seeräuberkriege (also vielleicht anderthalb Jahrhunderte später als die ägyptischen) kennen lernten,[5] und der schon unter Hadrian und den Antoninen in Rom in Schwung gekommen zu sein scheint,[6] hat wol ungefähr dieselbe Zeit wie die ägyptischen Kulte gebraucht um seine größte Verbreitung zu finden. Wenn aber Origenes die Mithrasmysterien als einen, im Vergleich zu den angesehenen ägyptischen, obscuren Kult wirklich mit Recht be-

1) Isiaci conjectores: Ennius (Cic. Div. I 58). 2) CIL. 1034 (sac. Isid. Capitolin.). 3) Marquardt IV 85 ff. 4) Minuc. Felix Octav. 21. 5) Plutarch. Pompej. c. 24. 6) Preller R. Myth. 758.

zeichnen konnte[1] (was wol sehr fraglich ist): so dürfte sich dies auch daraus erklären, daß die Beziehungen des Westens zu den Heimathsländern des Mithrasdienstes damals noch immer nicht so lebhaft waren als zwei Jahrhunderte früher zu Aegypten. Immerhin mögen manche Kulte deshalb länger für superstitiös gegolten haben, weil ihre Gebräuche besonders fremdartig und seltsam, abstoßend oder lächerlich erschienen. Plutarch, der alle Seltsamkeiten des ägyptischen Gottesdienstes ehrwürdig fand, verachtete eine Menge asiatischer Kultgebräuche als superstitiös, namentlich das Beschmieren mit Koth, Sabbathfeiern, Niederwerfen aufs Angesicht, und anderes „lächerliche Thun und Leiden, Reden und Geberden der Götterfurcht, ihre Gaukeleien, und Zaubereien, das Herumlaufen, Paukenschlagen, unreine Reinigungen, schmutzige Kasteiungen, barbarische und gesetzwidrige Strafen und Beschimpfungen bei den Tempeln."[2] Zu dieser verschiedenen Auffassung wirkte doch wol wesentlich mit, daß eine Jahrhunderte alte Gewöhnung den ägyptischen Kulten das fremdartige genommen hatte, das jenen andern noch anhaftete: und allem Anschein nach hat sich überhaupt die Auffassung eines fremden Kults als verächtlicher Superstition oder ehrwürdiger Religion wesentlich dadurch mit bestimmt, ob er seit langer oder seit kurzer Zeit bekannt war. August verehrte von den fremden Kulten die alten und anerkannten (wie die eleusinischen Mysterien) aufs frömmste, die übrigen behandelte er mit Verachtung (wie den des Stiers Apis und den jüdischen).[3] Im letzten Fall (wie gewiß auch in andern) influirte auf die Beurtheilung des Gottesdienstes das geringe Ansehn des Volks, dem er angehörte. Vollends den Kultus eines fernen unbekannten Barbarenvolks konnten aufgeklärte Römer unbedenklich verhöhnen. Ein Veteran, der August zu Bononia bewirthete, antwortete auf dessen Frage, ob es wahr sei, daß der erste Plünderer des Tempels der (in Armenien, Kappadocien, Medien, verehrten) Göttin Anaitis erblindet und gelähmt gestorben sei: er sei es selbst, sein ganzes Vermögen rühre von dem Raube her, und August speise so eben von einem Beine der Göttin.[4] Mit der zunehmenden Mischung der Nationalitäten im römischen Reiche erweiterten

---

1) Orig. c. Cels. VI 23 (αἱρέσεως ἀσημοτάτης). 2) Plutarch. de superstit. 3 u. 12. 3) Sueton. August. c. 93. 4) Plin. H. N. XXXIII 83.

sich fortwährend die Kultgebiete der fremden Gottesdienste, und wurde in gläubigen Kreisen die Zahl derer, die als Superstitionen galten, immer kleiner. Obwol die Göttermischung erst im dritten Jahrhundert ihren Höhepunkt erreichte, war sie doch bereits um die Mitte des zweiten sehr weit vorgeschritten. Noch Hadrian, der für die römischen und griechischen Kulte aufs eifrigste sorgte, „verachtete die fremden:“[1] welche wird freilich nicht gesagt, keinesfalls sind wol die ägyptischen dazu zu rechnen. Doch in der Zeit Marc Aurels, der bei dem allgemeinen Schrecken des marcomannischen Krieges Priester aus allen Ländern kommen, fremde Kultgebräuche vollziehen und die Stadt Rom mit allen Arten religiöser Ceremonien sühnen ließ,[2] war die Grenze zwischen fremder Superstition und einheimischer Religion in Italien wie in Griechenland schon größtentheils verwischt.

Die Theokrasie, nur von Ungläubigen verspottet —

Den Spott der Ungläubigen forderte freilich der immer wachsende, immer bunter gemischte „Haufe der Götter“[3] je länger je mehr heraus. Lucian hat die gemischte Gesellschaft dieser Götterwelt wiederholt zum Gegenstande seines Witzes gemacht. In einer Götterversammlung soll Hermes auf Zeus Befehl die Götter nach dem Kunstwerth und der Kostbarkeit ihrer Bildsäulen ordnen, darum wird den goldenen vor den marmornen der Vorzug eingeräumt, und so kommt es, daß Bendis, Anubis, Atys, Mithras und ein asiatischer Mondgott die obersten Plätze erhalten;[4] bei einer Göttermahlzeit dagegen werden Atys und Sabazios, „die zweifelhaften und aus der Fremde angezogenen Götter,“ unten an neben Pan und die Korybanten gesetzt.[5] Ein ander Mal gehn die Götter zu Rath über die Menge neuer Eindringlinge von zweifelhafter Berechtigung. Momos meldet sich zum Worte, und äußert sich über die orientalischen Gottheiten. Mithras in medischem Kaftan und Tiara gehöre nicht in den Olymp, er könne nicht einmal griechisch, und verstehe nicht, wenn man ihm zutrinke. Noch weniger seien die Aegypter zu dulden; der hundsköpfige, bellende, in feine Leinwand gekleidete Anubis, der Orakel ertheilende Stier Apis, und vollends die Ibisse, Affen und Böcke. Momos stellt daher den Antrag: in Erwägung, daß sich viele unberechtigte kauderwelschende

---

1) Vit. Hadriani c. 22. 2) Vit. M. Antonini c. 13. 3) Juv. Sat. XIII 46. 4) Lucian. Jup. tragoed. 7. 5) Id. Icaromenipp. 27.

Leute unter die Götter eingedrängt haben, Ambrosia und Nektar auszugehn anfängt, und das Maß bei der starken Nachfrage bereits auf eine Mine gestiegen ist, ferner die Fremden sich unverschämt vordrängen und die alten Götter ihrer Plätze berauben: eine Kommission von sieben vollberechtigten Göttern einzusetzen, welche die Legitimation jedes einzelnen prüfen soll. Zeus bringt diesen Antrag nicht zur Abstimmung, da er voraussieht, daß die Majorität dagegen sein würde, erhebt ihn aber ohne weiteres zum Beschluß, und weist die sämmtlichen Götter an, sich zu der bevorstehenden Prüfung die nöthigen Nachweise zu verschaffen, als Namen der Eltern, Angabe woher und auf welche Weise sie Götter geworden seien u. s. w.[1]

— den Gläubigen unanständig.

Man glaubt häufig, daß die Empfindung, aus der dieser Spott hervorging, die Empfindung des Widerspruchs, ja des Unsinns in der Vermischung ganz heterogener Kulte, wenigstens unter den Gebildeten der damaligen Welt nothwendig verbreitet gewesen sein müsse: aber es gibt weder dafür ein Zeugniß, noch berechtigt die Natur der religiösen Zustände des Universalreichs, wie sie bisher geschildert sind, zu dieser Annahme. Der Eindruck, den ihre Betrachtung auf uns macht, fällt nur darum völlig mit dem Eindruck zusammen, den Lucian und seines Gleichen empfingen, weil sie diesen Erscheinungen ebenso völlig unbetheiligt gegenüber standen, als wir; weil auch für sie griechische und barbarische Götter gleich wenig Realität hatten, und die Freiheit ihrer Kritik diesen Ausgeburten der mythenbildenden Substanz gegenüber eine völlige und unbedingte war. Aber eben nur die Ungläubigen empfanden und urtheilten so, und diese waren allem Anschein nach selbst unter den Gebildeten nur eine Minorität.

Plutarchs Verehrung ägyptischer Götter neben den griechischen.

Wie wenig aber unter den Gläubigen selbst die Gebildetsten durch die Theokrasie in ihrem nationalen Glauben beirrt wurden, zeigt vor allem die religiöse Anschauung Plutarchs. Auch er, der Priester des pythischen Apollo,[2] war ein nicht minder inniger Verehrer der ägyptischen Götter als der griechischen. In der an eine hochgebildete Isispriesterin zu Delphi gerichteten Schrift über Isis und Osiris erklärt er, daß die Götter überall dieselben seien, dienende

1) Id. deor. concil. 2) Plutarch. Qu. conv. VII 2, 2, 1. Hertzberg, Gesch. Grlds. u. d. R. II 166.

Kräfte einer höchsten weltregierenden Macht, die nur jedes Volk mit andern Namen benenne und auf andere Weise verehre.[1] So sei auch Isis und ihre Mitgottheiten von jeher allen Menschen bekannt gewesen, wenn gleich ein Theil derselben sie erst vor kurzem bei ihrem ägyptischen Namen nennen gelernt habe:[2] übrigens hielt Plutarch auch diese Namen für ursprünglich griechische, durch griechische Einwanderer nach Aegypten übertragene; und wenn Hesiod außer dem Chaos Eros, Erde und Tartarus als die ersten Dinge setze, scheine er Osiris, Isis und Typhon gemeint zu haben.[3] Der Ursprung der Lehre, daß die Welt weder von blindem Ungefähr noch von einer höchsten Vernunft allein beherrscht werde, sondern von vielen aus Gut und Böse gemischten Mächten, sei unbekannt und verliere sich im Dunkel; aber sowol ihr Uralter, als ihre übereinstimmende Ueberlieferung bei Philosophen, Dichtern, Theologen und Gesetzgebern, in Mysterien und Kultgebräuchen, bei Barbaren und Hellenen, sei ein schwerwiegender Beweis für ihre Wahrheit.[4] Osiris und Isis sind gute, Typhon eine böse Macht, darüber herrschte allgemeine Ueberzeugung, aber über ihr eigentlichstes Wesen waren die theologischen Speculationen zu den verschiedensten Resultaten gelangt. Osiris erklärten die einen als den Nil, andere als das Princip der Feuchtigkeit überhaupt, andere als Bacchus, wieder andere als die Welt des Mondes, des freundlichen befruchtenden feuchten Lichts: keine von diesen Deutungen treffe das Richtige, meint Plutarch, aber wol alle zusammen.[5] Ihn schreckten die Räthsel der ägyptischen Theologie, die, wie er glaubte, durch die Reihen der Sphingen vor den Tempeln angedeutet waren,[6] nicht ab, sie reizten ihn nur um so mehr zur Erforschung ihres wahren Inhalts, diese mahnt er mit zugleich frommem und philosophischem Sinne vorzunehmen, nichts sei der Gottheit gefälliger als wenn man zu richtiger Erkenntniß ihres Wesens gelange. So war er im Stande sich mit den widerlichsten ägyptischen Legenden[7] und den seltsamsten dortigen Gebräuchen, namentlich der Thierverehrung[8] zu befreunden, auch für die Trauerfeste weiß er Analogien im griechischen Kultus[9] und in der Form und den Verzierungen des

1) De Is. 67. 2) Id. ib. 66. 3) Ib. 57. 4) Ib. 31—45. 5) Ib. 9. 6) Ib. 11. 7) Ib. 55. 8) Ib. 71—75. 9) Ib. 69.

bei den religiösen Ceremonien vielgebrauchten Klapperblechs (Sistrum) eine tiefe Symbolik zu entdecken.[1] Aber diese Versenkung in die Monstrositäten des ägyptischen Glaubens und Kultus hat auf Plutarchs Verhältniß zu den nationalen Gottheiten auch nicht den geringsten Einfluß geübt, deren Persönlichkeiten ihm nicht nur völlig lebendig, sondern auch völlig die alten blieben. Sein Glaube an sie war zwar ein anderer als der des Herodot, aber schwerlich ein minder starker oder inniger.

Wenn nun im Bewußtsein der Gebildeten die fremden Götter neben den einheimischen Raum finden konnten, ohne den Glauben an diese zu beeinträchtigen oder umzugestalten, so muß es um so mehr in dem Bewußtsein der Massen der Fall gewesen sein, die in der gleichzeitigen Verehrung der heterogensten Gottheiten einen Widersinn gar nicht empfanden. So unzerstörbar war die Lebenskraft der alten griechisch-römischen Götter, daß ihre Gestalten aus allen Vermischungen und Trübungen sich doch immer von neuem herstellten, daß sie von ihrer Persönlichkeit nichts einbüßten. Schon deshalb haftete der Glaube an sie so tief in den Seelen der Menschen, weil er mit so vielen Wurzeln im Staatskultus, der Kunst und Poesie, der Schule, der ganzen Kultur festgewachsen war, und aus ihnen allen immer neue Nahrung zog: die Menge, sagt z. B. Pausanias, glaubt was sie von Kindheit auf in Chören und Tragödien gehört hat.[2] Aber noch mehr, sie waren auch unter allen Göttern der Welt die menschlichsten, und das menschliche Herz fühlte sich zu ihnen am unwiderstehlichsten hingezogen. Nicht sie verwandelten sich in der Phantasie der Gläubigen in die barbarischen Götter, sondern diese nahmen vielmehr mehr oder weniger von der Persönlichkeit der griechisch-römischen an, großentheils auch deren Namen. Der Mithras und Elagabal von Emesa wurden den Römern zum Sol, die Astarte von Karthago bald zur „himmlischen Jungfrau," bald zur „himmlischen Juno," die Götter von Heliopolis und Doliche zum Jupiter: und die römischen Bewohner der ehemals phönizischen Gebiete von Numidien und Mauretanien beteten zu dem gräßlichen, wie es scheint bis ins zweite Jahrhundert öffentlich, und wie Tertullian

Hellenisirung der orientalischen

1) Ib. 63. 2) Paus. I 3, 2.

behauptet im Geheimen noch immer[1] mit Kinderopfern verehrten Moloch, als zu „dem erhabenen Geber der Früchte Saturnus," oder dem „unbesiegten Gotte Saturnus."[2] Und wenn der römisch-griechische Polytheismus noch die Kraft besaß die hochehrwürdigen Götter der alten Kulturländer des Orients zu assimilieren, so mußte sich derselbe Proceß bei den rohen und obscuren Göttern der halb oder ganz uncivilisirten Länder vollends ohne Schwierigkeit vollziehn. Zahlreiche Denkmäler in Britannien, Germanien, Pannonien, Gallien, Spanien, Afrika zeigen, daß die dortigen römischen Ansiedler, Beamte, Kaufleute, Soldaten sich an den Kulten der Lokalgottheiten eifrig betheiligten, die selten über das Gebiet ihrer Provinz oder Landschaft hinaus Verbreitung gewannen, wenn sie gleich ohne Zweifel von vielen einzelnen auch außerhalb desselben beibehalten oder angenommen wurden: wie z. B. Caracalla neben Aesculap und Serapis auch zum Apollo Grannus um Gesundheit betete.[3] Zum Theil begnügten sich allerdings die Römer in den Provinzen diese barbarischen Götter zu verehren, ohne nach ihrem Namen oder Wesen zu forschen: wie „den großen Gott der Numider" und die „maurischen Götter," oder sie mit ihren landesüblichen Namen anzurufen, wie die aus Denkmälern Algeriens bekannten Götter Auzius, Bacaces, Aulisua,[4] oder die auf Inschriftsteinen Pannoniens vorkommenden Laburus und Latobius u. a. Aber sehr häufig glaubte man doch auch in diesen Barbarengöttern die einheimischen wieder zu erkennen, und deren Namen traten dann neben die fremdklingenden oder für römische Zungen unaussprechlichen

und barbarischen Götter.

1) Porphyr. De abstinentia II 27 p. 149 sq. ed. Rhoer. Tertullian. Apol. c. 9: Infantes penes Africam immolabantur palam usque ad proconsulatum Tiberii, qui ipsos sacerdotes in eisdem arboribus templi sui obumbratricibus scelerum votivis crucibus exposuit, teste militia patriae nostrae, quae id ipsum munus illi proconsuli functa est. Sed et nunc in occulto perseverat hoc sacrum facinus. Allem Anschein nach war Tiberius (?) vor kurzem Proconsul gewesen, und die Soldaten, die bei der Kreuzigung der Priester thätig gewesen waren, hatten in Tertullians Zeit noch gelebt.

2) Henzen Iscr. dell' Algeria A. d. J. 1860 p. 83 sq.

3) Dio LXXVII 15.

4) Henzen a. a. O. p. 82. Tertullian. Apol. c. 24: Unicuique etiam provinciae et civitati suus deus est, ut Syriae Atergatis, ut Arabiae Dusares, ut Noricis Belenus, ut Africae Caelestis, ut Mauretaniae Reguli sui.

eigentlichen, und wurden auch geradezu statt dieser gebraucht. Der Grannus des Elsaß und der Rheinlande galt den Römern als Apollo, der Belutucader und Cocid in Cumberland, der Leherennus und Albiorix des südlichen Frankreich (wie viele andere Lokalgötter) als Mars, die Atäcina oder Adägina von Turobriga in Südspanien als Proserpina,[1] die bei den Bädern von Bath verehrte Sulis als Minerva, die Abnoba des Schwarzwalds als Diana u. s. w. Unmöglich hätten auch diese celtischen Götter in den griechisch-römischen aufgehen können, wenn die letztern für die Gläubigen nicht mehr reale und lebensvolle Persönlichkeiten gewesen wären.

2. Productivität des Götterglaubens. Neue Gottheiten.

Doch der Glaube vermochte nicht bloß fremdartige Gottheiten zu assimiliren, er vermochte auch neue zu schaffen, und diese Productivität ist der untrüglichste Beweis seiner unverminderten Energie und Lebenskraft. Noch immer wurden ihm, der das täglich und stündlich auf Schritt und Tritt so tief empfundene göttliche Walten nicht als ein Einiges und Ganzes auffaßte, sondern die unendliche Gottheit in unzählige Einzelwesen aufzulösen das Bedürfniß empfand — noch immer wurden ihm bedeutende, tief ins Menschenleben eingreifende Erscheinungen und Wirkungen zu göttlichen Persönlichkeiten.

Annona.

Der Glaube an eine Getreidegöttin (Annona) und ihre Verehrung scheint erst der frühern Kaiserzeit anzugehören:[2] als die Existenz und Sicherheit der ewigen Stadt auf der Regelmäßigkeit und hinlänglichen Reichlichkeit der überseeischen Kornzufuhren beruhte. Es mußte eine Gottheit sein, die diese unermeßlichen Vorräthe in Afrika und Aegypten zusammenströmen ließ, sicher über das Meer schaffte, in den Magazinen Roms bergehoch aufschüttete, und jahraus jahrein hunderttausenden das tägliche Brod gab. Die „heilige Annona" ist gewiß oft genug in heißen Gebeten angerufen worden, am meisten von denen, welche in Rom die so höchst umfassende Getreideverwaltung und die mit ihr zusammenhängenden Gewerbe, in den Provinzen der Kornhandel beschäftigte und ernährte. Eine Widmung an die heilige Annona in Rom rührt von einem „lebenslänglich angestellten Messer der sehr ehrwürdigen Körperschaft der Feinbrodbäcker" her;[3] nach einer Inschrift von Rusicade (Philippeville), einem Exporthafen des

1) Huebner CIL II 462. 2) Preller R. M. 621 f. 3) Orelli 1810.

kornreichen Numidiens, ließ dort ein reicher Mann zwei Statuen, eine „des Genius unserer Vaterstadt,“ eine andere „der Annona der heiligen Stadt (Rom)“ aufstellen.[1] Vor allem bedingte der altrömische Genienglaube eine unaufhörliche grenzenlose Vermehrung der göttlichen Wesen: und daß diese noch immer ihren Fortgang hatte, beweist schon allein die lebendige Fortdauer dieses Glaubens, und somit des Glaubens überhaupt. Die ihm zu Grunde liegende Anschauung erfüllte noch immer Natur nnd Dasein mit zahllosen waltenden und erhaltenden, zeugenden und belebenden, helfenden und schützenden göttlichen Mächten, den Genien. Jeder einzelne, jedes Haus und jede Familie hatte ihren Genius, jedes Land, jede Stadt und Provinz, Legionen, Cohorten, Centurien, Körperschaften, Zünfte und Vereine. Aber auch jeden Raum bevölkerte der fromme Sinn, dem „alles eines Gottes Spur“ wies: Brunnen, Berge, Einöden,[2] Märkte, Paläste, Magazine, Bäder, Archive und Theater, und jeder, der dort ein und aus ging, brachte dem Genius oder der „Schutzmacht“ (Tutela) „ob Gott ob Göttin“ seine Huldigung dar.[3]

Der Genienglaube.

Eine nothwendige Folge der Umwandlung der Republik in die Monarchie war, daß der Genius des regierenden Kaisers neben dem seit alter Zeit verehrten Genius des römischen Volks seine Stelle erhielt: es war so natürlich und nothwendig, daß August keinen Anstand nahm, diesen Kultus in Rom selbst anzuordnen. Indem nun im Glauben des Volkes die Vorstellung des kaiserlichen, als Schutzgott des Reichs verehrten Genius mit der Person des Kaisers selbst zusammenfloß, wurde auch hier der Kaiser selbst zum schützenden und waltenden Gotte. Aus der Anschauung des gesammten Alterthums, der Gottheit und Menschheit nicht durch eine unausfüllbare Kluft getrennt, sondern durch Uebergänge vermittelt erschien; die so sehr dazu neigte in jeder scheinbar oder wirklich die Menschheit überragenden Persönlichkeit ein höheres Wesen zu erblicken, ist der Kult der lebenden wie der nach ihrem Tode vergötterten Kaiser hervorgegangen. Und so ist selbst in diesen Kulten, wie allgemein sie auch von der

Die Vergötterung von Menschen. Der Kaiserkult.

1) Henzen 5320 = I. d. A. 2174. Preller R. M. 622, 3. O. Hirschfeld Philol. XXIX 75, 113.

2) Genio devii (Moguntiac.) Henzen 6823.

3) Preller R. M. 566 ff.

bewußten Heuchelei des Servilismus gemißbraucht wurden, die Manifestation einer lebendigen und schöpferischen Kraft des Glaubens nicht zu verkennen. Auch außerhalb des Kaiserkults sind in jener Zeit noch Vergötterungen von Menschen vorgekommen, von denen man nicht zweifeln kann, daß sie in aufrichtigem Glauben erfolgt sind. Die Karpokratianer, eine gnostische Sekte in der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts, die Jesus neben den griechischen Philosophen als Muster höchster menschlicher Läuterung verehrten, haben dem siebzehnjährigen Sohne ihres Stifters, Epiphanes nach seinem Tode auf Cephalonia einen Tempel errichtet.[1] Wenn dem Kaiser Marc Aurel nicht bloß nach seinem Tode jedes Alter und Geschlecht, alle Stände und Klassen göttliche Ehren erwiesen und jeder für gottlos galt, der sein Bild nicht im Hause hatte, sondern auch noch in Diocletians Zeit in vielen Häusern seine Statue zwischen den Penaten stand, und viele durch den Erfolg bestätigte Prophezeiungen berichtet wurden, die man seinen Offenbarungen in Traumgesichten zu verdanken glaubte:[2] so kann kein Zweifel sein, daß der gute milde allgeliebte Monarch dem Volke wirklich zum Gotte geworden war. Auch Alexander Severus verehrte in seiner Hauskapelle, wo er an jedem Morgen Gottesdienst zu halten pflegte, außer den „heiligen Seelen" — zu denen Apollonius von Tyana, Orpheus, Abraham, Christus gehört haben sollen — die besten der vergötterten Kaiser.[3] Begreiflicherweise widerstrebte jedoch dieser Glaube einer wirklichen Gottwerdung von Menschen auch einem großen Theil derer, die sonst in religiösen Dingen starkgläubig waren. Pausanias sagt, zu seiner Zeit seien Menschen nicht mehr zu Göttern geworden wie einst Herakles, die Dioskuren, Amphiaraos, außer den Worten nach, und aus Schmeichelei gegen die Macht.[4]

Apotheose des Antinous.

Pausanias hat wahrscheinlich bei dieser Aeußerung zunächst an die Apotheose des Antinous gedacht: aber der Glaube an die Gottwerdung des schönen Jünglings, der für seinen kaiserlichen Herrn den Opfertod gestorben war, muß wenigstens in Aegypten wirklich bestanden haben. Wäre sein von Hadrian angeordneter Kultus

1) Gieseler, Lehrb. d. Kirchengeschichte[4] I 1, 190. 2) Vit. M. Antonini c. 18. 3) Vit. Alex. Severi c. 29. 4) Pausan. VIII 2. 2.

allein durch „Schmeichelei gegen die Macht" erhalten worden, so würde er nach Hadrians Tode aufgehört haben: er hat aber noch hundert Jahre später bestanden. Celsus hatte die Verehrung Christi mit der des Antinous verglichen, und Origenes, der diese Vergleichung als eine völlig unzulässige zurückweist, zweifelte nicht, daß in der That ein Dämon unter dem Namen des Antinous in dessen Tempel sein Wesen trieb.[1] Wenn man die Sache mit Wahrheitsliebe und unparteiisch prüfe, so werde man wol finden, daß von dem, was Antinous in Antinoopolis auch nach seinem Tode angeblich vollbringe, ägyptische Zaubereien und Mysterien die Ursache seien. Auch an andern Tempeln, so werde erzählt, hätten Aegypter und andere Zauberer Dämonen festgebannt, welche prophezeiten, Kranke heilten, und die Uebertreter von Speiseverboten oder andern religiösen Vorschriften marterten. „Ein solcher ist auch der, welcher in Antinoopolis in Aegypten als Gott geachtet wird, dessen Macht manche, die in den Tag hineinleben, leugnen, andere aber theils von dem dort gebannten Dämon bethört, theils von ihrem Schuldbewußtsein angeklagt, glauben eine von der Gottheit des Antinous verhängte Strafe zu erleiden. Von dieser Art sind ihre Mysterien und die angeblichen Prophezeiungen, von denen die Weissagungen Jesu weit entfernt sind."

Im allgemeinen war übrigens der Kaiserkultus doch nichts anderes als derjenige Ausdruck unbedingtester Ergebenheit, welchen der damalige Despotismus von den Unterthanen wenigstens in sofern fordern konnte, als die Anerkennung einer göttlichen Natur in einer menschlichen Persönlichkeit dem religiösen Gefühl nicht an und für sich widerstrebte. Wenn sich niemals ein christliches Zeitalter zur Anbetung eines Herrschers als Gott verirrt hat, so liegt dies nicht daran, daß der Abstand zwischen Herrscher und Beherrschten geringer, das Gefühl der Menschenwürde höher, oder der Knechtsinn minder erfinderisch in unwürdigen Huldigungen war (im byzantinischen Reich fand eher von all diesem das Gegentheil statt): sondern daran, daß das religiöse Dogma des Christenthums diese Verirrung, welche der heidnische Glaube begünstigte, ausschloß und in dem Herrscher nur den Stellvertreter Gottes auf Erden zu sehen erlaubte. Der römische

1) Orig. c. Cels. III 36 p. 132.

Kaiserkultus war eine Form, über deren wesentlich politische Bedeutung kein Denkender im Unklaren sein konnte, deren äußerliche Erfüllung das eigentliche religiöse Leben unberührt ließ, am wenigsten aber den Glauben zu erschüttern vermochte. Denn für den Gläubigen hört das Heilige niemals deshalb auf heilig zu sein, weil er es im einzelnen Falle gemißbraucht oder entweiht sehn muß; er gibt vielmehr (wie auch Pausanias that) den Mißbrauch bereitwillig dem Spott und der Verachtung Preis, um an dem ihm ehrwürdigen und theuren Inhalt seines Glaubens um so fester zu halten.

3. Widerstandskraft des Götterglaubens. Sein Einfluß auf die Christen.

Der beste Beweis für die Stärke und Lebendigkeit des Götterglaubens aber ist, daß er sich Jahrhunderte hindurch dem Christenthum gegenüber behaupten und nicht bloß dies, sondern auch in gewissem Sinne den Christen eine Anerkennung seiner Wahrheit abzwingen konnte. Denn die reale Existenz der heidnischen Götter zu leugnen, kam den Christen im allgemeinen nicht in den Sinn, auch ihr übermenschliches Wesen, die von ihnen vollbrachten Wunder bestritten sie nicht: nur waren sie ihnen natürlich Mächte der Finsterniß, Dämonen, abgefallene oder verführte Engel und Seelen, denen Gott die Fähigkeit zu schaden und Menschen zu verführen gelassen hatte.[1] Auch sie also, die den Vernichtungskampf gegen den Götterglauben führten, standen noch so sehr in seinem Banne, daß sie zur Erkenntniß seiner Wesenlosigkeit durchzudringen nicht vermochten. Wol mußte die Herrschaft dieses Glaubens eine allgemeine und aufs tiefste im Bewußtsein der Menschen begründete sein, wenn sich selbst seine unversöhnlichsten Gegner ihr nicht völlig entziehen konnten.

Direkte Zeugnisse für die unveränderte Stärke des Volksglaubens. Der Wunderglaube.

Doch all dieser indirekten Beweise sollte es gar nicht bedürfen, wo so zahlreiche und unbestreitbare direkte Zeugnisse für die Allgemeinheit und Stärke des Götterglaubens vorhanden sind. Je fester ein Glaube ist, je tiefer er das ganze Bewußtsein durchdringt, desto eifriger sucht und desto gewisser findet er in Natur und Leben überall Bethätigungen des Daseins und Wirkens der geglaubten Mächte; wo der Unglaube nur Zufall oder natürliche Folge natürlicher Ursachen sieht, erkennt er die Hand der Gottheit. Am leiden-

1) Orig. c. Cels. III 38. IV 92. V 2. VII 69. VIII 31. 62. Justin. Martyr Apol. I 14. Gibbon History Ch. XV 38.

schaftlichsten verlangt er nach Thatsachen und Erscheinungen, welche ihr übermächtiges Eingreifen in die Gesetze der Natur unzweifelhaft darthun, und dies Verlangen befriedigt sich nothwendig immer selbst: das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind. Wenn nun der Wunderglaube ein untrüglicher Gradmesser für die Intensität des Glaubens an die höhere Macht ist, die als die Urheberin des Wunders gilt, so kann es nicht zweifelhaft sein, daß in den ersten Jahrhunderten ein durchaus positiver, von keiner Skepsis angekränkelter Glaube an die Götter der Tradition und des Kultus durch alle Schichten der Gesellschaft verbreitet war, wenn auch in wechselnder Stärke, und selbstverständlich immer am stärksten in den von Bildung am wenigsten berührten Kreisen.

Leibhaftes Erscheinen der Götter.

Der Anthropomorphismus des antiken Glaubens machte es dem Gläubigen möglich, in dem Vollbringer eines Wunders, das sich vor seinen Augen vollzog, den leibhaft erschienenen Gott selbst zu erkennen: und daß auch dies noch in jener Zeit geschehen konnte, wird durch das bekannte Erlebniß der beiden Apostel zu Lystra über jeden Zweifel erhoben. Wie gewiß mußte diesen Menschen das Dasein ihrer Götter sein, und wie nah mußten sie sich ihnen fühlen, wenn sie in dem Urheber der wunderbaren Heilung des Lahmen und seinem Gefährten nicht Gottgesandte sondern Götter sahn, sogleich von der Ueberzeugung erfüllt waren, die Götter seien den Menschen gleich geworden, und zu ihnen hernieder gekommen. „Und nannten Barnabam „Jupiter" und Paulum „Merkurius", dieweil er das Wort führte. Der Priester aber Jupiters, der vor ihrer Stadt war, brachte Ochsen und Kränze vor das Thor, und wollte opfern sammt dem Volk." Und die Apostel „stilleten kaum das Volk, daß sie ihnen nicht opferten."[1] Hier war also damals noch ein Glaube lebendig, kaum minder kindlich und felsenfest, als jener der alten Athener, über dessen unerhörte Einfalt sich Herodot nicht genug verwundern konnte, da sie in der schönen gerüsteten Frau, in deren Begleitung Pisistratus zurückkehrte, die Göttin Athene leibhaft zu sehn wähnten und anbeteten.[2]

Allerdings ist nun im Innern Vorderasiens, wie es Lucian ja von Paphlagonien ausdrücklich bezeugt,[3] der Glaube vielleicht am

1) Acta apostol. 14, 11—18. 2) Herodot. I 60. 3) Lucian. Alexander 9.

blindesten, zur Selbstbethörung am meisten geneigt gewesen, wie denn überhaupt in den östlichen Ländern sicherlich die Befangenheit in Glauben und Aberglauben stets größer war, als im Westen. Aber wenn der Glaube auch nur selten stark genug sein mochte, um sich zum Schauen der leibhaften Gottheit selbst zu erheben, so sah er doch überall die von ihr gewirkten Wunder, und entzündete sich an diesen immer von neuem, und auch Zweifelnde wurden durch die Gewißheit und Allgemeinheit des Wunderglaubens mit fortgerissen.

Andere von den Göttern bewirkte Wunder.

Die Wunder, welche sich im J. 71 zu Alexandria ereigneten und „die Gunst des Himmels und eine gewisse Zuneigung der Götter für Vespasian andeuteten," berichtet wie die andern Geschichtsschreiber auch Tacitus mit vollem Glauben.[1] Ein Blinder und ein Lahmer wandten sich nach Eingebungen, die sie von Serapis in Träumen erhalten hatten, flehend an ihn, um den Gebrauch ihrer Glieder durch seine Berührung wieder zu erlangen. Vespasian entschloß sich endlich öffentlich vor den Augen des Volks das Verlangte zu thun. „Sogleich wandelte sich die Hand zur Brauchbarkeit und dem Blinden leuchtete wieder der Tag. Beides erzählen noch jetzt Augenzeugen, wo die Lüge keinen Gewinn mehr bringt." Nun begab sich Vespasian um seine Zukunft zu erfahren allein in den Tempel des Serapis und erblickte dort einen Mann Namens Basilides, von dem später festgestellt wurde, daß er in jenem Augenblick viele Meilen entfernt gewesen war: in seinem Namen erkannte Vespasian eine Andeutung der ihm beschiedenen Herrschaft. Kaum konnte, wer diese Wunder glaubte, an der Größe und Macht des Gottes zweifeln, dem sie die Stimme des Volks zuschrieb.

Steigerung des Wunderglaubens durch den Kampf der Religionen.

Dies Wunder gehört einer Zeit an, wo auf heidnischer Seite gewiß die Absicht noch nicht vorausgesetzt werden kann, den christlichen Wundern gleich überzeugende entgegen zu stellen. Als nun aber das Ringen beider Religionen um die Herrschaft über die Menschheit begonnen hatte, da mußte auch je länger der Kampf währte, und je heißer er wurde, auf beiden Seiten die Wundersucht immer leidenschaftlicher werden. Das im zweiten und dritten Jahrhundert innerhalb des Heidenthums in zunehmender Stärke wirksame Streben, mit dem

1) Sueton. Vespas. c. 7. Dio LXVI 8. Tac. H. IV 81 sq.

Christenthum auch in Wundern zu wetteifern, ist namentlich auf den Tendenzroman des Philostrat von Apollonius von Tyana (der dem Stifter der christlichen Religion eine gleich edle und ehrwürdige heidnische Idealgestalt gegenüber stellen sollte)[1] von entschiedenem Einfluß gewesen.

Dasselbe Wunder von beiden Seiten in Anspruch genommen.

Aber Heidenthum und Christenthum setzten nicht bloß Wunder gegen Wunder, sondern auch der Fall, daß dasselbe Wunder von beiden Seiten in Anspruch genommen wurde, kann kein seltener gewesen sein, wenngleich er nur einmal berichtet wird. Im Quadenkriege Marc Aurels sah sich im Jahr 174 das römische Heer einmal in glühender Sonnenhitze schmachtend von einer überlegenen Menge der Feinde eingeschlossen, mit der augenscheinlichsten Gefahr gänzlicher Vernichtung bedroht. Da zogen sich plötzlich dichte Wolken zusammen, und ergossen sich in einen reichlichen Regenstrom, die Römer waren gerettet, der Sieg wandte sich auf ihre Seite.[2] Die Wirkung dieses Ereignisses war eine überwältigende, es wurde nach damaliger Sitte in bildlichen Darstellungen verewigt, allgemein galt es als ein Wunder, dessen man noch bis in das späteste Alterthum gedachte, und auf das sich noch nach Jahrhunderten sowol Christen als Heiden als einen Beweis für die Wahrheit ihres Glaubens beriefen. Noch heute sehn wir in der Darstellung der Schlacht, auf der Säule Marc Aurels, wie der Regen sendende Jupiter, den Blitz in der Hand, mit ausgebreiteten Fittigen, langherabwallendem Bart und Haupthaar das Wasser in dichten Strömen vom Himmel fließen läßt, das die römischen Soldaten in ihren Schilden begierig auffangen. Auf einem Gemälde, das Themistius gesehen hatte, war auch der Kaiser selbst mit erhobenen Händen zu Jupiter flehend dargestellt.[3] Seinem Gebet zu Jupiter wurde wie es scheint von den meisten die wunderbare Errettung zugeschrieben;[4] doch behaupteten andere, daß sie der Kunst eines in

1) Baur, Apollonius v. Tyana u. Christus 124. 132. 141.

2) C. Dio LXXI 9.

3) Sämmtliche Stellen bei Clinton Fasti Romani Vol. II Appendix p. 23 ff. Themist. Or. XV p. 191 B.: *εἶδον ἐγὼ ἐν γραφῇ εἰκόνα τοῦ ἔργου, τὸν μὲν αὐτοκράτορα προσευχόμενον ἐν τῇ φάλαγγι, τοὺς στρατώτας δὲ τὰ κράνη τῷ ὄμβρῳ ὑποτιθέντας κτλ.*

4) Themist. or. XXXIV c. 21. Claudian. IV Cons. Honor. 342. Vita M. Antonini c. 24.

seinem Gefolge befindlichen ägyptischen Zauberers Arnuphis zu verdanken sei, der durch seine Beschwörungen der Götter, namentlich des Hermes den Regenguß herabgezogen habe.[1] Aber die christlichen Schriftsteller berichteten, „als Freunde der Wahrheit“ wie Eusebius von Cäsarea sagt, das Wunder sei eine Wirkung christlicher Gebete zu dem wahren Gotte gewesen. Schon ein Zeitgenosse, der Bischof Apollinarius von Hierapolis erzählte es so, mit dem (längst als falsch erwiesenen) Zusatze, die Legion, deren christliche Soldaten durch ihr Gebet Gewitter und Regen herbeigeführt, habe davon den Beinamen „die Blitzberührte“ (Fulminata) erhalten.[2] Auch wurden (selbstverständlich gefälschte) Briefe des Kaisers Marc Aurel verbreitet, in denen er die christliche Auffassung des Ereignisses bestätigte. Schon Tertullian beruft sich auf sie.[3]

Der Glaube an Vorausverkündigung der Zukunft —

Der Platoniker Celsus[4] hebt in seiner Schrift gegen das Christenthum unter den Wundern, die er zum Beweise für das Dasein der Götter anführt, ganz besonders die Orakel so wie die Vorzeichen und Vorbedeutungen aller Art hervor, durch die sie das Künftige warnend oder mahnend vorausverkündeten, und die den Gläubigen nicht bloß die Existenz der Götter, sondern auch ihre Fürsorge für die Menschheit bewiesen. „Wozu, sagt er, soll man aufzählen, was alles aus Orakelstätten theils Propheten und Prophetinnen, theils andere begeisterte Männer und Frauen mit gotterfüllter Stimme vorher gesagt haben? Was für wunderbare Voraussagungen aus dem Innern der heiligen Räume ertönten? Was alles aus Opferthieren und andern Opfern den Befragenden offenbart wurde, was aus andern wunderbaren Zeichen? Manchen sind auch deutliche Erscheinungen zu Theil geworden. Von all diesem ist das ganze Leben erfüllt. Wie viele Städte sind durch Orakel empor gekommen, und von Seuchen und Hunger befreit worden, wie viele andere, die sie vernachlässigten oder vergaßen, elend zu Grunde gegangen? Wie viele Kolonien sind ausgesandt worden, und wenn sie dem Gebot nachkamen, gediehen? Wie viele Fürsten, wie viele Privatpersonen sind

---

1) Dio l. l. 2) Euseb. H. E. V 5. 3) Tertullian. Apol. c. 5. Cf. ad Scapulam c. 4.

4) Orig. c. Cels. VIII 45. Vgl. Minuc. Felix Octav. c. 7.

auf solche Weise schlimmer oder besser gefahren? Wie viele, die mit Kinderlosigkeit heimgesucht waren, haben erlangt worum sie baten, wie viele sind dem Zorn von Göttern entgangen, oder von Leibesgebrechen geheilt worden? Wie viele, die bei Heiligthümern gefrevelt, sind sogleich von der Strafe ereilt worden, indem sie theils von Raserei ergriffen wurden, theils selbst aussagten, was sie gethan hatten, oder Hand an sich selbst legten, oder in unheilbares Siechthum verfielen? Auch hat solche schon eine aus dem Innern des Heiligthums erschallende Donnerstimme der Vernichtung geweiht!"

Die verbreitetste Form des Wunderglaubens unter den Gebildeten.

Der Glaube an wunderbare Zeichen und Verkündigungen der Zukunft, von denen auch damals noch immer „das ganze Leben erfüllt war," ist allem Anschein nach wenigstens im spätern Alterthum die verbreitetste Form des Wunderglaubens gewesen. Auch ein großer Theil der Philosophen- und philosophisch Gebildeten bekannte sich zu ihm: zwar Epikureer, Cyniker und Aristoteliker verwarfen und Akademiker bestritten ihn: um so mehr hielten Platoniker, Pythagoreer und Stoiker daran fest, und namentlich in der Theologie der letztern bildete er einen integrirenden Bestandtheil. „Der Glaube an eine so außerordentliche Fürsorge der Gottheit für die Menschen erschien ihnen viel zu tröstlich, als daß sie darauf hätten verzichten mögen; sie priesen nicht allein die Weissagung als den augenscheinlichsten Beweis für das Dasein der Götter und das Walten der Vorsehung, sondern sie schlossen ebenso auch umgekehrt: wenn es Götter gebe, müsse es auch eine Weissagung geben, da den Göttern ihre Güte nicht erlauben würde, den Menschen eine so unschätzbare Gabe zu versagen."[1] Dieser Glaube nun, der in der That den Götter- und Vorsehungsglauben nothwendig voraussetzte und mit ihm stand und fiel, war auch unter den Gebildeten der damaligen Welt höchst verbreitet.

Berichte über Vorzeichen bei den Geschichtschreibern.

Livius sagt zwar,[2] daß in Folge derselben Indifferenz, welche die Ursache des jetzigen allgemeinen Unglaubens an wunderbare, von den Göttern gesandte Vorzeichen sei, Prodigien weder öffentlich bekannt gemacht noch in die Geschichtsbücher eingetragen würden. Aber diese Indifferenz kann nicht lange gewährt haben, denn alle Geschichtsschreiber der Kaiserzeit ohne Ausnahme verzeichnen dergleichen Wunder;

1) Zeller, G. d. Ph. III 1, 315. 2) Liv. XLIII 13.

mit der Zeit sind die Prodigien sogar für die Gläubigen der Gegenstand eines ganz besondern Interesses geworden, welchem die Sammlung aller in Italien geschehenen Wunder und Zeichen aus Livius (von einem Julius Obsequens, dessen Zeit wir nicht kennen) ihren Ursprung verdankt. Auch Tacitus, der sich dem Glauben an Wunder und Zeichen gegenüber kritisch verhielt, und sich ausdrücklich gegen den gemeinen Aberglauben verwahrt, der in jedem auffälligen Ereigniß eine Vorbedeutung sah, hat zwar deshalb ohne Zweifel einen großen Theil der angeblichen Prodigien als solche nicht anerkannt, aber an ihrem Vorkommen im Allgemeinen hat er nicht gezweifelt, und in den spätern Büchern seiner großen Zeitgeschichte sie auch (vom Jahr 51 ab) verzeichnet.[1] Es scheint also fast als habe der Glaube an diese Dinge mit den Jahren bei ihm zugenommen, gehegt hat er ihn wol von jeher. Schon in einem seiner ersten Bücher[2] berichtet er, daß am Tage der Schlacht bei Bedriacum sich bei Regium Lepidum ein Vogel von niegesehener Gestalt niedergelassen und weder von den Menschen noch von den ihn umschwärmenden Vögeln sich habe verscheuchen lassen, bis Otho sich selbst getödtet; dann sei er verschwunden; als man die Zeit nachgerechnet, sei Anfang und Ende der Wundererscheinung mit Othos Tode genau zusammengetroffen. So sehr er es unter seiner Würde halte, fügt Tacitus ausdrücklich hinzu, sein ernstes Werk mit Fabeln zu schmücken, so wage er in diesem Falle doch nicht dem, was allgemein berichtet werde, den Glauben zu versagen.

Tacitus.

Die regelmäßigen Erwähnungen der Vorzeichen, namentlich solcher, die einem Privatmanne die künftige Kaiserwürde und den Tod des Kaisers verkündeten, bei Sueton, Cassius Dio, Herodian, den spätern Kaiserbiographen läßt an der Fortdauer dieses Glaubens, den die Schriftsteller doch gewiß auch bei der großen Mehrzahl ihrer Leser voraussetzen mußten, keinen Zweifel: und oft genug zeigt die Erzählung, bis zu welchem Grade die hervorragendsten Männer jener Zeit in diesem Glauben befangen waren. August, sagt Sueton, achtete auf gewisse Wahrzeichen, deren Bedeutung ihm für völlig sicher galt. Wenn er morgens einen Schuh auf den falschen Fuß zog, war es

Sueton über August.

1) Nipperdey, Tacit. I³ Einleitung XV. 2) Hist. II 50.

ein übles, wenn beim Antritt einer längern Reise Thau fiel, ein gutes Vorzeichen; auch wunderbare Ereignisse machten immer großen Eindruck auf ihn, wie daß vor seinem Hause aus den Fugen der Steine eine Palme hervorsproßte, und bei seiner Ankunft in Capri die zu Boden gesenkten schon kraftlosen Aeste einer alten Steineiche neue Kraft gewannen. Und hätte Livius bei Sueton das mit wahrem Bienenfleiß aus Büchern und Ueberlieferungen zusammengetragene Verzeichniß aller der Vorzeichen gelesen, die Augusts künftige Größe, seine Siege und seinen Tod verkündeten, so würde er vielleicht seine Klage über die Gleichgültigkeit gegen solche Dinge zurückgenommen haben. Dieser Starkgläubigkeit wurde jedes Ereigniß bedeutungsvoll, und kein Wunder war ihr zu groß oder zu lächerlich: Sueton berichtet ernsthaft, daß August als Kind, da er eben zu sprechen anfing, einmal auf einem Familiengut den quakenden Fröschen zu schweigen befahl, und man versichere, daß die Frösche seit jener Zeit dort nicht mehr quakten.[1]

Fortdauer des Glaubens an die herkömmlichen Weissagungsmethoden. Die Haruspicin.

Daß auch bei den Gläubigen verschiedene Arten von Vorbedeutungen verschiedenen Glauben fanden, daß das Ansehn der mannigfaltigen Methoden der Prophezeiung nicht zu allen Zeiten dasselbe war, sondern bald jene bald diese den meisten Glauben fand, ist selbstverständlich. Aber niemals ist doch eine der anerkannten Arten der Weissagung aus Mangel an Glauben ganz außer Gebrauch gekommen. Der vernichtende Spott Ciceros über die Haruspicin und Eingeweideschau überhaupt könnte zu der Ansicht verleiten, als sei diese Weissagung in eine zu tiefe Mißachtung versunken gewesen, um (wenigstens bei den Gebildeten) jemals wieder zu Ansehn gelangen zu können: aber nichts würde irriger sein. Cicero führt jene Aeußerung des Cato an, er wundere sich, daß ein Haruspex, der einen andern sehe, sich des Lachens enthalten könne; die Frage des Hannibal an König Prusias, der die Lieferung einer Schlacht von einer Eingeweideschau abhängig machen wollte: ob er einem Stückchen Kalbfleisch mehr glaube als einem alten Feldherrn? er erinnert daran, wie namentlich auch im letzten Bürgerkriege fast immer das Gegentheil von dem Prophezeiten eingetroffen sei.[2] Aber der Spott der

1) Sueton. August. c. 92—97. 2) Cic. Div. II 24; cf. I 26.

Ungläubigen machte die Gläubigen ebenso wenig irre, als die Thatsachen, die ihren Glauben Lügen straften. Wie immer in ähnlichen Fällen hatten sie nur für die wirklich oder angeblich eingetroffenen Prophezeiungen Gedächtniß: und zahlreiche Zeugnisse aus den folgenden Jahrhunderten bestätigen die Fortdauer des Glaubens an die Eingeweideschau, so wie ihre Verbreitung auch in den gebildeten Klassen. Schon das Verbot des Tiberius, die Haruspices im Geheimen und ohne Zeugen zu befragen,[1] setzt eine sehr allgemeine Benutzung dieser Weissagungsform voraus. Die Besorgniß des Claudius (im Jahr 47), daß diese älteste Wissenschaft Italiens durch Vernachlässigung erlöschen könnte, dürfte sich nur auf den Verfall der etruskischen Disciplin der Eingeweideschau, nicht auf die Abnahme ihrer Anwendung überhaupt bezogen haben.[2] Auch sagt der ältere Plinius ausdrücklich, ein großer Theil der Menschen stecke in dem Glauben, daß die Thiere durch ihre Muskelfasern und Eingeweide uns vor Gefahren warnen.[3] Epiktet, der den Lehren seiner Schule gemäß auch hier Offenbarungen erkannte und an der Kunst, die sie deutete, keinen Zweifel hegte, mahnt nur, man solle sich in seinen Handlungen nicht allein durch die Weissagung, sondern vor allem durch das Pflichtbewußtsein leiten lassen; wozu er keine Veranlassung gehabt hätte, wenn das erstere nicht sehr allgemein geschehn wäre. Nur die Angst vor der Zukunft sei es, welche die Menschen so oft zu den Wahrsagern treibe. Man nähere sich ihnen, zitternd vor Aufregung, mit Bitten und Schmeicheleien, als könnten sie unsere Wünsche erfüllen: „Herr, werde ich meinen Vater beerben? Herr, habe Erbarmen mit mir, mache daß ich ausgehn darf! aber der Eingeweide- oder Vogelschauer kann doch nichts voraussehn, als die bevorstehenden Ereignisse selbst, wie Tod, Gefahr, Krankheit oder dergl. Ob sie dem Betreffenden in Wahrheit heilsam oder schädlich seien, weiß er nicht.“[4] Herodian sagt, der tapfere Widerstand der Stadt Aquileja gegen Maximinus sei hauptsächlich in Folge der Prophezeiungen der dort anwesenden Haruspices geleistet worden, „denn auf diese Art der Weissagung vertrauen die Bewohner von Italien am meisten.“[5] Daß sie aber auch

1) Sueton. Tiber. c. 63. 2) Tac. A. XI 15. 3) Plin. H. N. VIII 102.
4) Epictet. Diss. II 7; vgl. I 1, 17. III 1, 37. IV 4, 5. 5) Herodian. VIII 3, 7.

außerhalb Italiens Ansehn genug hatte, beweist außer den Aeußerungen Epiktets die Anerkennung, welche ihr der Traumdeuter Artemidor zollt, der neben seiner eigenen Kunst nur sehr wenige Methoden der Weissagung gelten ließ: Sterndeutung, Opfer-, Vogel- und Leber- (d. h. Eingeweide)schau.[1] Und daß es der Haruspicin auch unter den Gebildeten an Gläubigen niemals fehlte, darf man nach einzelnen zufälligen Angaben aus verschiedenen Zeiten schließen. Regulus, der in der Zeit von Nero bis Domitian als Redner und Ankläger in Majestätsprocessen eine unheilvolle Berühmtheit besaß, befragte jedes Mal, wenn er auftrat, die Haruspices über den Ausgang des Processes.[2] Der Kaiser Gordian (der erste) war in dieser Wissenschaft über die Maßen erfahren.[3] Ammianus Marcellinus zählt unter die Mittel, welche die Güte der Vorsehung den Menschen zur Erforschung der Zukunft verliehen habe, auch die Haruspicin, und sagt, daß Julian schon in der Zeit, wo er noch das Bekenntniß des Christenthums heuchelte, der Haruspicin und den Augurien ergeben war, „so wie allem übrigen, was die Verehrer der Götter von jeher gethan haben.“[4] Nach diesen Angaben über die Fortdauer und Verbreitung des Glaubens an die Haruspicin, die sich noch vermehren ließen,[5] läßt sich dasselbe für alle übrigen herkömmlichen Prophezeiungsmethoden voraussetzen.

Unter den Arten die Zukunft zu erforschen setzt nun allerdings die Lieblingswissenschaft jener Zeit, die Astrologie, die namentlich unter den höhern Ständen das meiste Ansehn genoß, den Glauben an die Götter und eine durch sie geübte Vorsehung nicht nothwendig voraus, obgleich sie ihn ebenso wenig ausschließt: in der vorsehungsgläubigen stoischen Schule war unter den ältern Panätius der einzige, der sie verwarf: und dieser bestritt die Vorbedeutungen und die Weissagungen überhaupt.[6] Doch liegt es in der Natur der Sache, daß der in der damaligen Welt so ungemein verbreitete Glaube an ein unabwendbares Verhängniß, welcher der Astrologie gerade am meisten Vorschub leistete,[7] leicht zur Entfremdung vom Götterglauben

Die Astrologie.

1) Artemidor. Onirocr. II 69. 2) Plin. epp. VI 2, 2; vgl. II 20, 4. 3) Victor Caesares 26. 4) Ammian. XXI 1; 62, 4. vgl. XXIII 5, 10—13. XXV 6, 1. 5) H. A. vit. Floriani c. 2. Cod. Theodos. XVI 1, 2. 4. 6. Marquardt Hdb. IV 368 f. 6) Zeller III 1, 317, 2. 7) Tac. A. VI 22; vgl. IV 20 H. I 18.

führen konnte. Der Glaube, der „alle Ereignisse durch die Gesetze der Geburt ihren Gestirnen zuwieß," und dem, wie Plinius in einer bereits angeführten Stelle sagt, die Menge der Gebildeten wie der Ungebildeten gleich bereitwillig beifiel — dieser Glaube, nach welchem das einmal Beschlossene für alle Zukunft unabwendbar fest stand, setzte die Gottheit für immer in Ruhe.[1] Tiberius, sagt Sueton, verhielt sich in Bezug auf die Götter und den Gottesdienst ziemlich gleichgültig, da er der Astrologie ganz ergeben und von der Ueberzeugung durchdrungen war, alles geschehe nach Verhängniß.[2]

Die Orakel.

Aber auch die Weissagung der Orakel, in welcher die Götter gleichsam persönlich den Menschen die Zukunft offenbarten, die also, wie sie die unmittelbarste Eingebung der Gottheit voraussetzte, so auch am meisten den Glauben an sie befestigen und nähren mußte: auch sie hat in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten kaum weniger allgemeines Ansehn genossen als zu irgend einer frühern Zeit: und daß diese Weissagung nicht bloß fortbestand, sondern auch nach einem zeitweiligen Verfall eine vollständige Restauration erleben konnte, ist ein um so unzweifelhafterer Beweis für die Kraft des Götterglaubens. Strabo, der den Verfall und die Vernachlässigung der griechischen Orakel in der Zeit Augusts ausdrücklich bezeugt, ist zwar zu seinen Aeußerungen wol mit von dem Gedanken an die Zeiten des Glanzes von Delphi bestimmt worden, der doch schon seit Jahrhunderten erloschen war; aber auch für das damals eingetretene Sinken des Ansehns der griechischen Orakel überhaupt gibt er allem Anschein nach die richtige Ursache an: daß nämlich die Römer sich mit den Weissagungen der sibyllinischen Bücher und der etruscischen Prophezeiung (durch Beobachtung der Eingeweide, des Vogelflugs und der himmlischen Zeichen) begnügten.[3] Es war eine natürliche Folge der Weltherrschaft, daß das Römische auf allen Gebieten zunächst das Unrömische in seiner Bedeutung herabdrückte: und der überwältigende Eindruck römischer Macht und Größe hatte gerade damals auch in der griechischen Welt seine Kulmination erreicht. Doch wenn dieser Eindruck gleich vermochte dem

Ihr zeitweiliger Verfall durch das überwiegende Ansehn der Italischen Prophezeiung.

1) Plin. H. N. II 23: vgl. oben S. 428. 2) Sueton. Tiber. c. 69.

3) Strabo XVII 1, 43 p. 843 E. Gustav Wolff De novissima oraculorum aetate p. 1.

Glaubensbedürfniß der Menschen neue Richtungen zu geben, so war er keinesfalls stark genug sie auf die Dauer ganz zu beherrschen. Der alte Glaube stellte sich völlig wieder her, und die altberühmten Orakeltempel füllten sich aufs neue mit Wallfahrern. Dort sagten „von Gott erfüllte und mit ihm eins gewordene Propheten die künftigen Dinge voraus, gewährten Verhütung von Gefahren, Heilung von Krankheiten, Hoffnung für Betrübte, Hilfe für Unglückliche, Trost in Leiden, Erleichterung in Mühsalen.“[1] Auch die christlichen Schriftsteller, welche behaupteten, mit dem Kommen des Erlösers in die Welt sei die Macht der falschen Götter gebrochen gewesen, der Zauber, durch den sie so lange Bildern von Holz und Stein Sprache verliehen, habe seine Kraft verloren, und ihre Orakel seien verstummt:[2] auch sie mußten bekennen, daß die Dämonen in den Orakeltempeln aufs neue wahre Prophezeiungen und heilsame Warnungen ertheilten, und Heilungen bewirkten; aber freilich nur, um durch diese scheinbaren Wohlthaten denen um so größern Schaden zuzufügen, welche sie von dem Forschen nach der wahren Gottheit durch Einschwärzung der falschen ablenkten.[3]

Ihre Restauration

Die Größe des römischen Reichs und der durch die Vortrefflichkeit seiner Communicationsmittel höchst entwickelte unaufhörliche Wechselverkehr aller seiner Theile miteinander hatte eine ungeheure Erweiterung des Gebiets zur Folge, auf das sich der Einfluß der angesehenern Orakel erstreckte. Aus fernen Barbarenländern pilgerten nun Hilfe und Rath Suchende zu den griechischen Tempeln, und die Sprüche der griechischen Götter wurden mit Ehrfurcht in Gegenden vernommen, in die vor der Zeit der römischen Weltherrschaft ihre Namen nie gedrungen waren. Wenn (wie es scheint in Hadrians Zeit) eine Cohorte von Tungrern in ihrem Standquartier zu Borcovicus (Housesteads) in Britannien „den Göttern und Göttinnen“ eine Widmung darbrachte „gemäß der Auslegung des Orakels des clarischen Apollo“ (bei Kolophon), und eine ähnliche Weihinschrift zu Obrovazzo im nördlichen Dalmatien sich auf den Spruch desselben Orakels

und Verbreitung ihres Ansehns außerhalb der griechischen Länder.

1) Minuc. Felix Octav. c. 7.

2) Arnob. adv. gentes I 1. Euseb. Praep. evang. V 1. Prudent. Apotheos. 435 sqq. 3) Tertullian. de anima c. 46.

beruft:[1] so kann man nicht zweifeln, daß die berühmten Orakel in der römischen Kaiserzeit aus allen Provinzen des Reichs befragt wurden, und die zahlreichen gelegentlichen Erwähnungen der Schriftsteller bestätigen es. So befragte (um nur einiges anzuführen) Germanicus außer dem eben erwähnten Orakel des clarischen Apollo auch das des Stieres, Apis zu Memphis, Tiberius das Loosorakel des Geryones bei Patavium, Caligula das der Fortunen zu Antium, Nero das zu Delphi, Vespasian das auf dem Berge Carmel, Titus das der Venus zu Paphos auf Cypern, Caracalla das des Serapis zu Alexandria und überhaupt alle berühmten Orakel.[2] In den Kreisen der Gläubigen erzählte man Beweise von der Allwissenheit der Orakel, die das noch überboten, was Herodot von den Antworten des delphischen auf die Fragen des Krösus berichtet. Bei Plutarch erzählt dessen Freund, der gelehrte Demetrius aus Tarsus, als ein selbsterlebtes Ereigniß, wie ein ungläubiger Statthalter von Cilicien durch einen Orakelspruch zum Glauben bekehrt wurde. Er sandte auf Veranlassung einiger epicureischer Religionsspötter in seiner Umgebung einen Freigelassenen mit einem versiegelten Täfelchen, das die Frage enthielt, zu dem Traumorakel des Halbgottes Mopsos. Der Bote, der nach der dortigen Sitte im Tempel eine Nacht zubrachte, träumte, daß ein schöner Mann zu ihm trete, und spreche: einen schwarzen — sodann sich entferne. Als er dies dem Statthalter meldete, erschrak derselbe, fiel auf die Kniee, öffnete das Täfelchen und zeigte den Anwesenden seine Frage: werde ich einen weißen oder schwarzen Stier opfern? auch die Epicureer waren bestürzt, der Statthalter aber brachte das Opfer, und verehrte fortan den Mopsos.[3]

Das Orakel des Alexander von Abonoteichos.

Doch nichts zeigt so sehr, welcher Selbstbethörung der Wunderglaube fähig war, und macht zugleich so anschaulich, wie leicht und schnell Orakel in Gegenden Eingang und Geltung finden konnten, in denen sie früher unbekannt waren, als Lucians Bericht über das von Alexander zu Abonoteichos in Paphlagonien eingerichtete angeb-

1) E. Hübner Bericht über eine epigraph. Reise nach England. Monatsber. d. Berl. Akad. 1866 S. 791 f.

2) G. Wolff l. l.

3) Plutarch. de def. oracc. c. 45.

liche Orakel des Apoll und Aesculap.[1] Sobald der Pseudoprophet sich und seinem Gotte in Kleinasien das nöthige Ansehn verschafft hatte, ließ er durch Emissäre in allen Provinzen Propaganda für das Orakel machen, und fand bald auch in Rom und Italien zahlreiche Gläubige, und zwar ganz besonders, wie Lucian versichert, unter den Hochgestellten und am Hofe selbst. Als er erst in Italien festen Fuß gefaßt hatte, sandte er im ganzen Reiche umher, ließ überall Seuchen, Erdbeben und Feuersbrünste prophezeien, die aber durch seinen Beistand abgewendet werden könnten. Eine furchtbare Epidemie wüthete damals (seit 167) in einem bedeutenden Theile des Reichs, und der Schrecken des großen Marcomannenkrieges vereinigte sich mit ihr, um überall mit der Seelenangst auch das religiöse Bedürfniß und die Glaubensseligkeit aufs Höchste zu steigern. Ueberall las man auf den Hausthüren einen von Alexander umhergesandten Orakelspruch, der ein sicheres Schutzmittel gegen die Seuche sein sollte, und Lucians Nachricht, daß er durch den Blindgläubigsten seiner Anhänger, Rutilianus, den Kaiser Marc Aurel bewogen habe, als ein Opfer, das den Römern den Sieg sichern werde, zwei Löwen in die Donau werfen zu lassen, ist durchaus nicht unwahrscheinlich. Daß diesem Opfer eine große Niederlage folgte,[2] that dem Glauben an das Aesculaporakel keinen Eintrag, und der Zudrang von Fremden steigerte sich in Abonoteichos dermaßen, daß Mangel an Lebensmitteln eintrat. Nicht selten erhielt das Orakel auch Anfragen in fremden Sprachen wie syrisch und celtisch, und es war für Alexander nicht immer leicht Leute zu finden, welche sie verstanden.[3] Lucian mag in seinem Bericht manches übertrieben haben, aber wenn ein so plumper Betrug überhaupt einen großen Erfolg haben konnte, so ergibt sich der Rückschluß auf den Glauben an die anerkannten Orakel und die Verbreitung ihres Einflusses von selbst.

Mehrere der angesehensten Orakel waren wie das des Mopsus Traumorakel. Daß aber nicht bloß dort, sondern überall Träume

Der Glaube an vorbedeutende Träume.

---

1) Vgl. Clinton F. Rom. ad a. 182.
2) Wol die des Furius Victorinus vit. M. Antonini c. 14.
3) Lucian. Alexander 24. 30. 36. 48 sq. 51.

die Zukunft verkündeten, war unter allen Formen des **Glaubens** an Vorbedeutungen die allgemeinste, und die einzige, die selbst ein Theil derer nicht bestritt, welche den Weissagungsglauben im übrigen durchaus verwarfen. Aristoteles[1] und Demokrit[2] gaben das **Vorkommen** weissagender Träume zu, die aber nicht von den Göttern gesandt, sondern natürliche Wirkungen natürlicher Ursachen seien; und so neigte auch der ältere Plinius, der alle übernatürliche Offenbarung der Zukunft leugnete, zu dem Glauben an bedeutende Träume. In einem seiner frühern Bücher läßt er die Frage unentschieden,[3] aber in einem spätern[4] berichtet er, als unzweifelhafte Thatsache, daß ein Soldat der Kaisergarde in Rom, der durch den Biß eines tollen Hundes wasserscheu geworden war, durch ein Mittel gerettet worden sei, das seiner in Spanien lebenden Mutter ein Traum geoffenbart hatte. Ohne seinen Unfall zu ahnen, hatte sie ihm diesen in einem Briefe mitgetheilt, der gerade zur rechten Zeit ankam, um den Kranken wider alle Hoffnung zu retten. Wenn Plinius sagt, dies vorher unbekannte Mittel, das sich seitdem stets bewährte, habe „Gott" offenbart, so dachte er wol an jenes geheimnißvolle Walten der Natur, das sich auch in den Sympathien und Antipathien ihrer Kräfte kund zu geben schien, keinesfalls an die Vorsehung einer persönlichen Gottheit. Setzt aber der Glaube an weissagende Träume auch den Götter- und Vorsehungsglauben nicht nothwendig voraus, so haben sicherlich immer nur die wenigsten den einen ohne den andern gehegt, bei der großen Mehrzahl hat sich der Glaube wie der Unglaube auf beide Gebiete zugleich erstreckt. Demokrits Theorie hat allem Anschein nach selbst bei den Epicureern wenig Eingang gefunden, und sie haben im Allgemeinen mit der Vorsehung auch die Weissagung der Träume, wie alle sonstige geleugnet. Dagegen allen, die eine Vorsehung annahmen, sagt Origenes,[5] war es gewiß, daß es Erscheinungen im Traume gab, die theils ganz eigentlich göttlicher Natur waren, theils die Zukunft offenbarten, sei es deutlich, sei es in Räthseln. Im Schlaf, sagt der Vertreter des Heidenthums in dem Dialog des Minucius Felix,[6] sehen, hören, erkennen wir

Sein Zusammenhang mit dem Vorsehungsglauben.

1) Zeller II 2, 424 u. 625. 2) Zeller I 644. 3) Plin. H. N. X 211. 4) Id. ib. XXV 17. 5) Orig. c. Cels. I 48. 6) Minuc. Fel. Octav. c. 7.

die Gottheit, die wir am Tage gottlos leugnen, verschmähen, durch Meineid beleidigen. Namentlich die Stoiker legten den größten Werth auf diese von der Vorsehung den Menschen geschenkte „eigenthümliche Tröstung eines natürlichen Orakels;“ und auch die Christen glaubten, daß nicht bloß von Gott, sondern auch von Dämonen wahre Träume gesendet würden, freilich in der schon erwähnten bösen Absicht, und viel öfter trügerische und unreine.[1] Man wird also nicht sehr irren, wenn man auf die Allgemeinheit und Festigkeit des Götter- und Vorsehungsglaubens aus der Allgemeinheit und Festigkeit auch des Glaubens an Träume schließt.

Ueber diese letztere kann nun aber Niemand in Zweifel sein, der die Litteratur der ersten Jahrhunderte, namentlich die historische auch nur oberflächlich kennt. Selten wird ein großes Ereigniß erzählt, ohne daß zugleich mindestens ein Traum mitgetheilt wird, der es ankündete. Die hervorragendsten Männer räumten Träumen den größten Einfluß auf ihre Handlungen ein, man ließ sich durch sie zu Unternehmungen jeder Art bestimmen: so schrieb Galen über Mathematik,[2] der ältere Plinius seine Geschichte der römischen Kriege in Deutschland in Folge eines Traums.[3] Träume entschieden über die Wahl des Lebensberufs: Galen war zum Studium der Medicin durch einen Traum seines Vaters bestimmt worden.[4] Er ließ sich auch in der Behandlung seiner Kranken vielfach von Träumen leiten, und zwar mit bestem Erfolge. So hatte er einmal auf die Eingebung zweier deutlicher Träume die Ader zwischen dem Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand geschlagen, und das Blut so lange fließen lassen, bis es von selbst aufhörte.[5] Ebenso fest war übrigens sein Glaube an die Wissenschaft des Vogelfluges.[6] Sueton wandte sich an den jüngern Plinius mit der Bitte den Aufschub eines Termins zu erwirken, an welchem er eine Vertheidigung vor Gericht führen sollte, da ein Traum ihm einen unglücklichen Ausgang verkündet habe. Plinius räth die Sache nochmals zu erwägen, da es darauf ankomme,

Seine allgemeine Verbreitung.

---

1) Tertullian. de anima c. 46 sqq. 2) Galen. ed. K. II 812. 3) Plin. epp. III 5. 4) Sprengel Gesch. d. Medicin II 136; vgl. 145 a. Galen. VI 833. Daremberg La médecine, histoire et doctrine p. 94 f. 5) Galen. ed. K. XVI 222. 6) Id. ib. XV 443 sq.

ob Suetons Träume die bevorstehenden Ereignisse oder das Gegentheil bedeuten, er selbst befinde sich im letztern Falle.[1] August, der nicht bloß seine eigenen Träume, sondern auch die auf ihn bezüglichen anderer sorgfältig beachtete, ließ sich durch einen Traum bewegen, alljährlich an einem bestimmten Tage und an einem bestimmten Orte den Vorübergehenden wie ein Bettler die hohle Hand hinzuhalten, und die Kupfermünze in Empfang zu nehmen, die sie ihm reichten.[2] Marc Aurel dankte den Göttern, daß sie ihm in Träumen Verordnungen gegen Schwindel und Blutspeien gegeben hatten.[3] Ueber die Träume und Vorzeichen, welche die Herrschaft Severs voraus verkündeten, schrieb Cassius Dio ein Buch, und Sever, der auf seine Träume so großen Werth legte, daß er z. B. einen derselben in Bronze ausführen ließ,[4] nahm dasselbe sehr günstig auf.[5] Einst hatte er sich auf eine hohe Warte geführt gesehn, von wo er alles Land und Meer überschaute: er griff hinein wie in die Seiten einer Laute, und Harmonien tönten ihm entgegen.[6] Auch seine große römische Geschichte begann Dio „auf die Weisung der Gottheit im Traume," und fand den Muth und die Kraft sie fortzusetzen und zu vollenden durch neue Träume, in welchen Tyche (welcher als der Beschützerin seines Lebens er sich ganz geweiht hatte) ihm die Unsterblichkeit verhieß.[7]

Die Traumdeutung als Wissenschaft. Das Traumbuch des Artemidor.

Das einzige, aus einer sehr umfangreichen, vorzugsweise griechischen Litteratur[8] auf uns gekommene Traumbuch ist namentlich auch als Beweis dafür interessant, wie sehr die Traumdeutung als eine Wissenschaft anerkannt war, deren Vertreter sich bemühten, auf Grund eines möglichst umfassenden und zuverlässigen Materials die Methode der Auslegung zum höchsten Grade der Strenge und Schärfe auszubilden. Der Verfasser, Artemidor von Daldia (so mochte er sich lieber nennen als nach seiner Geburtsstadt Ephesus, da er dem obscuren Geburtsort seiner Mutter auch den Ruhm gönnen wollte, einen namhaften Mann hervorgebracht zu haben)[9] lebte gegen Ende

1) Plin. epp. I 18. 2) Sueton. August. c. 91. (Dio bezweifelt es).
3) Marc. Antonin. Commentat. I 17. 4) Herodian. II 9. 5) Dio LXXII 23. 6) Dio LXXIV 3; vgl. vit. Severi c. 3. 7) Dio LXXII 23.
8) Tertullian. de anima c. 46. Artemidor. Oniroer. ed. Reiff. I p. 441—446.
9) Artemidor. III 66 f.

des zweiten Jahrhunderts und schrieb auf das wiederholte Geheiß des Apollo, der ihm sichtbarlich erschienen war, und auf den Antrieb des Cassius Maximus, eines Mannes von senatorischem Stande, afrikanischer Abkunft,[1] der auch mit Aristides befreundet war. Auch für Artemidor waren die Träume, welche die Götter „der von Natur prophetischen Menschenseele senden," eine Bethätigung der göttlichen Vorsehung, und seine Gegner setzte er hauptsächlich unter denen voraus, welche weder an diese, noch an Weissagung überhaupt glaubten. Seine tiefe Ehrfurcht vor dem Walten der Gottheit beweist unter andern die Warnung, wenn man Träume von den Göttern erbitte, nicht nach Unnützem zu forschen, und ja nicht so zu beten, als wolle man ihnen Vorschriften machen, nach dem Traume aber ein Opfer und Dankgebet zu bringen.[2] Er betrachtete den ihm gewordenen Beruf, die Kundgebungen der Gottheit auszulegen, wie ein Priesterthum, seine „Wissenschaft" war ihm heilig. Sein ganzes Leben hatte er an ihre Erforschung gesetzt, Tag und Nacht studirt, alle irgend aufzutreibenden Traumbücher gekauft, und auf seinen Reisen in Kleinasien, Griechenland, Italien und auf den Inseln so viel Fachgenossen als möglich kennen zu lernen und seine Kenntnisse durch Erfahrung zu bereichern gestrebt. Der hohe Begriff von der Wahrheit und Würde seiner Wissenschaft ließ ihn jede Charlatanerie und Künstelei verschmähn. Streben nach Effect bei dem großen Publikum und dem Beifall gewerbsmäßiger Schönredner, sagt er, habe ihm fern gelegen: sonst wäre es ihm leicht gewesen ebenso gut als andere blendende und frappirende Dinge zu sagen.[3] Stets dringt er auf einfache und leicht verständliche Erklärungen der Träume, und verwirft die spitzfindigen und künstlichen, mit welchen den Laien imponirt werde: ja er fand sie gotteslästerlich, weil man damit den traumsendenden Göttern gewissermaßen die Absicht zu täuschen beilege.[4] Stolz war er nur auf die Genauigkeit und Schärfe seiner Auslegung. Von seiner Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit enthält sein Buch zahlreiche Beweise;

1) Aristid. ad Capitonem p. 315 Jebb. ed. Dindorf II 415. Artemidor. II 70 f. Vgl. das Programm Acad. Alb. 1868 V p. 4.

2) Artemidor. IV 2. ed. Reiff p. 318 sq. u. I Prooem. init.

3) Artemidor. I prooem. II 60 u. 70.

4) Id. IV 63 u 23.

auch hatte er die Genugthuung, daß, wenn übelwollende und kleinliche Beurtheiler in Bezug auf dessen Vollständigkeit und Ausführlichkeit einige Ausstellungen gemacht hatten, so doch von Niemandem behauptet worden war, daß es an Wahrheit auch nur im Geringsten fehle.[1] Je weniger nun dies Buch (dessen Entstehung und Verbreitung ohne einen gebildeten Leserkreis von gleicher Gesinnung undenkbar ist) — je weniger es auch nur eine Spur von eigentlicher Mystik und Phantasterei zeigt, je consequenter, verständiger und methodischer es ist, desto schlagender beweist es, wie wenig in jener Zeit auch Nüchternheit und selbst ein gewisser Rationalismus den Glauben an eine fort und fort in Wundern sich offenbarende Vorsehung der Götter ausschloß.

Heilung von Krankheiten durch Träume.

Von diesen Wundern waren nun die Heilungen von Krankheiten durch Eingebungen von Träumen die greifbarsten und überzeugendsten, folglich auch diejenigen, die der Glaube am liebsten und häufigsten schuf, und die ihm immer neue Nahrung gaben. Diese Wunder vollzogen sich natürlich ganz vorzugsweise auf dem heiligen Boden der Tempel der Heilgötter Aesculap, Isis, Serapis, die dort auch andere Wunder thaten. So versichert Aristides von dem unversieglichen „heiligen Brunnen" im Tempel des Aesculap zu Pergamus, daß durch das Baden in seinem Wasser viele ihre Augen wieder erlangten, von Brustkrankheiten, Athembeschwerden, Fußverkrümmungen geheilt wurden, daß ein Stummer, der daraus trank, die Sprache erhielt, manchem schon das Schöpfen aus dem Brunnen Heilung brachte.[2] Auch leibhaft erschien der Gott den Gläubigen keineswegs selten. Origenes beschwert sich, daß Celsus, der die Christen wegen ihres Glaubens an die Wunder Jesu einfältig nennt, ihnen zumuthe zu glauben, „daß eine große Menge von Hellenen und Barbaren (wie sie versichern) den Aesculap nicht als eine Vision, sondern persönlich Heilungen und Wohlthaten vollbringen und die Zukunft vorhersagen gesehn haben, und noch sehn." Diesen Aussagen gegenüber beruft sich Origenes auf eine unzählbare Menge derer, welche die Wunder Christi bezeugen, und fügt hinzu, daß er selbst durch die bloße Anrufung des Namens Gottes und Jesu Menschen von schweren

1) Artemidor. II prooem.. 2) Aristid. or. XVIII ed. Dind. I p. 413.

Krankheiten, von Besessenheit und Wahnsinn und vielen andern Leiden habe befreien sehn, „die weder Menschen noch Dämonen heilen konnten."[1] Auch die beiden halbgöttlichen Söhne des Asklepios waren vielen zu Epidaurus und an andern Orten erschienen.[2]

Selbstverständlich aber war in der heidnischen Welt das größere Wunder, daß die Heilgötter in Person zu den Hilfesuchenden herabstiegen, auch das seltnere, und gewöhnlich erfolgten wie gesagt die Heilungen durch Träume, und zwar ohne Zweifel nicht bloß bei solchen, die in Tempeln schliefen. Artemidor hat in einem eignen Abschnitt „Von den Verordnungen" auch dies Wunder auf seinen wahren Gehalt zurückzuführen gesucht, indem er es der schmückenden Zuthaten entkleidete, durch welche die geschäftige Phantasie der Gläubigen es zu vergrößern meinte, die aber nach seiner Auffassung der Erhabenheit der Götter unwürdig waren. „In Bezug auf die Verordnungen, sagt er,[3] daß nämlich die Götter den Menschen (im Traume) Behandlungen von Krankheiten verordnen, ist es unnütz Fragen aufzuwerfen. Denn viele sind in Pergamus, Alexandria und an andern Orten durch Verordnungen geheilt worden, und manche glauben, daß die Wissenschaft der Heilkunde aus ihnen hervorgegangen sei." Nun aber werden lächerliche und widersinnige Verordnungen berichtet, die niemals geträumt, sondern erdichtet sind. So sollen z. B. einem Kranken im Traume „beißende Mohren" verordnet und damit Pfefferkörner gemeint sein, weil sie schwarz sind und beißen, einem andern „Jungfrauenmilch" und „Sternenblut", worunter Thau zu verstehn gewesen sei und dgl. Diejenigen, die dergleichen ersinnen, zeigen, daß sie kein Verständniß für die Liebe der Götter zu den Menschen haben. Die wirklich von den Göttern in Träumen gegebenen Vorschriften sind einfach und ohne Räthsel: sie verordnen Salben und Einreibungen, Tränke und Speisen mit denselben Namen, mit denen wir sie nennen; kleiden sie einmal eine Vorschrift in Räthsel, so sind diese stets leicht verständlich. Eine Frau z. B., die eine Entzündung an der Brust hatte, träumte, sie lasse ein Schaaf daran saugen, sie legte ein Kraut darauf, das Schaafszunge heißt, und genas. Und

1) Orig. c. Cels. III 24. 2) Aristid. or. VII ed. Dind. I p. 78.
3) Artemidor. IV 22.

so wird man immer finden, daß die vorgeschriebenen Curen durchaus nichts der rationellen Medicin Widersprechendes enthalten, daß also die göttlichen Offenbarungen mit den sichern Resultaten der Wissenschaft durchaus übereinstimmen. So träumte z. B. der sehr an der Gicht leidende Fronto (der bekannte Consular und Schriftsteller), der um Angabe einer Cur gebetet hatte, er wandle vor der Stadt umher: und in der That wurde er durch fortgesetztes Umhergehen erheblich gebessert. Galen erwähnt, daß Aesculap vielen, die in Folge heftiger Gemüthsaufregungen leidend waren, verordnet habe Oden, Lieder und Possen zu schreiben; andern zu reiten, zu jagen und Waffenübungen zu veranstalten, und zwar mit genauer Angabe, in welcher Art die verordnete Uebung vorzunehmen sei.[1]

Die Votivsteine der Minerva Memor.

Auf göttliche Verordnungen in Träumen beziehen sich offenbar auch manche Danksagungen auf römischen Inschriftsteinen für Wiedererlangung der Gesundheit. In der Nähe von Velleja und Placentia war ein Heiligthum der Minerva, die man „die gedenkende“ oder „die Aerztin Minerva“ (von Cabardiacus) nannte, weil sie sich in Krankheiten hilfreich erwies. Sie wurde natürlich besonders von Kranken der nächsten Umgegend angerufen, von deren Votivinschriften und Widmungen mehrere sich noch erhalten haben: eine darunter ist von einem Cohortenpräfekten aus Britannien gesandt, der wahrscheinlich aus jener Gegend gebürtig war. Eine Frau dankt der Göttin, daß sie sie „durch gnädige Gewährung von Arzneien von einem schweren Gebrechen befreit“ hatte, eine andre bezahlt ihr Gelübde wegen Wiederherstellung ihrer Haare; ein Mann bringt ihr „silberne Ohren“ (für Herstellung von einem Gehörleiden) dar.[2] Aber nicht bloß die Heilgötter, sondern alle Götter konnten wie in jeder Noth so auch in Krankheiten Hilfe gewähren, durch Traumsendungen oder auf andere Weise. So bringt ein Sclav der Pontifices zu Rom in schlechtem Latein der „guten Göttin“ das Dankopfer einer weißen Kuh für Herstellung des Augenlichts, „nachdem er von den Aerzten verlassen und nach zehn Monaten durch die Gnade der Herrin mit Arzneien

1) Galen. ed. K. VI 41; ib. 869: *ἀλλὰ τοῦτον μὲν ὁ Ἀσκληπιὸς ἰάσατο.*

2) P. Bortolotti Iscriz. votive a Minerva Cabardiacense. Bull. d. J. 1867. p. 219 ff. (3. 4). 237 ff. (6. 8).

geheilt war."[1] Denn wenn die Tradition und der Glaube auch jedem Gott eine seinem Charakter und Wesen angemessene Sphäre der Wirksamkeit und der Gaben vorzugsweise zuschrieb, so galt doch die Macht der Götter als eine unbegrenzte, die auch außerhalb ihres eigentlichen Gebiets eingreifen konnte, wo immer es dem Gotte gefiel, und namentlich galt jeder Gott „stets als aller Hilfe mächtig und wurde um alle Hilfe angegangen, wo er nahe, wo er wohlwollend, wo er verehrt war."[2] Ueberall, wo der Gläubige eine höhere Einwirkung erkannte, bezog er sie am natürlichsten und unwillkürlich auf den Gott, zu dem er von Jugend auf gebetet hatte, dessen Heiligkeit, Ansehn und Ruhm in Stadt und Land am größten war, dessen Macht er schon selbst erfahren zu haben glaubte. So hatte Aristides manche sagen gehört, der Gott Asklepios habe ihnen im Sturm auf der See rettend die Hand gereicht.[3] Und wie Asklepios nicht bloß für alle, die in seinem Tempel Heilung gefunden hatten, sondern auch für die Bewohner der nähern und fernern Umgegend von Pergamos und seinen übrigen berühmten Cultorten, so war für Ephesus die große Diana, für Alexandria Serapis, und überhaupt für jede Gegend der hauptsächlich verehrte Gott der natürlichste Helfer in aller Noth, mochte er nun groß oder gering sein. Pausanias spricht von einem Tempel des Pan unweit Megalopolis in Arkadien und fügt hinzu: gleich den mächtigsten Göttern vermag auch dieser Pan die Gebete der Menschen zur Vollendung zu führen und den Bösen zu vergelten wie es ihnen gebührt.[4] Und außer den Göttern wurden in den griechischen Ländern überall Heroen verehrt, jede Gegend hatte vermuthlich ihren besondern Beschützer und Nothhelfer, dessen Wirksamkeit in dem kleinen Gebiet, auf das sie sich beschränkte, um so erprobter und anerkannter war. So stand in Alexandria Troas der Heros Neryllinos (ein zum Gott erhobener römischer Proconsul) in hohem Ansehn, der nach dortigem Glauben Orakel ertheilte und Kranke heilte; in Parion der (im spätern Alterthum vielfach als

Glaube an die Wirksamkeit der Lokalgötter außerhalb ihrer eigentlichen Machtsphäre.

1) Or. 1518. 2) Lehrs populäre Auff. 138 f.
3) Aristid. Orat. VI in Aesculap. ed. Dindorf. I p. 68.
4) Pausan. VIII 37, 8.

wunderthätig verehrte) Alexander der Große, und der Meergott Proteus.[1]

Der Glaube an die Götter als Geber des Guten.

Der Glaube, der so gar nicht durch Zweifel an fortwährenden übernatürlichen Offenbarungen der göttlichen Macht und Güte beirrt wurde, mußte um so bereiter sein, auch in allen dem nüchternen Sinne natürlich oder zufällig erscheinenden Erlebnissen und Ereignissen die waltende Hand der Vorsehung zu erkennen: denn das eigentliche Wunder war ja auch nur eine von ihren unablässig in Leben und Natur eingreifenden Machtäußerungen, freilich die augenfälligste und überzeugendste, gleichsam ihre durch hundertfältige unmerkliche Uebergänge vermittelte Culmination, und sein Begriff kein fester, seine Anerkennung subjectiv, durch das Gefühl der Gläubigen bedingt, also unendlich verschieden. Von den Göttern, die allein das Wunder wirken konnten, von ihnen allein konnte auch alles Gute kommen, vom kleinsten bis zum größten. Epiktet schilt die Akademiker, die wie alles übrige so auch das Dasein der Götter in Frage stellten: „wahrlich das sind dankbare und ehrfürchtige Menschen, die, wenn nichts anderes, täglich ihr Brod essen und doch auszusprechen wagen: wir wissen nicht, ob es eine Demeter, Kore und Pluto (die Götter der Saat) gibt! Um nicht zu sagen, daß sie an Tag und Nacht, am Wechsel der Jahreszeiten, den Gestirnen, dem Meer, der Erde und dem Beistande der menschlichen Gesellschaft ihren Antheil haben, ohne daß dies alles auf sie nur den geringsten Eindruck macht, ohne daß sie sich darum kümmern, welche schwere Folgen ihre Zweifel für die Sittlichkeit anderer Menschen haben können.“[2]

Das Gebet.

Allerdings leugneten auch unter den Stoikern manche, wie Seneca, den Nutzen des Gebets, da die Gottheit ihrer Natur nach uns nichts anderes als Gutes erweisen könne. Andere, wie Marc Aurel mahnen, daß man ihr seine Gebete anheimgeben und nur um das wahrhaft Gute bitten solle;[3] ebenso Juvenal: die Götter lieben den Menschen mehr als er sich selbst, sie wissen, wenn wir in unserer Blindheit

---

1) Athenag. c. 26. Lobeck Aglaopham. p. 1171. Νερύλλινος könnte z. B. Suillius Nerullinus cos. 50 (Orelli 3389. 6445) sein. Ueber die Vergötterung der Proconsuln vgl. Preller R. M. 791, 3 u. 770.

2) Epictet. II 20, 32.

3) Zeller III 1, 290 f.

um eine Gattin, die Geburt eines Sohnes bitten, welche Folgen die Gewährung unserer Bitten für uns haben werde; wolle man zu ihnen beten, so sei es um eine gesunde Seele in einem gesunden Leibe.[1] Doch diese Ermahnungen bestätigen nur die Allgemeinheit des Gebets, und wer möchte zweifeln, daß die große Mehrzahl der Gläubigen nicht bloß bei jedem Unternehmen und Anliegen sich an die Götter wandte, sondern auch in regelmäßigen Gebeten ihnen Verehrung und Dankbarkeit bezeigte, und sich und andre ihrem Schutz empfahl?[2] Plutarch glaubte ausdrücklich erinnern zu müssen, man möge nicht glauben mit dem Gebet alles gethan zu haben, sondern seine Erhörung und die Hilfe der Götter nur dann erwarten, wenn man sich selbst helfe. Wenn die in Jerusalem belagerten Juden am Sabbath unbeweglich blieben, auch als die Römer schon die Leitern zum Sturme ansetzten, so waren sie in die Bande des Aberglaubens geschlagen. Gott ist die Hoffnung des Muthes und der Kraft, nicht eine Entschuldigung für die Feigheit. Der Steuermann auf stürmischem Meer fleht freilich um Entrinnen, und ruft die rettenden Götter an, aber zugleich stellt er das Steuer, läßt die Raaen herab, und zieht die Segel ein.[3]

Votivinschriften und andre religiöse Denkmäler.

Könnte irgend ein Zweifel darüber entstehn, daß, wie die Gewährung jedes Guts so auch die Abwendung jedes Uebels, jeder Noth und Gefahr, auch in jenen Jahrhunderten fort und fort von den Göttern erbeten und ihnen verdankt wurde, so würde dies schon allein die unübersehbare Menge von Denkmälern und Inschriftsteinen religiösen Inhalts beweisen, die über den ganzen weiten Boden des römischen Reichs zerstreut sind. Sie bezeugen tausendfältig, daß der Glaube an die allgegenwärtige, Welt und Menschenschicksal lenkende Vorsehung der seit dem graueſten Alterthum verehrten, so wie der erst in neuern und neuesten Zeiten bekannt gewordenen Götter in den Gemüthern der Bevölkerungen fortlebte, Hohen wie Niedern, Hochgebildeten wie Einfältigen Trost und Hoffnung gab. Immerhin mag ein beträchtlicher Theil dieser Gebete, Gelübde, Danksagungen,

1) Juv. X 346 sqq. 2) Fronto Ad M. Caes. et inv. V 25 Naber 83: Pro Faustina mane cotidie deos appello: scio enim me pro tua salute optare et praecari. 3) Plutarch. De superstit. c. 8.

Verehrungen und Anbetungen äußerlicher Anbequemung an die Formen des herrschenden Kultus, gedankenloser Gewohnheit, bewußter Heuchelei seinen Ursprung verdanken: in überwiegender Mehrzahl sind diese Steine ebenso viele unverdächtige Zeugnisse eines aufrichtigen, naiven und innigen Glaubens. Wenige Beispiele aus der unermeßlichen Fülle derselben werden genügen, um die Natur dieses Glaubens anschaulich zu machen.

Es liegt im Wesen des Polytheismus, daß sich Verehrung, Bitte und Dank in der Regel nicht an die Gesammtheit der göttlichen Mächte wandte, sondern wie im Heiligenkult an einzelne, und die Wahl der einzelnen Götter war wie gesagt theils durch deren Machtsphäre und die ihnen vorzugsweise zugeschriebene Wirksamkeit und Gaben, theils durch lokale und individuelle Gründe bedingt. Die letztern sind selbstverständlich oft nicht nachweisbar. So z. B. wenn ein Unternehmer von kaiserlichen und Staatsbauten gerade der „heiligen himmlischen guten Göttin" dankt, daß er mit ihrer Hilfe die unterirdische Führung eines Arms der Claudischen Wasserleitung vollendet habe (und seinen Dank durch Herstellung einer alten zerfallenen Kapelle bezeugt).[1]

Anrufung von Landes- und Lokalgottheiten.

Daß Dank und Bitte in unzähligen Fällen eher an Landes- und Lokalgottheiten gerichtet wurde als an diejenigen, in deren Machtsphäre die erbetene Wirkung lag, ist selbstverständlich. So wird einmal zu Smyrna der Dank für Herstellung von einer Epidemie nicht an die Heilgötter, sondern an den Flußgott Meles gerichtet.[2] Aber nicht bloß die Einheimischen, auch die Fremden verehrten natürlich die Gottheit, in deren Bereich sie verweilten, und empfahlen sich ihrem Schutze. Ein kaiserlicher Hausbeamter T. Pomponius Victor, der als Procurator des kaiserlichen Vermögens zu Axima in den grajischen Alpen (an der Straße von Lemens nach Aosta) stationirt, und wahrscheinlich zu häufigen Dienstreisen verpflichtet war, richtet ein zierliches poetisches Dankgebet an den Waldgott Silvanus, dessen Bild in der Höhlung einer heiligen Eiche als einer natürlichen Waldkapelle eingeschlossen war,

Weil auf der Reise über Thäler und Alpenhöh'n,
Und während deines duftenden Haines Gast ich bin,

1) Orelli 1523 (88 p. C.). 2) CIG 3165.

Und während das Recht ich pflege in des Kaisers Dienst,
Du mich mit deiner glückverheißenden Gunst beschützt,
So bringe mich und die meinen auch nach Rom zurück,
Und laß in deinem Schutz Italiens Flur uns baun.
Dann will ich gern dir tausend große Bäume weihn.[1]

Von der Verehrung der nicht römischen Landesgottheiten in den westlichen und nördlichen Provinzen durch die dort ansässigen oder verkehrenden Römer ist bereits die Rede gewesen. Unter den celtischen Göttern war der (von ihnen mit Apollo identificirte) Belenus einer der größten, seine Verehrung war in allen Wohnsitzen der Kelten und darüber hinaus auch unter den Römern verbreitet, wie die bei Autun, Vienne, Venedig, Aquileja gefundenen Votivinschriften bezeugen.[2] Als im Jahr 238 der Kaiser Maximinus mit aller Macht die Stadt Aquileja belagerte, wurde der Muth der Vertheidiger durch die Zuversicht auf die Hilfe des einheimischen Gottes Belenus aufrecht erhalten, und auch die Belagerer sahen oft seine Gestalt über der Stadt in der Luft schweben. Herodian läßt es unentschieden, ob sie ihnen wirklich erschienen war, oder ob sie nur durch die Erdichtung seines wunderbaren Beistandes die Schande der Niederlage von sich abwälzen wollten. Doch fügt er hinzu, „der unerwartete Ausgang lasse alles glauben,"[3] und auch eine bewußte Erdichtung beweist die Verbreitung des Glaubens an die sichtbare Hilfe der Götter, ohne den sie sinnlos gewesen wäre.

Auch Reisende und Wanderer beteten im fremden Lande zu den Lokalgöttern und brachten an jeder ihnen geheiligten Stelle ihre Verehrung dar. Fromme Wanderer, sagt Apulejus, verweilten, wo sie auf ihrem Wege einen heiligen Hain antrafen oder einen blumenbekränzten Altar, eine laubumschattete Höhle, eine mit Hörnern (von Opferthieren) behängte Eiche, eine mit deren Fellen geschmückte Buche, einen eingehegten Hügel, einen mit der Axt zum Bilde behauenen Baumstumpf, einen von Opferspenden dampfenden Rasen, einen mit Wohlgerüchen beträufelten Stein.[4] Wenn der Fremde schon an diesen Stätten eines einfach ländlichen Kults seine Andacht darbrachte, so forderte um so unwiderstehlicher die in großen Naturerscheinungen

1) Orelli 1613. 2) Mone, Gesch. d. Heidenthums im nördl. Europa 416 ff.
3) Herodian. VII 3, 3. Vit. Maximini c. 22. 4) Apulej. Florida I 1.

waltende göttliche Macht zur Anbetung auf.[1] „Dem höchsten besten Jupiter, dem Genius des Orts und dem Rhein" löste zu Remagen ein römischer Gefreiter sein Gelübde, laut einem im Jahr 190 gesetzten Stein, der nicht der einzige dieser Art ist.[2] Aber überall war man wol in der Fremde, den Gefahren und Wechselfällen der Reise ausgesetzt, doppelt „der Götter eingedenk,"[3] freilich auch der heimischen. Ein Stein von Urbisaglia hat die Erinnerung eines Geschenks aufbewahrt, das ein kaiserlicher Freigelassener, T. Flavius Maximus „den Göttern und Göttinnen von Urbsalvia" aus dem Orient sandte.[4] Doch unmittelbar fühlte man sich zur Verehrung der Götter aufgefordert, denen man nahe war, und daher sind die Inschriften von Reisenden zahlreich, die sich dem Schutz und der Huld der Landesgottheiten empfehlen. Am überwältigendsten scheinen die uralten kolossalen Heiligthümer Aegyptens auf den religiösen Sinn der fremden Besucher des Landes gewirkt zu haben, wie die an den meisten Orten zu beiden Seiten des Nils auf Tempeln, Obelisken, Pylonen u. s. w. eingehauenen Inschriften von Reisenden bezeugen.[5] Zu Talmis (Kalabsche) in Nubien bringt im J. 84 eine Anzahl von dorthin kommandierten römischen Centurionen und Soldaten dem in dieser Gegend verehrten Sonnengott Mandulis in einer im Vorhofe seines Tempels angebrachten Inschrift ihre Huldigung dar.[6]

Anrufung der Götter einer bestimmten Wirksamkeit an bestimmten Orten.

Aber auch als Götter einer bestimmten Wirksamkeit wurden die Götter natürlich häufig angerufen, weil und in sofern sie diese an einem gewissen Ort ausübten. So z. B. löst in Alba Julia (Karlsburg am Marosch) ein römischer Veteran sein Gelübde „nach einem Traumgesicht" zugleich im Namen seiner Frau und Tochter für die Wiederherstellung des Augenlichts „dem Aesculap und der Hygiea und den übrigen Heilgöttern und -göttinnen dieses Orts."[7] In vielen Fällen war die Wirksamkeit des Gottes eben an ein bestimmtes Lokal gebunden. So richtet sich selbstverständlich der Dank der in einem Bade genesenen Kranken an die Nymphen dieser Quelle, bei vielen Bädern sind Votivtafeln römischer Besucher gefunden worden, zahl-

1) Th. II² 119 ff. 2) Orelli 1650; vgl. 1651. 469. 3) CIL 623.
4) Orelli 1870. 5) Th. II² 98. Franz Elem. epigr. p. 336 sqq. CIG 4832 sqq. 6) CIG III 5042 sq.; vgl. 5039. 7) Orelli 1580.

reich unter andern auf Ischia für Apollo und die „Nymphen der Nitrumquellen."[1] Eine bei dem heißen Bade zu Vif gefundene Votivtafel ist den „Geistern des ewigen Feuers" geweiht.[2] Bei den noch heute so genannten Herculesbädern in Siebenbürgen richtet sich der Dank an den „heilbringenden Hercules" als den Gott, der auf seinen Weltwanderungen der Entdecker aller warmen Quellen wurde.[3] Ein Jäger, den die Bäder der Solfatara bei Tivoli von einer Gelenkgeschwulst (der Folge einer Verwundung durch den Zahn eines Etrurischen Ebers) befreit hatten, ließ zum Dank dafür, daß er wieder zu Pferde steigen konnte, der Gottheit der Quelle (Limfa) seine marmorne Reiterstatue aufstellen.[4] Den Nymphen dankte man auch für die Auffindung neuer Quellen (oder deren Gottheiten wurden als die „neuen" oder „neu entdeckten Nymphen" verehrt), oder für die Wiederkunft einer versiegten Wasserader.[5] Ein Magistrat von Lambäse in Numidien weihte einen Altar besonders aus Freude darüber, daß im Jahr seiner Amtsführung die Nymphe „unsere Stadt Lambäse mit reichlichem Strome getränkt hat."[6] Bei den alten Marmorbrüchen von Martignac in der Nähe der Pyrenäen spricht eine Votivtafel den Dank zweier römischen Unternehmer, „welche zuerst von dort Säulen von zwanzig Fuß Länge brachen und ausführten," „dem Silvanus und den Geistern der Nimidischen Berge" aus.[7] Auch ein in Britannien dienender Reiterofficier, der sein Gelübde dem Silvanus löste, weil er ihn einen gewaltigen Eber fangen ließ, den viele seiner Vorgänger nicht erbeuten konnten,[8] dachte sich den Waldgott doch sicherlich in diesem Walde hausend. Der Göttin von Turobriga danken Inschriften an verschiedenen Orten in Spanien für Wiedererlangung der Gesundheit, an dieselbe wendet sich aber auch jemand in Emerita in Lusitanien mit der Bitte den Dieb von 6 Tuniken, 2 leinenen Ueberziehmänteln, 1 Hemde u. s. w. zu bestrafen.[9]

Wenn die Zahl der Götter, die an bestimmten Orten entweder

1) Mommsen IRN 3513 sqq. Preller R. M. 523, 4. 2) Henzen 5689. 3) Orelli 1560 sq. 4) IRN 7146. 5) Orelli 1632. 1634. 1637. 6) Henzen 5758a. 7) Herzog Gall. Narb. app. 283 (Henzen Bull. 1862 p. 142 f.) 8) Orelli 1603. 9) CIL II 462.

in allen Fällen oder wenigstens vorzugsweise angerufen wurden, ungemein groß war, weil sie mindestens der Zahl der angesehenern Kultusorte und -stätten gleich kam, wurde doch auch anderseits überall jeder Gott um die Hilfe oder Gabe angefleht, die er nach dem Glauben vor allen andern zu gewähren vermochte. Dies gilt nicht bloß von den großen, sondern auch von den geringen und geringsten Göttern. Selbst der Kultus jener zahllosen Schutz- und Hilfsmächte der altrömischen Religion dauerte vielfach fort, deren Walten sich nur auf einzelne Momente oder auf engbegrenzte Gebiete erstreckte, und deren Dienste sich der christliche Glaube durch Engel verrichtet dachte.[1] Zahlreiche Zeugnisse für die Verehrung dieser so untergeordneten und momentan wirkenden Schutzgeister kann man natürlich nicht erwarten. Doch da Tertullian bezeugt, daß immer noch der Tag, an dem das Kind zum ersten Mal auf dem Boden feststand, der Göttin Statina heilig war,[2] so darf man annehmen, daß auch andere von jenen Gottheiten, die die wichtigsten Momente des Menschenlebens behüteten, im Volksglauben noch fortlebten. Noch immer schwuren Fuhrleute und Maulthiertreiber bei der Pferdegöttin Epona, die ihre kleine Kapelle in einer Nische des Hauptbalkens zu haben pflegte, welcher die Decke des Stalles trug, dort wurde ihr Bild an Feiertagen mit Rosen und andern Blumen bekränzt, auch Bildwerke, die sie darstellen, für Ställe ausgeführt, sind noch vorhanden.[3] An Orten, wo böse oder erstickende Dünste aus dem Boden aufstiegen, wie bei Benevent, Cremona und anderwärts, verehrte man die Göttin Mefitis.[4]

Allgemeine Anrufung der Götter einer bestimmten Wirksamkeit, der untern —

der obern,

Wie gern aber auch das Volk an den zahllosen dienenden Gottheiten festhalten mochte, weil sie mit ihrer geringen, doch genau bestimmten und darum sehr deutlichen Wirksamkeit einem Theil der Gläubigen näher standen, und ihrem Bedürfniß mit der übersinnlichen Welt zu verkehren mehr entsprachen als die obern Götter, deren Allmacht und Majestät das menschliche Herz eher in scheuer Entfernung hielt: so blieben doch immer diese als gewaltigste, die Welt regierende, die Vorsehung ganz eigentlich ausübende Mächte

1) Tertullian. de anima c. 37: nos officia divina angelos (l. angelis) credimus. 2) Id. ib. c. 39. 3) Preller R. M. 594 f. 4) Ebd. 522 f.

die überall am höchsten verehrten, am allgemeinsten angerufenen. Ueberall betete der Soldat zum Vater Mars,[1] der Seefahrer zum Neptun,[2] der Kaufmann und Gewerbtreibende, auch der sorgsame Haushalter zum Merkur, „dem Lenker der Gewinne und Erhalter,“[3] der Landmann zur Ceres,[4] kreisende Frauen zur Diana und Lucina,[5] getrennte Liebende (wenigstens in Griechenland) zum Liebesgott; in einem Dialog Plutarchs erzählt einer der Sprecher, wie seine Eltern bald nach ihrer, durch einen Familienzwist lange verzögerten Hochzeit, nach Thespiä wallfahrteten, um ihrem beiderseitigen Gelübde gemäß, dem Eros zu opfern.[6] Die Götter wurden um so öfter angerufen, je umfassender ihre Machtsphäre und je allgemeiner ihre Verehrung war. Herakles, den unbesiegten Ueberwinder aller Schrecknisse und Gefahren rief man im Osten in jeder Bedrängniß zu Wasser und zu Lande, in Seegefahr und Krankheiten an.[7] Doch die meisten Gebete richteten sich ohne Zweifel an den höchsten Gott.[8] Zu ihm betete man als dem Donnerer, dem Blitzschleuderer, dem Herrn der himmlischen Wetter, des heitern Himmels: in langer Dürre zogen Processionen von Frauen mit bloßen Füßen und aufgelösten Haaren auf eine Höhe, und flehten ihn um Wasser an.[9] Auf Bergeshöhen fühlte man sich ihm vor allem nahe, dort huldigte man ihm als dem Jupiter des Vesuv, des Apenninus u. s. w. Auf der Paßhöhe des großen Bernhard, dessen Umwohner in Hannibals Zeit den Gott Pöninus verehrten,[10] stand zwischen dem Hospiz und dem See ein Jupitertempel. Dort sind mehr als dreißig bronzene Votivtafeln von Soldaten und andern römischen Reisenden gefunden worden, die dem höchsten gütigsten Jupiter Pöninus ihr Gelübde für glückliche Hin- und Rückreise lösten.[11] Aber nicht die Natur allein lenkte sein allmächtiger Wille; er war zugleich der „Lenker der göttlichen und menschlichen Dinge und Herr der Geschicke,“[12] und als solcher Schützer, Erhalter, Sieger, Schlachtengott und Friedensbringer, überhaupt Vollender jedes Beginnens, Helfer in jeder Noth und Gefahr. Es gab kein großes

besonders des Jupiter.

1) Z. B. Orelli 1348. 2) Orelli 1336. 3) Orelli 1404. 4) Horat. S. II 2, 124. 5) Tertullian. de anima 39. 6) Plutarch. Amator c. 2, 1. 7) Lobeck Aglaoph. p. 1172. 8) Henzen-Orelli Index p. 31 sq. 9) Petron. Sat. 44. Preller R. M. 173, 1. 10) Liv. XXI 38 f. 11) Promis Antichità d'Aosta p. 61 ff. 12) Orelli 1269.

oder kleines, öffentliches oder privates Anliegen, das ihm nicht anbefohlen, kein Ereigniß, in dem nicht die Offenbarung seiner Allmacht erkannt werden konnte. Ein hoher Beamter von senatorischem Stande löst in Campanien dem Jupiter sein Gelübde, „weil er an diesem Orte eine dringende Gefahr bestanden und seine Gesundheit wieder erlangt hat;“[1] ein Verwalter des vornehmen Hauses der Roscier als dem Erhalter der Besitzungen dieser Familie (in der Gegend von Brescia).[2] In der etruskischen Stadt Tuder hatte einst „ein verruchter Sclav der Commune“ „mit abscheulicher Arglist“ eine Tafel mit den Namen sämmtlicher Decurionen (Stadträthe) in einem Grabe vergraben, um dieselben so den Mächten der Unterwelt zu weihn. Aber der höchste Gott hatte durch seine Macht das Verbrechen an den Tag gebracht, den Thäter der Strafe überliefert, und Stadt und Bürgerschaft von der Angst vor den drohenden Gefahren befreit. Darum löste ein von der Stadt besonders ausgezeichneter Freigelassener sein Gelübde für das Wohl der Stadt, des Stadtraths und des Volks von Tuder „dem höchsten besten Jupiter, dem Bewacher und Erhalter.“[3]

Diese römischen Inschriftsteinen entnommenen Beispiele zu häufen würde überflüssig sein; die gewählten werden genügen, um die Natur des Glaubens an eine durch die Gottheit geübte Vorsehung anschaulich zu machen; ihre Masse, Mannichfaltigkeit und Verbreitung über alle Theile der römischen Welt läßt eine im Großen und Ganzen entsprechende Verbreitung des Glaubens annehmen, den sie bezeugen: wenn auch immerhin ein beträchtlicher Theil dieser Denkmäler von Ungläubigen oder Indifferenten herrühren mag, die die Erhaltung der herrschenden Cultusformen durch ihre Anerkennung unterstützen oder sich nicht zu ihr in Widerspruch setzen wollten. Eine solche Anbequemung oder Nachgiebigkeit konnte aber nur gegenüber einem Glauben stattfinden, dessen Herrschaft unbestritten war. Auch gibt es gegen die Thatsache dieser Herrschaft kein einziges Zeugniß in der gesammten griechischen und römischen Litteratur dieses Zeitraums,

Mangel an Angaben über die Menge der Ungläubigen und Indifferenten.

1) Orelli 1267. 2) Henzen-Or. 5619. 3) Orelli 3726.

wol aber manche unverwerfliche, die sie ausdrücklich bestätigen. Allerdings ist wegen der großen Verbreitung des Epikureismus glaublich, daß die Zahl der Läugner der Vorsehung beträchtlich war, aber das Verhältniß dieser Ungläubigen zu den Gläubigen auch nur annähernd zu bestimmen, war selbst für den sorgfältigsten und weitblickendsten Beobachter in jener Zeit ebenso unmöglich als in irgend einer andern; und die unbestimmten Ausdrücke der Schriftsteller, die über die religiösen Zustände der Mitwelt sich im allgemeinen äußern, sagen uns nichts, was wir nicht ohnedies schon wüßten. Wenn Plinius sagt, daß ein Theil der Menschen keine Rücksicht auf die Götter nehme, daß der blinde Zufall als Gottheit verehrt werde; und Juvenal, daß nach manchen alles vom Zufall abhänge, kein Lenker sondern die Natur den Gang der Weltordnung regele;[1] oder der Jude Philo, daß nach dem Glauben vieler alles in der Welt sich ohne höhere Leitung aus eigner Kraft bewege und Gesetze und Sitten, Rechte und Pflichten der Menschen einzig und allein der menschliche Verstand festgesetzt habe:[2] so sind dies nur ungenaue Umschreibungen der Epikureischen Lehre, die auch Tacitus, als die Ansicht, daß in den menschlichen Dingen der Zufall walte, dem Stoischen Vorsehungsglauben entgegenstellt.[3] Der Glaube an ein unabänderliches Fatum, dessen weite Verbreitung er so wohl als Plinius bezeugt, schließt den Vorsehungsglauben keineswegs aus, wie denn auch bekanntlich die stoische Schule den einen mit dem andern zu vereinigen wußte. Auch bei Plutarch, der in einer eignen Schrift[4] Aberglauben und Unglauben als die entgegengesetzten Abirrungen von der wahren Frömmigkeit behandelt hat, sind unter den Atheisten hauptsächlich Epikureer zu verstehn; eine Andeutung über das Verhältniß ihrer Zahl zu der der Gläubigen gibt er nicht; doch wenn er, dessen religiöse Richtung dem Aberglauben so nah verwandt war, trotzdem den Atheismus für den minder schädlichen Irrthum erklärt, so kann man kaum glauben, daß er von seinem Umsichgreifen eine Gefahr für die Religion befürchtete: hätte sich die materialistische Weltanschauung in

1) Juv. XIII 86.
2) Philo T. I p. 262 Pfeiff.
3) Tac. A. VI 22.
4) Plutarch. De superstitione.

einer Besorgniß erregenden und das fromme Gefühl beleidigenden Weise breit gemacht, so würde Plutarch sie schwerlich als eine natürliche Reaction gegen das Uebermaß der Superstition anerkannt[1] und so milde beurtheilt haben. Daß der Glaube an die Götter allgemein, der Gottesläugner sehr wenige waren, sagt nicht bloß Maximus von Tyrus,[2] sondern auch Apulejus: „die in die Philosophie uneingeweihte Masse der Unwissenden, der Heiligkeit ledig, der wahren Erkenntniß baar, arm an Frömmigkeit, untheilhaftig der Wahrheit, mißachtet die Götter theils durch überängstliche Verehrung, theils durch trotzige Verschmähung, jene im Aberglauben, diese im Unglauben, jene voll Furcht, diese voll Selbstgenügsamkeit. Denn diese Gesammtheit der hoch im Aether wohnenden, von menschlicher Berührung abgeschiednen Götter verehren, doch nicht in gebührender Weise, die meisten; es fürchten sie alle, doch aus Unkenntniß; es läugnen sie wenige, doch aus Gottlosigkeit."[3] Hiernach erschien also mindestens damals die Zahl der Atheisten und Materialisten, wenn auch an und für sich nicht gering, doch der Masse der Gläubigen gegenüber als eine kleine Minorität: und diese Ansicht bestätigt im wesentlichen Lucian, dessen Zeugniß um so schwerer ins Gewicht fällt, da er ohne Zweifel sehr viel lieber die entgegengesetzte Wahrnehmung konstatiert hätte. Er läßt die um ihre fernere Verehrung besorgten Götter eine öffentliche Disputation zwischen einem Epikureer als Läugner und einem Stoiker als Vertheidiger des Vorsehungsglaubens anhören, wobei der letztere die schimpflichste Niederlage erleidet. „Aber, sagt Hermes, was ist denn dabei für ein großes Uebel, wenn nur wenige mit dieser Ueberzeugung nach Hause gehn? denn groß ist die Zahl derer, die die entgegengesetzte Ansicht haben, die Mehrzahl der Hellenen, die große Masse, und alle Barbaren."[4]

Die Atheisten eine kleine Minorität.

Wie viele Erweiterungen auch die antike Götterwelt durch die massenhafte Aufnahme orientalischer und barbarischer Gottheiten erfahren hatte, so war doch im Verhältniß der Gläubigen zur Gottheit keine Veränderung eingetreten. Für die menschliche Schwäche und Hülflosigkeit, die nach Plinius richtigem Ausdruck die Gottheit nicht

1) Plutarch. De superst. c. 13. 2) Oben S. 433. 3) Apulej. De deo Socrat. ed. Oudendorp. II 122. 4) Lucian. Jup. Tragoed. in f.

anders als durch Auflösung in unzählige Einzelwesen begreifen konnte, war durch Vermehrung und Vermannichfaltigung der göttlichen Personen der Verkehr mit der höhern Welt eher erleichtert als erschwert. Nicht bloß der Glaube an eine durch die Götter geübte Vorsehung blieb der ungeheuern Mehrzahl der Menschen unentbehrlich, sondern das Glaubensbedürfniß dieser Mehrzahl forderte und schuf unaufhörlich das Wunder, und es waren nicht allein die Weiber und die große Menge, wie Strabo meinte, die der „Legenden und Wundergeschichten" bedurften. Aber auch daß, so weit sich die römisch-griechische Kultur erstreckte, die aus der Verschmelzung der beiden Religionen hervorgegangene Götterwelt trotz des Ansehns der neuen Götter im großen und ganzen die Herrschaft behauptete, und trotz aller Mischungen sich in den Gemüthern der Menschen immer von neuem herstellte: auch das wird sich hoffentlich aus der bisherigen Darstellung ergeben haben.

Der Kultus und seine Wirkungen auf die Erhaltung des Glaubens.

Zum Schluß ist hier noch der Kultus in Betracht zu ziehn, dessen Wirkung auf unaufhörliche Kräftigung und Neubelebung des Glaubens sehr hoch angeschlagen werden muß. Selbst eine völlige Ueberschwemmung des Occidents durch die Religion des Ostens hätte den Glauben an die alten Götter nicht zu entwurzeln vermocht, so lange überall ihre Kulte in den überlieferten Formen fortdauerten, die mit dem ganzen öffentlichen und Privatleben im innigsten Zusammenhange standen, allen bedeutenden Momenten des einen wie des andern Weihe und Verklärung gaben, und Sinn, Gemüth und Phantasie aufs mannichfachste fort und fort in Anspruch nahmen und fesselten. So lange überall die Tempel „mehr erhaben durch die persönliche Gegenwart der sie bewohnenden Gottheiten als durch Schmuck ausgezeichnet und an Geschenken reich"[1] die Beter einluden; so lange sehr zahlreiche Feiertage, Festlichkeiten und religiöse Ceremonien aller Art, als Opfer, Processionen, Bittgänge, Schauspiele, an die Macht, Größe und Herrlichkeit der Götter so wie an ihr Verhältniß zu den Menschen fortwährend aufs eindringlichste erinnerten: so lange konnte der Glaube der Menschen unmöglich von den Bahnen

1) Minuc. Fel. c. 7.

weichen, die ihm die ehrwürdige Ueberlieferung so vieler Jahrhunderte vorzeichnete, und die unzählige Generationen als die zur Wahrheit führenden erprobt hatten.

Nicht bloß die Fortdauer aller angesehenern römischen und griechischen Gottesdienste bis in das späte Alterthum, ist eine unbestrittene Thatsache, sondern auch die Erhaltung obscurer und lokaler Kulte, so wie unverständlich gewordener religiöser Ceremonien, Gebräuche und Formen durch zahlreiche Nachrichten für so verschiedene Länder bezeugt, daß bei einer so ungemein zähen Lebenskraft der religiösen Ueberlieferung eine große und wesentliche Verminderung ihres Bestandes im Laufe der Jahrhunderte überhaupt als unannehmbar erscheint.

Erhaltung uralter Kulte und Rituale in Italien.

Das römische Ritual hat sich mindestens zum großen Theil bis in die letzten Zeiten des Alterthums in Formen erhalten, die einer jenseit der Anfänge der römischen Geschichte liegenden Zeit ihren Ursprung verdanken, und auf jenen ursältesten Anschauungen der Götterwelt beruhn, die in Latium lange vor der Ueberfluthung der römischen Religion durch die griechische geherrscht hatten. Die liturgischen Gesänge, auch den Priestern selbst, die sie Jahr für Jahr vorschriftsmäßig absangen, zum Theil unverständlich,[1] enthielten die Anrufungen der Götter mit den längst verschollenen Namen, mit denen die ältesten Ansiedler der Hügel am Tiberufer sie genannt hatten, und Jahr aus Jahr ein wurde ein ebenfalls aus grauer Vorzeit stammendes gottesdienstliches Ceremoniell mit derselben peinlichen Genauigkeit von den Priestern vollzogen. Diese unveränderte Fortdauer tausendjähriger, wie in Versteinerung erhaltener Cultusformen ergibt sich am deutlichsten aus den Protokollen der Ackerbrüder (fratres Arvales), den einzigen einer geistlichen Genossenschaft, die sich erhalten haben.[2] Diese Brüderschaft, in der Kaiserzeit regelmäßig aus Männern des höchsten Adels und den Kaisern selbst bestehend, feierte im Mai „der göttlichen Göttin" (dea Dia — eine uralte Benennung der mütterlichen Erdgöttin, der Spenderin des Fruchtsegens) ein dreitägiges Fest für das Gedeihen der jungen sprossenden Saaten,

Das Ritual der Arvalbrüder.

1) Quintilian. I 6, 40. 2) Das folgende hauptsächlich (zum Theil wörtlich) nach Mommsen Ueber die römischen Ackerbrüder. Grenzboten 1870 I S. 161 ff.

in einem Haine der Göttin mit uralten, von der Axt nie berührten Bäumen, der fünf Miglien von Rom an der campanischen Straße lag. Zu den Feierlichkeiten des zweiten Festtags gehörte, daß die Priester bei verschlossenen Thüren im Tempel gewisse Töpfe berührten und mit frommem Gebet besprachen. Die neuesten Ausgrabungen im Arvalenhain haben Scherben von Gefäßen rohester Fabrik, ohne Drehscheibe aus freier Hand gefertigt zu Tage gefördert, wie sie sonst in Latium nur unter dem Peperin (d h. der Lava der in vorgeschichtlicher Zeit erloschenen Vulkane des Albanergebirges) vorkommen. „Offenbar waren dies die Breitöpfe aus jener Zeit, wo man das Korn noch nicht zum Brote buk, sondern als Brei stampfte.“ In einer spätern Zeit desselben Tages gürteten die Priester, nachdem alle nicht zum Collegium gehörigen Personen den Tempel verlassen hatten, in den heiligen Raum eingeschlossen ihr Gewand zum Tanze, und sangen oder sagten nun ein Gebet an den Mars und die Laren oder Lasen um Abwendung des Verderbens „in einem Latein, welches bereits 400 Jahre vor Cicero eine veraltete Sprache gewesen sein muß,“ ihnen selbst „so unverständlich wie das Kyrie Eleison dem Meßner, weßhalb auch jedem Priester vorher sein Textbuch von den Dienern überreicht ward.“ Der Text dieser Litanei, in einem im J. 218 unter dem Kaiser Elagabal abgefaßten Protokoll erhalten, ist das älteste Dokument der lateinischen Sprache, das wir kennen. Ein Jahrtausend mochte damals vergangen sein, seit die Ackerbrüder zum ersten Mal die dea Dia mit diesem Gebete angerufen hatten. In diesem Jahrtausend hatten die ungeheuersten Umwälzungen die Gestalt der bewohnten Erde völlig verwandelt. Die Tiberstadt war aus einem Bauerndorf zum Mittelpunkt eines Weltreichs geworden, ihr Morgen und Mittag war vergangen, ihr Abend dämmerte herauf. Auf dem Throne, den August errichtet hatte, saß ein Sonnenpriester aus dem so oft gedemüthigten und so tief verachteten Syrien. Und noch immer tönte das alte Lied, dessen Worten schon die Könige Roms mit Andacht gelauscht hatten:

Uns Lasen helfet!
Nicht Sterben und Verderben, Mars, Mars, laß einstürmen auf mehrere!
Satt sei grauser Mars!

Mit derselben, allen zerstörenden Einflüssen trotzenden Zähigkeit er-

hielten sich auch im übrigen Italien uralte Localkulte: wie der Göttin Cupra an der Küste von Picenum, der noch Hadrian einen Tempel errichtete, der Cures zu Falerii,[1] der Nortia zu Volsinii,[2] und anderer Götter, deren Ansehn, wie Tertullian spottet, theils gleich dem der Rathsherrn dieser kleinen Städte sich nicht über deren Weichbilder,[3] theils aber auch, wie das der (hauptsächlich bei Terracina und am Soracte verehrten) Feronia über einen großen Theil Italiens erstreckte.[4]

Fortdauer uralter Kulte in Griechenland.

Die erstaunliche Menge und Mannichfaltigkeit der in Griechenland fortbestehenden, großentheils ebenfalls aus einem fernen Alterthume stammenden oft seltsamen, selbst rohen, blutigen und entsetzlichen Localculte lernen wir hauptsächlich aus Plutarch, Pausanias und inschriftlichen Denkmälern kennen. Eine Anzahl von charakteristischen Beispielen wird hinreichen zu zeigen, sowohl wie überreich bunt und vielgestaltig die Fülle der griechischen Gottesdienste noch immer war, als auch mit wie staunenswerther Zähigkeit auch hier im Kultus uralte Traditionen sich behaupteten.[5] In Paträ feierte man jährlich das Fest der Artemis Laphria folgendermaßen. Um den sehr großen Opferaltar wurden im Kreise grüne Baumstämme von je 16 Ellen Länge aufgepflanzt, inwendig das trockenste Holz gehäuft und ein bequemer Aufgang am Altar durch aufgeschüttete Erde hergestellt. Am ersten Tage fand eine prachtvolle Procession statt, deren Beschluß die jungfräuliche Priesterin der Artemis auf einem von Hirschen gezogenen Wagen machte. Am zweiten Tage war das Opfer, zu dem sowohl die Stadtgemeinde als die einzelnen wetteifernd beisteuerten. Alle Opferthiere wurden lebendig auf den Altar geworfen, worunter eßbare Vögel, Wildschweine, Hirsche, Rehe, junge und ausgewachsene Wölfe und Bären, hierauf das Feuer angezündet. Man sah dann wol einen Bären oder ein anderes Thier sich losreißen und ausbrechen, worauf es wieder zurückgeschleppt wurde, doch nie war ein Mensch von einem Thier beschädigt worden.[6] In derselben Stadt wurde ein Bild des Dionysos, mit dem Beinamen „der Volksrichter" in einem Schrein verehrt, der nach der Legende bei der Eroberung Trojas von dort fortgeführt worden war. Neun vom Volke

1) Preller R. M. 249 f. 2) Ders. das. 561, 1. 3) Tertullian. Apol. 24. Ad Nation. II 8. 4) Preller 238 f. Henzen-Or. Ind. p. 27. Lanciani Bull. d. J. 1870, 26 ff. 5) Hertzberg, Gesch. Griechenlands unter d. Herrschaft d. Römer II 477 ff. 6) Pausan. VII 18, 7.

aus den angesehensten gewählte Männer und ebenso viele Frauen besorgten seinen Dienst. In einer bestimmten Nacht während des dem Gotte heiligen Festes trug der Priester den Schrein aus dem Tempel heraus. Dann gingen alle Kinder aus der Stadt mit Aehrenkränzen an den Fluß Meilichos: so waren nach der Legende die in alter Zeit der Artemis geopferten Kinder bekränzt worden. Die Kränze legten sie bei der Artemis nieder, badeten im Flusse, setzten Epheukränze auf und gingen so zum Tempel des Dionysos.[1] In der Nähe des Flusses Crathis war ein Heiligthum der „breitbrüstigen Erdgöttin" mit einem uralten Holzbilde. Die Priesterinnen mußten keusch leben, und zugelassen wurden nur solche, die bis dahin nur einen Mann gekannt hatten. Die Wahrheit ihrer Aussage wurde durch einen Trunk von Ochsenblut erprobt, und die, welche die Probe nicht bestanden, sogleich bestraft, unter mehreren gleichberechtigten Bewerberinnen entschied das Loos.[2] Das Bild der Artemis Orthia zu Sparta war nach der auch von Pausanias geglaubten Sage dasselbe, das Orest aus dem Taurischen Tempel entführt hatte; noch immer forderte die Göttin eine Bespritzung ihres Altars mit Menschenblut, daher wurden noch immer Jünglinge an ihrem Altar blutig gegeißelt. Die Priesterin hielt das kleine Holzbild der Göttin im Arm; wenn die Geißelnden einen Knaben wegen seiner Schönheit oder seines Standes schonten, wurde es ihr so schwer, daß sie es nicht tragen konnte: Plutarch sagt, man habe auch in seiner Zeit viele unter den Hieben sterben gesehn.[3] Zu Alea in Arkadien wurden bei einem Fest des Dionysos nach einem Spruch des Delphischen Orakels Frauen gegeißelt.[4] In Orchomenos in Böotien verfolgte alljährlich an dem Fest der Agrionien der Priester des Dionysos die angeblich von den fluchbeladnen Minyastöchtern stammenden Frauen mit dem Schwert in der Hand; die Frau, die er einholte, durfte er tödten, und dies hatte zu Plutarchs Zeiten der Priester Zoilos wirklich gethan. Aber für diese fromme Wuth traf der Zorn der Götter nicht bloß ihn selbst, der an einer scheußlichen Krankheit starb, sondern auch die Stadt Orchomenos, die in Verlust und Nachtheil gerieth: die Orchomenier nahmen dem

1) Pausan. VII, 19. 20. 2) Id. VII 25, 8. 3) Id. III 16. Plutarch. Lycurg. c. 18, 2. 4) Pausan. VIII 23, 1.

Geschlecht des Zoilos das Priesterthum und verliehen es fortan durch Wahl.[1] Zu Alpheion in Arkadien wurde vor andern Gottheiten Athene verehrt, die nach der Ortslegende dort von Zeus geboren und auferzogen war; vor dem großen Fest, das ihr jährlich gefeiert wurde, opferten die Bewohner dem Heros Myiagros d. i. Fliegenscheucher, und beteten zu ihm, und wurden dann während des Festes nicht von den Fliegen belästigt.[2] In dem benachbarten Titane war ein von Kranken, die in der Nähe Wohnungen fanden, viel besuchter Asklepiostempel; innerhalb der Mauer des Tempelbezirks standen alte Cypressen. Von dem Bilde sah man nur Kopf, Hände und Füße, übrigens war es mit einem wollnen Leibrock und Mantel bekleidet; eine daneben stehende Statue der Hygiea war über und über mit Haaren bedeckt, die die Frauen zu Ehren der Göttin sich abschoren, und mit Streifen babylonischer Teppiche. In der Nähe war ein Altar der Winde, denen der Priester jährlich in einer Nacht opferte und dabei auch in vier Gruben geheime Opfer warf, um das Toben der Winde zu mildern, wozu er Beschwörungslieder, wie man sagte, von der alten Zauberin Medea sang.[3] Bei Trözen war in der Nähe des Musentempels ein Altar des Schlafs, dem sie mit den Musen zusammen opferten, da, wie sie dort sagten, dieser Gott den Musen der liebste sei. Hauptsächlich aber verehrte man zu Trözen Hippolyt, den Sohn des Theseus, in einem glänzenden Tempelbezirk. Die Trözenier läugneten, daß er von Pferden geschleift und so gestorben sei, vielmehr sei er zum Himmel aufgefahren, und dort im Sternbilde des Wagenlenkers sichtbar. Sein Priester verwaltete das Amt lebenslänglich, jährlich wurde ihm ein Fest gefeiert, und außerdem schor jede Jungfrau ihm zu Ehren sich vor der Hochzeit eine Locke ab und legte sie in seinem Tempel nieder.[4]

Aus allem also, was wir über die religiösen Zustände Griechenlands bis zu Ende des zweiten Jahrhunderts und zum Theil noch aus späterer Zeit wissen, gewinnt man wie gesagt den Eindruck, daß der alte Bestand der einheimischen Kulte durch die neu eingedrungnen ausländischen keine irgend wesentliche Einbuße oder Veränderung

1) Plutarch. Qu. Gr. 38. Hertzberg a. a. O. 259. 2) Pausan. VIII 26, 4. 3) Pausan. II 11, 6. II 12, 1. 4) Id. II 31, 5. 32, 1.

erlitten hatte. Und doch waren auf dem griechischen Festlande wie auf den Inseln die schon in der Diadochenzeit eingeführten Dienste der ägyptischen Gottheiten Isis, Osiris und Serapis ungemein verbreitet und hochangesehn:[1] und wenn außerdem der Kult des Mithras der einzige orientalische sein sollte, von dem bis jetzt (in Athen und Thera) Spuren nachgewiesen sind,[2] so lassen doch die Spöttereien Lucians über die Mischung der Göttergesellschaft voraussetzen, daß noch manche andre Götter des Orients in Griechenland Verehrung gefunden hatten; jener in Athen stattfindenden Disputation über die Vorsehung wohnen Bendis, Anubis, Mithras u. a. bei. Mindestens in vielbesuchten Häfen wie Korinth werden die fremden Götterdienste zahlreich gewesen sein, während allerdings in dem verödeten und vom Weltverkehr wenig berührten Innern des Landes die alten Kulte eine mehr oder minder ausschließliche Herrschaft behauptet haben mögen.

Fortdauer der allgemeinen Betheiligung am Gottesdienste.

Nicht minder gewiß als die Fortdauer zahlloser alter römisch-italischer und griechischer Kulte in den Zeiten der Theokrasie ist, daß überall die regelmäßige Betheiligung am Gottesdienste eine so allgemeine war, daß die gänzliche Unterlassung der üblichen heiligen Gebräuche Anstoß erregte, oder doch als Ausnahme auffiel. Gegen den Philosophen Demonax in Athen erhoben sich sogar Ankläger, weil man ihn niemals opfern sah und er allein von allen nicht in die Eleusinischen Mysterien eingeweiht war: doch verstand er den ihm in der Volksversammlung drohenden Sturm (manche hatten bereits Steine gegen ihn in den Händen) zu beschwichtigen.[3] Der Ankläger des Apulejus, Sicinius Aemilianus hatte zu Oea wegen seiner ihn offenbar auszeichnenden Irreligiosität den Beinamen des aus Vergil bekannten „Verächters der Götter" Mezentius erhalten. Niemals hatte er zu einem Gotte gebetet, nie einen Tempel besucht; ging er an einem Heiligthume vorüber, so dachte er nicht daran durch eine Kußhand seine Verehrung zu bezeigen. Selbst den Göttern des Landes, die ihn kleiden und nähren, sagt Apulejus, gibt er keinen Theil der Ernte oder die Erstlinge der Heerde ab; auf seinem Gut

1) Hertzberg a. a. O. II 267 ff. 485. 2) Preller R. M. 757.
3) Lucian. Demonax 11.

ist kein Heiligthum, kein geweihter Ort oder Hain. Ja die, welche dort gewesen sind, sagen, daß auf seinem Gebiet nicht einmal ein Stein mit Wohlgerüchen beträufelt oder ein Baumast bekränzt ist.[1]

Opfer. Das Umsichgreifen des Christenthums in der Provinz Pontus machte sich, wie Plinius in seinem bekannten Schreiben an Trajan im J. 112 berichtet, dadurch bemerkbar, daß (zunächst wol in der Stadt Amisus und den benachbarten Orten) die Tempel fast leer standen, die Feier der heiligen Feste unterblieb und die Nachfrage nach Opferthieren fast ganz aufhörte: doch besserte sich dieser für Plinius ebenso auffallende als Besorgniß erregende Zustand in Folge seines Einschreitens gegen die Christen.[2] Wie ungeheuer der Verbrauch von Opferthieren im Römischen Reiche war, mag man versuchen sich nach der Angabe Suetons vorzustellen, daß in Folge der allgemeinen Freude über Caligulas Regierungsantritt in nicht vollen drei Monaten (selbstverständlich in Rom allein) deren über 160000 geschlachtet wurden.[3]

Bethätigung der Frömmigkeit durch Tempelbauten. Daß aber auch die Frömmigkeit der Gläubigen sich fort und fort durch Erbauung und Instandhaltung von Tempeln und deren Ausschmückung mit Götterbildern, Gaben, Widmungen und Stiftungen aller Art aufs eifrigste bethätigte, ergibt sich namentlich aus den bezüglichen, so äußerst zahlreich erhaltnen Inschriftsteinen. Selbst in der Zeit, die man als die Zeit des tiefsten Verfalls der Religion zu betrachten pflegt, schrieb Lucrez, noch immer sei den Gemüthern der Menschen jene Furcht eingepflanzt, die den Glauben und die Verehrung der Götter ins Leben gerufen habe: sie lasse auf dem ganzen Erdkreis neue Göttertempel entstehn und fülle sie an Feiertagen mit zahlreichen Besuchern.[4] Daß in einer Zeit unausgesetzter furchtbarster Erschütterungen der Staatsordnung von einer Menge von Tempeln und Heiligthümern in Rom ein Theil verfiel und ihr Areal selbst von Privatpersonen widerrechtlich in Besitz genommen wurde,[5] kann gewiß kein Beweis für eine allgemeine Abnahme des Glaubens sein; und wenn die Zahl sämmtlicher der Herstellung bedürftigen

1) Apulej. Apol. ed. Oudend. II p. 518 sq. 2) Plin. ad Tr. 96, 10. Mommsen, Hermes III 50, 3. 3) Sueton. Calig. c. 14. 4) Lucret. V 1161—1168. 5) Marquardt Hdb. d. R. A. IV 75.

und von August im J. 726=28 v. Chr. wirklich hergestellten sich auf 82 belief,[1] so ist wol sehr fraglich, ob diese Zahl im Verhältniß zur Gesammtzahl für klein oder für groß zu halten ist.

und andre Stiftungen zu Kultuszwecken.

Auch von der ungeheuern Menge der Bauten, Schenkungen und Stiftungen aus Privatmitteln zu Kultuszwecken, die wir aus den Inschriften Italiens so wie aller Provinzen kennen lernen, wird ohne Zweifel ein Theil aus andern als religiösen Beweggründen herzuleiten sein; aber ebenso wenig ist ein Grund zu bezweifeln, daß bei weitem die meisten dieser frommen Gaben und Opfer gebracht sind, um die Gnade der Götter zu verdienen oder zu erhalten oder geängstete Gewissen zu beruhigen: gar manche sind laut den Inschriften „nach einem Gesicht" oder „auf Geheiß" oder „Mahnung" der Gottheit im Traum erfolgt.[2] Man darf nach diesen Zeugnissen annehmen, daß ein sehr großer Theil der Tempel im ganzen römischen Reich von Privatpersonen auf eigene Kosten erbaut worden ist, die zuweilen überdies ein Kapital zur Instandhaltung des Gebäudes auswarfen.[3] Namentlich in Italien (wo in Appians Zeit d. h. unter Antoninus Pius nächst dem Capitolinischen Jupitertempel die zu Antium, Lanuvium, Tibur und der Diana zu Aricia die reichsten waren)[4] wetteiferten die wohlhabenden Municipalen mit ihren zu hohem Range aufgestiegenen Landsleuten in Rom, den Patronen und sonstigen Gönnern ihrer Städte,[5] ihre Munificenz und Anhänglichkeit an die Heimath vor allem auch durch deren würdige Ausstattung mit Gotteshäusern zu beweisen. Ein P. Lucilius Gamala stellte z. B. zu Ostia in der Zeit Augusts einen Tempel des Volcanus her, und baute die Tempel der Fortuna, Ceres und Spes neu;[6] ein Ehepaar zu Assisi baute einen Tempel wie es scheint des Castor und Pollux, und fügte auch die Bildsäulen derselben hinzu; auf der Insel Malta verwendete ein Privatmann auf den Bau eines marmornen Apollotempels

1) Mommsen R. G. D. A. p. 58. 2) Z. B. Orelli 1344. 1790.

3) Z. B. 100,000 HS für einen Tempel der Venus Calva (?) in der Eifel 124 p. C. Henzen 5681. 4) Appian. B. C. V 24: ἐν αἷς μάλιστα πόλεσι καὶ νῦν εἰσι θησαυροὶ χρημάτων ἱερῶν δαψιλεῖς.

5) Orelli 781 (Ummidia Quadratilla) Th. I³ 209 f. (Plinius). Th. I³ 82, 1 (Cleander u. s. w.) Vgl. oben S. 118—122. 6) Mommsen B. d. S. G. 1849, 296.

die Summe von 110792½ S. u. s. w.[1] Aber auch für die ländlichen Tempel wurde von den großen Besitzern, auf deren Grundstücken sie standen, gesorgt: so ließ Plinius einen verfallenen Tempel der Ceres auf einem seiner Güter größer und schöner erneuern.[2]

Außer vollständigen Neubauten, außer Herstellungen und Ergänzungen verfallner Heiligthümer[3] sind in Inschriftsteinen Darbringungen und Herstellungen einzelner Theile und Baulichkeiten jeder Art, wie Altäre, Opferküchen,[4] Säulen, Giebel, Fußböden, Ornamente u. s. w., so wie Schenkungen und Stiftungen zu solchen Zwecken äußerst zahlreich verzeichnet. Besonders häufig wurden Götterbilder in die Tempel gestiftet, zum Theil sehr kostbare. So schenkte z. B. eine Priesterin zu Aeclanum eine silberne Statue der Felicitas;[5] ein Officier vermachte zu Formiä 100000 S. (7250 Thlr.), für welche Summe Prozessionswagen der Göttin Minerva nebst allem Zubehör aus 100 Pfund (= 65½ Zollpfund) Silber angefertigt wurden.[6] Bei der testamentarischen Bestimmung einer Frau, daß das Bild eines Gottes in einem bestimmten Tempel ihrer Vaterstadt mit ihrer Namensunterschrift aus 100 Pfund errichtet werden sollte, entstand die Frage, ob die Erben eine Bronzefigur liefern dürften, oder angehalten werden könnten eine silberne oder goldne machen zu lassen. Der berühmte Jurist Cervidius Scävola (Lehrer des Septimius Severus) entschied mit Rücksicht darauf, daß sich in dem Tempel nur silberne und bronzene Weihgeschenke befanden, daß eine silberne Statue zu liefern sei.[7] Andre Fromme ließen die Bilder der verehrten Gottheiten wenigstens vergolden, ganz oder theilweise, z. B. die Füße, besonders aber das Gesicht oder den Bart;[8] zu Corfinium ließ z. B. einmal eine „Dienerin der großen Mutter die große Mutter ausbessern und vergolden, dem Attis die Haare vergolden und die Bellona ausbessern."[9] Oder man stattete die Götterbilder nach Vermögen mit ihren Attributen oder allerlei Schmucksachen und Kostbarkeiten aus. In einem Tempel ließ z. B. jemand nach Eingebung eines Traumes die Schlange (etwa des Aesculap) aus eignem

besonders von Götterbildern.

1) Henzen-Or. 6124. 6126. 2) Th. I³ 209 f. 3) Z. B. Orelli 1515. Henzen 5669 u. s. w. 4) IRN 5435 (Sulmo). 5) IRN 1092. 6) IRN 4093. 7) D. XXXIV 3, 38 § 2. 8) Pers. II 55 ed. Jahn p. 134. 9) IRN 5434.

Gelde machen.[1] Ein Augustale zu Ariminum bestimmte im Testament die Errichtung einer Statue des „Vater Liber" mit einem goldnen Halsbande von 3 Unzen, einem Thyrsus und einem silbernen Becher von 2½ Pfund.[2] Zu Reii (Riez im südlichen Frankreich) brachte ein Ehepaar dem Aesculap „wegen der ungemeinen Wirkung der Kraft des Gottes die sie an sich erfahren hatten," gemäß ihrem Gelübde eine Bronzestatue des Schlafgottes (vielleicht waren sie von dem Leiden der Schlaflosigkeit befreit worden) und einige Pretiosen dar, als eine goldene Kette aus Schlänglein und eine silberne Schreibtafel.[3] An einem unbekannten Orte brachte eine Großmutter zu Ehren ihrer Enkelin der Isis eine Statue oder ein andres Weihgeschenk von 112⅔ Pfund Silber dar, und außerdem einen Schmuck von Perlen, Smaragden und andern Edelsteinen für Kopf, Hals und andre Körpertheile, unter andern laut dem Verzeichniß: in den Ohren 2 Smaragden und 2 Perlen, am kleinen Finger 2 Diamantringe, am folgenden einen mit verschiednen Steinen, Smaragden und einer Perle, am Mittelfinger einen mit einem Smaragd, an den Schuhen 8 walzenförmig geschliffne Edelsteine.[4] Häufig wurden auch in die Tempel andre Statuen als die der dort verehrten Götter gestiftet,[5] und überhaupt Schenkungen gemacht, die nicht auf den Kultus Bezug hatten, sondern zur Erhöhung der Pracht und Schönheit der Tempel, zur Vermehrung ihrer Schätze dienen sollten: so vermachte ein Bürger von Rhegium dem Apollotempel seiner Vaterstadt ein Pergamentbuch in einem Elfenbeinkästchen und 18 Gemälde.[6] Aber auch an Zuwendungen für Priester und Tempeldiener fehlte es nicht. Scävola erörterte die testamentarische Bestimmung einer Frau, daß ihre Erben „dem Priester, dem Tempelwächter und den übrigen Freigelassenen" in einem bestimmten Tempel am Tage eines von ihr bei demselben gestifteten Jahrmarkts 10 Denare geben sollten: dies sei als eine jährlich zu leistende Zahlung zu verstehn.[7]

Im ganzen Kultus wirkte ohne Zweifel nichts so mächtig und *Die Bilderverehrung.*

1) Ib. 6314. 2) Orelli 1484, genauer Tonini Rimini p. 331, 4.
3) Orelli 1572. 4) Orelli 2510. 5) Z. B. Plin. ep. III 6.
6) IRN 5. 7) D. XXXIII 1, 20 § 1.

zugleich so stetig zur Erhaltung und Kräftigung des Glaubens als der Bilderdienst, das Anschaun der im Bilde gegenwärtigen Gottheit, das selbst widerstrebende oder wankende Gemüther überwältigend ergreifen konnte, die Möglichkeit sie persönlich zu verehren, mit ihr gewissermaßen von Angesicht zu Angesicht zu verkehren. Wenn auch ein Theil der Philosophen, wie Seneca, den Bilderdienst verwarf, so machten andre, wie Maximus von Tyrus, mit vollem Recht geltend, die Schwäche der menschlichen Natur, deren Abstand von der Gottheit so groß sei, wie der der Erde vom Himmel, bedürfe der sinnlichen Zeichen um die Gottheit zu erfassen, und die wenigsten könnten ihrer entbehren; und von den bei den verschiednen Völkern so verschiednen Symbolen der göttlichen Wesen sei das würdigste, weil das gottähnlichste, die Menschengestalt.[2] Es bedarf nicht erst der Zeugnisse, daß der naive Glaube der Massen das Bild unwillkürlich und unbewußt in den Gott selbst verwandelte. Die Betenden ließen sich von dem Tempeldiener möglichst nah ans Ohr des Götterbildes bringen, um besser gehört zu werden[3] und flüsterten ihm Gebete und Gelübde, die geheim bleiben sollten, zu;[4] sie hefteten die Wachstafeln, auf denen ihre Gelübde verzeichnet waren, an die Kniee des Bildes, damit der Gott ihr Anliegen nicht vergessen möchte;[5] und ließen auch, wenn ihre Gebete unerhört blieben, ihren Zorn an den Bildern aus. Verwünschungen und Drohungen wurden damals gegen die Götter ebenso wohl wie in christlichen Zeiten gegen die Heiligen ausgestoßen,[6] die Landleute fluchten bei schlechtem Wetter und die Schiffer im Sturm dem Jupiter.[7] Doch damit begnügte man sich nicht immer. Wie die alten Arkadier ihren Pan prügelten, wenn sie mit leeren Händen von der Jagd heimkehrten, wie der Lazzarone in Neapel die Heiligen, mit denen er unzufrieden ist, beschimpft, mit Füßen tritt, der Spanier die Virgen ins Wasser wirft,[8] so trieb auch damals die Verzweiflung und die Wuth des Schmerzes zu Mißhandlungen der

Identification des Bildes mit der Gottheit.

1) Zeller III 1, 292. 2) Max. Tyr. Diss. VIII. 3) Seneca epp. 41, 1.
4) Jahn ad Pers. II 4 sqq. 5) Intpp. ad Juv. X 55 und ad Apulej. Apol. p. 515 Oudend. 6) Rückert, Culturgeschichte des deutschen Volks II 196 f.
7) Epictet. D. III 4, 7. 8) Mayer, Neapel u. d. Neapolitaner. Meiners, Gesch. aller Relig. I 182. Schömann Gr. Alt. II 167.

Götterbilder. Als nach den ersten beunruhigenden Nachrichten von der Krankheit des Germanicus sich in Rom das Gerücht von seiner Genesung verbreitete, strömte noch am späten Abend alles mit Lichtern und Opferthieren auf das Capitol und die Pforten des Tempels wurden beinah erbrochen, weil alle meinten ihre Gelübde nicht schnell genug lösen zu können: am Tage seines Todes wurden Steine gegen die Tempel geschleudert, Altäre der Götter umgestürzt, von manchen die Hauslaren auf die Straße geworfen.[1]

Kaum wäre zu ermessen, wie weit der rohe Volksglaube die Identification des Bildes mit der Gottheit durchzuführen und festzuhalten vermochte. Was Senecas Indignation bei einem gelegentlichen Besuch auf dem Capitol so sehr erregte,[2] war zum Theil altes Ritual, zum Theil aber erschien ihm eben der Glaube, der in dem Bilde die Gottheit selbst sah, unbegreiflich kindisch, und doch waren die Aeußerungen dieses Glaubens kaum befremdender und lächerlicher als die bisher erwähnten. Nach uraltem gottesdienstlichen Brauch wurde den Capitolinischen Göttern von verschiedenen dienenden Personen aufgewartet, Jupiter hatte seinen eignen Lictor, einen Diener zum Ansagen der Tagesstunden, einen andern zum Salben. Wie dieser mit Bewegungen der Arme in der Luft seine Verrichtung nur pantomimisch ausführte, ebenso bewegten Tempeldienerinnen der Juno und Minerva die Hände, als ob sie den Göttinnen die Haare ordneten, andre hielten ihnen den Spiegel vor. Dagegen diejenigen, welche „die Götter zu ihren Terminen vor Gericht einluden, ihnen ihre Klagschriften vorwiesen und ihre Sachen vortrugen," waren offenbar Betende, die den Beistand der Gottheit erflehten, und Seneca sah auch Frauen auf dem Capitol sitzen, die (vermuthlich nach Träumen) glaubten von Jupiter geliebt zu werden und dort seinen Willen erwarteten. Wie jede Bilderverehrung in ihrer niedrigsten Form gestaltete sich also auch die damalige zu einem rohen Götzendienst.

So genügte also der Götterglaube noch immer dem Bedürfniß

1) Sueton. Calig. c. 5 sq. 2) Seneca ap. Augustin. C. D. VI 10; ed Haase III p. 426; vgl. Preller R. M. 128, 1. Was alius nomina deo subicit heißt, weiß ich nicht.

der antiken Menschheit, indem er dessen unendlich verschiedenen Richtungen so wie den unzähligen Entwicklungsstufen des geistigen Bewußtseins entsprechend sich in ebenso unzähligen Formen gestaltete. So groß der Abstand von dem Glauben eines Plutarch und Marc Aurel zu dem jener Schiffer und Bauern war, die bei schlechtem Wetter dem Jupiter fluchten: diese wie jene glaubten gleich fest an dieselben Götter und an deren Macht und Fürsorge für die Menschheit, und der Unterschied zwischen den von einander am meisten abweichenden Glaubensformen war kein größerer als zwischen dem höchsten und niedrigsten Verständniß des Göttlichen innerhalb des Christenthums.

2. Judenthum und Christenthum.

Gegensatz des Monotheismus zum Polytheismus.

An der strengen und intoleranten Ausschließlichkeit der monotheistischen Religionen fand die Expansivkraft des Polytheismus ihre Schranke, mit ihnen war keine Vereinbarung möglich. Was den Bekennern des Götterglaubens als das höchste und heiligste galt, das verdammte das Judenthum wie das Christenthum als greuelvoll, fluchwürdig und seelenmörderisch. Unheilig, sagt Tacitus, ist bei den Juden alles, was bei uns heilig ist, wiederum erlaubt bei jenen, was für uns unrein.[1] Die Götter, zu denen die Heiden beteten, waren den Juden todte Götzen oder böse Dämonen.[2] Die Leugnung des Göttlichen erschien dem Glauben, der es nur in einer Fülle von Gestalten zu erfassen vermochte, oft als das eigentliche Wesen des Christenthums und darum dessen Lehren gotteslästerlich oder atheistisch, Christen und Atheisten waren den Göttergläubigen gleich verhaßte und oft neben einander genannte Feinde des Glaubens.[3]

Beide Religionen kommen hier nur in ihrem Gegensatz zum

1) Tac. H. V 4. 2) Vgl. über den jüdischen Volksglauben und Philos Verhältniß zum Heidenthum. Zeller, G. d. Ph. III 2, 298. Selig Cassel: Juden (Geschichte) in Ersch und Grubers Encyclopädie S. 20 f.

3) Lucian. Alexander 25 u. 37. Justin. Mart. Apol. I 6. 13. Euseb. H. E. IV 16.

Heidenthum und insofern sie mit ihm in Wechselwirkung standen in Betracht. Eine Andeutung ihrer Stellung innerhalb des römischen Weltreichs und der wesentlichen Momente, die ihre Verbreitung beförderten oder hemmten, ist für den Versuch eine Gesammtanschauung der religiösen Zustände auch in der frühern Kaiserzeit zu gewinnen, unerläßlich, doch kann diese Betrachtung nur die Spitzen der Erscheinungen streifen.

Verschiedenes Verhältniß des Judenthums und Christenthums zum Polytheismus.

Das Verhältniß der beiden monotheistischen Religionen zum Götterglauben war ein sehr verschiedenes. Obwohl die Verdammung des Heidenthums bei beiden eine gleich unbedingte und uneingeschränkte war, so stand doch nur das Christenthum dem Heidenthum eigentlich feindlich gegenüber. Das Judenthum, „eine Religion wunderbar geeignet zur Abwehr, aber niemals zur Eroberung bestimmt" (Gibbon),[1] schloß sich vielmehr ab, als daß es suchte sich auf Kosten des Heidenthums auszubreiten. Die überall zerstreuten, innig unter sich zusammenhängenden jüdischen Gemeinden übten allerdings auf das Heidenthum eine gewisse Anziehung aus, thaten ihm aber niemals in einer Weise Abbruch, daß seine Existenz hätte gefährdet erscheinen können: und trotz gelegentlicher Reibungen und Conflikte war die Stellung des Judenthums zum Heidenthum im großen und ganzen eine friedliche. Das Christenthum dagegen trat von Anfang an mit dem vollen Bewußtsein seiner welterobernden Mission in die Geschichte ein, und kündigte dem Heidenthum den Kampf auf Leben und Tod an. Schon in seinen unscheinbaren ersten Anfängen, als seine Bedeutung nur dunkel geahnt werden konnte, wurde sein Gegensatz zur Welt, der als sein eigentliches Wesen erschien, als „Haß des Menschengeschlechts" empfunden und mit unversöhnlichem Hasse erwidert. Diese Feindseligkeit steigerte sich, je länger der Kampf dauerte, je mehr der noch im Besitz der Herrschaft und weltlichen Macht befindliche Glaube den Boden unter sich schwinden fühlte. Mindestens schon zu Anfang des dritten oder zu Ende des zweiten Jahrhunderts, als das Christenthum wie eine stetig wachsende Fluth nach Ueberschwemmung der tiefern Schichten der Bevölkerungen mehr und mehr in höhere Lebenskreise eindrang,

---

1) Gibbon, Hist. vol. II ch. XV.

verbreitete sich unter den Anhängern des alten Glaubens die Neigung, alles öffentliche und allgemeine Unglück vom Zorn der Götter über den zunehmenden Verfall ihres Dienstes abzuleiten und das Christenthum und seine Bekenner als die Verschulder dieses Zorns verantwortlich zu machen. „War der Tiber aus seinem Bette getreten, hatte der Nil sich nicht auf die Felder ergossen, blieb der Himmel fest und regenlos, bebte die Erde, brach Hunger oder Seuche ein, so erhob sich sofort der Ruf: „die Christen vor die Löwen!“[1] Der greise Bischof Pothinus endete unter L. Verus zu Lugdunum als Märtyrer unter den Mißhandlungen des Volks: „alle glaubten sich schwer zu vergehn und gottlos zu handeln, wenn sie sich an dieser Rohheit nicht betheiligten, denn ihre Götter würden sie dafür strafen.“[2] Je länger desto mehr gewann die Ansicht Boden, daß mit dem Eintritt des Christenthums in die Welt ein allgemeiner Verfall des Menschengeschlechts begonnen habe.[3] Wie bald sollte die Zeit kommen, wo als Ursache des göttlichen Zorns der Irrglaube der Juden und Heiden betrachtet und ihnen nun dieselben Uebel und Unglücksfälle zur Last gelegt wurden, als deren Urheber früher die Christen gegolten hatten.[4]

Zerstreuung der Juden in der alten Welt.

Die erste Verbreitung des Christenthums ist durch die Zerstreuung der Juden in der ganzen alten Welt aufs wirksamste gefördert worden. Diese Zerstreuung hatte früh begonnen und zu Anfang der Kaiserzeit bereits einen hohen Grad erreicht. Strabo sagt, daß „bereits in jede Stadt eine Judenschaft eingedrungen war und daß man nicht leicht einen Ort der Welt auffinden könne, der diesen Stamm nicht aufgenommen habe und von ihm behauptet werde;“[5] Josephus, daß kein Volk auf der Erde sei, unter dem nicht ein Theil von ihnen lebe.[6] Die Apostelgeschichte nennt als Juden und Judengenossen aus „allerlei Volk, das unter dem Himmel ist,“ die in Jerusalem die Apostel in Zungen reden hörten: Parther, Meder, Elamiter, Bewohner von Mesopotamien, Kappadocien, Pontus, Asia, Phrygien, Pamphylien,

1) Tertullian. Apol. c. 37. 40. Vgl. Gieseler, Kirchengesch. I 1,[4] 253. Tzschirner, Fall d. Heidenthums 484 ff. 2) Euseb. H. E. V 1, 31. 3) Z. B. Arnob. adv. gent. I 1. 4) Nov. Theodos. Tit. III § 8 (Dekret von 438).
5) Strabo ap. Joseph. A. J. XIV 7, 2. 6) Joseph. B. J. II 16, 4.

Aegypten, Kyrene, Rom, Kreta und Arabien.[1] Der König Herodes Agrippa zählt in einem Schreiben an Caligula die Länder auf, wo sich jüdische Colonien befanden: Aegypten, Phönicien, Syrien, Cölesyrien, Pamphylien, Cilicien, der größte Theil von Asia bis Bithynien und die Küsten der innersten Buchten des schwarzen Meers; in Europa Thessalien, Böotien, Macedonien, Aetolien, Attica, Argos, Korinth, die meisten und besten Landschaften des Peloponnes, von Inseln Euböa, Kypros, Kreta; endlich die Länder jenseit des Euphrat, und Libyen.[2]

Ihre Ansiedlungen in den östlichen Ländern.

Außerhalb des römischen Reichs waren es namentlich die Länder zwischen Euphrat und Tigris, die eine starke jüdische Bevölkerung hatten,[3] und nach Unterdrückung der letzten nationalen Bestrebungen in Palästina wurde Babylonien das Centrum eines neuen jüdischen Lebens, das sich über alle Theile des persischen Reichs verbreitete.[4] Auch in Arabien bieten jüdische, byzantinische und arabische Nachrichten viele Spuren eines weitverzweigten jüdischen Lebens.[5] Innerhalb des römischen Reichs mag die jüdische Bevölkerung außer Palästina in Kleinasien und Syrien am dichtesten gewesen sein;[6] namentlich in der Einwohnerschaft von Antiochia bildete die schon von Seleucus Nicator hier angesiedelte jüdische Colonie ein sehr bedeutendes Contingent.[7] Nach Kleinasien hatte schon König Antiochus der Große aus Mesopotamien 2000 jüdische Familien verpflanzt, um in Lycien und Phrygien eine zuverlässige und tapfre Bevölkerung zu haben.[8] Eine oder zwei von den Synagogen auswärtiger Gemeinden in Jerusalem gehörten den Juden aus Asia und Cilicien.[9] Jonien (nach Ephesus[10] hat Justinus den Dialog mit dem Juden Tryphon verlegt), Kappadocien mit der Hauptstadt Meschag, Cilicien mit Tarsus sind als Sitze jüdischer Gemeinden bekannt. Von der aus Apamea in Bithynien nach Jerusalem zu sendenden Tempelsteuer belegte der Prätor Cn. Flaccus 62 v. Chr. gemäß seinem Verbot der Goldausfuhr fast 100 Pfund Gold öffentlich mit Beschlag, doch war dies

1) Acta apostol. 2, 5—11. 2) Philo legat. ad Gajum p. 587 M.
3) Dio LXVI 4. 4) S. Cassel a. a. O. S. 175 ff. 5) Ebdas. 165.
6) Philo in Flacc. 582 M: καθ' ἑκάστην πόλιν παμπληθεῖς Ἀσίας καὶ Συρίας. 7) Renan, Les apôtres p. 223. 8) Joseph. A. J. XII 3, 4.
9) Act. Apost. 6, 9. 10) Act. apost. 19, 8—20.

schwerlich die ganze Summe; kleinere Summen derselben Steuer wurden in Laodicea, Adramyttium, Pergamus konfiscirt.[1] Zu Antiochia in Pisidien wie zu Ikonium in Lykaonien predigte Paulus in den Schulen der Juden.[2] Auch in Armenien waren sie zahlreich.[3]

Von den griechischen Inseln werden Kreta und Melos als Wohnsitze wohlhabender jüdischer Bevölkerungen genannt, die unter August einen Prätendenten, der sich für den von Herodes ermordeten Alexander ausgab, aufs reichste unterstützten;[4] die zweite Frau des Josephus war eine Jüdin aus Kreta „von sehr edlen und im Lande sehr angesehenen Eltern."[5] Auch auf Cypern (wo namentlich die Gemeinde von Salamis aus der Apostelgeschichte bekannt ist) waren die Juden zahlreich bis zum J. 116; seit den in dem damaligen Aufstande verübten Greueln durften sie die Insel nicht mehr betreten.[6] In Griechenland und Macedonien sind die Gemeinden von Athen, Korinth, Thessalonich, Beröa und Philippi aus der Apostelgeschichte bekannt.[7] Zwei Erlasse von Arcadius (397) und dem j. Theodosius (412) an den Präfekten von Illyricum (Macedonien und Dacien) verbieten Beunruhigungen der dortigen Juden und ihrer Synagogen.[8] Vor Theodosius II., der sie aus Constantinopel verbannte, hatten sie ihre Synagoge dort auf dem von ihren Officinen benannten Platz der Chalkopratien gehabt.[9] Auch an den nördlichen Küsten des schwarzen Meeres ist ihre Verbreitung früh erfolgt. Außer einer jüdischen Gemeinde von Olbia[10] sind deren zwei in der Krimm aus Inschriften bekannt: zu Panticapäum, die ums J. 89 n. Chr.,[11] und zu Anapa, die schon 42 v. Chr.[12] bestand: in den dortigen (griechisch abgefaßten) Befreiungsurkunden von Sklaven wird zur Bedingung gemacht, daß die Befreiten im Judenthume verharren sollen. Außerdem ist kürzlich in der Nähe von Dschufutkale (Judenburg) und Baktschi Sarai auf

1) Cic. pro Flacco c. 28. Jüd. Inschrift in Smyrna CIG 9897.

2) Act. apost. 13, 14. 14, 1. 3) S. Cassel a. a. O. 174.

4) Joseph. A. J. XVII 12, 1. B. J. II 7, 1. 5) Id. Vita 76. 6) Dio LXVIII 32. 7) Jüdische Inschriften zu Aegina CIG 9894, Paträ 9896, Athen 9900.

8) Cod. Theodos. XVI 8, 12 u. 21 (S. Cassel a. a. O. S. 121).

9) S. Cassel S. 53. 10) Stephani (Parerga archaeol.) Bull. de l'Ac. de St. Petersb. 1860 I p. 246. 11) CIG II Add. p. 1005 nr. 2114ᵇ und ᶜᶜ. Vgl. p. 1006 (2126ᵃ); p. 1008 (2131ᵇ). 12) Stephani a. a. O. S. 244 ff.

einem mit uralten Bäumen bepflanzten Friedhof eine Anzahl von Grabsteinen mit hebräischen Inschriften entdeckt worden, deren älteste in die J. 6 u. 30 n. Chr. gesetzt werden.[1] Nach einer alten Tradition soll eine Masseneinwanderung griechischer Juden nach Matarcha oder Tamatarcha (jetzt Taman) in der Nähe des alten Phanagoria in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts stattgefunden haben.[2]

Die jüdische Bevölkerung Aegyptens betrug im Anfange des ersten Jahrhunderts eine Million, mehr als ein Achtel der gesammten Einwohnerschaft.[3] In Alexandria bewohnten sie von den fünf Quartieren der Stadt zwei hauptsächlich, saßen aber auch in den übrigen zerstreut, in allen Stadttheilen sah man ihre von Bäumen umgebenen Synagogen,[4] sie hatten auch ihre eigne Synagoge zu Jerusalem. An dem dortigen Handel und der Schifffahrt waren sie gewiß betheiligt,[5] trieben aber auch Ackerbau und Handwerke.[6] Auch das Gebiet von Cyrene hatte eine starke jüdische Bevölkerung,[7] der ebenfalls eine von den fünf erwähnten Synagogen zu Jerusalem gehörte. An dem Aufstandsversuche eines Jonathas im J. 70 nahmen dort ihrer 2000 Theil.[8] Die Gemeinde von Berenice hatte (nach einem noch erhaltnen Ehrendekret für einen M. Titius) wie es scheint im J. 13 v. Chr. neun Vorsteher (Archonten).[9] Bei dem furchtbaren und weitverzweigten Aufstande der Juden, der im J. 116 in Cyrene, Aegypten und gleichzeitig auch in Cypern und Mesopotamien ausbrach, sollen dort 220000, in den beiden letzten Ländern 240000 Menschen von ihnen umgebracht worden sein.[10] Im westlichen Africa hat sich die Spur einer jüdischen Gemeinde zu Sitifi in Mauretanien,[11] jüdischer Einwohner auch anderwärts erhalten.[12]

Aus Rom und Italien wurden, wenn eine Nachricht des Valerius Maximus Glauben verdient, schon im J. 139 von dem Prätor — in Italien,

1) Chwolson, Hebräische Grabsteine aus d. Krimm. Mém. de l'Ac. de sciences de St. Petersb. VIII Série IX (1866) Nr. 7. 2) Chwolson a. a. O. S. 60 f. 93 f. 3) Philo in Flacc. p. 971. 4) Th. II² 83. 5) Philo ibid. p. 1010. 6) Id. ibid. p. 973. 7) Joseph. A. J. XVI 6, 1. Thrige Cyrene p. 219 sq. 8) Joseph. vita c. 76. 9) CIG 5361 mit Böckhs Anm. 10) Dio LXVIII 32. S. Cassel S. 13. Euseb. Chron. Ol. 224 (wonach der Aufstand sich auch auf die Thebaide erstreckte). 11) Henzen-Or. 6145 (pater synagoges). 12) Inscr. de l'Alg. 2072 (Pompejo Restuto Judeo etc.).

Cn. Cornelius Hispallus außer den Chaldäern auch die Juden, „welche die römischen Gebräuche durch den Dienst des Jupiter Sabazios zu verunstalten versucht hatten,“ ausgewiesen.[1] Achtzig bis neunzig Jahre später bildeten sie, theils ohne Zweifel in Folge der Kriege des Lucullus und Pompejus als Gefangene massenhaft nach Rom geführt und dort freigelassen,[2] theils in Folge der zwischen Orient und Occident so viel inniger und mannichfaltiger gewordenen Beziehungen eine ansehnliche Masse: durch ihre Zahl, ihr enges Zusammenhalten und ihren Einfluß hofften die Ankläger des Prätor Flaccus eine Unterstützung zu erhalten.[3] Die ganze Region jenseit des Tiber wurde hauptsächlich von ihnen bewohnt.[4] Eine Gesandtschaft des Judenkönigs Herodes wurde angeblich von 8000 ihrer in Rom ansässigen Glaubensgenossen zu August begleitet; und im J. 19 n. Chr. 4000 Freigelassene in waffenfähigem Alter, „die von jüdischem und ägyptischem Aberglauben angesteckt waren,“ zur Deportation nach Sardinien verurtheilt.[5] Trotzdem waren im J. 49(?) die Juden in Rom wieder zu einer solchen Menge angewachsen, daß ihre in Folge der innern Unruhen in der Gemeinde für räthlich erachtete Ausweisung wenigstens nur sehr theilweise ausgeführt werden konnte.[6] Auch die römischen Juden hatten eine Synagoge in Jerusalem, in Rom sind sieben Synagogen aus Inschriften bekannt.[7] Ein von Bosio entdeckter, hauptsächlich von den Juden der Transtiberinischen Region benutzter Begräbnißplatz (an der via Portuensis bei Colle rosato) ist nicht wieder aufgefunden worden; dagegen ist ein andrer an der Appischen Straße vor dem Capenischen Thor (wo in Juvenals Zeit der Hain der Egeria und der Camenen von ihnen gepachtet war),[8] und ein dritter jenseit der Kirche S. Sebastiano in der Nähe des altchristlichen ad catacumbas.[9] Die Inschriften sind überwiegend

1) Valer. Max. I 2 § 3. 2) Philo leg. ad Gaj. 1014. 3) Cic. pro Flacco 28, 1. 4) Philo l. l. 5) Th. I^3 310. 6) Dio LX 6. Tillemont H. d. E. II 481.

7) Garrucci Cimitero — in vigna Rondanini p. 38: die der Campenses (CIG 9905 Orelli 2522) Augustenses (CIG 9902 sq.; Nuove Epigr. Giud. p. 11) Aggrippenses (CIG 9907) Siburenses (? Ib. 6447) Volumnenses (Or. 2522. richtiger Spon Misc. X 220; Fabretti 465, 101) Elaeenses (CIG 9904). Eine achte (Calcaretensium?) ist zweifelhaft. 8) Garrucci p. 3 f. (Juv. III 17 sqq.)

9) De Rossi Bull. cr. 1867 p. 16.

griechisch, allerdings zum Theil bis zur Unverständlichkeit jargonartig; dies war also ihre gewöhnliche Verkehrssprache, daneben finden sich lateinische, aber keine hebräischen.[1] In gelegentlichen Erwähnungen erscheinen die römischen Juden armselig und zigeunerhaft, als Schacherer, Bettler, Wahrsager.[2] Die Gräber so wie die ganze Anlage des von Bosio gefundenen Kirchhofs war roh und dürftig, nirgend fanden sich Fragmente von Marmor oder Malerei außer dem roth aufgemalten siebenarmigen Leuchter.[3] Dagegen auf dem Kirchhof an der Appischen Straße finden sich Malereien und darunter sogar Figuren der heidnischen Mythologie, mit wahrscheinlich symbolischer, doch noch unenträthselter Bedeutung.[4] Auch in Portus sind Spuren einer früh dort angesiedelten jüdischen Gemeinde vorhanden.[5]

Im übrigen Italien wird Puteoli ein Hauptsitz der Juden gewesen sein,[6] von wo sie sich in die Städte Campaniens verbreiteten. Die Existenz einer Gemeinde zu Capua ist durch die Grabschrift eines dortigen Synagogenvorstehers,[7] zu Venusia durch die kürzlich erfolgte Entdeckung jüdischer Katakomben erwiesen.[8] Bei der Belagerung Neapels durch Belisar erklärten die dortigen Juden die Stadt mit Lebensmitteln versorgen zu wollen, und leisteten bei der Einnahme hartnäckigen und unerwarteten Widerstand.[9] In Apulien und Calabrien (dessen Küstenbeschaffenheit der Midrasch besonders im Auge haben soll), bildeten im 4. Jahrhundert die Juden einen so großen Theil der Bevölkerung, daß nach einem kaiserlichen Erlaß vom J. 398 der Bestand der Gemeinderäthe in vielen Städten in Frage gestellt war, weil sie zur Uebernahme der städtischen Aemter nicht verpflichtet zu sein behaupteten.[10] Im mittlern und nördlichen Italien, wo ihre Ansiedlungen vermuthlich ebenso alt sind als im südlichen, finden

1) Garrucci p. 63. 2) Renan Apôtres p. 289 f. Ein jüdischer Wahrsager *δόξαν ἐπὶ τούτῳ πολλὴν ἔχων* Procop. B. G. I 9. 3) Bosio Roma Sotterr. p. 142 sq. 4) Garrucci Cimitero 65 f. Nuove Epigr. 2 f.

5) De Rossi Bull. cr. III 40. 6) Th. II² 75, 8.

7) IRN 6357; vgl. S. Cassel a. a. O. 144. 8) O. Hirschfeld Bull. d. J. 1867 p. 149. De Rossi bezieht, (wie bereits Marini) auch princeps libertinorum in einer pompejanischen Inschrift auf eine Judengemeinde, weil die italischen, bez. römischen Juden Act. ap. 6, 9 so heißen: Bull. Crist. II 69 ff. u. 92 f. Vgl. Garrucci Bull. Nap. N. S. II (1854) p. 8. 9) Procop. B. G. I 8 u. 16.

10) S. Cassel S. 141. Cod. Theodos. XII 1, 157 sq.

sich deren Spuren erst spät. Gregor der Große (der in seinen Briefen auch die Synagoge in Terracina erwähnt) schreibt an den Bischof von Luna, daß er keinem Juden auf seinen Gütern gestatten solle, christliche Sklaven zu besitzen, was dort vorgekommen war.[1] „Der jüdischen Gemeinde zu Genua gedenkt Theodorich als uralt, als solche ist auch die zu Bologna bekannt.“[2] Daß auch in Sicilien Juden früh in großer Anzahl gewohnt haben, ist an sich wahrscheinlich. Der Quästor und Scheinankläger des Verres, Q. Cäcilius Niger, war ein (von Freigelassenen stammender) Jude.[3] In den Schreiben der Päpste ist mit Bezug auf die Bewirthschaftung der Patrimonien der Kirche, die sich über beide Sicilien und Sardinien erstrecken, vielfach von ihnen die Rede. Nach den Briefen Gregors d. Gr. gab es in Palermo, Messina, Agrigent jüdische Gemeinden, er ließ sich 594 ein Verzeichniß aller Besitzungen, auf denen Juden lebten, anfertigen, um jedem einzelnen im Falle der Bekehrung ein Drittel der Steuer erlassen zu können.[4] In Sardinien wird sich sicherlich die von Tiberius dorthin zwangsweise ausgeführte jüdische Colonie fortgepflanzt haben; in Cagliari war Jahrhunderte lang ein jüdisches Gemeindeleben.[5]

in den westlichen Ländern.

In Spanien, „das in Mischna und Talmud erwähnt wird,“ hat sich vor dem Illiberitanischen Concil (nach der gewöhnlichen Annahme zwischen 300 u. 309), das der Juden bestimmt Erwähnung thut,[6] nur eine Spur von ihnen erhalten: eine Grabschrift eines jüdischen Kindes in Abdera (Adra) in Bätica, die nach der Form der Buchstaben dem Anfange des dritten Jahrhunderts anzugehören scheint.[7] Mit dem Uebertritt des Königs Reccared zum Katholicis-

1) Cassel S. 147. 2) Ebdas. Orelli 2523 (Pola): matri pientiss. religioni Judaicae metuenti (?). Zwei jüdische Inschriften aus Mediolanum: Renan et le Blant Rev. archéol. 1860, 348. 3) Plutarch. Cic. c. 7. (*ἀπελευθερικὸς ἄνθρωπος, ἔνοχος τῷ Ἰουδαΐζειν*). — Suidas: *Καικίλιος Σικελιώτης — ῥήτωρ σοφιστεύσας ἐν Ῥώμῃ ἐπὶ τοῦ Σεβαστοῦ Καίσαρος, ἀπὸ δούλων, ὥς τινες ἱστορήκασι, καὶ πρότερον καλούμενος Ἀρχάγαθος, δόξαν δὲ Ἰουδαῖος.* Eine (von Bernhardy angenommene) Verwechslung mit dem Quästor des Verres halte ich mit Mueller Hist. Gr. fr. III 331 (der an die Sklavenkriege u. die vielen Syrer in Sicilien erinnert) nicht für wahrscheinlich. Jüd. Inschrift in Syracus CIG 9895. 4) Cassel 141. Zunz, z. Gesch. u. Litteratur 484 f. 5) Cassel 147, 65.
6) Ders. S. 55. Concil. Illib. can. 49. 50. 78. 7) Huebner CIL II 1982:

mus (586) beginnt die Reihe der drakonischen Gesetze des westgothischen Reichs gegen die Juden.[1] Auch von alten Verbindungen mit Gallien sollen jüdische Nachrichten zeugen. Archelaus, Sohn des Herodes, wurde von August nach Vienna verwiesen.[2] An die Decurionen von Cöln erließ Constantin im J. 321 die Verfügung: die Juden sollten im Allgemeinen zur Uebernahme des Decurionats genöthigt, nur zwei bis drei davon befreit werden dürfen.[3] Andre Erwähnungen in griechischen oder römischen Quellen scheinen sich nicht vor Sidonius Apollinaris zu finden.[4] In England reichen bestimmte Nachrichten über den Aufenthalt der Juden nicht über das achte Jahrhundert hinauf.[5] Aus dem Mangel von Nachrichten aber auf das Fehlen einer jüdischen Bevölkerung zu schließen, ist überall um so weniger zulässig, als dies vielmehr gewöhnlich seit dem frühen Mittelalter ein Beweis für ihre ungestörte Existenz ist.[6] Hieronymus sagt, daß sie „von Meer zu Meer, vom britannischen bis zum atlantischen Ocean, von Westen zu Süden, von Norden zu Osten, auf der ganzen Welt" wohnten.[7]

Seit dem großen jüdischen Kriege hatten die Juden eine Personalsteuer von zwei Drachmen an den Tempel des Capitolinischen Jupiter zu entrichten; dies führte namentlich unter Domitian zu Vexationen und Bedrückungen, welche Nerva jedoch abstellte.[8] Abgesehn von dieser Steuer war die bürgerliche Berechtigung der Juden als solcher im römischen Reiche vollkommen unbeeinträchtigt. In der Befreiung von Aemtern, die sie in der Uebung ihrer Religion stören konnten, genossen sie sogar ein Vorrecht.[9] In denselben Sinne hatte August angeordnet, daß die Vertheilungen von Geld und Getreide in Bürgerliche

. . nia Salo | nula an. I | mens. IIII. die I | Judaea. Vgl. auch Cassel in Frankels Ztschr. für Wissensch. d. Judenthums 1846 S. 227.

1) Cassel S. 57. Le Blant und Renan setzen die Inschrift einer Jüdin zu Tortosa (Dertosa) in 3 Sprachen (griechisch, lateinisch, hebräisch) in die Zeit vor den Judenverfolgungen, etwa ins 6. Jahrhundert; Chwolson a. a. O. S. 83 (wegen des griechischen) in die Zeit vor der westgothischen Einwanderung.

2) Joseph. A. J. XVII 13, 2. Cassel S. 61. 3) Cod. Theod. XVI 8, 3. Cassel S. 64 u. S. 4. 4) Basnage Hist. des juifs VII 10, 18. Jüdische Grabschrift zu Narbo aus der Zeit König Egizas (687) Rev. arch. a. a. O. p. 348

5) Cassel S. 115. 6) Cassel S. 141. 7) Hieronym. Commentar. in Amos 3. 1443. Cassel a. a. O. 24. 8) Cassel S. 6 f. 9) Ders. S. 4.

Rom, falls sie auf einen Sabbath fielen, für die Juden am folgenden Tage stattfinden sollten.[1] Wenn dennoch Philo sagt, daß Juden schon zufrieden sein müßten, wenn sie andern gegenüber nur nicht zurückgesetzt würden,[2] so erklärt sich dies aus ihrer socialen Stellung, die allerdings im ganzen eine sehr ungünstige war: am meisten natürlich da, wo wie in Aegypten, ein besonders starker Nationalhaß gegen sie bestand, oder unmittelbar nach Kriegen und Aufständen, in denen sie Ströme von Blut vergossen hatten; wie denn namentlich die Aeußerungen des Judenhasses bei dem ä. Plinius, Quintilian, Tacitus[3] wol mit auf Rechnung des Eindrucks zu setzen sind, den der jüdische Krieg hinterlassen hatte. Aber auch abgesehn von dem wilden Fanatismus, der in diesen Verzweiflungskämpfen wüthete, reichte schon ihre hochmüthige Verachtung aller andern Nationen, Culturen und Religionen, ihre Absonderung von Tisch und Bett ihrer Nachbarn, verbunden mit ihrem hartnäckigen Zusammenhalten unter einander hin, sie „allen Menschen zuwider"[4] zu machen und als ein von Menschenhaß erfülltes Volk erscheinen zu lassen. Die von judenfeindlichen Schriftstellern (hauptsächlich auf Grund ägyptischer Quellen)[5] verbreiteten Beschuldigungen, Uebertreibungen und Erdichtungen trugen dazu bei den Judenhaß zu nähren. Nach Tacitus unterrichteten sie ihre Proselyten vor allem in Verachtung der Götter, Verläugnung des Vaterlandes, Geringschätzung der Eltern, Kinder und Geschwister.[6] Nach Juvenal lehrte Moses, man solle nur Beschnittenen den Weg weisen, wenn sie verirrt sind, nur sie an die Quelle führen, wenn sie verschmachten.[7] Nach Apio mästeten in der Zeit des Königs Antiochus Epiphanes die Juden jährlich einen Griechen mit Leckerbissen, opferten ihn dann feierlich an einem bestimmten Tage in einem Walde, aßen seine Eingeweide und schwuren dabei den Griechen ewige Feindschaft.[8] Und zu diesem feindseligen Hasse gesellte sich Verachtung ihrer Niedrigkeit und Armseligkeit, ihrer widrigen Unsauberkeit, ihrer peinlichen, als abergläubisch verspotteten Befolgung so vieler

und sociale Stellung der Juden. Der Judenhaß.

1) Philo leg. ad Gaj. 1015 P. 2) Id. ib. p. 1018. 3) Plin. H. N. XIII 46. Quintilian. III 7, 4. Tac. H. V 4. 5. 8. 4) I Thessalonic. 2, 15. Renan Apôtres 289, 1. 5) Gieseler Lehrb. d. K. G.[4] I 1, 51, 4. 6) Tac. H. V 5. 7) Juv. XIV 98. 8) Joseph. c. Apion. II 7.

anscheinend grundlosen, lächerlichen und seltsamen Gebräuche und Satzungen. Außer der Beschneidung wurde besonders die Enthaltung von Schweinefleisch belacht, zu dessen Genuß sie der tumultierende Pöbel wol (wie bei der von Philo beschriebenen Judenhetze zu Alexandria) zu zwingen suchte; und das unverbrüchliche Festhalten an der Sabbathruhe, durch die sie, wie Seneca sagt, den siebenten Theil ihres Lebens verloren.[1]

Anziehungskraft des Judenthums.

Aber es fehlte dem Judenthum auch nicht an Freunden, und diese gewannen ihm zum Theil jene Tugenden, die selbst seine Gegner anerkannten, und die Josephus in seiner (unter Trajan verfaßten) Vertheidigungsschrift rühmt: ihre unwandelbare Frömmigkeit, ihr strenger Gehorsam gegen das Gesetz, ihre Bedürfnißlosigkeit, ihre Mildthätigkeit, ihr einträchtiges Leben unter einander, ihre Todesverachtung im Kriege, ihr Fleiß in Handwerken und im Ackerbau im Frieden, ihr unerschütterliches Gottvertraun.[2] Doch mehr Proselyten als durch seine Lehre und die Tugenden seiner Bekenner gewann das Judenthum wol durch deren unerschütterliche, so oft heldenmüthig bewährte Ueberzeugung, daß es die einzig wahre Religion sei. Daß die Zahl derer in allen Ländern sehr groß war, die ganz oder theilweise das Mosaische Gesetz befolgten, darin stimmen judenfreundliche und judenfeindliche Berichte überein, und namentlich die Frauen erwiesen sich auch hier als „Führerinnen zur Gläubigkeit.“[3] „Solche Macht, sagt Seneca, haben die Bräuche dieses höchst verruchten Volks bereits gewonnen, daß sie in allen Ländern eingeführt sind, sie, die Besiegten, haben ihren Siegern Gesetze gegeben.“[4] Horaz, Persius und Juvenal bezeugen, daß zu Rom viele sich am Sabbath aller Geschäfte enthielten, fasteten und beteten, Lampen anzündeten und Kränze aufhängten; andere studierten auch das Mosaische Gesetz, besuchten Synagogen und sandten die Tempelsteuer nach Jerusalem.[5] Schon lange, sagt Josephus, hat sich Nacheiferung unsrer Frömmig-

1) Die Belegstellen bei Renan p. 288—291. 2) Joseph. c. Apion. II 39. 41.
3) Th. I³ 413. Renan p. 292 f. 4) Seneca De superst. ed. Haase III p. 427. 5) Horat. S. I 9, 69. Pers. V 179 sqq. vgl. De Rossi Bull. crist. V (1867) p. 14. Juv. XIV 97 sqq. Marquardt Hdb. IV 90. Fronto ad M. Caes. ed. Naber p. 32: Nec aliter Kal. Sept. expecto, quam superstitiosi stellam qua visa jejunium polluant (Athen. IV p. 156).

keit auch unter den Massen verbreitet, und es gibt keine griechische noch barbarische Stadt oder Provinz, wohin nicht unsre Sabbathruhe gedrungen ist, und die Fasten und das Lampenanzünden und die Enthaltung von den uns verbotenen Speisen beobachtet wird. Sie versuchen auch die unter uns herrschende Eintracht nachzuahmen und die Mittheilung vom eignen und die Arbeitsamkeit in den Handwerken und die Standhaftigkeit in den für das Gesetz zu ertragenden Leiden. Was aber das Wunderbarste ist, ohne das Lockmittel der Lust hat das Gesetz sich selbst in sich selbst stark erwiesen, und wie Gott durch die ganze Welt gegangen ist, so ist das Gesetz durch alle Völker gewandert.[1]

Religions- u. Bekehrungsfreiheit bis auf Hadrian.

Der Uebertritt zum Judenthum war bis auf Hadrian (jene kurze Zeit der Verfolgung unter Tiber abgerechnet) gesetzlich durchaus unbehindert, so wie die von Cäsar und August gewährleistete, volle Religionsfreiheit der Juden, abgesehn von vorübergehenden Unterdrückungsversuchen, unangetastet. Im J. 42 erließ Claudius ein Edikt, „daß die Juden in seinem ganzen Reiche ihre väterlichen Gebräuche unbehindert beobachten sollten, wobei er sie zugleich erinnere, seine freundliche Gesinnung nicht zu mißbrauchen und nicht die Superstitionen andrer Völker zu verachten, sondern sich mit Beobachtung der eignen Gesetze zu begnügen;" und dies Edikt blieb auch später in Kraft.[2] Daß es auch von Seiten der Juden an Bekehrungsversuchen andersgläubiger nicht fehlte, bezeugt schon Horaz,[3] und namentlich von den Pharisäern ist bekannt, daß sie „Wasser und Land umzogen, um einen Proselyten zu machen."[4] Doch nachdem Antoninus Pius die von Hadrian verbotene Beschneidung den Juden zwar an ihren Kindern nach wie vor zu vollziehn erlaubt, dagegen die Beschneidung von Nichtjuden aufs strengste untersagt hatte, können in Folge dieses auch später in Kraft gebliebenen Edikts,[5] abgesehn von den gewiß seltnen Uebertretungsfällen, keine förmlichen Uebertritte zum Judenthum[6] mehr stattgefunden haben, die Proselyten

1) Joseph. c. Apion. II 39. 2) Joseph. A. J. XIX 5, 3; vgl. De Rossi Bull. cr. 1865. p. 90. 3) Hor. S. I 4, 142: ac veluti te Judaei cogemus in hanc concedere turbam. 4) Ev. Matth. 23, 15. 5) Gieseler, Lehrb.[4] I 1, 157 f. 6) Orig. c. Cels. II 13: οἱ Σικάριοι διὰ τὴν περιτομήν, ὡς

dieser spätern Zeit also nicht mehr „Proselyten der Gerechtigkeit,“ sondern nur „Proselyten des Thors“ gewesen sein, die nur die Hauptgesetze beobachteten und sich der verbotnen Speisen enthielten. Zu dieser Klasse dürfte aber der größte Theil der Anhänger, die das Judenthum im Heidenthum gewann, schon in der vorhadrianischen Zeit gehört haben.

Das Christenthum. Der Bekehrungseifer der Christen.

Setzte aber die Natur des Judenthums als der Religion eines auserwählten Volks seiner Verbreitung auf Kosten des Heidenthums an und für sich Schranken, so hatte das Christenthum ebenso wol die Tendenz, alle seinem Weltgange im Wege stehenden Hindernisse zu durchbrechen, als die Kraft; und galt den Juden die Bekehrung von Ungläubigen höchstens als ein verdienstvolles Werk, so gab es für die Christen keine höhere und heiligere Pflicht als die Ausbreitung der Lehre des Heils. Das Beispiel der ersten Apostel erweckte unaufhörlich Nachfolger in stets wachsender Zahl, die nach der Lehre des Evangeliums ihre Habe an die Armen vertheilten und den Wanderstab ergriffen um das Wort Gottes von Volk zu Volk zu tragen,[1] und deren Eifer auch unter den größten Schwierigkeiten und Gefahren weder ermattete noch erkaltete. Die Christen waren eifrig, sagt Origenes,[2] in der ganzen Welt das Wort auszusäen. Die Sendboten der neuen Lehre besuchten nicht bloß Städte sondern auch Dörfer und Gehöfte, ja sie scheuten sich nicht ins Innere der Familien einzudringen und sich zwischen Blutsverwandte zu stellen. Christliche Sklaven suchten, wie die Heiden ihnen vorwarfen, Frauen und Kinder ihrer Herren zu ihrem Glauben herüber zu ziehen; ja die eifrigern reizten die Kinder Vätern und Lehrern den Gehorsam zu versagen um die Seligkeit zu erwerben. So mußten wie bei jeder welter-

---

ἀκρωτηριάζοντες παρὰ τοὺς καθεστῶτας νόμους καὶ τὰ Ἰουδαίοις συγκεχωρημένα μόνοις ἀναιροῦνται· καὶ οὐκ ἔστιν ἀκοῦσαι δικαστοῦ πυνθανομένου, εἰ κατὰ τήνδε τὴν νομιζομένην θεοσέβειαν ὁ Σικάριος ἀγωνιζόμενος βιοῦν, μεταθέμενος μὲν ἀπολυθήσεται, ἐμμένων δὲ τὴν ἐπὶ θανάτῳ ἀπαχθήσεται. Ἀλλὰ γὰρ ἀρκεῖ δειχθεῖσα ἡ περιτομὴ πρὸς ἀναίρεσιν τοῦ πεπονθότος αὐτήν.

1) Euseb. H. E. III 37. 2) Orig. c. Cels. III 9. ed. Klotz.

schütternden und neugestaltenden Bewegung auch damals nur zu oft Bande der Natur zerrissen, Herzen gebrochen und „Lieb' und Treu' wie ein böses Unkraut ausgerauft" werden.

Verfolgungen seit Trajan.

Bis auf Trajan ist die Ausbreitung des Christenthums als einer Sekte des gesetzlich anerkannten Judenthums im wesentlichen unbehindert gewesen. Die Verfolgungen seiner Bekenner unter Nero und Domitian erstreckten sich allem Anschein nach nicht über Rom hinaus und trafen auch dort verhältnißmäßig nur wenige.[1] Erst Trajan legalisierte die Verfolgung der Christen;[2] von da ab wurde gegen sie theils als Anhänger einer vom Judenthum verschiedenen „neuen und verderblichen Superstition," theils wegen Religionsfrevel (sacrilegium), ganz hauptsächlich aber wegen Majestätsverbrechen, wenn sie sich weigerten dem Kaiser zu opfern, eingeschritten.[3] Bei dem letztern Verbrechen kam die Tortur gegen alle Angeklagte, die schwersten Strafen, auch die geschärfte Todesstrafe gegen Verurtheilte der niedern Klassen zur Anwendung.[4] Eine häufig gegen die Christen verhängte Strafe war die Verurtheilung zur Arbeit in den Steinbrüchen und Bergwerken,[5] wo die schwerer verurtheilten in Ketten, alle auf einer Seite des Kopfes kahlgeschoren,[6] unter militärischer Bewachung arbeiteten. Dionysius, Bischof von Korinth in der Zeit des Marc Aurel und Commodus,[7] dankt in einem Schreiben der römischen Gemeinde für die Wohlthaten, die sie den Noth leidenden überhaupt, besonders aber den in den Bergwerken befindlichen Brüdern erwiesen: diese von Anfang an in Rom bestehende Mildthätigkeit habe der heilige Bischof Soter (171—179)[8] nicht bloß beibehalten sondern noch weiter ausgedehnt.[9] In der Verfolgung unter Marc Aurel (seit 177) wurde eine Anzahl römischer Christen in die Bergwerke Sardiniens geschickt, welche später die Fürsprache der christlichen Maitresse des Commodus, Marcia befreite.[10] Auch Tertullian gedenkt

1) Gieseler, Lehrb.[4] I 1, 107. 2) De Rossi Bull. cr. 1865 p. 94f.
3) Tertullian. Apol. 10: sacrilegii et majestatis rei convenimur.
4) Le Blant Comptes rendus de l'acad. 1866 p. 358; vgl. De Rossi B. cr. 1867 p. 28. 5) De Rossi B. cr. 1868 p. 17ff. De' cristiani condannati alle cave di marmi etc. 6) Artemidor. Oniroer. I 21. Cyprian. Epp. 77.
7) Clinton F. R. ad a. 173 et 183. 8) Euseb. Chron. 2185.
9) Id. H. E. IV 23, 10. 10) Hippolyt. Ref. IX 11.

der wegen des Glaubens „in Bergwerken, Kerkern, auf Inseln“ leidenden, die durch die Almosen der Brüder unterhalten, und so „durch ihr Bekenntniß ernährt“ wurden.[1] Doch obwol unter Severus seit 203 die Verfolgung zunahm, und sich unter Maximinus Thrax erneuerte, sind es bis zu der ersten großen und allgemeinen Verfolgung unter Decius (249—51) nach dem ausdrücklichen und unanfechtbaren Zeugnisse des Origenes nur „wenige und sehr leicht zu zählende“ gewesen, die für den christlichen Glauben den Tod erlitten.[2] Und selbst in der großen Verfolgung unter Decius haben nach den Angaben von Origenes Freunde Dionysios in der sehr großen Gemeinde von Alexandria nur 10 Männer und 7 Frauen für den Glauben geblutet.[3] Offenbar sind die größten Christenverfolgungen der römischen Kaiser auch nicht entfernt mit den Verfolgungen der Inquisition zu vergleichen. Unter Karl V sollen in Holland und Friesland bis 1546 mehr als 30,000 Personen den Tod von Henkershand für anabaptistische Irrthümer erlitten, in Spanien unter der 18jährigen Amtsführung Torquemados nach der geringsten Schätzung mehr als 105,000 Personen bestraft, darunter 8800 verbrannt, in Andalusien in einem einzigen Jahr 2000 Juden hingerichtet, 17,000 mit Strafen belegt worden sein.[4]

Verhältnißmäßig geringe Anzahl der Märtyrer.

Den Glaubens- und Bekehrungseifer der Christen haben übrigens die Verfolgungen bekanntlich eher entzündet als gedämpft. „Unsre Lehre, sagt Clemens von Alexandria, hindern seit ihrer ersten Verkündigung Könige und Herrscher, Vorsteher der Provinzen und Statthalter, indem sie mit all ihren Söldnern und einer ungeheuern Menschenmenge wider uns streiten, und unsrer, so viele sie nur können, zu vertilgen suchen: und doch blüht sie nur immer mehr. Sie stirbt nicht wie eine menschliche Lehre und welkt nicht wie eine schwache Gabe, denn keine Gabe Gottes ist schwach. Sie bleibt und kann nicht gehindert werden, ob man sie gleich, wie geweissagt ist, bis ans Ende verfolgen wird.“[5]

1) Tertull. Apol. 39. De pudic. 22. 2) Orig. c. Cels. III 8.
3) Gibbon Hist. Ch. XVI 75. Euseb. H. E. VI 91. 4) Buckle, Gesch. d. Civilisation übs. v. Ruge II 20. Vgl. Niebuhr Vortr. üb. R. Gesch. I 3, 295.
5) Clem. Al. Cohort. ad gent. c. 10 p. 85. Stromat. VI 18. p. 827. Tzschirner, Fall des Heidenthums 524 f.

Hauptursachen der schnellen Ausbreitung des Christenthums.

Doch trotz des glühendsten Bekehrungseifers der Christen hätte die erhabene — für einen großen Theil der heidnischen Welt nur zu erhabene — Lehre des Evangeliums nicht verhältnißmäßig so schnell sich verbreiten können, wenn nicht noch andere Ursachen zu dieser Verbreitung mitgewirkt hätten, die theils in den Bedürfnissen und Schwächen der menschlichen Natur überhaupt, theils in den Zuständen der damaligen Gesellschaft begründet waren.

Die neue Lehre richtete sich an die ganze Menschheit, sie schloß keinen von der Verheißung des Heils aus, auch nicht den geringsten und verachtetsten. Sie fand naturgemäß den günstigsten Boden in der ungeheuern Mehrzahl der mühseligen und beladenen, der armen und unglücklichen. Sie spendete den verzweifelnden und zagenden einen ungeahnten Trost, sie eröffnete auch dem schuldbeladensten Aussicht auf Vergebung. Die Heiden spotteten: während zu andern gottesdienstlichen Weihen geladen würden, die sich rein von Schuld fühlten, versprächen die Christen, das Reich Gottes werde auch die Sünder und die Thoren aufnehmen, kurz gerade die unseligen.[1]

Sehr hoch ist auch der Einfluß anzuschlagen, den die Empfänglichkeit der Frauen für die neue Lehre auf deren Verbreitung übte. Das Christenthum erhob die Frauen in den griechischen Ländern, wo ihre Stellung eine tief herabgedrückte war, zu ebenbürtigen Gefährtinnen des Mannes, es gab der Ehe durch die innigere Seelengemeinschaft des gleichen Glaubens und der gleichen Hoffnung eine neue Weihe, dem Jungfrauenthum eine neue Heiligkeit, dem ganzen Leben der Frau für die Gesellschaft eine höhere Geltung. Nicht immer hielten die Frauen sich innerhalb der Schranken, die für ihre Stellung auch in der christlichen Gemeinde gezogen bleiben sollten. Paulus hatte zu rügen, daß sie in Korinth mit unbedecktem Haupte beteten und weissagten, er mußte ermahnen, daß sie in der Gemeinde schweigen, nach dem Gesetz den Männern unterthan sein sollten.[2]

Was aber dem Christenthum die meisten Gläubigen zuführte, das war die nie zuvor mit so überzeugender, alle Zweifel niederschlagender Gewißheit verkündete Verheißung eines bessern Jenseits,

1) Cels. ap. Orig. c. C. III 59. 2) Corinth. I 11. 5. I 14. 34.

einer ewigen Seligkeit: während zugleich mit dieser beglückenden Hoffnung die Furcht vor den ewigen Strafen, die dem Unglauben drohten, auf die Gemüther wirkte, um so mehr als der Glaube an ein nahe bevorstehendes Ende dieser Welt verbreitet war.[1]

Auch Wunder und Zeichen, nach denen die gläubigen nicht minder als die zweifelnden und schwankenden verlangten, geschahen mindestens eben so zahlreich zur Bekräftigung des christlichen als des heidnischen Glaubens. Im Namen Jesu, sagt Irenäus (Bischof von Lyon 177—202) vollbringen seine Schüler, die von ihm die Gabe empfangen haben, Austreibungen von Teufeln, andere sehen und sagen die Zukunft voraus, andere heilen Kranke durch Auflegen der Hände und wecken Todte wieder auf. Es ist unmöglich die Erweisungen der Gnade zu zählen, welche die Kirche für die ganze Welt von Gott erhalten hat und im Namen Jesu Christi, des unter Pilatus gekreuzigten, zum Wohle der Völker vollbringt, ohne Betrug zu üben oder Bezahlung anzunehmen; denn wie sie diese Gaben als Geschenk von Gott empfangen hat, theilt sie sie auch als Geschenk mit.[2]

Sodann erfüllte der felsenfeste, so oft und so heldenmüthig bewährte Glaube der Christen mit Erfurcht vor einer Religion, die solche Bekenner fand. „Je mehr wir hingemäht werden, sagt Tertullian, desto mehr wächst unsre Zahl. Das Blut der Christen ist Samen. Jene starre Hartnäckigkeit, die ihr uns vorwerft, wird zur Lehrerin. Denn wer würde durch ihr Anschaun nicht erschüttert und zum Forschen aufgeregt, was hier eigentlich verborgen ist? Wer tritt, wenn er geforscht hat, nicht bei? wer wünscht nicht, wenn er beigetreten ist, selbst zu dulden?"[3] Die Sittlichkeit der Christen nöthigte auch Gegnern Bewunderung ab. Plinius, der als Statthalter von Bithynien sich veranlaßt sah, eine Untersuchung gegen die dortigen Christen (zunächst in Amisus) einzuleiten, war in dem allgemeinen Vorurtheil befangen, daß sie in ihren geheimen Versammlungen Schandthaten verübten; doch fand er nach einer strengen Untersuchung, bei der auch zwei Sklavinnen gefoltert wur-

1) Gieseler, Lehrb.[4] I 1, 225. 2) Iren. adv. haeres. II 32. 4 p. 166. (Euseb. H. E. V 7) Gibbon Hist. ch. XV. Andre Stellen bei Tzschirner 524 f.
3) Tertull. Apol. 50. Gieseler I 70, 21.

den, keine andre Schuld an ihnen, als einen „verkehrten und maßlosen Aberglauben." Die angeklagten betheuerten ihm, ihr Vergehen oder ihr Irrthum habe darin bestanden, daß sie gewöhnlich an einem bestimmten Tage vor Sonnenaufgang zusammengekommen seien, ein Gebet an Christus wie an einen Gott gesprochen und gelobt hätten, keinen Diebstahl, Raub oder Ehebruch zu begehen, die Treue nicht zu brechen, anvertrautes Gut nicht abzuleugnen. Dann wären sie auseinander gegangen, und wieder zu einem unschuldigen gemeinsamen Mahle zusammengekommen.[1] Galenus fand, daß die Christen ihr Glaube so handeln lehre, wie die Vorschriften der ächten Weltweisheit; er erkannte namentlich ihre Verachtung des Todes, ihr keusches, züchtiges, enhaltsames, streng sittliches Leben an: es gebe unter ihnen solche, die in Beherrschung des Gemüths und eifrigem Streben nach Tugend wahren Philosophen nicht nachständen.[2]

Unlautere Elemente in den christlichen Gemeinden.

Daß die christlichen Gemeinden freilich auch unlautere Elemente enthielten, daß nicht alle Sünder, die sie in der Hoffnung auf Besserung aufnahmen, wirklich gebessert wurden, dafür zeugen schon die Vorwürfe, die Paulus den Gemeinden zu Korinth und Kreta machte; so wie „daß Jacobus sich genöthigt sah, den sittlichen Mißbrauch der Paulinischen Lehre von der allein selig machenden Kraft des Glaubens zu rügen, und daß die Apokalypse gegen Verführer in Pergamus (Nikolaiten) zu eifern hatte, welche nicht nur die den Heidenchristen gegebenen Speisegesetze, sondern auch das Verbot der Unzucht nicht achteten."[3] Gerade die werkthätige Liebe und Barmherzigkeit, die die Christen unter einander übten, wurde auch von Heuchlern gemißbraucht, die sich der neuen Gemeinschaft in Hoffnung auf Beistand und andre Vortheile anschlossen. Lucian hat vom christenfeindlichen Standpunkte die Theilnahme geschildert, die der Philosoph Peregrinus Proteus bei den Christen in Palästina fand, als er sich zu ihrem Glauben bekannte, und um seines Bekenntnisses willen ins Gefängniß geworfen wurde. Nachdem sie vergeblich alles aufgeboten hatten, um ihn zu befreien, suchten sie wenigstens seine Gefangenschaft auf jede Weise zu erleichtern. Vom frühen Morgen an sah man bei dem Gefängnisse alte Frauen, Wittwen und Waisenkinder. Die Vorsteher

1) Plin. ad Tr. 96 et 97. 2) Gieseler a. a. O. 168. 3) Gieseler a. a. O. 112.

erlangten durch Bestechung der Wächter die Erlaubniß auch die Nächte bei dem Gefangenen zuzubringen. Reichliche Mahlzeiten wurden hineingetragen und bei den Mahlen Gebete gehalten. Selbst von den Gemeinden in Kleinasien kamen Gesandte, um zu trösten, zu rathen und zu helfen; denn sie beweisen, sagt Lucian, in solchen Fällen eine unglaubliche Hülfebereitschaft, sie geben geradezu unbedenklich alles hin. So erhielt Peregrinus viel Geld und machte seine Gefangenschaft zur Quelle einer nicht unerheblichen Einnahme. Denn die unseligen, heißt es weiter, bilden sich ein, daß sie ewig leben werden, und achten daher dieses Leben und seine Güter nicht; auch hat sie ihr erster Gesetzgeber gelehrt, daß sie alle unter einander Brüder seien, wenn sie nur alle hellenischen Götter verleugnet haben, dagegen jenen ihren gekreuzigten Weisen verehren und nach seinen Gesetzen leben. Sie verachten also alle gleich sehr[1], indem sie solcherlei Lehren ohne irgend eine Bürgschaft annehmen. Kommt nun ein verschmitzter Betrüger zu ihnen, so kann er mit den einfältigen Leuten sein Spiel treiben und in kurzem reich werden. — Uebrigens rügt auch Tertullian das Uebermaß der leiblichen Pflege, das von Seiten der Gemeinden den um des Glaubens willen eingekerkerten Brüdern zu Theil wurde.[2]

Daß falsche Propheten aller Art, sowohl Betrüger als Schwärmer und Fanatiker in den christlichen Gemeinden für Verbreitung ihrer Irrlehren und damit für die Gewinnung von Ansehn und Macht einen besonders günstigen Boden fanden, ist eben so wenig zu bezweifeln, als daß ehrgeizige, denen niedrige Lebensstellung oder sonstige Ungunst der Verhältnisse die Erreichung ihrer Ziele unmöglich machte, in dieser Genossenschaft eine Rolle zu spielen suchten, die ihnen im Staatsleben versagt war. Von Anfang an wucherte im Christenthum das Sektenwesen, und verfolgte die Kirche die Sekten und diese einander mit bitterm Haß und leidenschaftlichen Beschuldigungen, die kaum hinter den von den Heiden gegen die Christen überhaupt ge- Sektenwesen.

1) Lucian. Peregrin. 11—13. In der Stelle: *καταφρονοῦσιν οὖν ἁπάντων ἐξίσης* [*καὶ κοινὰ ἡγοῦνται*] sind die eingeklammerten Worte ein aus Mißverstand von *ἁπάντων* (das sich auf die Götter bezieht) entstandenes Glossem.

2) Gieseler 245, 41. Orig. c. Cels. III 12.

richteten Anklagen an Heftigkeit zurückblieben. So sehr, behauptete Celsus, seien die Christen unter sich gespalten, daß sie außer dem Namen kaum noch etwas gemein hätten.[1]

Der Montanismus.

Unter den Sekten des 2. Jahrhunderts, deren eine zu Anfang des dritten verfaßte Widerlegungsschrift nicht weniger als 32 aufzählt, gewann der in Phrygien unter dem Einflusse der dort herrschenden Neigung zu sinnlich-enthusiastischer Gottesverehrung entstandene Montanismus bald auch im Occident große Verbreitung. Der Stifter dieser Sekte Montanus, der ein entmannter Cybelepriester gewesen sein soll, begann um 150 zu Pepuza in ekstatischem Zustande zu verkünden, daß sich der Paraklet ihm mitgetheilt habe, um der Kirche die männliche Vollendung zu geben; zwei schwärmerische Frauen Maximilla und Priscilla schlossen sich ihm an, wie überhaupt Frauen, zum Theil als Visionärinnen und Wunderthäterinnen, in dieser Sekte stets großen Einfluß geübt zu haben scheinen.[2] Die Montanisten, sich im Alleinbesitz der letzten Offenbarungen des Geistes wähnend, sahen auf die übrigen Christen mit geistlichem Dünkel herab. Sie forderten eine erhöhte Ascese und tiefe Verachtung alles irdischen, verboten die zweite Ehe, legten übermäßigen Werth auf Ehelosigkeit und Märtyrerthum, und lehrten, daß Unzucht, Mord und Götzendienst für immer von der Kirche ausschließe; sie verkündeten laut das nahe Bevorstehen des Weltendes und des tausendjährigen Reichs. Theils diese Lehren, theils und noch mehr die prophetische Extase der Montanisten, welche die Gegner für eine dämonische Begeisterung erklärten, weckte in der christlichen Welt vielfachen Widerspruch; trotzdem verbreiteten sich montanistische Anschauungen in der abendländischen Kirche, wo sie sich hauptsächlich in einer extremen Strenge und der Neigung zu äußerlicher Regelung der Frömmigkeit manifestirten. Die Schriften des montanistischen Tertullian, Presbyter von Carthago, blieben in hohem Ansehn.[3]

Der Verfasser der „Widerlegung aller Ketzereien." (Hippolyt?)

Die oben erwähnte „Widerlegung aller Ketzereien," von einem stark zu montanistischer Strenge neigenden Verfasser spätestens etwa 230—240 geschrieben,[4] gibt einen höchst interessanten Einblick in die

1) Gieseler 195 ff. 2) Tertull. de anima c. 9. Gieseler 290. 3) Gieseler 286—293. 4) Bunsen, Hippolyt u. seine Zeit 101. De Rossi Bull. cr. 1866

innerhalb der christlichen Gemeinden, namentlich durch Verschiedenheit der Lehrmeinungen entstandenen Spaltungen und Gegensätze, so wie in die Uebelstände und Schwierigkeiten, die sich aus den Berührungen der christlichen Welt mit der heidnischen ergaben. Der Verfasser lebte in Rom oder hielt sich wenigstens oft dort auf. Er scheint dem Papst Victor (190—202) nahe gestanden zu haben, unter Zephyrinus (212—218) nahm er lebhaften Antheil an den Streitigkeiten der Monarchisten (welche das Göttliche in Christo nicht als eine vom Vater verschiedene Persönlichkeit auffaßten) und war ein persönlicher Gegner des Papstes Callistus (208—222). Man hat ihn bisher meistens für Hippolytus (Bischof einer Sekte in Rom, nach alten Nachrichten Bischof von Portus) gehalten, kürzlich ist die Vermuthung aufs neue begründet worden, daß Tertullian die Schrift in hohem Alter verfaßt haben könnte. Sein Angriff gegen das Oberhaupt der römischen Gemeinde beweist nur zu klar, wie häßliche Leidenschaften schon damals Glaubensstreitigkeiten in der christlichen Welt wachriefen und nährten. Sein in mehr als einer Beziehung charakteristischer Bericht ist im wesentlichen folgender.[1]

Seine Darstellung der Laufbahn des Callistus.

Callistus war ein christlicher Sklav eines ebenfalls christlichen Freigelassenen im Hause des Kaisers Commodus, Namens Carpophorus. Dieser vertraute ihm eine nicht unbedeutende Summe an, mit welcher Callistus unter dem Namen seines Herrn, aber zu seinem eignen Vortheil ein Bankgeschäft begründen sollte. Viele Wittwen und Brüder legten darin ihr Geld an. Callistus aber gerieth an den Rand des Bankrotts; um sich der Rechnungsablegung zu entziehen, floh er nach dem Hafen von Portus und begab sich auf ein zur Abfahrt bereites Schiff. Carpophorus folgte ihm; als jener seinen Herrn am Hafen erscheinen sah, sprang er ins Meer, wurde aber herausgezogen, nach Rom gebracht und von Carpophorus in die Stampfmühle (zu einer gewöhnlichen Strafarbeit der Sklaven) geschickt. Doch ließ sich Carpophorus bewegen, ihn wieder zu entlassen, da mehrere bei der Bank betheiligte Brüder ihm mit Thränen vorstellten, daß sie im Ver-

---

p. 97. Epilogo sull' autore de' Filosofumeni. Döllingers Hippolyt u. Callistus war mir leider nicht zugänglich.

1) Refut. haeres. IX.

trauen auf ihn dem Callistus ihr Geld übergeben hätten, und daß dieser eingestehe, eine Summe in Sicherheit gebracht zu haben. Callistus aber, nicht im Stande seinen Verpflichtungen nachzukommen, wollte seinem Leben ein Ende machen, und zugleich die Glorie des Märtyrerthums erwerben. Er begab sich, unter dem Vorwande Geld einfordern zu wollen, am Sabbath in eine Synagoge und störte den Gottesdienst. Die Juden fielen über ihn her und schleppten ihn vor das Tribunal des Stadtpräfekten Fuscianus, der ihn geißeln ließ und zur Arbeit in den Bergwerken Sardiniens verurtheilte, wo sich bereits andre wegen ihres Glaubens verurtheilte Christen befanden. Die Geliebte des Kaiser Commodus aber, die bereits erwähnte Marcia, ließ in der Absicht ein gutes Werk zu thun sich von dem Bischof Victor ein Verzeichniß der dortigen Märtyrer geben und erwirkte deren Befreiung. Callistus, dessen Namen Victor absichtlich nicht auf die Liste gesetzt hatte, bewog den Ueberbringer der Botschaft, den Eunuchen Hyacinthus, der Marcias Pflegevater und damals Presbyter in der Gemeinde war, auch seine Befreiung bei dem Procurator von Sardinien durchzusetzen. Victor war damit unzufrieden, begnügte sich aber dem zurückgekehrten Antium als Aufenthaltsort anzuweisen, wo er von einer monatlichen Unterstützung lebte. Die bisher erzählten Ereignisse fallen in die Zeit zwischen 186—190.[1]

Nach Victors Tode wußte Callistus sich bei dessen Nachfolger Zephyrinus, der nach der Versicherung des Autors ein einfältiger, ungelehrter, in geistlichen Doctrinen unwissender, überdies bestechlicher und geldgieriger Mann war, in Gunst zu setzen, so daß ihn Zephyrinus nach Rom berief und über den von ihm neu begründeten Friedhof setzte. Callistus verstand es jeder der in der Gemeinde hadernden Parteien die Meinung beizubringen, daß er auf ihrer Seite sei, und erreichte so seine Wahl zum Bischof. Als solcher trat er mit einer verderblichen Irrlehre auf, indem er die Einheit des Vaters und des Sohnes behauptete, stiftete eine Schule, und behauptete, daß, wer dieser beitrete, Vergebung der Sünden erhalte. Viele, die ihr Gewissen schlug, darunter solche, die der Verfasser nach erfolgtem Urtheilsspruch aus der Gemeinde gestoßen hatte, traten der Schule

1) De Rossi B. cr. 1866 p. 7.

bei. Callistus lehrte, daß ein Bischof auch wegen einer Todsünde nicht abgesetzt werden dürfe, setzte Bischöfe, Presbyter und Diakonen ein, die in zweiter und dritter Ehe lebten, und ließ Geistliche, die heiratheten, im Amte. Er machte von dem Spruch „Lasset das Unkraut mit dem Weizen wachsen" die Anwendung, daß die Sünder in der Gemeinde bleiben sollten, deren Gleichniß die Arche Noah sei, in der reine und unreine Thiere waren. Er übte eine sträfliche Nachsicht, namentlich gegen vornehme Frauen, denen er gestattete mit Sklaven, oder Männern von niedrigem Stande zu leben, mit denen sie keine gültige Ehe eingehn konnten, ohne ihres Standes verlustig zu werden: und die Abneigung Kinder von solchen Männern zu erziehn, führte diese Frauen zu neuen Verbrechen. So lehrte jener Gottlose zugleich Ehebruch und Mord. Unter ihm wurde auch von seinem Anhängern zuerst die Wiedertaufe versucht.

An der materiellen Wahrheit der hier berichteten Thatsachen kann kein Zweifel sein, aber eben so klar ist, daß sie in feindseligster Weise zusammengestellt, gedeutet und beleuchtet sind. In wiefern die Lehre des Callistus und seine Handhabung der geistlichen Zucht eine günstigere Beurtheilung zuläßt, soll hier nicht erörtert werden.[1] Nach der Darstellung des Autors bleibt es unbegreiflich, wie er von derselben Gemeinde, die ihn als gemeinen Verbrecher kannte, zum Oberhaupt gewählt werden konnte. Verschwiegen ist hier mindestens sein Eintritt in die Geistlichkeit, und wahrscheinlich noch manches andre, was eine solche Erhebung nach einer solchen Vergangenheit verständlich machen könnte. Callistus scheint Archidiakonus des Papstes Zephyrinus gewesen zu sein; als solcher hatte er die Verwaltung der Gemeindekasse, die Austheilung des Gehaltes an die Geistlichen, der Almosen an die Wittwen und Waisen; in dieser Stellung konnte er schwer vermeiden Unzufriedenheit zu erregen, aber kaum zum Bischof gewählt werden, wenn seine (achtzehnjährige) Verwaltung nicht eine ganz untadelhafte gewesen war.[2]

---

1) Sehr ausführlich ist dies geschehn von De Rossi B. cr. 1866 Nr. 1, Esame archeol. e critico della storia di S. Callisto narrata nel libro nono de Filosofumeni. P. II Della dottrina dommatica e della disciplina ecclesiastica.

2) De Rossi B. cr. 1866 p. 7.

Mit dem Namen des Callistus ist eine ehrwürdige, für die Geschichte des ältesten Christenthums bedeutungsvolle Anlage und zugleich eine der glänzendsten Entdeckungen auf dem Gebiet der Archäologie unzertrennlich verknüpft. Jener von Zephyrinus an der Appischen Straße auf Besitzungen der Cäcilier neubegründete Begräbnißplatz ist allem Anschein nach der erste staatlich anerkannte Friedhof der römischen Christengemeinde gewesen, während bis dahin die Bestattungen auf den Grundstücken einzelner Mitglieder erfolgten, an deren Besitztitel der Bestand der Begräbnißplätze geknüpft war. Diesen fortan nach Callistus benannten Friedhof, der die Ruhestätte der Päpste bis auf Miltiades († 314) war, hat in unsern Tagen die unermüdliche, geniale und glückliche Forschung de Rossis (1854) wiederentdeckt.

Die Erzählung des ungenannten Autors erinnert daran, was zuweilen vergessen wird, daß die christlichen Gemeinden sich von der übrigen Welt unmöglich völlig abschließen konnten, vielmehr fort und fort in die Mitleidenschaft der Gebrechen und Schäden der damaligen Kultur gezogen wurden.[1] Daß die Apologeten des neuen Glaubens dort nur Liebe und Eintracht, hier nur Haß und gegenseitige Verfolgung sahen,[2] ist begreiflich. Man möge, sagt Origenes, die christlichen Gemeinden zu Athen, Korinth und Alexandria mit den dortigen heidnischen zusammenhalten, jene seien sanftmüthig und ruhig, weil sie Gott gefallen wollen, diese voll Aufruhr und mit jenen durchaus nicht zu vergleichen; auch die Häupter und Aeltesten der Gemeinden Gottes, selbst die lässigeren und minder vollkommenen werde man auf dem Wege der Tugend weiter vorgeschritten finden, als die Vorsteher der Bürgerschaften.[3] Damals wurden allerdings die äußersten Ausbrüche der Glaubenszwietracht noch durch den auf der ganzen christlichen Welt lastenden Druck der Verfolgung niedergehalten; anderthalb Jahrhunderte später, als kirchliche Streitigkeiten zu Rom in blutigen Kämpfen ausgefochten wurden (367), äußerte ein wohlwollender und verständiger Heide, daß kein wildes Thier dem Menschen so feindselig und verderblich sei, wie die meisten Christen einander.[4]

1) Reumont, Gesch. d. St. Rom I 550. 2) So Tertull. Apol. c. 39.
3) Orig. c. Cels. III 30. 4) Ammian. Marcell. XXII 5, 4; vgl. XXVII 3, 12.

Verbreitung des Christenthums (besonders in Rom) im ersten —

So viele Ursachen nun auch zur Verbreitung des Evangeliums zusammenwirkten, so hat es doch offenbar in den höhern Ständen vor der Mitte oder dem Ende des zweiten Jahrhunderts nur vereinzelte Anhänger gefunden. Hier leistete nicht bloß die philosophische so wie die sonstige, mit dem Götterglauben innig zusammenhängende Bildung den stärksten Widerstand, sondern hier führte das christliche Bekenntniß auch zu den gefährlichsten Conflicten mit der bestehenden Ordnung; endlich mußte die Lossagung von allen irdischen Interessen in den Kreisen, die im Besitz von Ehre, Macht und Reichthum waren, am schwersten fallen. Dagegegen in den untern Schichten der Gesellschaft muß die (durch die Zerstreuung der Juden so ungemein begünstigte) Ausbreitung des Christenthums sehr schnell erfolgt sein, namentlich in Rom selbst.[1] Bekanntlich wählte bei dem großen Brande Roms im J. 64 Nero die Christen als die geeignetsten, der Volkswuth Preis zu gebenden Opfer, da sie „wegen ihrer Schandthaten allgemein verhaßt" waren, d. h. wegen der Greuel, deren Verübung bei ihren Liebesmahlen und sonstigen geheimen Zusammenkünften der Haß ihnen andichtete; obwohl die angeklagten großentheils nur des „allgemeinen Menschenhasses" überwiesen wurden.[2] „Der Stifter dieses Namens, Christus, sagt Tacitus, war unter der Regierung des Tiberius durch den Procurator Pontius Pilatus gekreuzigt worden; doch der für den Augenblick unterdrückte verderbliche Aberglaube brach von neuem aus, nicht bloß in Judäa, der Heimath dieses Uebels, sondern auch in Rom, wohin von allen Seiten alles scheußliche und schandbare zusammenströmt und Anhang gewinnt."[3] Ein Theil der unterirdischen christlichen Kirchhöfe Roms gehört nach ihrer architektonischen Anordnung so wie nach dem Stil ihrer künstlerischen Dekoration unzweifelhaft noch dem ersten Jahrhundert an. Gerade die ältesten Krypten sind reich an Stuckaturen und Fresken

1) Baur, d. Christenthum u. d. christl. Kirche in den ersten 3 Jahrhunderten (2. Aufl.) 62 f. 2) In der Pompejanischen Wandinschrift CIL IV 679 ist nach Zangemeister nur allenfalls cHRISTIAN. zu entziffern. Durch diesen Zustand des Textes ist allen früher nach Minervinis Angaben gemachten Ergänzungsversuchen (de Rossi: audi Christianos saevos olores, ich: osores; vgl. De Pomponia Graecina. Acad. Alb. 1868 IV) der Boden entzogen.

3) Tacit. A. XV 44.

und zwar im Stil und Geschmack dieser Zeit, wie namentlich der ursprüngliche Theil des Kirchhofs der Priscilla an der Via Salaria; die Wand- und Deckenmalereien mehrerer Theile des Friedhofs der Domitilla stimmen ganz mit den Pompejanischen überein.[1] Auch die ältesten Theile der Krypten der Lucina, des frühesten Bestandtheils des Kirchhofs des Callistus, zeigen den klassischen Dekorationsstil und scheinen aus dem ersten Jahrhundert zu stammen.[2]

— und zweiten Jahrhundert.

Weit größere Fortschritte machte das Christenthum im zweiten Jahrhundert. Jener allgemeine Abfall von der Volksreligion in Bithynien, der dort die Tempel verödete und den j. Plinius erschreckte,[3] wird wenigstens in den östlichen Provinzen damals keine vereinzelte Erscheinung mehr gewesen sein. In der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts führten christliche Schriftsteller bereits eine sehr stolze Sprache.[4] Es gibt kein Volk, sagt Justinus († 166) von Barbaren oder Hellenen oder wie es sonst genannt werden möge, mag es selbst ohne feste Wohnungen auf Wagen umherziehn, oder in Zelten ein Nomadenleben führen, in dem nicht im Namen des gekreuzigten Jesus Dank und Gebet an den Vater und Schöpfer des Alls gerichtet wird. Irenäus (Bischof von Lyon 177—202) spricht von christlichen Gemeinden in Germanien, Iberien, Gallien, im Orient, Aegypten, Libyen und im Mittelpunkte der Welt (Rom). Noch überschwenglicher und schon drohend äußert sich Tertullian. An wen, ruft er den Juden zu, glauben denn alle Völker als an den gesalbten, der schon gekommen ist? Er zählt außer den Ländern, in denen nach der Apostelgeschichte Juden wohnten, auch Gätulien, Mauretanien, Spanien, „die von den Römern unbetretenen, Christus aber unterworfenen Gegenden Britanniens," so wie die der Sarmaten, die der Germanen und „viele andre ferne und unbekannte Länder, Provinzen und Inseln" auf. Er behauptet, daß die Christen bereits fast überall die größere Hälfte der Bevölkerungen ausmachten.[5] „Würde es uns etwa, fragt er (ums J. 199), wenn wir nicht Rache im ver-

1) De Rossi B. cr. III 1865 p. 33 ff.; bes. p. 36 u. 41 f. (mit Abbildung).
2) De Rossi Roma sotterr. 196. 319—321. Reumont G. d. St. R. I 382 f. 3) Oben S. 498, 2. 4) Die Stellen bei Gieseler I 1, 159.
5) Tertull. ad Scapul. c. 2.

borgnen, sondern offne Feindseligkeit üben wollten, an Zahl und Menge fehlen? Sind etwa die Mauren, Marcomannen und selbst Parther, und die größten, doch auf eine Gegend und ihr eignes Gebiet beschränkten Völker zahlreicher als die Bevölkerung der ganzen Erde? Wir sind von gestern, und schon haben wir euer ganzes Gebiet erfüllt, die Städte, Inseln, Castelle, Municipien, Flecken, selbst die Lager, die Tribus, die Dekurien, den Palast, den Senat, das Forum."[1]

Verhältniß der Christen zur Gesammtbevölkerung.

Diese Aeußerungen sind nun freilich große, vielleicht um das zehnfache größere Uebertreibungen als sie es heutzutage in Bezug auf das Verhältniß der christlichen zu den Gesammtbevölkerungen in allen Welttheilen sein würden. Auch stehen sie im entschiedensten Widerspruch mit der um mehrere Decennien späteren Aeußerung des Origenes, der, in entgegengesetzter Richtung übertreibend, sagt, daß die Christen im Vergleich zur gesammten Bevölkerung des römischen Reichs nur „sehr wenige" waren.[2] Einige Zahlenangaben erlauben eine muthmaßliche, freilich nur sehr ungefähre Veranschlagung dieses Verhältnisses. Die römische Gemeinde war sicherlich die größte des ganzen Reichs, und hatte sich vom Tode des Severus bis zur Verfolgung des Decius eines (nur durch eine kurze Verfolgung unter Maximinus getrübten) Friedens zu erfreuen gehabt. Nun belief sich in dieser Gemeinde nach einem Briefe des Papstes Cornelius gegen Ende dieser Friedenszeit (wo sie 46 Presbyter, 7 Diakonen, 7 Unterdiakonen, 50 Lehrer, Exorcisten und Pförtner hatte) die Zahl der Armen, Wittwen und Kranken, die durch die Unterstützungen ihrer Brüder erhalten wurden, auf 1500.[3] Da nun die Gemeinde von Antiochia bei einer Gesammtzahl von 100000 Mitgliedern 3000 Hülfsbedürftige unterstützte, wird man die römische in jener Zeit auf etwa 50000 veranschlagen dürfen,[4] was vielleicht der zwanzigste Theil der Bevölkerung des damaligen Rom war, und einen viel größern Bruchtheil der Bevölkerung dürften dann die Christen im ganzen Reiche bis auf Constantin schwerlich gebildet haben.[5] Mit dieser

1) Id. Apol. 37. 2) Orig. c. Cels. VIII 69. 3) Euseb. H. E. VI 43.
4) Gibbon Hist. Ch. XV 159 ff. 5) Chastel hist. de la destruct. du paganisme dans l'Orient p. 36 veranschlagt die Christen in Constantins Zeit im

Berechnung stimmt auch sehr wohl, daß die alte und berühmte Gemeinde zu Antiochia noch in der Zeit des Theodosius sich nur auf 200000, vielleicht ein Viertel oder Fünftel der gesammten Einwohnerschaft[1] belief.

Verbreitung des Christenthums in den höhern Ständen erst seit Commodus.

Die Christen waren aber nicht bloß noch im dritten Jahrhundert eine kleine Minorität, sondern diese Minorität gehörte wenigstens bis zu dessen Anfang fast ausschließlich den untersten Schichten der Gesellschaft an. Die Heiden spotteten, daß sie nur die einfältigsten, nur Sklaven, Weiber und Kinder zu bekehren vermöchten, daß sie ungebildete, rohe und bäurische Menschen seien, ihre Gemeinden vorwiegend aus geringen Leuten, Handwerkern und alten Frauen beständen.[2] Ausdrückliche Zeugnisse christlicher Schriftsteller bestätigen, daß der neue Glaube selbst bis zur Mitte des dritten Jahrhunderts in den höhern Ständen nur vereinzelte Anhänger zählte. Eusebius sagt,[3] der Friede, den die Kirche unter Commodus genoß, habe sehr zu ihrer Ausbreitung beigetragen, „so daß auch von den zu Rom durch Reichthum und Geburt hervorragenden Männern mehrere mit ihrem ganzen Hause und Geschlecht sich dem Heile zuwandten." Unter Alexander Severus sagt Origenes,[4] daß gegenwärtig auch Reiche und manche der hohen Würdenträger, so wie üppige und edelgeborene Frauen die christlichen Boten des Worts aufnahmen: Erfolge also, deren das Christenthum sich früher nicht zu rühmen gehabt hatte. Nach Tertullian nahm Severus Männer und Frauen von senatorischem Stande, deren christliches Bekenntniß offenkundig war, in Schutz; und, wie bereits erwähnt, erregte in der römischen Gemeinde die von Callistus gegen vornehme Proselytinnen geübte Nachsicht Aergerniß.[5] Der Kaiser Valerianus erließ 258 ein Rescript an den Senat, wonach die dem Senatoren- und Ritterstande angehörigen Christen ihrer Güter verlustig sein, und wenn sie bei ihrem Glauben beharrten, mit dem Tode bestraft werden, die christlichen Angehörigen des kaiserlichen Hauses und Hofstaats in Ketten zur Strafarbeit auf die

---

Occident auf 1/15, im Orient vielleicht 1/10, durchschnittlich 1/12 der Gesammtbevölkerung (ebenso La Bastie).

1) Marquardt Hdb. III 1, 195. 2) Th. I³ 413 f. 3) Euseb. H. E. V 21. 4) Orig. c. Cels. III 9. 5) Th. I³ 417.

kaiserlichen Besitzungen vertheilt werden sollten.[1] Von der Zeit des Commodus ab ist also die Verbreitung des Christenthums in den höhern Ständen eben so ausdrücklich und vielfach bezeugt, als es an solchen Zeugnissen für die frühere Zeit durchaus fehlt.

Seltne Erwähnung und Unkenntniß des Christenthums bis ins 3. Jahrhundert.

Damit stimmt vollkommen, daß Christen und Christenthum bis gegen Ende des zweiten Jahrhunderts in der klassischen Litteratur nur sehr selten und beiläufig, gleichgültig und geringschätzig erwähnt werden. Die Aeußerungen des j. Plinius und Tacitus zeigen, daß die neue Sekte in Trajans Zeit die Aufmerksamkeit der höhern Kreise Roms noch nicht so weit erregt hatte, daß man es der Mühe für werth hielt sich genauer über sie zu unterrichten. Epiktet und Marc Aurel gedenken zwar des Muthes, mit dem die Christen in den Tod gingen, aber beiden schien dieser Muth nicht auf vernünftiger Ueberzeugung, sondern auf Gewöhnung und hartnäckigem Trotz zu beruhn, Marc Aurel fand überdies, daß er der Würde ermangle und selbst etwas theatralisches habe.[2] Dem Aristides erschien die Demuth der Christen, die er „die Gottlosen in Palästina" nennt, als Niedrigkeit der Gesinnung, ihre Ueberzeugungstreue als Anmaßung, und die Vereinigung zweier so entgegengesetzter Eigenschaften als für sie besonders charakteristisch.[3] Galen, der die Tugend der Christen anerkannte,[4] hatte für den unbedingten Glauben, mit dem die Anhänger des Moses und Christus an unbewiesenen Sätzen hingen, nur verächtliches Staunen,[5] da ihm wie allen Heiden der Begriff eines religiösen Dogmas etwas völlig fremdes war. In der weitschichtigen und höchst ausführlichen Geschichte Roms, die Cassius Dio unter Alexander Severus bis auf seine eigne Zeit fortführte, war offenbar der Christen nirgend gedacht: die unter Domitian verfolgten Christen waren nach seiner Angabe „des Atheismus und der Befolgung jüdischer Gebräuche" angeklagt, auch er hielt also das Christenthum für eine jüdische Sekte. Auch Herodian nennt sie nicht, und selbst die Verfasser der

---

1) Cyprian. epp. 80. Clinton F. R. ad a. 258. 2) Epictet. D. IV 7. M. Anton. XI 3. 3) Aristid. or. XLVI p. 309 J. Vgl. die Schilderung einer allen Lastern ergebnen Christin Apulej. Met. XI 14 (certae religionis mentita sacrilega praesumtione). 4) Oben S. 522, 2. 5) Galen. ed. K. VIII 579. 657. ib. p. 171.

Kaiserbiographien, die zum Theil schon unter Constantin schrieben, erwähnen sie nur äußerst selten und beiläufig. Die ersten heidnischen Schriften gegen das Christenthum erschienen nicht vor der Mitte des zweiten Jahrhunderts.[1] Die des Fronto wiederholten noch die absurdesten Erdichtungen des Pöbels;[2] aber auch der Platoniker Celsus (um 150), der durch einen Juden über den Inhalt der christlichen Lehre genau unterrichtet war, sprach sich in seiner ausführlichen gegen sie gerichteten Schrift dahin aus, daß der Streit zwischen Juden und Christen (der seiner Meinung nach sich einzig darum drehte, ob der prophezeite Heiland bereits erschienen sei oder nicht) ein Streit „um des Esels Schatten" sei.[3]

Heidnische Convertiten der höhern Stände vor Commodus. Die sehr wenigen Personen der höhern Stände in der Zeit vor Commodus, deren Bekehrung zum Christenthum mit einiger Sicherheit oder Wahrscheinlichkeit behauptet werden kann, sind die im J. 58 „wegen ausländischen Aberglaubens" angeklagte Pomponia Gräcina Gemahlin des Consul Plautius, der im J. 95 hingerichtete Consul Flavius Clemens und dessen nach Pontia verbannte Gemahlin (oder Schwester) Flavia Domitilla.[4] Dagegen für die gleichzeitig erfolgte Hinrichtung des Acilius Glabrio (Consul 91) das Bekenntniß des Christenthums als Grund vorauszusetzen, bietet das unklare Excerpt aus Dios Geschichte keinen hinlänglichen Anhalt; nach Sueton erfolgte seine Verurtheilung auf Grund angeblicher Umsturzpläne.[5]

Auch für die alte Sage von persönlichen Beziehungen des Philo-

1) Phlegon scheint (im 13. oder 14. Buch der Chronica) die Sonnenfinsterniß und die Erdbeben beim Kreuzestode Christi ohne eine Aeußerung des Zweifels erwähnt zu haben, Orig. c. Cels. II 33; eine (in Erfüllung gegangene) Prophezeiung des Petrus hatte er Christus zugeschrieben Id. ib. II 14. Bei einem Autor, für den alle Wunder als solche Interesse hatten, ist daraus kein Schluß auf seine Stellung zum Christenthum oder auch nur auf eine wirkliche Kenntniß desselben zu ziehen.

2) Minuc. Fel. Octav. c. 13. Fronto ed. Naber p. 263.

3) Orig. c. Cels. III 1. 4) Th. I³ 414–416.

5) Dio LXVII 14. Sueton. Domit. c. 10. Unbegreiflich ist daher, daß De Rossi Bull. crist. 1865 p. 20: Il biografo di Agricola (c. 45) manifestamente allude in especie ai consoli Flavio Clemente ed Acilio Glabrione uccisi, alle due (?) Domitille ed agli altri ad un tempo dannati per la causa medesima. Ebenso weiß ich nicht, weßhalb derselbe den unter Commodus als Christen enthaupteten Apollonius (Euseb. H. E. V 21: ἄνδρα τῶν τότε πιστῶν ἐπὶ παιδείᾳ καὶ φιλοσοφίᾳ βεβοημένον) für einen Senator hält.

Das angebliche Verhältniß des Seneca zum Apostel Paulus.

sophen Seneca zum Apostel Paulus hat sich trotz eifriger Bemühungen ein thatsächlicher Anhalt bisher nicht auffinden lassen, während andrerseits ihre Entstehung sehr begreiflich ist. Die theologische Anschauung, welche dem Heidenthum die Fähigkeit einer sittlichen Erhebung aus eigner Kraft durchaus bestritt, wollte und durfte damals so wenig als jetzt die mit der christlichen so wesentlich übereinstimmende Sittenlehre Senecas als ein Produkt der heidnischen Philosophie allein gelten lassen. Ihren Ursprung auf die Einwirkung des Apostels zurückzuführen lag um so näher, da seine zweijährige Gefangenschaft in Rom ihn leicht in Berührung mit Seneca bringen konnte, zumal da der Proconsul Junius Gallio, der den in Korinth von den Juden vor sein Tribunal geführten Apostel freisprach, dessen Bruder war. Tertullian scheint die Tradition noch nicht zu kennen, er sagt Seneca ist „häufig der unsre:“[1] seine Uebereinstimmung mit christlichen Lehren erschien ihm also als keine durchgängige und als die eines außerhalb stehenden. Hieronymus aber las bereits die noch jetzt vorhandenen Briefe zwischen dem Philosophen und dem Apostel: eine der zahlreichen litterarischen Fälschungen, die der christliche Glaubenseifer verursachte. Eine kürzlich entdeckte Inschrift etwa vom Ende des dritten oder Anfang des vierten Jahrhunderts zeigt, daß in einer christlichen Familie, die ihren Ursprung auf die Annäus Seneca zurückführte oder doch ihren Namen von ihnen ableitete, jene Tradition werth gehalten wurde: eine Grabschrift zu Ostia ist von einem M. Annäus Paulus seinem Sohne M. Annäus Paulus Petrus gesetzt worden. Die Namen der Apostel waren bei den Christen sehr beliebt, der erstere so wie die Verbindung beider bei Heiden unerhört; ohne Zweifel sind beide Annäus Christen gewesen.[2]

So wenig aber die Möglichkeit eines persönlichen Verhältnisses zwischen dem Apostel und dem Philosophen geläugnet werden kann, so müssen doch alle bisherigen Versuche diese Möglichkeit zur Gewißheit zu erheben als völlig mißlungen betrachtet werden. Aus der kürzlich gemachten Entdeckung, daß Senecas Consulat in die zweite Hälfte des Jahres 57 fiel, hat man schließen wollen, daß er als Beisitzer des kaiserlichen Raths zu den Richtern des Apostels gehört

---

1) Tertull. de anima c. 20. 2) De Rossi Bull. cr. V (1867) p. 6.

haben müsse. Aber die Ansetzung der Anwesenheit desselben zu Rom in den Jahren 56—58 ist nicht erwiesen,[1] mit größerer Wahrscheinlichkeit wird sie in die Zeit von 61—63[2] oder 62—64 verlegt.[3] Ebenso wenig ist gewiß, daß der Präfekt der Prätorianer, dem Paulus übergeben wurde, Senecas Freund Afranius Burrus war.[4]

Die oft fast wörtlich mit den Aeußerungen des Paulus über die allgemeine Sündhaftigkeit übereinstimmenden Aussprüche Senecas, die freilich „aus gleichartigen Zuständen, Erfahrungen und Stimmungen hervorgegangen" sein müssen, so wie alles was bei Seneca an christliche Anschauungen streift,[5] erklären sich vollkommen aus einer Entwicklungsform der stoischen Philosophie, die in deren innerstem Wesen begründet war, und in milden Geistern sehr natürlich gerade so sich gestaltete, wie wir es nicht bloß bei Seneca, sondern bei Epiktet und Marc Aurel finden, von denen keine Tradition behauptet, daß sie aus christlichen Quellen geschöpft haben.

Geringschätzung des Christenthums in der heidnischen Welt bis zum 3. Jahrhundert.

Nach allem also, was wir über die ersten Jahrhunderte wissen, ist es kaum denkbar, daß in der heidnischen Welt vor der Zeit der Severe die welthistorische Bedeutung der neuen, so wenig beachteten und so geringschätzig beurtheilten Religion auch nur geahnt worden ist. Was konnte dieser Haufe geringer, unwissender, weltscheuer Menschen gegen die Ordnung des für die Ewigkeit gegründeten Weltreichs vermögen? Herrschen die Römer, rief man ihnen zu, nicht ohne Euren Gott über die ganze Welt und über Euch selbst?[6] Euer Gott, sagt Celsus, hat denen, die sich zu ihm bekennen, seinen Beistand versprochen und noch viel größeres, wie Ihr sagt, und seht nun selbst wie er jenen (den Römern) und wie er Euch geholfen hat. Statt daß Ihr Herrn der ganzen Erde sein solltet, ist Euch nicht einmal eine Erdscholle oder ein Heerd geblieben, und irrt Ihr noch im Verborgenen umher, so wird nach Euch gefahndet um Euch mit dem Tode büßen zu lassen." Vollends die Idee einer Weltreligion mußte in einem Reich, wo so viele Religionen neben einander be-

1) Wie De Rossi annimmt a. a. O. 1866 p. 62. 2) So auch Reumont G. d. St. Rom I 365. 3) Bleek, Einl. in d. neue Testament. 2. Aufl. (1866) S. 429 § 158. 4) Bleek a. a. O. S. 428. 5) Zeller, G. d. Ph. III 1, 637, 1 und 644 f. 6) Minuc. Fel. c. 12.

standen, unbegreiflich erscheinen. „Wäre es nur möglich, sagt derselbe Autor, daß alle Hellenen und Barbaren in Asien, Europa und Afrika bis zu den Grenzen der Erde einmüthig an ein Gesetz glaubten! — Aber wer das für möglich hält, ist ohne allen Verstand!“[1]

Als sich aber der Sieg des Christenthums mit der Gewährleistung der vollkommenen Religionsfreiheit seiner Bekenner durch Constantin entschieden hatte, und nun auch die siegreiche Religion sogleich ihre Macht zur Unterdrückung des Heidenthums zu üben begann,[2] als der alte Glaube nicht nur keinen Vortheil mehr gewährte, sondern seinen Anhängern je länger je mehr Ungemach und Verfolgung brachte: da hätte sein völliger Untergang und der Fortschritt zur Alleinherrschaft des Christenthums sich in kürzester Zeit vollziehen müssen, wenn das Heidenthum wirklich schon seit Jahrhunderten in Verfall und Auflösung begriffen gewesen war. Daß sein Todeskampf noch zwei Jahrhunderte währte, obwol er mit den ungleichsten Waffen geführt wurde: daß der nun völlig macht- und wehrlose Götterglaube so lange nicht sterben konnte, obwol das Christenthum unermüdlich und je länger desto schonungsloser alle seine Lebensregungen mit Zwang, Plünderung, Zerstörung und Verfolgung jeder Art zu tödten fortfuhr: das beweist allein schon, wie gewaltig die Lebenskraft auch des gealterten Heidenthums noch war. Nachdem seit den Toleranzedikten Constantins das Christenthum sich (mit Ausnahme der kurzen Reaction Julians) während eines Zeitraums von siebzig Jahren der Gunst und Förderung durch die weltliche Macht erfreut hatte, hatte es doch, wie bemerkt, schwerlich auch nur die Hälfte der Bevölkerung gewonnen. Fast der ganze römische Adel war zur Zeit des Julianus der alten Religion ergeben, zu der auch noch unter Theodosius etwa die Hälfte des Senats sich bekannte.[3] Aber auch in der seit 380 von Theodosius begonnenen Verfolgung erwies der alte Glaube eine ungemein zähe Widerstandskraft. Mit Feuer und Eisen wurden erst im Orient, dann im Occident Tempel, Capellen und Stätten der alten Kulte in Schutt und Asche gelegt. Doch wenn die zerstreute und wehrlose ländliche Bevölkerung unter bittern Klagen

Die lange Agonie des Heidenthums ein Beweis für seine Lebenskraft.

1) Orig. c. Cels. VIII 69—72. 2) Lasaulx, Untergang des Hellenismus 51.
3) Lasaulx S. 99 f.

die Zerstörung der Heiligthümer geschehn lassen mußte, „auf die sie für Mann, Weib und Kind, für ihr Vieh, ihre Saaten und Pflanzungen ihre Hoffnung setzten, und mit denen ihnen alle Freuden des Lebens unterzugehen schienen" (Libanius):[1] so kam es in den Städten oft genug zu blutigen Kämpfen zwischen den gegen die Tempel wüthenden Schaaren der Geistlichen und Mönche und dem Volke. Mit Ausnahme der directen Zwangsbekehrung wurde jeder Akt der Gewalt zur Unterdrückung des Heidenthums angewendet: Verbote aller Opfer und Kulthandlungen so wie des Tempelbesuches unter Androhung der schärfsten Strafen, Aufhebung der Privilegien der Priester, deren Verweisung aus den Städten, Einziehung der Tempelgüter; doch die wiederholte Einschärfung dieser Anordnungen und Strafen während des 5. und noch im 6. Jahrhundert zeigt, wie äußerst langsam die Ausrottung des alten Glaubens auch dann erfolgte, da ihm scheinbar schon alle Lebensbedingungen entzogen worden. Daß mit der drakonischen Härte der Gesetzgebung sich zur Verfolgung des wehrlosen Heidenthums nun auch Frevel und Raubgier verbanden, beweisen die wiederholten Ermahnungen des Augustinus, nicht unter dem Deckmantel der Religion die Heiden zu plündern und das kaiserliche Rescript v. J. 423.[2] Auch das Heidenthum hatte nun seine Märtyrer,[3] und die scheußliche Ermordung der schönen und tugendhaften Hypatia zu Alexandria durch die Banden des Bischofs Cyrillus im J. 415 zeigt, bis zu welchen Greueln der Fanatismus des christlichen Pöbels fortgerissen werden konnte.[4]

Anderthalb Jahrhunderte hatte der systematische Vernichtungskampf gegen das Heidenthum gewährt, und noch immer war sein Leben nicht völlig erloschen. Im Jahre 528 sah Justinian sich veranlaßt eine große Verfolgung der sogenannten Hellenen anzuordnen. In Constantinopel selbst wurden unter Patriciern, Gelehrten und Aerzten zahlreiche Anhänger des alten Glaubens entdeckt und ergriffen, von denen einer sich den Tod gab, die übrigen das Christenthum annahmen. Der Bischof Johannes von Asien bereiste 532 in kaiserlichem Auftrage die Provinzen Karien, Lydien und Phrygien und

1) Lasaulx 101 f. 2) Ders. S. 131 f. 3) Ders. 140. 4) Ders. 128 f.

bekehrte und taufte dort 70000 Menschen. Wer auf Götzenopfern betroffen wurde, sollte mit dem Tode bestraft werden.[1] Im Occident hat die Fluth der Völkerwanderung, die mit den Fundamenten der antiken Kultur zugleich die des Heidenthums zerwühlte, dessen Untergang mächtig beschleunigt; doch wurde der letzte Apollotempel auf Monte Casino erst 529 von dem h. Benedikt in ein Kloster umgewandelt, in demselben Jahr, in welchem die sieben letzten Athenischen Philosophen, durch ein Edikt Justinians vertrieben auswanderten, um eine Zuflucht in Persien bei König Chosroes zu suchen.

Heidnische Elemente, die den Untergang des Heidenthums überlebten.

Doch auch so konnte die Vernichtung des Heidenthums keine völlige sein. In ihm waren Elemente, die aller Zerstörung Trotz boten, weil sie auf unabweisbaren Bedürfnissen eines großen Theils der Menschheit beruhten: und diese haben in neuen Formen innerhalb des Christenthums Raum gefunden und so den Untergang des alten Glaubens überdauert. Es war nicht bloß die heidnische Festlust, die auch im neuen Glauben Befriedigung forderte und die Kirche veranlaßte Gelage und Lustbarkeiten an den Gräbern der Märtyrer zu dulden und durch Verlegung christlicher Feste auf die Tage der abgeschaften heidnischen dem Volke für diese Ersatz zu bieten.[2] Es war vor allem die tiefe Sehnsucht den unendlichen Abstand zwischen Menschheit und Gottheit durch Mittelwesen zu füllen, die den entgötterten Himmel aufs neue mit einem bald ins unermeßliche wachsenden Chor heiliger Gestalten bevölkerte. Wenn Augustinus die Vergleichung des Cultus der Heiligen und Märtyrer mit dem Polytheismus zurückweist, so haben andre Kirchenschriftsteller, wie Basilius, ihnen genau denselben Platz in der Weltordnung angewiesen wie der spätere Platonismus den Dämonen und Heroen, oder, wie Theodoret, zwischen diesem und jenen Kultus geradezu Parallelen gezogen, um nachzuweisen, „daß an die Stelle des falschen und irrigen das wahrhaft göttliche getreten sei.“[3] Doch nicht immer sind heilige Personen des neuen Glaubens an die Stelle der alten Götter und Heroen getreten, sondern diese haben sich geradezu in jene verwandelt, so wie ihre Mythen in christliche Legenden: den christlichen Märtyrer Hippolytus läßt z. B.

1) Lasaulx 145 ff. 2) Baur, die christl. Kirche v. Anfang d. 4. bis Ende d. 6. Jahrhunderts 274. Lasaulx a. a. O. 141 f. 3) Baur a. a. O. 271 ff.

die Legende von Pferden zerreißen, weil dies das Ende des attischen Königssohnes war, dessen Namen er trug.[1]

„An allem demjenigen, sagt Theodoret,[2] was an den Gräbern der Märtyrer geschieht, sollten die Griechen am wenigsten sich stoßen; denn von ihnen kommen ja die Libationen, die Sühnungen, die Heroen, die Halbgötter, die vergöttlichten Menschen. Herakles, Asklepios, Dionysos, die Dioskuren und so viele andre sind zu Göttern erhoben worden: wie kann man es also den Christen vorwerfen, wenn sie die Märtyrer nicht zu Göttern machen, sondern als Zeugen und Diener Gottes ehren; — wer verdient es besser als sie, die Vorfechter der Menschen, ihre Helfer und Beschützer, die Abwehrer der Uebel, die Vertreiber der von den Dämonen verhängten Plagen sind? Kinderlose und unfruchtbare Frauen bitten sie, daß sie Mütter werden; wer eine Gabe erlangt hat, fleht sie um ihre Bewahrung an; die eine Reise unternehmen, bitten sie um ihre Begleitung auf dem Wege, Zurückkommende bringen ihnen ihren Dank dar, Zeugnisse der erfüllten Wünsche sind die ihnen geweihten Geschenke, goldene und silberne Bilder von Augen, Füßen und Händen. Die Tempel der Götter sind zerstört, denn seine eignen Todten hat der Herr des Alls statt jener eingeführt, jene hinausgewiesen und ihre Ehren diesen verliehen. Statt der Pandien, Diasien, Dionysien und der andern Feste werden jetzt die festlichen Tage des Petrus, Paulus, Thomas, Sergius, Marcellus und anderer Märtyrer begangen." Wenn Theodoret hinzufügt, dies geschehe nicht mit heidnischem Gepränge und sinnlicher Lust, sondern mit christlicher Nüchternheit und Sittsamkeit, so ergibt sich aus den oben angeführten Zeugnissen Augustins, daß diese Behauptung mindestens großer Einschränkung bedarf.

---

1) Döllinger, Hippolyt u. Callistus 55 f. C. Wachsmuth Griechenland, im alten u. neue. 2) Baur a. a. O.

V.

Die Philosophie als Erzieherin zur Sittlichkeit.

Daß auch die ganze antike Sittlichkeit im innigsten Zusammenhange mit der Religion steht, daß die Götter als Lenker der sittlichen Weltordnung und Vollstrecker ihrer Gesetze von den Menschen die Erfüllung der sittlichen Pflichten fordern, das Gute belohnen, das Böse strafen: dies alles braucht für niemanden, der die antike Litteratur auch noch so oberflächlich kennt, erst gesagt zu werden. Nachdem aber oben nachgewiesen worden ist, daß der Götterglaube auch im späten Alterthum in den Massen unverändert fortbestand, bedarf die Ansicht der Widerlegung, es habe der Anthropomorphismus der griechischen Religion, der sich dann auch dem römischen Volksglauben mitgetheilt hatte, entsittlichend wirken können; indem er den Göttern menschliche Schwächen und Leidenschaften beilegte und sie die sittlichen Gesetze übertreten ließ. Auch im Alterthum ist diese Ansicht gehegt worden. Dionys von Halikarnaß gab der römischen Theologie der Vorzug vor der griechischen, da der Nutzen der Legenden in der letztern gering sei und sich nur auf die wenigen erstrecke, die ihren wahren Sinn erkannt hätten. Der große, der philosophischen Bildung baare Haufe dagegen werde durch sie zur Verachtung der Götter geführt oder dazu, die den Göttern beigelegten Schändlichkeiten und Verbrechen für erlaubt zu halten.[1] Daß Dionys in seiner Polemik gegen die Unvernunft des Volksglaubens sich zu einer solchen Behauptung hinreißen ließ, ist um so begreiflicher, da man annehmen darf,

Der Zusammenhang der antiken Sittlichkeit mit der Religion und ihre angebliche Gefährdung durch den Anthropomorphismus.

1) Dionys. Hal. Ant. R. II 20.

daß die Sophistik, die sich die Beschönigung des Verbrechens zur Aufgabe machte, in der That nicht verschmähte, auch der Legende Argumente zu entlehnen. Aber völlig undenkbar ist, daß die Thaten, welche die Legende von den Göttern berichtet, jemals wirklich im Alterthum Menschen in ihrem sittlichen Bewußtsein hätten beirren können, die überhaupt geistig und sittlich zurechnungsfähig waren; daß Ehebrecher, Mörder, Diebe ihre Verbrechen mit den Beispielen Jupiters, Merkurs u. s. w. vor sich und andern im Ernst gerechtfertigt haben sollten. Seneca drückt sich über diesen Punkt so aus, als wenn er die Möglichkeit eines so unbedingten Glaubens an den Inhalt der Legenden, daß er den Menschen die Scheu vor der Sünde benehmen würde, gar nicht befürchtete:[1] und ohne Zweifel mit Recht. Denn wenn die Ungläubigen den Volksglauben gerade wegen dieser Fabeln verwarfen, so lösten die Vernunftgläubigen zu allen Zeiten die Widersprüche zwischen der Ueberlieferung und den Forderungen der Vernunft durch Kritik und Interpretation; und die naiv und reflexionslos gläubigen beschieden sich hier Mysterien zu erkennen, an die das menschliche Verständniß nicht reichte, aus denen also um so weniger Normen für menschliches Handeln hergeleitet werden konnten.

Gegenüber den so überaus zahlreichen Zeugnissen für den Glauben an eine auf dem Willen der Götter beruhende und durch ihn aufrecht erhaltene sittliche Weltordnung, die in der griechischen und römischen Litteratur überall verstreut sind,[2] beruft man sich auf einige wenige frivole Scherze in Lustspielen und Liebesgedichten, wo Verliebte für ihre Listen und Verirrungen, selbst für Schändlichkeiten das Beispiel Jupiters und andrer Götter zur Entschuldigung anführen, ja sogar auf den Monolog der Byblis in Ovids Metamorphosen, die ihre unnatürliche Leidenschaft für ihren Bruder durch die Geschwisterehe der Götter vor sich selbst zu rechtfertigen sucht![3] Mit

---

1) Seneca de vit. beata 26, 6: quibus nihil aliud actum est, quam ut pudor hominibus peccandi demeretur, si tales deos credidissent.

2) Vgl. z. B. Nägelsbach Nachhomer. Theol. S. 27 ff.

3) Ovid. M. IX 497 sqq. Die übrigen von Tzschirner Fall des Heidenthums S. 26 angeführten Stellen sind Meleagr. Epigr. 10; 14; 40. Terent. Eunuch. III 5, 34 (hierüber schon Augustin. Confess. I) u. Martial. XI 43.

demselben oder noch besserm Grunde könnte man die öfter[1] aufgestellte Behauptung, die schon die christlichen Apologeten des Alterthums in Verlegenheit setzte,[2] daß die Vergehungen der Erzväter und andrer gottgefälliger Männer des alten Testaments als demoralisirende Beispiele gewirkt haben, durch ähnliche scherzhafte oder freche Aeußerungen in der neuern Litteratur zu stützen suchen, in denen sich „der Teufel auf die Schrift beruft:“ hier sei nur an ein sehr gemeines Gedicht Bürgers (Frau Schnips) erinnert. Ist es noch nöthig zu erinnern, daß nicht bloß die bürgerliche Gesetzgebung jene Vergehungen überall streng bestrafte, sondern daß die Götter auch als Beschützer derselben Gesetze, die sie nach der Legende gebrochen hatten, verehrt und angerufen wurden, wie namentlich der griechische Zeus so wie der römische Jupiter ein Gott der Ehe war?

Mißverständniß der Natur der Gottheit und ihres Willens sind in keiner Religion ausgeschlossen, Benjamin Constant (dessen Bemerkungen über den Polytheismus überhaupt auch auf den damaligen Polytheismus Anwendung finden),[3] erinnert sehr richtig, daß der allgemeine Geist der Kulte oft mit ihren sittlichen Geboten in Widerspruch steht, und daß die Leidenschaften, die jener anregt, diesen hemmend entgegentreten; daß oft genug Morde in gutem Glauben vollbracht worden sind um einem Gott zu gefallen, zu dessen Geboten das „du sollst nicht tödten!“ gehört. „Die Fabeln, die eine Religion heiligt, sind der Gegenstand einer in gewisser Hinsicht mechanischen Gläubigkeit: sie scheinen sich zuweilen in einem besondern Fach der menschlichen Köpfe festzusetzen, ohne es je wieder zu verlassen. Rom führte seinen Ursprung auf die Liebschaft des Mars und der Rhea Silvia zurück, nichtsdestoweniger erlitt jede verführte Vestalin eine furchtbare Strafe.“

Constant erläutert den unzweifelhaft richtigen Satz, daß die Freiheiten, die sich die Götter in der Legende in Bezug auf das Sittengesetz erlauben, keineswegs ihre Gleichgültigkeit gegen dasselbe beweisen, durch das Beispiel der Könige, deren Ausschweifungen nichts an den Gesetzen gegen die Ausschweifungen der Staatsangehörigen

1) Z. B. von Seume (Spaziergang nach Syrakus). 2) Tzschirner a. a. O. 540 f. 3) B. Constant Du polythéisme Romain (1833) I 57 ff.

ändern. „In dem macedonischen Lager wurde der des Mordes überführte Soldat von Alexander verurtheilt, obwohl er selbst der Mörder des Clitus war. Gleich den Großen dieser Welt haben die Götter einen öffentlichen und einen Privatcharakter. In jenem sind sie die Stützen der Sittlichkeit, in diesem folgen sie nur ihren Neigungen, aber Beziehungen zu den Menschen haben sie nur in ihrem öffentlichen Charakter."

„Die Götter sind nicht Urheber, sondern Gewährleister des Sittengesetzes. Sie beschützen es, aber ändern es nicht; sie erlassen seine Gebote nicht, sondern erhalten sie in Kraft. Sie belohnen das Gute, bestrafen das Böse, aber ihr Wille entscheidet nicht, was gut und böse ist, und die menschlichen Handlungen leiten ihr Verdienst aus sich selbst ab."

Wesen der antiken Sittlichkeit im Gegensatz zur christlichen.

Wenn nun auch der Glaube an das Walten göttlicher Mächte, die Ehrfurcht vor ihrem Willen, die Hoffnung auf ihre Gnade, die Furcht vor ihrem Zorn, im ganzen Alterthum zu den wesentlichsten Stützen der Sittlichkeit gehört und (wie bemerkt) auch als solche gegolten haben, so war doch die Sittlichkeit nicht eigentlich darauf gegründet. Die Pflichten der Menschen gegen Gottheit, Menschheit und ihr eignes Selbst waren nicht durch Offenbarungen eines höhern Willens, nicht durch die Lehre eines göttlichen Propheten verkündet: die Heiden hatten das Gesetz nicht von außerhalb empfangen, sie waren, wie der Apostel sagt, sich selbst das Gesetz: das menschliche Pflichtbewußtsein, die menschliche Erkenntniß des Guten und Bösen war der Grund, auf dem die Sittlichkeit des griechischen und römischen Alterthums beruhte. Und der antike Mensch war nicht bloß auf seine eigne Erkenntniß, sondern auch auf seine eigne Kraft gewiesen. Daß seiner Natur die Sünde angeboren, daß sie von Grund aus böse sei, davon wußte er nichts,[1] und hatte deßhalb auch nicht das Gefühl der eignen Hülflosigkeit, und ebenso wenig den Glauben an

1) Die Orphische (schwerlich zu irgend einer Zeit sehr verbreitete) Lehre von dem Bösen in der Menschennatur als einer Folge der Abstammung von den Titanen ist von diesem Glauben wesentlich verschieden: Lobeck Aglaoph. 568.

seine Erlösung durch eine höhere Macht als das Bedürfniß dieses Glaubens. Ihm fehlte daher auch das Verständniß dafür, daß der Glaube, den das Christenthum als Bedingung der Erlösung fordert, vollends daß die Unterordnung der Vernunft unter den Glauben ein Verdienst sein, eine erlösende und beseligende Kraft haben könne. Zu den Cardinaltugenden des auf sich selbst gestellten Menschen konnte ihm die Demuth nicht gehören, noch weniger die ertragende Geduld, die dem, der eine Backe schlägt, die andre hinreicht. Aristoteles nennt gelassenes Ertragen von Beschimpfungen und Demuth gegenüber verächtlicher Behandlung Beweise einer knechtischen Gesinnung.[1] Der Mensch des Alterthums fühlte in sich den Muth, zwar unter dem Beistande der Gottheit, die nur das Gute wollen konnte, aber durch eigne Kraft dem göttlichen in seiner Natur deren niedere Triebe zu unterwerfen: und er bedurfte deßhalb auch nicht der Hoffnung als einer nothwendigen und unentbehrlichen Stütze.

Von der Gottheit fühlte er sich schon darum nicht durch einen unermeßlichen Abstand getrennt, weil er ihr nicht als Geschöpf dem Schöpfer gegenüberstand: und das verschiedene Verhältniß zur Gottheit bedingte auch ein verschiedenes Verhältniß zur Menschheit. Die christliche Grundanschauung, daß alle Menschen Erschaffene eines Schöpfers, Kinder eines Vaters, folglich durch das Band der Brüderlichkeit verbunden, gleichberechtigt und gleichverpflichtet zu gleicher Liebe sind: diese Anschauung hat sich im außerchristlichen Alterthum erst in der Zeit des römischen Weltreichs entwickelt:[2] allgemein ist sie nie geworden. Im Gegensatz zu jener unterschiedslosen Gleichheit aller geschaffenen vor Gott, erkannte das griechische und römische Alterthum die zahlreichen Abstufungen der menschlichen Existenz, die politische, nationale und sociale Entwickelungen geschaffen hatten, als zu Recht bestehend an, und weder ein göttliches Gebot noch ein sittliches Gesetz hinderte den bevorzugten sein besseres Recht gegenüber dem minder berechtigten in seiner ganzen Tragweite geltend zu machen. Die Existenz des Menschen war für den Menschen nicht in dem Grade heilig und unverletzlich, wie sie es vor einer Gottheit sein

Verhältniß zur Gottheit und Menschheit.

1) Aristot. Eth. Eudem. III 3 (Bekk. 1231ᵃ). Eth. Nicomach. IV 11 (Bekk. 1126ᵃ). 2) Zeller G. d. Ph. III 1, 12.

muß, von der alles Leben ausgeht, und die das ihr allein zustehende Recht ihre Geschöpfe zu vernichten diesen gegeneinander nicht nur nicht eingeräumt, sondern ausdrücklich versagt hat. Aus der Stellung, die dem Menschen die antike Auffassung der Weltordnung anwies, ergab sich ihm mit seiner größern Freiheit und Selbständigkeit auch eine weiter gehende Befugniß über die Existenz der in seine Obhut oder Macht gegebenen zu verfügen. Nicht bloß der Herr hatte das Recht über das Leben seiner Sklaven, auch der Vater hatte es über das seiner Kinder, und solchen, die der Gesellschaft zur Last sein würden, das Leben zu entziehn, haben Plato und Aristoteles ausdrücklich empfohlen.[1]

Die Moralphilosophie. Die Erkenntniß Grundlage der Glückseligkeit.

Denselben Charakter der Subjektivität wie das ethische Bewußtsein des Alterthums trägt auch seine Moralphilosophie, die sich in Griechenland in der nacharistotelischen Zeit in verschiedenen, in ihren Wegen weit von einander abweichenden, doch in ihren Zielen zusammentreffenden Schulen ausbildete, und seit der Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts auch in der römischen Welt verbreitete. Sie stellte dem Menschen die Glückseligkeit (das höchste Gut) nicht in einem andern, sondern schon in diesem Leben in Aussicht, und zeigte sie ihm als ein für jeden und zwar durch eigne Kraft erreichbares Ziel. Sie wies ihn an, seinen Halt, den der Christ im Vertrauen auf die Hülfe einer höhern Macht findet, in seinem eignen Innern zu suchen, das ihm der feste Punkt in dem Kosmos der sittlichen Welt werden sollte. Während das Christenthum die Erlösung durch den Glauben verheißt, verkündete die antike Philosophie die Befreiung durch das Wissen. Die Erkenntniß des bösen und guten, nach der Bibel die Verheißung des Versuchers, war für sie das erreichbare Ziel alles menschlichen Strebens. Dem wissenden (dem weisen) wurden die Uebel, die die Menschheit quälen, wesenlos, oder sie vermochten doch nicht seine in sich selbst ruhende und abgeschlossene Seligkeit zu stören, die Erkenntniß überwand selbst die Schrecken des Todes; war doch, wie Socrates sagte, das ganze Leben der Philosophen eine Vorbereitung auf den Tod.[2] Durch die Erkenntniß ward der Mensch über das Niveau menschlicher Schwäche er-

1) Zeller II 1, 586. II 2, 574. 2) Cic. Tusc. I 30.

hoben, den Einwirkungen der Außenwelt entzogen, für ihre Schläge unverwundbar. Jene Seligkeit aber bestand nicht im Besitz sondern in der Entsagung, der Bedürfnißlosigkeit, im Verzicht nicht bloß auf äußere Güter, sondern auch auf die wichtigsten Interessen, auf die angebornen und beglückendsten Neigungen und Gefühle der menschlichen Natur. Der Wahlspruch Epiktets: Ertrage und Entsage! faßt in gewissem Sinne die Summe der Lebensweisheit, also auch die Glückseligkeitslehre aller philosophischen Systeme zusammen. Der Zweck aller Philosophie, sagt Seneca, ist das Leben zu verachten;[1] glückselig, sagte Demonax, ist nur der freie, und frei nur, wer nichts hofft und nichts fürchtet.[2] In der Abschließung vom Staatsleben kommen Epikureismus und Stoicismus mit dem Christenthum überein; wie der Apostel Paulus stellte nicht blos Epikur sondern auch Epiktet die Ehelosigkeit über die Ehe; die Skepsis gründete die Glückseligkeit auf die Erkenntniß der Unmöglichkeit des Wissens, also eigentlich auf einen Verzicht selbst auf die Erkenntniß.

Die Glückseligkeit Resignation.

Trug übrigens die innere Uebereinstimmung aller philosophischen Schulen zur Ausgleichung ihrer Verschiedenheiten bei, die der römische, ganz auf praktische Brauchbarkeit gerichtete und dem Eklekticismus im höchsten Grade günstige Geist je länger desto mehr beförderte: so wurden doch fort und fort die zu dem gemeinsamen Ziele führenden Wege je nach der Verschiedenheit der Individualitäten verschieden gewählt. Namentlich neigten zum Epikureismus die milden, weichen, friedseligen, zur Anbequemung an die Verhältnisse bereiten, zum Stoicismus die starken und strengen, zum Kampf mit der schlechten Wirklichkeit entschlossenen und befähigten, auch die harten und steifen Naturen, zu jenem die Realisten, zu diesem die Idealisten: während die allen Extremen abholden in der Lehre der neuern Akademie ihre Befriedigung fanden, und der Eklekticismus unzählige, den unzähligen individuellen Geistesrichtungen und ethischen Bedürfnissen entsprechende Modifikationen der Hauptsysteme schuf.

Seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts v. Chr. hatte wie gesagt die Verbreitung griechischer Philosophie nach Rom und dem

Verbreitung der griechischen Philosophie in der römischen Welt.

1) Seneca Epp. III, 5. 2) Lucian. Demonax 20.

Westen begonnen und trotz aller Versuche sie aufzuhalten stetig zugenommen. Die Vervielfältigung der Beziehungen zu Griechenland, die immer im Steigen begriffene Einwanderung griechischer Gelehrten in Rom, die immer häufigeren oft mit längern Aufenthalten verbundenen Reisen der Römer nach Griechenland, alles dies leistete auch dem Eindringen griechischer Kunst und Wissenschaft und namentlich Philosophie mächtigen Vorschub. Als Cicero die unfreiwillige Muße seiner letzten Jahre (45—43) damit ausfüllte, die wichtigsten Resultate der nacharistotelischen Philosophie römischen Lesern in populärer Form zugänglich zu machen, kam er offenbar einem unter seinen gebildeten Landsleuten höchst verbreiteten und lebhaft empfundenen Bedürfnisse entgegen. Seine philosophischen Werke, die so wesentlich beigetragen haben, allen folgenden Jahrhunderten die Kenntniß griechischer Philosophie zu vermitteln, bildeten den Kern der neu entstehenden römischen philosophischen Litteratur; ihre gelesensten Schriftsteller zählt Quintilian auf: Brutus, Cornelius Celsus, der Stoiker Plautus, der Epikureer Catius, Seneca,[1] zu denen dann im zweiten Jahrhundert nur noch Apulejus hinzugetreten ist.

Die Opposition gegen die Philosophie. Die im römischen Nationalcharakter begründeten Antipathieen.

Obwol nun aber seit dem Untergange der Republik die der Verbreitung griechischer Philosophie in der römischen Welt günstigen Einflüsse sich vermehrten und an Stärke gewannen, so erhielt sich doch jene altrömische Abneigung gegen sie, die im wesentlichen auf dem Gegensatz des auf praktische Zwecke gerichteten Sinnes gegen die Theorie, des Realismus gegen den Idealismus beruhte. Der Ansicht, die Ennius eine seiner Personen aussprechen ließ, daß es wol gut sei von der Philosophie zu nippen, aber nicht sich in sie zu versenken, war auch die des Tacitus und aller gleichgesinnten römischen Staatsmänner und Patrioten, die nothwendig Gegner einer Spekulation sein mußten, die zur Gleichgültigkeit gegen den Staat und seine wichtigsten Interessen führte. Erkannte man gleich die Forderung an, sich mit den Lehren der Philosophie, dieser „edeln Wissenschaft"[2] bekannt zu machen,[3] gestand man ihr auch einen heilsamen „die Leidenschaften mäßigenden" Einfluß zu: so erschien doch in diesen Kreisen ein allzueifriges Studium ihrer Doctrinen für einen Römer

1) Quintilian. X 1, 123—131. 2) Tac. Agric. c. 2. 3) Tac. de orat. c. 19.

und Senator unerlaubt.[1] Helvidius Priscus, der das Studium der stoischen Philosophie trieb „um gegen Schicksalsschläge gerüstet die Staatsgeschäfte zu ergreifen" und in allen Lebensverhältnissen den höchsten sittlichen Anforderungen genügte, machte nach Tacitus Ansicht eine Ausnahme; da die meisten die „höhern Studien" nur trieben um „unter prächtigem Namen eine träge Unthätigkeit zu verhüllen."[2] Der so hochverehrte Musonius Rufus spielt bei Tacitus die Rolle eines lächerlichen Pedanten, der seine Weisheit im ungeeignetsten Moment auskramt: er versucht (im J. 70) durch Vorträge über die Güter des Friedens und die Uebel des Kriegs auf die vor den Thoren Roms stehenden Legionen des Antonius Eindruck zu machen und entgeht mit Mühe den Mißhandlungen der Soldaten.[3] Auch Quintilian stellt den „bürgerlichen und wahrhaft weisen Mann, der sich nicht müßigen Erörterungen sondern der Staatsverwaltung widmet," den Philosophen gegenüber, die ihr wie überhaupt allen bürgerlichen Pflichten so fern als möglich stehn. „Welcher Philosoph, fragt er, ist jemals als Richter oder in Volksversammlungen hervorragend thätig gewesen? Welcher hat sich je mit der Staatsverwaltung, für die die meisten Regeln geben, befaßt?"[4] Der jüngere Plinius rühmt den Titius Aristo als einen Mann, der keinem von denen, welche die Philosophie in ihrer äußern Erscheinung zur Schau tragen, an Reinheit, Frömmigkeit, Gerechtigkeit, Seelenstärke nachstehn dürfte: „Doch sucht er nicht Gymnasien und Säulengänge auf, und vertreibt sich und andern mit langen Vorträgen die müßige Zeit, sondern ist stets in der Toga und in Geschäften."[5] Vollends unverträglich mußte eine eingehende Beschäftigung mit der Philosophie Männern dieser praktischen Richtung für einen Regenten erscheinen. Welche Kritik die philosophischen Studien Marc Aurels bei diesen Gegnern der Philosophie erfuhren, davon gibt ein Brief des Avidius Cassius eine Probe.[6] M. Antoninus, heißt es darin, philosophirt und stellt Untersuchungen über die Elemente und über die Seelen und über Tugend und Gerechtigkeit an, und hat kein Herz für den Staat. — Du hast gehört, daß der Präfekt des Prätorium unseres Philosophen,

1) Tac. Agric. c. 4. 2) Id. H. IV 5. 3) Id. H. III 81. 4) Quintilian. XI 1, 35. XII 2, 6. 7. 5) Plin. epp. I 22, 6. 6) V. Avid. Cass. c. 14.

der drei Tage vor seiner Ernennung bettelarm war, plötzlich reich geworden ist." Als Alexander Severus, noch bevor er zum Thron berufen war, auf den Rath seiner Mutter Mammäa das Studium der Musik und Philosophie aufgab, bestätigten ihn in seinem Entschluß die ihm statt eines Orakels gebotnen Vergilischen Verse, die den Römer zur Beherrschung der Völker berufen nennen, während andere Völker in Kunst und Wissenschaft den Preis erringen mögen.[1]

Mißliebigkeit der Philosophie bei den Regierungen. Verfolgungen der Philosophen.

Wie die Mutter Alexanders so hatte auch die Mutter Neros ihren Sohn vom Studium der Philosophie abgehalten, zu dem er durch den Stoiker Chäremon,[2] dann durch Seneca angeleitet worden war: „weil sie für einen künftigen Regenten schädlich sei."[3] In den Kreisen, die ein lebhaftes Interesse an der Aufrechthaltung der bestehenden Ordnung hatten, vor allem in Regierungskreisen und an den Höfen, wurde die Philosophie nicht sowol gering geachtet, als gefürchtet: der Cäsarismus erkannte in der „Ideologie" für sich eine Gefahr und nicht ohne Grund. Die Rede, in welcher Cassius Dio den Mäcenas vor August die Grundsätze der kaiserlichen Politik entwickeln läßt, enthält auch eine Warnung vor den Philosophen,[4] die revolutionäre Ansichten verbreiten. Der Kaiser möge nicht glauben, daß alle wirklichen oder angeblichen Philosophen gute und rechtschaffene Männer seien, weil er Areus und Athenodorus als solche erprobt habe: vielmehr bedienen sich viele dieser Maske um Staaten und Einzelnen unzählige Uebel zuzufügen. In der That bekannten sich wie die Mörder des ersten Cäsar, so überhaupt Frondierende und namentlich die hervorragendsten Führer der senatorischen Opposition im ersten Jahrhundert zu den Lehren der stoischen Schule, darunter Republikaner, wie Pätus Thrasea und Helvidius Priscus, die nach einem politischen Märtyrerthum strebten, und von den Theilnehmern an der Pisonischen Verschwörung gegen Nero (65) mindestens Lucan und Seneca.[5] Die Verdächtigungen des Stoicismus und der Philosophie überhaupt fanden bei den Kaisern nur zu leicht ein offenes Ohr. Schon im J. 62 war Rubellius Plautus im Exil getödtet worden, der, wie

1) V. Alex. Sev. c. 14. 2) Zeller G. d. Ph. III 1, 611. 3) Sueton. Nero c. 52. 4) Dio LII 36. 5) Zeller III 1, 611 f.

Tigellinus Nero vorstellte, die „Nachahmung der alten Römer zur Schau trug und die Anmaßung der stoischen Schule angenommen hatte, welche unruhige und der Gefahr trotzende Geister bilde und erzeuge.“[1] Zur Verfolgung Thraseas (im J. 66) ward Nero von Capito Cossutianus gereizt, der dessen Enthaltung von den Senatsberathungen als Auflehnung, ihn selbst als ein Parteihaupt schilderte: er habe Anhänger oder vielmehr Trabanten, die noch nicht den Trotz seiner Aeußerungen, doch sein Benehmen und seine Manieren nachahmten, starr und finster, als wollten sie den Kaiser der Ausgelassenheit bezichtigen. Entweder möge man jene Grundsätze annehmen, wofern sie die bessern seien, oder den Neuerungssüchtigen ihre Führer und Anstifter entreißen. Diese Sekte habe die Tuberonen, die Favonier, sogar dem alten Freistaat verhaßte Namen erzeugt. Um die Monarchie zu stürzen, schützen sie die Freiheit vor, haben sie jene gestürzt, so werden sie die Freiheit selbst angreifen.[2] Der Eidam des Thrasea Helvidius Priscus, der mit jenem, wie man in Rom erzählte, die Geburtstage des Brutus und Cassius festlich beging,[3] wurde unter Vespasian (zum zweiten Mal) verbannt und in der Verbannung getödtet. Er, der später zu den gefeierten Idealgestalten der stoischen Schule gehörte,[4] den der jüngere Plinius und auch Tacitus trotz seiner Eingenommenheit gegen das politische Märtyrerthum mit Verehrung nennen, wird von konservativen Monarchisten wie Sueton und Cassius Dio verurtheilt und sein Untergang als ein selbstverschuldeter dargestellt. Nach der Darstellung des erstern[5] bewies Vespasian seinem herausfordernden Trotz gegenüber die äußerste Langmuth, wollte seinen Tod, leider zu spät, verhindern, und hatte ihm nicht eher gezürnt, als bis er von ihm „durch höchst freche Schmähungen beinahe zurechtgewiesen“ worden war. Dios Darstellung ist nur bruchstücks- und auszugsweise erhalten; allerdings sucht er die Gehässigkeit des Verfahrens gegen Helvidius und die Philosophen überhaupt Vespasians mächtigstem Freunde Mucianus aufzubürden,[6] aber Helvidius sei aufrührerisch und ein Pöbelfreund gewesen, habe stets die Monarchie geschmäht, die Demokratie gelobt,

---

1) Tac. A. XIV 57. 2) Tac. A. XVI 22. 3) Juv. V 36. 4) Epictet. D. I 2. 5) Sueton. Vespas. c. 15. 6) Dio LXVI 12 sq. Fr. Vat. 102.

demgemäß gehandelt und andere aufgereizt; als ob es die Aufgabe der Philosophie sei die Regierung mit Koth zu bewerfen, die Massen aufzuregen, das Bestehende umzustürzen und Umwälzungen herbeizuführen. Helvidius habe Thrasea nachgeahmt, ihm aber weit nachgestanden. Thraseas Opposition war gegen einen Nero gerichtet und blieb doch in Rede und Handlung maßvoll, sie beschränkte sich auf passiven Widerstand. Helvidius war mit einem Vespasian unzufrieden und trat ihm öffentlich und in Privatkreisen entgegen, er suchte den Tod und büßte für vielfache Verschuldungen. Auch andere Stoiker und der von Seneca bewunderte Cyniker Demetrius äußerten nach Dio öffentlich Ansichten, die mit dem bestehenden unverträglich waren, und so erfolgte (zw. 71 u. 75)[1] eine Ausweisung aller Philosophen aus Rom, mit alleiniger Ausnahme des (von Nero verbannt gewesenen) Musonius Rufus; Demetrius und ein Hostilius wurden auf Inseln verwiesen.[2] Eine zweite Verbannung der Philosophen erfolgte im Jahre 93[3] durch Domitian, im Zusammenhange mit dem Processe des Stoikers Junius Arulenus Rusticus, der Thrasea in einer Lobschrift einen heiligen Mann genannt hatte, und anderer gleichgesinnter Senatoren: „die ganze Verfolgung traf die politische Opposition, insofern sie in der Litteratur und auf dem Katheder ihren Ausdruck fand, und während die namhaftesten Schriftsteller und Lehrer criminell bestraft wurden, wies die Regierung die große Masse derselben aus der Hauptstadt aus."

Umschlag nach dem Tode Domitians. Nach dem Tode Domitians änderte sich mit dem ganzen Regierungssystem auch die Stellung der Kaiser gegen der Philosophie, die nun nicht bloß aufhörte als regierungsfeindlich zu gelten, sondern bald auf jede Weise begünstigt wurde. In einem gleich nach Domitians Tode geschriebenen Briefe (96 oder 97) äußert Plinius seine Freude über das herrliche Wiederaufblühn des geistigen Lebens in Rom, wovon die Beispiele zahlreich und leuchtend seien, doch genüge es eines anzuführen, die Vorträge des stoischen Philosophen Euphrates.[4] An Trajan rühmt Plinius, daß er sich die Erziehung

1) Clinton F. R. a. 74. 2) Dio LXVI 13. 3) Mommsen, Z. Lebensgesch. d. j. Plinius Hermes III 84 f. Die Stellen bei Clinton. F. R. a. 90.
4) Plin. epp. I 10. Mommsen Hermes III 36 f.

der Jugend ganz besonders angelegen sein lasse, den Lehrern der Beredsamkeit und Philosophie große Ehre erweise. „Die Studien, die mit dem Exil von einem Fürsten bestraft worden waren, der im Bewußtsein seiner Laster alle dem Laster feindlichen Bestrebungen mehr aus Scheu als aus Haß verbannte, hegt nun Trajan und zieht sie in seine Nähe. Sie haben Blut und Leben, haben ihr Vaterland wiedergewonnen.“[1] Dio von Prusa, der unter Domitian in (freiwilliger) Verbannung gelebt hatte, kehrte nach seinem Tode zurück; die Regierung des ihm von früher befreundeten Nerva war zu kurz als daß er von seiner Gunst hätte Vortheil ziehen können: doch Trajan soll ihn geflissentlich ausgezeichnet haben,[2] und Dio sagt in einer seiner für ihn bestimmten paränetischen Reden über die Herrschaft: der Kaiser erfreue sich an Wahrheit und Freimüthigkeit, nicht an Schmeichelei und Lüge.[3] Hadrian, welcher den Umgang mit Philosophen wie mit Gelehrten aller Art suchte, hat vielleicht zuerst öffentliche Lehrer der Philosophie in Rom angestellt; Antoninus Pius stellte deren in allen Provinzen an, nach seinem Schreiben an den Landtag der Provinz Asien sollte die Abgabenfreiheit, die bei andern Lehrern auf eine nach der Größe der Städte sich bestimmende Zahl beschränkt war, für die Philosophen unbeschränkt gelten, da es ihrer so wenige gebe. Die Besoldungen der ins Museum zu Alexandria berufenen Gelehrten, also auch der dortigen Philosophen dauerten fort; in Athen wurden durch Marc Aurel aus den vier bedeutendsten Schulen öffentliche Lehrer bestellt.[4]

Unter diesem Philosophen auf dem Thron wurde die Philosophie Mode, selbst bei den Frauen; der einst so sehr verfolgte Stoicismus galt nun als Empfehlung und wurde von Strebern zum Schein angenommen oder zur Schau getragen.[5] Von den Lehrern des Kaisers in der Philosophie sah man besonders den Stoiker Junius Rusticus und den Peripatetiker Cn. Claudius Severus hochgeehrt und einflußreich. Jener ein Sohn oder Enkel des von Domitian

---

1) Plin. paneg. 47. 2) Vales. Dionis vita (Dio ed. Dindorf I p. XXXII sq.). 3) Dio or. de regno III p. 103 R. ed. Dindorf I p. 39. 4) Th. I³ 130 u. 193. Zeller III 1, 608 f. Vgl. über die Abgabenfreiheit der Lehrer Kuhn, R. Verf. I 119. 5) C. Dio LXXI 35; vgl. Th. I³ 61 f. u. 409.

hingerichteten, dessen Büste noch existirt,[1] war der Rathgeber Marc Aurels in allen öffentlichen und privaten Angelegenheiten und sein Wort galt im Frieden wie im Kriege; der Kaiser umarmte ihn stets vor den Präfekten des Prätorium, ernannte ihn zweimal zum Consul und ließ ihm nach seinem Tode durch den Senat Statuen errichten.[2] Cn. Claudius Severus, ein vornehmer Mann, war bereits 146 Consul gewesen, seinen gleichnamigen Sohn (Consul 163 u. 173) erhob Marc Aurel zu seinem Schwiegersohne. Von den spätern Kaisern legte namentlich Septimius Severus in Befolgung des von Marc Aurel gegebenen Beispiels Interesse für Philosophie an den Tag,[4] und nach Tertullian genossen unter ihm die Philosophen große Redefreiheit, trotz ihrer Angriffe gegen die Kaiser erhielten sie Gehalte und Statuen.[5] Auch Severs Gemahlin Julia Domna wandte sich, als sie mit ihm durch die Intriguen des Günstlings Plautianus zerfallen war, der Weltweisheit zu und umgab sich mit Philosophen.[6]

Versuche die Vorwürfe der Regierungsfeindlichkeit der Philosophie zu entkräften.

In der Zeit der Verdächtigungen und Verfolgungen der Philosophie fehlte es übrigens nicht an Philosophen, die sich eifrig bemühten, sich und ihre Wissenschaft den Regierungen als vollkommen ungefährlich darzustellen. Martials Freund und Landsmann, der Sachwalter Decianus aus Emerita bekannte sich zwar zu den Lehren Thraseas und Catos, d. h. er war Stoiker, aber vernünftig genug um nicht mit bloßer Brust auf entblößte Schwerter zu rennen, wofür Martial ihn lobt: er will keinen Mann, der den Ruhm mit übereilter Vergießung seines Bluts erkauft, sondern einen, der auch ohne Märtyrerthum Lob verdient.[7] Seneca hat in seinen Episteln die Philosophie wiederholt gegen den Vorwurf der Regierungsfeindlichkeit in Schutz genommen. In einem Briefe, der zur Zeit der beginnenden Verdächtigungen geschrieben sein mag, spricht er so, als wenn es ganz undenkbar sei, daß sie je in diesem Sinne beargwohnt werden könnte, obwol gerade aus seiner Vertheidigung hervorgeht, daß bereits Angriffe erfolgt waren.[8] Man müsse, sagt er, sich aus der Gefahr

1) Orelli 1190. Visconti Iconogr. Rom. II 419 Mil. 2) Vit. M. Antonini c. 3. 3) Borghesi Oeuvres epigr. I 247 mit der Anm. v. Renier. (Zeller III 1, 695). 4) V. Sept. Severi c. 18. Getae c. 2. 5) Tertullian. Apologet. (199.) c. 46. 6) Th. I³ 408. 7) Martial. I 61, 10 II 5; vgl. I 24 u. 39. II Prooem. 2. I 8. 8) Seneca epp. 14, 11 f.

der Welt flüchten und bei der Philosophie eine sichere Zuflucht suchen, der Wissenschaft, die nicht bloß bei den Guten sondern auch bei den nicht allzu schlechten wie eine Priesterbinde schütze, die auch die schlechtesten ehren. „Niemals wird die Nichtswürdigkeit so stark werden, nie eine solche Verschwörung gegen die Tugend zu Stande kommen, daß nicht der Name der Philosophie ehrwürdig und heilig bliebe.“ Uebrigens muß man sie mit Bescheidenheit und Ruhe üben. Er läßt sich einwenden, ob dies etwa Cato gethan habe? und mißbilligt dann ausdrücklich dessen Betheiligung nicht bloß am Bürgerkriege sondern auch an den vorausgehenden Parteikämpfen als fruchtlos. Er verweist auf das Beispiel der Stoiker, die vom Staatsleben sich ausschließend, in ihrer Zurückgezogenheit sich um die Veredlung des Lebens und die Begründung der allgemeinen Menschenrechte „ohne Beleidigung eines Mächtigern“ bemüht haben. Der Weise werde nicht suchen durch sein Beispiel die allgemein angenommenen Sitten zu erschüttern, nicht die Aufmerksamkeit des Volkes durch die Neuheit seiner Lebensweise auf sich zu ziehn. Unbedingte Sicherheit kann man freilich auch ihm nicht versprechen. In einem spätern Briefe werden dagegen die Anklagen der Philosopie als schon wirklich erhobene widerlegt.[1] „Diejenigen scheinen mir zu irren, welche glauben, daß die treuen Anhänger der Philosophie hartnäckig und widerspenstig seien und Verächter der Behörden und Könige und Verwalter des Staats.“ Im Gegentheil ist niemand jenen dankbarer als gerade sie; denn sie bedürfen am meisten der Ordnung und Ruhe zur Verfolgung ihrer höhern Lebenszwecke, und verehren den, der sie gewährt, wie einen Vater, weit mehr als jene unruhigen Ehrgeizigen, die zwar den Fürsten viel verdanken aber ihnen ihre Dienste auch hoch anrechnen und nie mit dem Lohn zufrieden sind. Aber jener reine und wahrhaftige Mann, der auf die Curie und das Forum und die ganze Staatsverwaltung verzichtet hat um sich zu höheren Dingen zurückzuziehn, liebt diejenigen, die es ihm möglich machen, dies in Sicherheit zu thun, er allein legt für sie ein unerkauftes Zeugniß ab und ist ihnen ohne ihr Wissen zu großem Dank verpflichtet. Wie er seine Lehrer verehrt und achtet, durch deren Wohlthaten er aus

1) Epp. 73.

jenen Irrgängen entkommen ist, so auch sie, unter deren Schutz gestellt er edle Wissenschaft übt. Die Wohlthat des allgemeinen Friedens wird in höherem Grade denen zu Theil, die ihn gut benutzen. Wieder in einem spätern Briefe heißt es:[1] man müsse mit der Philosophie nicht prahlen, denn für viele sei sie eine Ursache der Gefahr geworden dadurch, daß sie mit Anmaßung und Trotz geübt wurde; „sie soll deine Fehler tilgen, nicht andern die ihren vorwerfen. Sie entferne sich nicht von der allgemeinen Sitte, und scheine nicht das zu verdammen, was sie vermeidet. Man kann ohne Prunk, ohne Gehässigkeit weise sein.“ Die Aufforderung an die Philosophen alles auffallende zu vermeiden wiederholt sich öfter:[2] schon der Name der Philosophie sei verhaßt, auch wenn sie mit Bescheidenheit geübt werde, um so mehr wenn man durch zur Schau Tragen einer übertriebenen Ascese und Weltverachtung sich von dem Herkommen ausschließe, leicht werde dann lächerlich uud gehässig, was Bewunderung erregen solle. Man solle[3] die Philosophie nicht gleichsam als ein Aushängeschild brauchen, auch seine Zurückgezogenheit solle man verbergen, vermeiden, daß sie zum Gegenstand des Gesprächs werde, die Aufmerksamkeit der Menschen errege.

Abneigung der großen Menge gegen die Philosophie.

Man sieht, daß Seneca keineswegs nur die Befürchtungen und Anklagen der Vertreter und unbedingten Anhänger des bestehenden politischen Systems gegen die Philosophie als ungegründet darzustellen bemüht ist, welche letzteren übrigens in allen Lebenskreisen schon darum sehr zahlreich gewesen sein müssen, weil alle zu ihnen gehörten, die Ruhe und Ordnung als Basis jedes materiellen Fortschritts um jeden Preis wollten. Der großen Masse mußte die Philosophie auch wegen ihrer hohen sittlichen Anforderungen, ihrer strengen Verurtheilung laxer Moral, ihrer die selbstzufriedene Trägheit unaufhörlich aufrüttelnden Strafreden und Ermahnungen im höchsten Grade unbequem, und überdies die Prätention der Philosophen besser zu sein und höher zu stehn als andere Menschen um so beleidigender sein, je auffallender sie sich auch in Erscheinung und Tracht, Lebensweise und andern Aeußerlichkeiten zu erkennen gab. In diesem Sinne ist die Anklage gegen den Stoicismus gehalten, die Mucian bei Cassius

1) Epp. 103, 5. 2) Epp. 5. 3) Epp. 68.

Dio an Vespasian richtet.[1] Die Stoiker seien von eitler Anmaßung erfüllt. Ein langer Bart, hinaufgezogene Augenbrauen, ein grober Mantel und bloße Füße seien einem genug um sich für weise, mannhaft, gerecht auszugeben und in die Brust zu werfen, wenn er auch nicht die Anfangsgründe des Wissens besitze. Sie sehen geringschätzig auf alle andern herab, sie werfen dem Schönen Zuchtlosigkeit, dem Reichen Habsucht, dem Armen Servilismus vor u. s. w. Aus demselben Grunde erklärt Dio von Prusa die allgemeine Unbeliebtheit der Philosophie in Griechenland.[2] Die Philosophentracht (Mantel ohne Unterkleid, langes Haar und Bart) zieht wie er sagt jedem, der sich darin zeigt, Neckereien, Hohn und Spott, selbst Mißhandlungen zu, denn die meisten Menschen haben die Philosophen in Verdacht, daß sie alle Nichtphilosophen verachten, verdammen und im Stillen verlachen wegen ihres Mangels an Erkenntniß dessen, was den Menschen frommt, besonders die von allen beneideten Reichen. Deshalb glauben die meisten den Philosophen mit Spott und Verachtung zuvorkommen, sie wo möglich als Thoren und Verrückte darstellen zu müssen, womit sie denn zugleich bewiesen haben, daß die Vernunft auf ihrer Seite ist. Kurz, die Tracht, die jeden, der sie trägt, als schonungslosen Ermahner, Strafredner und Sittenrichter bemerklich macht, wird von allen so ungern gesehn, als die Tracht des Pädagogen von den Kindern.

Mit diesen Antipathien wirkte bei der Menge der halbgebildeten und ungebildeten ein sehr schlagender Grund zusammen, die mühsamen Studien, auf die so großer Werth gelegt wurde, zu verachten und zu verlachen: sie waren völlig nutzlos, denn durch sie erreichte man weder Beförderung oder Ansehn, noch erwarb man in der Regel Geld. Den Hohn gegen die Philosophie als eine brodlose Kunst legt Persius den Centurionen in den Mund, die auch sonst in den Städten Italiens als Ton angebende Personen erscheinen und wol überall in mittlern und untern Lebenskreisen nicht weniger Autorität genossen als sie durch Wichtigthuerei und breitspuriges Wesen beanspruchten. Preist man vor diesen Männern mit geschwollenen Krampfadern die Freiheit des Weisen, so stößt sofort ein riesiger Fulfennius ein fettes

Ihre Zwecklosigkeit nach der Ansicht der meisten ungebildeten

1) Dio LXVI 12 fr. Vat. 102. 2) Dio Chr. or. LXXII.

Gelächter aus und taxirt 100 Griechen zu einem abgegriffenen Hundertasstück.[1] „Ich, sagt ein anderer von diesen nach dem Bock stinkenden Volke, bin für mich klug genug, und kümmere mich wenig darum so zu sein wie Arcesilas und die sich plagenden Solonen, wenn sie mit gesenktem Kopf, den Blick auf die Erde geheftet für sich murmeln oder schweigend wie Verrückte die Lippen bewegen und mit vorgestreckter Unterlippe Worte auf die Wagschale legen, in tiefem Nachdenken über Delirien irgend eines alten Schwachkopfs: als, daß aus Nichts Nichts wird, Nichts ins Nichts zurückkehren kann. Darum seht ihr so blaß aus? Darum soll man ein Frühstück versäumen?" „Darüber lacht die Menge und die prallen jungen Burschen erheben ein wieherndes Gelächter nach dem andern, daß ihnen die Nasen kraus werden."[2] Ebenso gründlich verachtete natürlich die Masse der Geld- und Geschäftsleute die Philosophen. Trimalchio ordnet an, daß auf seinen Grabstein gesetzt werden soll: „Er hat klein angefangen und ist groß geworden, er hat 30 Millionen S. hinterlassen und nie einen Philosophen gehört."[3]

und vieler gebildeten.

Aber der Vorwurf der gänzlichen Nutzlosigkeit und Ueberflüssigkeit wurde gegen die Philosophie auch aus gebildeten Kreisen erhoben, und zwar im Namen und von Seiten des gesunden Menschenverstandes, der damals wie zu allen Zeiten sich zutraute dieselben Ziele und Resultate, welchen die Spekulation auf weiten mühsamen Umwegen zustrebte, längst erreicht zu haben, und daher leugnete etwas von ihr lernen zu können. Wozu namentlich die vielen künstlichen Systeme der Moralphilosophie bei der Einfachheit und Unumstößlichkeit des allen Menschen angebornen Sittengesetzes? Und welche Philosophie lehrte denn die Wahrheit, da jede Schule die Doktrin aller andern für falsch erklärte?

Der Gegensatz zwischen Rhetoren und Philosophen.

Von diesem Standpunkt aus wurde die Philosophie besonders von denen angegriffen, die die Beredsamkeit als Ziel aller Bildungsbestrebungen ansahn, und dies wird im spätern Alterthum vielleicht die Mehrzahl der Gebildeten gewesen sein. Die so natürliche, auf inneren Gegensätzen beruhende, fort und fort durch äußere Anlässe genährte Eifersucht zwischen Rhetoren und Philosophen führte zu

1) Pers. V 189—191. 2) Id. III 77—87. 3) Petron. Sat. 71.

unaufhörlichen, oft erbitterten Streitigkeiten über den relativen Werth der beiden Wissenschaften. Schon die Schüler wurden zur Theilnahme an diesen Kämpfen vorbereitet. Zu den in der Rhetorenschule deklamirten Controversthemen gehörte folgendes: Ein Vater hinterläßt drei Söhne, einen Redner, einen Philosophen und einen Arzt, er setzt im Testament den zum alleinigen oder bevorzugten Erben ein, der nachweisen werde, daß er dem Staat am meisten nütze; wo dann für jede der drei Wissenschaften und gegen die beiden andern gesprochen wurde.[1] Hier wurde denn die völlige Nutzlosigkeit der Philosophie an ihren Früchten gezeigt. Die viel erörterte Frage, ob die Tugend gelehrt werden könne, wurde verneint. Die besten Männer, die Fabricier, Decier, seien ohne Philosophie geworden was sie waren, aus den Philosophenschulen dagegen die größten Verbrecher hervorgegangen, wie aus der des Sokrates Tyrannen und Vaterlandsfeinde. Selbst zugestanden aber, daß man durch Unterricht zur Weisheit gelangen könne, so bliebe der einzuschlagende Weg ungewiß, denn alle Schulen ständen mit einander im Widerspruch. Viele Philosophen bekennen überdieß, daß es trotz aller Bemühungen einen wahrhaft Weisen noch nie gegeben habe. Welchen Nutzen brächte also die Philosophie? Wäre sie im Kriege oder für bürgerliche Aemter zu brauchen? Nichts finde man bei ihnen als Heuchelei, Faullenzerei und Anmaßung, durch die sie sich Ansehn zu verschaffen wissen. Ihre Behauptung, daß sie zur Verminderung der Laster beitragen, widerlegt der Augenschein.

Daß namentlich die Lehrer der Beredsamkeit zum großen Theil in der Regel principielle Gegner der Philosophie waren, ist einleuchtend. Von dem älteren Seneca sagt sein Sohn, daß er die Philosophie haßte;[2] seine Gattin verhinderte er sich eingehend mit ihr zu beschäftigen.[3] Quintilian, der den vom alten Cato gegebenen Begriff des Redners als „eines sittlich guten, der Rede kundigen Mannes" streng festhielt, behauptet, daß die Ethik eigentlich ein Theil der Redekunst, nur durch die Schuld der sie vernachlässigenden Redner

Der ä. Seneca.

Quintilian.

1) Quintilian. Inst. VII 1, 38; 4, 39. Fortunatian. p. 43. Quintilian. Decl. 268. 2) Seneca epp. 108, 22. 3) Seneca ad Helv. 17, 4. Th I[3] 407, 3.

von ihr abgelöst, von „schwächern Geistern" in Besitz genommen und ein eignes Fach geworden sei: die Redner müßten dies Gebiet als ein ihnen gehörendes zurückfordern. Da der wahre Philosoph nichts anderes sein kann als ein sittlich guter Mann, also dasselbe was der wahre Redner ebenfalls ist, so ergibt sich die Ueberflüssigkeit einer besondern Philosophie. Quintilian benutzt jede Gelegenheit um seiner Gereiztheit gegen die Philosophen Luft zu machen, ihr sklavisch ängstliches Festhalten an den Schuldoctrinen und -ausdrücken, ihre endlosen und sophistischen Erörterungen, ihre weitläufigen Apparate zur Begründung der einfachsten Sätze, ihre Anmaßung, Heuchelei, ihre dem Staatswohl zuwiderlaufende Weltflucht und Thatenscheu zu geißeln, den einzelnen Schulen ihre Schwächen mit Behagen vorzuhalten.[1] Wahrhaft komisch äußert Fronto seinen Ingrimm gegen die Philosophie, die seinen kaiserlichen Schüler Marcus der Beredsamkeit abtrünnig gemacht hatte. Dies war um so mehr
Fronto. zu bedauern, da Marcus sich, wie Fronto an ihn schreibt,[2] schon als Knabe durch Adel des Geistes und Würde der Gedanken ausgezeichnete, denen nur der Glanz des Ausdrucks gefehlt habe; die Vorbereitungen und Anstrengungen, die gemacht werden mußten, um auch diesen sich anzueignen, seien ihm wohl zu mühsam geworden; so habe er das Studium der Beredsamkeit verlassen und sei zur Philosophie abgesprungen, „wo es keine Einleitung mit Sorgfalt auszuarbeiten, keine Erzählung kurz, deutlich und geschickt anzubringen, keine Beweisgründe aufzusuchen, nichts hervorzuheben" gab. Bei seinen Lehrern der Philosophie hatte er es natürlich leichter. Er brauchte nur ihren Erläuterungen zuzuhören und durch Kopfnicken anzudeuten, daß er verstanden habe; während andere lasen, konnte er meistens schlafen; er mußte viel und lange abzählen hören, „das erste wär' so, das zweite wär' so," und sich mühsam beweisen lassen, daß es hell sei, wenn es Tag sei, während die Sonne ins Fenster schien. Dann konnte er ruhig nach Hause gehn, und brauchte nichts in der Nacht auszudenken oder schriftlich aufzusetzen, nichts seinem Lehrer vorzulesen, nichts aus dem Kopfe aufzusagen, keine Ausdrücke aufzu-

1) Die Stellen s. bei Babucke De Quintiliani doctrina et studiis (Regim. 1866) p. 1—11. 2) Fronto de eloq. fr. 9.

suchen, keine Synonymen zum Schmuck anzubringen, nichts aus dem Griechischen ins Lateinische zu übersetzen. Was konnte bei einem solchen Studium erreicht werden!" Aber Marcus wollte nun einmal, wie Fronto sagt,[1] lieber reden als beredt sein, und sich lieber mit Zwitschern und Murmeln als mit hellen Klängen vernehmen lassen.

Auch Lucian ist trotz all seiner Verstimmung gegen die damalige Rhetorik und seines angeblichen Uebergangs zur Philosophie im Grunde ein ächter Rhetor geblieben und spricht, wie Quintilian, der Spekulation vom Standpunkt des gesunden Menschenverstandes die Berechtigung ab. Auch für ihn bestand die Philosophie in der praktischen Lebensweisheit,[2] die nicht bloß an kein bestimmtes System gebunden, sondern auch jedem denkenden Nichtphilosophen erreichbar war. Ihm waren die Philosophen im Allgemeinen verhaßt, wenn er auch einzelne wie Nigrinus und Demonax ausnahm, und nicht bloß wegen des Kontrastes zwischen ihren Lehren und ihrem Lebenswandel. Die Eitelkeit, Thorheit, Wesenlosigkeit und Lächerlichkeit aller philosophischen Studien ist der Gegenstand des Dialogs Hermotimus. Hermotimus, der schon seit 20 Jahren in das eifrigste Studium der stoischen Philosophie vertieft, keine Vorlesung versäumt, Tag und Nacht über Büchern sitzt, sich keine Freude gönnt, blaß und abgemagert aussieht, hofft in weitern zwanzig Jahren an sein Ziel zu gelangen! Doch er muß schließlich zugestehn, daß um irgend eine Philosophie für die alleinseligmachende zu erklären, zuvor eine Prüfung aller Systeme angestellt werden müßte, die allein etwa zweihundert oder doch hundert Jahre erfordern würde. Und wo ist die Gewißheit, daß die Wahrheit überhaupt in irgend einem System enthalten ist? Und wäre auch die einzig wahre Philosophie zu ermitteln, wie wäre man sicher den rechten Lehrer für sie zu finden? Und bei alledem sind die Bemühungen derer, die Philosophie studiren, gar nicht auf den eigentlichen Zweck gerichtet, nicht auf die Bethätigung ihres Wissens durch Handlungen, sondern auf unselige Wortklauberei, Syllogismen, Trugschlüsse und schwer zu beantwortende Fragen, und sie bewundern ihre Lehrer, wenn sie andere durch So-

Lucian.

1) Id. ib. fr. 4, 4. 2) Preller St. R. E. IV 1173. Zeller III 1, 732.

phismen in Verlegenheit setzen. Anstatt nach der Frucht zu streben, arbeiten sie sich um die Rinde ab und beschütten einander mit Blättern.[1]

Aristides. Aristides endlich hat offenbar eine, ihm auch durch seine Stellung in der litterarischen Welt auferlegte, heilige Pflicht zu erfüllen geglaubt, indem er in dem Kampf zwischen Rhetorik und Philosophie für die erstere mit dem ganzen Gewicht seiner Autorität eintrat. In zwei ausführlichen Reden „Für die Rhetorik" hat er sie gegen die Anschuldigungen des Platonischen Sokrates (im Gorgias) in Schutz genommen. Sie ist nicht bloß, was dort geleugnet wird, eine Kunst, sondern steht auch mit allen Cardinaltugenden in unlösbarem Zusammenhange: sie ist von der Weisheit um der Gerechtigkeit willen erfunden, und wird von der Tapferkeit und Sittsamkeit beschützt; derjenige, welcher weiß, wie man reden, weiß auch, wie man handeln muß: kurz die Redekunst ist Fundament und Inbegriff der sittlichen sowohl wie der geistigen Bildung.[2] In einer überlangen Rede hat Aristides sodann die vier großen Athenischen Staatsmänner, Miltiades, Themistokles, Cimon und Perikles gegen die Anklagen des Platonischen Idealismus vertheidigt, und hier hat er die ganze Schaale seines Zorns über die Philosophen seiner Zeit ausgegossen.[3] Wenn man auch dergleichen ungerechte Anklagen von dem großen Plato geduldig hinnehmen möchte, so sei es doch nicht zu ertragen, daß ganz nichtswürdige Menschen sich ein solches Verfahren förmlich zur Aufgabe machten und selbst einen Demosthenes zu lästern wagten. Wer würde die Schmähungen solcher Menschen selbst gegen Lebende dulden, „die mehr Sprachfehler machen, als sie Worte hervorbringen, die auf die übrigen mit der Verachtung herabsehn, die sie selbst verdienen, die die andern prüfen, sich selbst aber niemals, und die Tugend preisen aber nicht üben."[4] „Noch niemals haben sie (gleich den Rhetoren) eine fruchtbringende Rede gesprochen oder erfunden oder verfaßt, nicht Festen Schmuck verliehn, nicht die Götter geehrt,

1) Lucian. Hermotim. 2. 6. 48—67. 77. 79. 2) Aristid. or. XLV p. 96 Jebb. ed. Dindorf II 128 sq. 3) Id. or. XLVI p. 307 sqq. Jebb. ed. D. II 397 sqq.

4) Id. or. XLVI p. 307 J. ed. D. 397 sq. (p. 398 statt des sinnlosen *τελῶν* wird ein Wort wie *ὀνειδιζόντων* oder *λοιδορουμένων* erfordert). Der Irrthum Jebbs, der die ganze Stelle statt auf die Philosophen auf die Christen bezogen hat, bedarf keiner Widerlegung.

nicht Städten Rath ertheilt, nicht trauernde getröstet, nicht hadernde versöhnt, nicht die Jugend oder jemand anders ermahnt, nicht auf Schmuck für ihre Reden gedacht. Sondern in ihre Löcher kriechend sinnen sie dort ihre herrliche Weisheit aus, indem sie gegen einen Schatten prahlen, Windhalme ernten, aus Sand Seile drehn, ich weiß nicht welches Gewebe auflösen: denn so viel sie an Weisheit gewinnen, so viel vermindern sie ihren Gewinn, indem sie glauben stolz sein zu dürfen, wenn sie von der Rhetorik übel reden: etwa wie die Sklaven zwischen den Zähnen auf ihre Herrn fluchen, besonders die stets geprügelten, oder wie ein Satyr auf der Bühne dem Herakles flucht und sich versteckt, wenn er auf ihn losgeht. Es ist aber ganz natürlich, daß sie von allen übel reden, denn daran haben sie Ueberfluß, und wenn sie auch keiner Personen gedenken, sagen sie doch das, was sie sagen, übel: sie theilen also nur von dem ihrigen mit. Nähme man ihnen die Lüge und die Bösartigkeit, so raubte man die Kraft aus ihrem Leben. Und dabei halten sie der Welt den herrlichen Namen der Philosophie wie ein Schaustück entgegen, als ob der Name es thäte; als ob ein Thersites durch den Namen des Hyacinth oder Narciß schön, ein Margites durch den des Nestor weise würde!“[1]

Aus den bisher angedeuteten Gründen stand also eine große Zahl höchst verschiedener Kreise der Philosophie ablehnend oder feindselig gegenüber: römische Patrioten, Konservative aus Ueberzeugung, Instinct oder Interesse, Alltagsmenschen, denen jede Erhebung über die Mittelmäßigkeit Unbehagen erregte, Hasser der Prätention, banausische Utilitarier, Gegner und Verächter aller Spekulation, Vertreter der nichtphilosophischen Bildung, die für ihr eigenes Interesse und Gebiet kämpften. Sie alle konnten ihre Ansicht von der Entbehrlichkeit, Werthlosigkeit oder Schädlichkeit der Philosophie nicht besser unterstützen, als durch Berufung auf die Erfahrung: diese lehrte,

Berufung der Gegner der Philosophie auf die Unsittlichkeit der Philosophen.

1) Id. ib. p. 309 sq. J. D. 404 sq. (p. 405, 6 statt ὥςπερ οὐ καὶ τοὺς δούλους etwa ὥσπερ οἴδαμεν καὶ τοὺς δούλους; p. 407, 2 statt εἶδον δ᾽ ἔγωγε καὶ ἐν ψαλμῳδίᾳ θεράποντας: ἐν κωμῳδίᾳ).

wie sie behaupteten, daß die Philosophen im Allgemeinen sittlich nicht höher, oder sogar tiefer ständen als die Mehrzahl der Durchschnittsmenschen. Der Name eines Philosophen machte daher jeden, der ihn sich beilegte, zum Gegenstand einer scharfen, unnachsichtigen und mißgünstigen Beobachtung von den verschiedensten Seiten her, die seinen sittlichen Gebrechen, Schwächen und Lächerlichkeiten eifrig nachspürte um sie triumphirend aufweisen zu können. Wenn die Leute, sagt Epiktet, einen Mann mit einem groben Mantel und langem Haar sich unanständig betragen sehn, so heißt es sofort: Seht da, was der Philosoph thut: während man doch vielmehr nach seiner Handlungsweise sagen müßte, daß er kein Philosoph ist.[1] Als Gellius von Cassiope nach Brundisium übersetzte, brachte ein furchtbares Unwetter das Schiff in die größte Gefahr. Während alles jammerte und klagte, sah sich Gellius nach einem mitreisenden berühmten stoischen Philosophen um, um aus seinem Aussehn auf seine Gemüthsstimmung zu schließen: dieser äußerte zwar keine Klage, verrieth aber seine Furcht durch die Farblosigkeit und den Ausdruck seines Gesichts. Als der Sturm nachgelassen hatte, trat sogleich ein reicher asiatischer Grieche, der mit großem Gefolge und luxuriöser Ausstattung reiste, an den Stoiker heran und verhöhnte ihn, daß er sich in der Gefahr gefürchtet habe und blaß geworden sei. Der Philosoph wies diese Impertinenz vornehm ab, das bescheidene von Gellius über denselben Punkt geäußerte Bedenken beschwichtigte er durch Verweisung auf eine Stelle bei Epiktet, nach welcher auch dem Weisen das Blaßwerden gestattet war.[2] Am häufigsten hatten sich vermuthlich die Philosophen dafür zu verantworten, daß sie das Geld nicht verachteten. Ulpian sagt bei Erörterung der Processe wegen schuldiger Honorare für Unterricht oder sonstige Leistungen von Gelehrten: die Philosophen könnten seines Erachtens Ansprüche auf Honorar gerichtlich nicht verfolgen; sie hätten vor allem zu erklären, daß sie jede „Lohnarbeit" verschmähten.[3] Seneca hat in einer längeren Abhandlung zu beweisen versucht, daß Philosophen reich sein dürfen. Diejenigen freilich überzeugen zu wollen ist er weit entfernt, die nicht zugeben können, daß überhaupt jemand sittlich gut sei, weil sie

1) Epictet. D. IV 8, 4 sqq. 2) Gell. XIX 1. 3) Digg. L 13, 1 § 4.

die Tugend eines andern als Vorwurf empfinden, die den Namen der Tugend und jeden der sie übt hassen: für sie ist selbst der Cyniker Demetrius nicht arm genug. Freilich bleiben die Philosophen weit hinter ihren Idealen zurück, deren Erreichung die menschliche Kraft übersteige, aber schon sie im Geist festzuhalten und ihnen nachzustreben sei löblich. Er selbst macht auf den Namen eines Weisen keinen Anspruch, er ist nur ein der Wahrheit beflissener, nicht mit dem Besten zu vergleichen, doch besser als die schlechten, und zufrieden in der sittlichen Vervollkommnung stetig fortzuschreiten. Der Reichthum gehört zu den indifferenten Dingen, die nicht völlig werthlos sind, der Philosoph liebt ihn nicht, zieht ihn aber vor, da er ihm die Möglichkeit gewährt, eine Anzahl guter Eigenschaften zu entwickeln, als Mässigung, Freigebigkeit, Sorgfalt, Ordnung, Hochherzigkeit. Auch Cato von Utica, der die gute alte Zeit mit ihrer Armuth pries, besaß 4 Mill. S.[1] (Seneca selbst freilich 300). Daß solche Entschuldigungen der Widersprüche zwischen Theorie und Praxis, Ideal und Wirklichkeit auf die principiellen Gegner der Philosophie keinen großen Eindruck machen konnten, leuchtet ein, besonders da Philosophen sich nur zu oft noch schlimmere zu Schulden kommen ließen. Schon Seneca bekennt, daß es deren gab, denen man Schlemmerei, Maitressen, Annahme von Geschenken vorwerfen konnte, die man in der Kneipe, im Ehebruch, unter den Hofschranzen antraf.[2] Und jede Unwürdigkeit oder Schändlichkeit, die einer von ihnen sich zu Schulden kommen ließ, warf einen Makel mindestens auf seine ganze Schule. Den Verrath, den der Stoiker P. Egnatius Celer gegen seinen Patron Barea Soranus im Jahre 66 geübt hatte, war noch ein Menschenalter später im frischen Andenken und wird als Probe der „Schandthaten der großen Mäntel" angeführt.[3]

Wenn aber den vermögenden Philosophen der Reichthum vorgeworfen wurde, so hieß es von den armen, daß für sie eine erhabne Gesinnung wohlfeil sei. Der Stoiker Chäremon verlangt, sagt Martial, man solle ihn wegen seiner Verachtung des Todes bewundern. Diese Seelenstärke giebt ihm seine Bettelarmuth; daß er nichts

1) Seneca Ad Gallionem de vita beata c. 17—25. 2) Seneca epp. 29, 5.
3) Tac. A. XVI 32. Juv. III 115.

sein nennt, als einen zerbrochenen Krug, einen kalten Heerd, eine Matte, eine Wanze, einen nackten Schragen und eine kurze Toga, die ihm auch bei Nacht als Decke dient. Was für ein großer Mann, der sauren Wein, schwarzes Brod und eine Streu aufzugeben vermag! Wenn er nur in Reichthum und Ueppigkeit lebte, so würde er drei Mal Nestors Jahre zu leben wünschen und nichts von diesem Licht verlieren wollen. In der Armuth ist es leicht das Leben zu verachten, stark ist wer unglücklich zu sein vermag.[1] Appian sagt, wo die Philosophen zur Macht gelangt seien, hätten sie sie mit größerer Härte geübt als die bildungslosen Tyrannen, und dadurch auch gegen die übrigen Philosophen Verdacht und Zweifel erregt, ob sie die Philosophie um der Tugend willen oder nur als Trost für Armuth und Thatenlosigkeit erwählt haben. Auch jetzt gibt es viele, die arm und ohne Wirksamkeit, und mit der in Folge dessen nothwendigen Weisheit angethan, auf die Reichen oder Hochgestellten bitter schmähen, sich dadurch aber nicht sowohl in den Ruf der Verachtung des Reichthums und der Macht, als vielmehr der neidischen Eifersucht auf beides bringen. Die Geschmähten thäten am klügsten, wenn sie sie nicht beachteten.[2]

Afterphilosophen in Rom

Die Verstimmungen und Angriffe gegen die Philosophie vermehrten sich, je größer die Zahl, folglich je gemischter die Gesellschaft der Philosophen wurde, und es ist ein Symptom für die fortschreitende Ausbreitung der Philosophie in Rom in der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts, daß (mindestens bereits unter Domitian) Heuchler vielfach anfingen sie als Maske zu benutzen, hinter der sie am ungestraftesten sündigen zu können hofften. Quintilian spricht wiederholt mit Erbitterung von diesen Menschen, die, wenn sie einige Zeit in den Vorlesungen der Philosophen gesessen hätten, mit heuchlerischen Mienen und langen Bärten sich durch Verachtung Anderer Ansehn erschwindelten, öffentlich streng und finster thaten, zu Hause grobe Ausschweifungen begingen; sie hätten den Namen der Philosophie verhaßt gemacht, unter diesen hätten sich zu seiner Zeit die größten Laster, die ärgsten Schandthaten versteckt.[3] Schon damals,[4]

---

1) Martial. XI 56. 2) Appian. B. Mithridat. c. 28. 3) Babucke l. l. p. 9 sq. 4) Martial. IX 47.

wie auch in Trajans Zeit, wimmelte in Rom jeder Stadtbezirk von grämlich aussehenden Wüstlingen, die das Wesen der Curier zur Schau trugen und deren Leben in der That eine Reihe von Orgien war. Diese Heuchler erregten den Unwillen ehrlicher Leute auch durch ihre Unwissenheit, trotz der zahlreichen Gypsbüsten von Chrysipp und andern Philosophen, mit denen sie ihre Bücherbretter schmückten. Sie waren wortkarg bis zur Stummheit, und trugen das Haar noch kürzer geschoren als die Augenbrauen; doch manchen von diesen Stoikern die gleich einem dritten Cato gegen den Sittenverfall der Mitwelt predigten, verrieth seine Ueppigkeit durch die ausgesuchten Wohlgerüche, mit denen er seinen struppigen Hals einrieb.[1]

Wenn nun schon in der Weltstadt Rom die Zahl der Philosophen und Afterphilosophen so groß, ihr Treiben in jenem bunten Gewühl, jenem rastlosen Drängen in die Augen fallend genug war um in so hohem Grade Aufmerksamkeit und Kritik auf sich zu ziehn, um wie viel mehr in der provinciellen, der Beschaulichkeit so viel günstigeren Stille von Griechenland, das doch nach wie vor die wahre Heimath der Philosophie und der Philosophen blieb. Schon Dio von Prusa sagt an der oben angeführten Stelle, daß man die Philosophentracht überall erblicke, daß die Zahl derer die sie tragen fast größer sei als die der Schuster oder Walker oder Spaßmacher oder der Anhänger irgend eines anderen Gewerbes; aber, setzt er hinzu, wenn wir auch die Tracht des Sokrates oder Diogenes tragen, so stehen wir freilich an Weisheit weit hinter ihnen zurück.[2] Wenn nun die Philosophie im Kulturleben des damaligen Griechenland einen so breiten Raum einnahm, so blieb doch selbstverständlich die Zahl der wahren Philosophen klein, die überwiegende Mehrzahl war es nur, wie Epiktet sagt, mit Worten, nicht mit der That;[3] aber freilich ließen die Gegner es sich nicht nehmen, gerade auf den Lebenswandel dieser bloßen Bart- und Mantelphilosophen hinzuweisen, um die Unfruchtbarkeit der Philosophie für sittliche Vervollkommnung darzuthun.[4] Die größte Ausbreitung gewann mit der Philosophie auch die Afterphilosophie unter Marc Aurel, wo man nach Lucian in

und Griechenland.

1) Juv. II 1—43. 2) Oben S. 559. Or. 72. 383 R. 388 R. 3) Gell. XVII 19. 4) Epictet. D. IV 8, 9 sqq.

Griechenland auf allen Straßen und Plätzen lange Bärte, Bücherrollen, abgetragene Mäntel und große Stöcke in Masse erblickte; wo Schuster und Zimmerleute ihre Werkstatt verließen um als Cyniker ein faules Bettlerleben zu führen.[1] Die Entwürdigung der Philosophie durch den Troß ihrer falschen Jünger, der Mißbrauch, der mit ihrem Namen getrieben wurde und der die Nichtphilosophen am meisten erbitterte,[2] verstärkte natürlich die Reihen ihrer Gegner und gab ihnen leichtes Spiel. Lucian hat es sich zur besondern Aufgabe gemacht das Treiben dieser Menschen dem Gelächter der Mitwelt Preis zu geben. Sie, die Verachtung des Geldes und des Ruhmes und Leidenschaftslosigkeit lehrten und Tugend als einziges Gut priesen, unterrichteten für Geld, krochen vor den Reichen, waren zorniger als bissige Hunde, feiger als Hasen, schmeichlerischer als Affen, gröber als Esel, räuberischer als Marder, streitsüchtiger als Hähne.[3] Dabei schmähete jede Schule auf die andern. Die Stoiker erklärten die Epikureer für Wollüstlinge, die Peripatetiker für zänkisch und geldgierig, die Platoniker für hoffärtig und ehrsüchtig, und ihnen wiederum wurden von den übrigen Wuchergeschäfte, Streitsucht und andere Laster vorgeworfen.[4] Geriethen die Anhänger der verschiedenen Schulen in Streit, so gab es keine Schandthat, deren sie einander nicht anklagten.[5] Wenn manche dann noch zur Beschönigung ihrer Laster sich auf die alten Philosophen beriefen, wie namentlich Platoniker den Ehebruch nach Platos Republik, die Trunksucht nach seinen „Gesetzen" entschuldigten;[6] so war es kein Wunder, wenn viele geradezu behaupteten, die ausschließliche Vertiefung in philosophische Bücher leite vom vernünftigen Denken ab.[7]

Auch Aristides hat in der bereits angeführten Rede, von der Vertheidigung zum Angriff übergehend, die Philosophen als eine jeder Tugend baare, mit allen Lastern behaftete Menschenklasse geschildert.[8] Sie behaupten dem Zeus nicht nachzustehn, vermögen aber „dem Obol" durchaus nicht Stand zu halten. Sie schmähen auf die übrigen

1) Lucian. Bis accus. 6. Th. I³ 62. 2) Epictet. I. I. Taurus bei Gell. VII 10. 3) Lucian. Piscator 34 sqq. 4) Lucian. Hermotim. 16 sqq.
5) Lucian. Lapithae 32 sqq. 6) Lucian. Fugitivi 18 (Th. I³ 409, 2) Gell. XV 2. 7) Lucian. Lapithae 34. 8) Aristid. or. XLVI 309 J. II 398 D. sqq.

aus bloßem Neide; hielte man ihnen mitten in ihren Vorträgen über Enthaltsamkeit Kuchen und Gebacknes entgegen, so würden sie die Zunge sinken lassen wie Menelaos das Schwert, als er die Helena erblickte. Wenn sie aber Helena sähen — oder vielmehr nur eine Magd wie die Phrygierin bei Menander, dann würde das Gebahren der Satyren bei Sophokles gegen das ihre als bloßer Scherz erscheinen.[1] Um ihre Untreue und Habsucht zu erkennen, braucht man ihnen nichts anzuvertrauen, denn sie nehmen schon selbst soviel sie können. Das Rauben nennen sie theilen, den Neid philosophische Gesinnung, die Dürftigkeit Verachtung des Geldes. Sie rühmen sich der Menschenliebe, haben aber noch nie einem andern genützt, bringen vielmehr denen Nachtheil, die sich an sie wenden. Während sie die übrigen, auch wenn sie ihnen begegnen, nicht sehn, reisen sie um der Reichen willen in die Fremde, wie die Phryger zur Olivenernte; sie wittern sofort ihre Nähe, bemächtigen sich ihrer und verheißen ihnen die Tugend mitzutheilen. Allen übrigen erwidern sie kaum auf eine Anrede freundlich, aber die Köche, Bäcker und sonstigen Diener der Reichen begrüßen sie schon von weitem, noch ehe sie genau zu erkennen sind, als wären sie eigens dazu aus dem Bett aufgestanden. Sie drängen sich vor den Thüren reicher Häuser und verkehren mehr mit den Pförtnern als mit den Hausherrn, indem sie ihre Kriecherei durch Unverschämtheit unterstützen. Sieht man sie zum ersten Mal, so nehmen sie weniger Anstand zu fordern, was ihnen nicht zukommt, als andre ihr Eigenthum zurückzuverlangen. Denn dies sind ja die, welche die Unverschämtheit Freimüthigkeit nennen, die Gehässigkeit Aufrichtigkeit, das Nehmen Menschenliebe. Sie fordern zwar kein Geld, verstehen aber es zu nehmen. Schickt man ihnen zu wenig, so beharren sie bei ihren Grundsätzen, kommt ihnen aber ein straffes Beutelchen vor die Augen, dann hat Perseus die Gorgo überwältigt: der Vorwand ist äußerst schlau: „die Frau und die Kinderchen.“ Ihre Definition der Seelengröße ist in der That ganz neu, daß sie nämlich nicht darin besteht großes hinzugeben, sondern nicht kleines anzunehmen. Einige haben es aber bereits zum Grundsatze gemacht, die Gabe sich gefallen zu lassen und nach dem Empfange zu schmähen. Indem sie zugleich

1) Meineke Com. Gr. IV 303 (352).

wie Parasiten heucheln und wie Höhere sich insolent betragen, verbinden sie, gleich den Gottlosen in Palästina, die entgegengesetzten Fehler, Niedrigkeit und Anmaßung;[1] und wie jene entfernen sie sich weit von dem Wesen der Hellenen, namentlich der bessern, indem sie im übrigen stummer sind als ihr eigner Schatten; wenn es aber auf schmähen und verläumden ankommt, möchte man sie nicht mit dem tönenden Erz zu Dodona, sondern mit den im Finstern summenden Mücken vergleichen. Zu dem nothwendigen mitzuwirken sind sie untüchtiger als irgend jemand, dagegen ein Haus zu durchzuspähen und in Verwirrung zu bringen und seine Bewohner aneinander zu hetzen und zu erklären, daß sie selbst alles verwalten würden, das verstehn sie wie niemand anders.

Die Cyniker. Am meisten wurde der Name der Philosophie durch den Troß der Cyniker in Verachtung gebracht, deren Name und Schule nach langer Unterbrechung im Anfange der christlichen Zeitrechnung wieder auftaucht.[2] Auch unter ihnen fehlte es nicht an edeln Gestalten; aber namentlich im zweiten Jahrhundert wurde der Cynismus mehr und mehr zu einem „Aushängeschild, unter dem sich eine Menge unreiner Elemente versteckte;" und die Masse dieser „Bettelmönche" des Alterthums durch Gemeinheit, Widerlichkeit und Unverschämtheit wenigstens in Griechenland zu einer wahren Landplage. Eine karrikirende Nachahmung des Diogenes und Antisthenes in äußerer Erscheinung, Tracht, Lebensweise und Betragen, das war alles, worin sich die auf Bedürfnißlosigkeit, Weltentsagung und Erhebung über alle menschlichen Schwächen beruhende sittliche Freiheit bei nur zu vielen bekundete, die man an dem zerlumpten Mantel oder gar einem Bärenfell, dem unverschnittenen Haar und Bart, dem Stab (gelegentlich auch einer Mörserkeule)[3] und Ranzen als Cyniker erkennen sollte. Die weltbürgerliche Heimathlosigkeit wurde hier zur Landstreicherei, die Rückkehr zum Naturzustande zu ekelhafter Unfläthigkeit, von der Epiktet in einem besonderen Vortrag beweisen zu müssen glaubte, daß sie keineswegs eine Erforderniß für Philosophen sei.[4] Die Besitzlosigkeit mußte als Vorwand für freche Bettelei und niedriges Schmarozerthum dienen, die Selbsternennung zum Erzieher der

1) Vgl. oben S. 533, 3. 2) Zeller III 1, 684 ff. 3) Lucian. Demonax 19. 48. 4) Epictet. D. IV 11.

zurückgebliebenen Menschheit und zum Arzt ihrer Gebrechen Zudringlichkeit und Marktschreierei rechtfertigen, pöbelhafte Grobheit statt derben Humors den Predigten dieser antiken Kapuziner zur Würze dienen.

Die Züge zu diesem abschreckenden Bilde, das Lucian breit ausgeführt hat, finden sich auch bei andern, namentlich bei Epiktet, der dem Ideal des Cynikers „die jetzigen" gegenüberstellt, die „Hund' um die Tische des Hausherrn," die dem Diogenes in nichts nachahmten, als in der ungesittetsten Zwanglosigkeit, deren ganzer Cynismus in Stab und Ranzen, großen Kinnbacken, Schlingen und Einsacken, grobem Schimpfen und Zurschaustellen breiter Schultern bestand.[1] Gellius befand sich einmal bei Herodes Attikus,[2] als ein solcher Bettler mit langem Haar und bis über den Nabel herabhängenden Bart diesen antrat und mit ausgestreckter Hand Geld „zu Brot" verlangte. Auf die Frage, wer er sei, antwortete er grob, ein Philosoph, das sehe man ihm ja doch an. Jemand aus der Umgebung des Herodes bemerkte, er sei ein Landstreicher und Taugenichts, der sich in schmutzigen Kneipen umhertreibe, und die, die ihm nichts geben, mit schmählichen Schimpfreden anfalle; Herodes ließ ihm jedoch Geld zu Brot für 30 Tage reichen. So ist denn auch an der Angabe Lucians nicht zu zweifeln, daß entlaufene Sklaven und Taugenichtse, denen ein ehrlicher Erwerb durch ein Handwerk zu sauer war, dies bequeme und einträgliche Bettlerleben wählten, das ihnen zugleich die Möglichkeit gewährte unter der Philosophenmaske ihren bestialen Neigungen zu fröhnen. Sie brandschatzten oder schoren nach ihrem eignen Ausdruck die Schafe überall mit gutem Erfolg, denn die meisten gaben aus Scheu vor der ehrwürdigen Tracht oder aus Furcht vor ihren Schmähungen; und Lucian behauptet nicht bloß, daß man in ihrem Ranzen zuweilen Goldstücke, Spiegel, Salben und Würfel fand, sondern auch daß manche soviel zusammenbettelten um sich Ländereien und Häuser zu kaufen und in Ueppigkeit zu leben.[3]

---

1) Id. ib. III 22, 80 (*οὐδὲν μιμοῦνται ἐκείνους ἢ εἰ ἄρα ὅτι πόρδωνες γίνονται*). 2) Gell. IX 2.
3) Lucian. Piscator 45. Fugitivi 12 sqq.

Anerkennung der Philosophie als Führerin zur Sittlichkeit bei den Römern.

Obwohl nun also in der griechischen wie in der römischen Welt in den verschiedensten Bildungs- und Lebenskreisen theils gegen die Philosophie, theils gegen die Philosophen berechtigte und unberechtigte Abneigungen der mannigfachsten Art bestanden, so war doch offenbar die große Mehrzahl der Gebildeten auch in Rom und den westlichen Ländern von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Philosophie die beste Führerin zur höchsten Sittlichkeit sei: und schon die bisher geschilderte, so vielseitige und lebhafte, ja gereizte Opposition ist ohne die allgemeine Verbreitung dieser Ansicht nicht denkbar, sie setzt sie vielmehr voraus. Als den Vertreter der Anschauung, die im spätern römischen Alterthum die meisten Anhänger zählte, dürfen wir wol auch hier Cicero ansehn. Nach ihm[1] würde es allerdings keiner Philosophie bedürfen, wenn die von der Natur in uns gepflanzten Keime der Tugend sich ungestört entwickeln könnten. Da wir aber von Geburt an unaufhörlich unter dem Einfluß falscher und verkehrter Vorstellungen stehn, sie mit der Ammenmilch einsaugen, von Eltern, Lehrern, Dichtern, endlich dem Volk, in dem wir leben, immer mehr mit Irrthümern angesteckt werden: so bedürfen wir eine Heilung für unsere erkrankte und verbildete Seele: und diese, die Herstellung unserer natürlichen Gesundheit kann uns allein die Philosophie geben. Dem Gewicht der so allgemein anerkannten Autorität Ciceros, der ja in einer Schrift „Hortensius" als Anwalt der Philosophie gegenüber der Beredsamkeit aufgetreten war, konnten sich am wenigsten alle diejenigen entziehen, die in der Beredsamkeit das Ziel und den Inbegriff aller Bildung erkannten. Auch Quintilian, der, den Philosophen feindlich gesinnt, die Philosophie als Magd der Beredsamkeit zu betrachten geneigt ist, erkennt doch an,[2] daß Niemand ohne die Lehre von der Tugend und Gerechtigkeit sittlich gut sein könne. Die Behauptung, daß die Tugend ohne Unterricht erworben werden könne, achtet er kaum einer Widerlegung werth. Sein idealer Redner soll nach seiner allseitigen technischen Ausbildung eine ebenso allseitige philosophische, in der Physik (Naturphilosophie), Dialektik und Ethik erhalten. Wenn er hinzufügt, er solle ein Philosoph sein, der sich nicht durch Schuldisputationen, sondern durch Handlungen, durch thatsäch-

1) Cic. Tusc. III 1—3. 2) Quintilian. Inst. XII prooem. 3. c. 2, 1—28.

liche Beweise seiner Gesinnung als wahrhaft bürgerlicher Mann zu bewähren habe: so werden wir daran erinnert, daß allerdings nicht bloß über die Zwecke, sondern auch über das wünschenswerthe Maß der philosophischen Bildung, auch unter denen, die ihre Nothwendigkeit oder Nützlichkeit anerkannten, in der römischen Welt die größten Meinungsverschiedenheiten herrschten. Tacitus äußert sich im Sinne jenes starren Römerthums, welches das Studium der griechischen Schulweisheit auf ein möglichst geringes Maß beschränkt wissen wollte. Dagegen genügt es Namen wie Seneca, Persius, Musonius Rufus, Marc Aurel zu nennen, zum Beweise, daß auch in der gebildeten römischen Welt die Forderung einer vollen Hingabe an die Philosophie ihre Vertreter gehabt hat. Die Philosophie, sagt Seneca, läßt sich nicht als Nebensache behandeln. Sie ist eine gebietende Herrin, sie spricht: ich nehme nicht die Zeit an, die ihr übrig behaltet, sondern ihr sollt die frei haben, die ich euch anweise. Gibt man sich ihr ganz hin, richtet auf sie den ganzen Geist, versagt sich allem andern, dann kommt man allen übrigen Menschen weit voraus und bleibt hinter den Göttern nicht weit zurück.[1] Sie ist nicht da, um den Tag mit einer angenehmen Unterhaltung hinzubringen, den Müssiggängern die Langeweile zu vertreiben: sie gestaltet und bildet den Geist, ordnet das Leben, gibt den Handlungen Richtung, zeigt was zu thun und zu lassen ist, sitzt am Steuer und lenkt durch die Gefahren der Wogen die Fahrt. Ohne sie kann niemand furchtlos, niemand ruhig leben, unzählige Ereignisse treten zu jeder Stunde ein, die einen Rath erfordern, den man von ihr holen muß.[2] In zwei sehr langen Abhandlungen hat Seneca die (offenbar viel erörterte) Frage behandelt, ob für das Leben der paränetische Theil der Moralphilosophie d. h. eine praktische, die Vorschriften für alle wichtigen Verhältnisse enthaltende Pflichtenlehre genüge, oder ob diese auf ein theoretisches System der Grundsätze oder Dogmen begründet werden müsse, aus denen die Normen des Handelns für alle einzelnen Fälle sich ergeben.[3] Die einen erklärten jenen (den paränetischen), die andern diesen (den dogmatischen) Theil für entbehrlich: Seneca führt aus,

Differenzen über das erforderliche Maß philosophischer Bildung.

---

1) Seneca epp. 53, 8—11. Vgl. Haupt Varia LXI. Hermes V 32.
2) Id. ib. 16, 3. 3) Id. epp 94. 95.

daß die volle und wahre sittliche Bildung nur durch die Verbindung beider erreicht werden könne. Eine auf Principien begründete Ueberzeugung muß die Basis und die Quelle aller Handlungen und Gedanken, diese müssen auf ein festes Ziel, das zu erstrebende höchste Gut gerichtet sein, wie der Lauf der Schiffe sich nach einem Gestirn richtet: ohne eine solche grundsätzliche dogmatische Ueberzeugung ist eine unwandelbare Beständigkeit in Thun und Denken unmöglich; sie ist auch der Boden, in dem allein die Lebensregeln der Sittenlehre wurzeln, aus dem sie allein immer neue Lebenskraft ziehen können. Aber auch diese speciellen Regeln sind neben jenen allgemeinen Grundsätzen unentbehrlich. Umgeben von verkehrten Vorstellungen, von Irrthümern aller Art, von Lüge und Schein, bedürfen wir einer unablässigen Einschärfung auch der bekannten Wahrheiten, mitten in dem Getöse des Wahns einer warnenden und mahnenden Stimme, in dem Brausen der Städte eines uns zur Seite stehenden Erinnerers, der gegenüber den Lobrednern des Reichthums, der Macht und Gunst uns die dem Studium gewidmete Ruhe und den aus der Außenwelt zu sich selbst zurückgekehrten Geist schätzen lehrt. Die Philosophie kann uns allein die Gesundheit der Seele geben,[1] sie ist die einzige Lehrerin der höchsten Kunst, der Kunst zu leben,[2] und nicht bloß die beste Führerin zur Sittlichkeit, sondern auch die einzige: es gibt keine Tugend ohne Philosophie, ebensowenig als Philosophie ohne Tugend.[3]

Wer eine so völlige Hingabe an die Philosophie verlangte, wie Seneca, der konnte begreiflicher Weise ebensowenig mit dem Eifer ihrer Jünger als mit ihrer Zahl leicht zufrieden sein. Niemand, so klagt er (etwa ums Jahr 64),[4] kümmere sich um die Philosophie, außer etwa wenn Schauspiele einen Aufschub erleiden oder ein Regentag eintrete, an dem man die Zeit tödten wolle; in den Schulen der Philosophen wie der Rhetoren sei es leer.[5] Doch diese Klagen des stets übertreibenden Schriftstellers würden höchstens beweisen, daß seine idealen Anforderungen unerfüllt blieben. Daß in der That die Philosophie auch damals in der Jugend der höhern Gesellschaft

1) Sen. Epp. 15, 1. 2) Id. ib. 90, 27. 3) Id. ib. 89, 8. 4) Id. Nat. Qu. VII 32; vgl. Clinton ad a. 63 p. C. 5) Id. Epp. 95, 23.

zahlreiche eifrige Jünger hatte, zeigt die Verbannung des Musonius Rufus im Jahre 65, den, wie Tacitus sagt, der Ruhm seines Namens vertrieb, da er auf die Bildung der Jugend durch Anleitung zur Philosophie wirkte.[1] Natürlich konnte nur eine erhebliche Anzahl von Schülern aus den höhern Ständen[2] die Aufmerksamkeit und den Verdacht der Neronischen Regierung erregen.

Die überwiegende Mehrzahl der Philosophen, die in Rom und andern Städten des Westens (namentlich in Massilia, einem Hauptsitze dieser Studien schon in Strabos Zeit) als Lehrer wirkten, waren allerdings Griechen,[4] und die Anerkennung der Philosophie als einer griechischen Wissenschaft zeigt sich auch darin, daß ein großer Theil der nichtgriechischen Philosophen wie Cornutus, Musonius Rufus, Favorinus, Marc Aurel griechisch schrieb. Wie sehr sie sich jedoch in Rom bereits im letzten Jahrhundert vor Christus eingebürgert hatte, das zeigt nicht nur die große Anzahl von Anhängern, Verehrern und Gönnern, die sie in der gebildeten Gesellschaft Roms fand, und die Entstehung einer römischen philosophischen Litteratur: sondern noch weit mehr die Bildung der römischen Philosophenschule der Sextier.[5] Sie war freilich nur eine Form des Stoicismus wie er sich im römischen Bewußtsein gestaltete, namentlich in so fern sie sich entschieden auf die Sittenlehre beschränkte, mit einer ascetischen aus dem Pythagoraismus entlehnten Beimischung (wie der Verwerfung der Fleischnahrung); da sie also mit dem Stoicismus und Cynismus des ersten Jahrhunderts im wesentlichen zusammentraf, fehlte die Grundbedingung ihrer selbständigen Existenz, sie löste sich nach kurzer Zeit auf und ihre Schüler traten, wie Seneca, in die große stoische Gemeinschaft zurück, aus der die Sextier ausgeschieden waren. Während ihres Bestandes jedoch hat die Schule bedeutende Vertreter gehabt und bedeutende Wirkungen geübt. Zu ihr gehörten außer ihrem Begründer Q. Sextius, einem Mann von guter Familie (der den ihm von Julius Cäsar angebotenen Senatorenstand und die

Theilnahme der Römer an der Philosophie. Die Schule der Sextier.

1) Tac. A. XV 71. 2) Plin. epp. III 11, 5. 3) Strabo IV 1, 5 p. 181.

4) Zeller III 1, 491. Der römische Philosoph Italicus (ὁ μάλιστα δοκῶν αὐτῶν φιλόσοφος εἶναι Epictet. D. III 8, 7) ist meines Wissens ganz unbekannt. 5) Zeller III 1, 599 ff.

amtliche Laufbahn verschmähte, um ganz der Philosophie zu leben) und seinem Sohne, der fruchtbare Schriftsteller Cornelius Celsus, der gelehrte Grammatiker L. Crassitius aus Tarent (der seine bedeutende Lehrthätigkeit aufgab um dieser Sekte ganz anzugehören), und Papirius Fabianus, den Seneca als junger Mann gehört hatte und hoch verehrte. Er nennt ihn einen wahren Philosophen nach Art der Alten, nicht der jetzigen Kathederphilosophen, doch rühmt er auch seine öffentlichen Vorträge. Man fühlte sich durch seine Ermahnungen erhoben und zur Nacheiferung aufgeregt, ohne daß man die Hoffnung verlor, ihn sogar zu übertreffen: und wenn auch im Allgemeinen seine Zuhörer ein bescheidenes Schweigen beobachteten, so riß sie doch mitunter die Größe seiner Gesinnung zu begeistertem Beifall hin.[1]

Verbreitung des Stoicismus.

Von den Systemen der griechischen Moralphilosophie war unzweifelhaft der Stoicismus dem römischen Nationalcharakter am meisten homogen, und zählte daher auch unter den ernst nach sittlicher Vervollkommnung strebenden Römern zu allen Zeiten die meisten Anhänger. In der langen Reihe hervorragender Persönlichkeiten der römischen Geschichte, die wir als Stoiker kennen, erblicken wir die edelsten Gestalten dieser Jahrhunderte und nicht wenige, die durch ihr Leben und ihren Tod den Ernst und die Aufrichtigkeit der aus jener Philosophie gewonnenen Ueberzeugungen bethätigt haben; und auch die uns erhaltenen philosophischen Werke römischer Schriftsteller dieser Periode gehören fast ausschließlich dieser Schule an.

Epikureismus

Daß der Epikureismus zu allen Zeiten nächst dem Stoicismus wol die zahlreichsten Anhänger hatte, darf man auch ohne ausdrückliche Zeugnisse von seiner Verbreitung in der römischen Welt unter dem Kaiserthum voraussetzen.[2] Daß die Epikureer namentlich im öffentlichen Leben nicht hervortraten, war ja in der Natur dieser Schule begründet, die die Verborgenheit geflissentlich suchte, und ihr Bedürfniß, ihr System in der Litteratur geltend zu machen war gering und hinlänglich durch ältere Schriften befriedigt.

und der übrigen Systeme bei den Römern.

Die übrigen philosophischen Schulen waren unter den Römern zwar ohne Zweifel weniger verbreitet, ohne Vertretung aber war wol keine, und die

1) Seneca Epp. 100, 12. 52, 11. 2) Zeller III 1, 348, 3. 353.

eklektische Richtung der Römer brachte es mit sich, daß jede auch außerhalb des Kreises ihrer eigentlichen Anhänger Interesse und Anziehung übte. Die Vorträge, die der Platoniker Plutarch noch unter Domtian in Rom hielt, wurden von den bedeutendsten Männern Roms besucht;[1] und mehrere unter ihnen traten mit dem hochverehrten Philosophen in ein dauerndes Verhältniß, wie Sossius Senecio (Consul 98, 99, 102, 107, dem Plutarch seine Biographien berühmter Männer widmete[2]), Fundanus (ein Schüler des Musonius,[3] doch wol Minucius Fundanus Consul 107) Terentius Priscus (doch wol derselbe, der auch Martials Gönner war[4]) und andre.[5] Gellius, der in Athen den berühmten Platoniker Calvisius Taurus eifrig hörte, gehörte zu einem großen Kreise dort studierender Römer, die alle dieselben Vorlesungen besuchten.[6] Von der Stellung, die der Cyniker Demetrius in der Zeit von Nero bis Vespasian in Rom einnahm, wird unten die Rede sein. Der Cyniker Theagenes,[7] der nach Galenus Erzählung an der falschen Behandlung des Arztes Attalus (Schüler des Soranus), eines „Esel von der Sekte des Thessalus" starb, war zu Rom eine sehr bekannte Persönlichkeit, da er täglich in den Thermen des Trajan disputierte. Als Attalus mit zahlreichen Freunden des Patienten in dessen Haus trat um ihnen denselben als Rekonvaleszenten zu zeigen, waren Cyniker und andre Philosophen gerade beschäftigt die Leiche des Philosophen zu waschen, der nach den Grundsätzen seiner Schule weder Sklaven noch Familie hatte. Galen begründete seinen Ruf in Rom (im J. 162)[8] durch die Herstellung des 63jährigen Peripatetikers Eudemus.[9] Diesen besuchten während seiner Krankheit „fast alle durch Rang und Bildung hervorragende Männer," namentlich Sergius Paullus (Consul zum zweiten Mal 168, später Stadtpräfekt),[10] „ein durch philosophische Bildung und Handlungsweise ausgezeichneter Mann,"[11] und der Consular Flavius

1) Plutarch. de curios. 15. 2) Vgl. Id. Qu. Conv. I 1. 3) Id. de ira cohib. 2. de tranq. an. 1. 4) Id. de def. oracc. Vgl. S. 401.
5) Paccius: De tranq. an. Saturninus: Adv. Coloten. Sulla: De cohib. ira. De fac. in orbe Lunae. 6) Gell. I 2, 1. XVIII 2, 2. 7) Galen. ed. K. X p. 909 sqq. (Identisch mit dem Theagenes Lucian. Peregr. 3 sqq.?)
8) Clinton F. R. ad a. 162. 9) Galen. de praenot. c. 2 sqq. ed. K. XIV p. 605 sqq. 10) Clinton F. R. ad a. 175. 11) Galen. ed. K. II 218.

Boethus, der eifrig dem Studium der Aristotelischen Philosophie ergeben war. Dieser, sowie Civica Barbarus Consul 157, Oheim des Lucius Verus, und der Consul (162) Severus (ebenfalls Aristoteliker)[1] ließen sich von Galen anatomische Vorträge halten; denselben wohnten (außer andern Philosophen) der (mehr dem Aristoteles als dem Plato anhängende) Peripatetiker Alexander aus Damascus (im J. 162 Lehrer des Boethus, etwa 175 öffentlicher Lehrer zu Athen)[2] und Demetrius aus Alexandria bei, der letztere ein Freund des Favorinus, der täglich öffentlich in der Weise seines Lehrers über vorgelegte Themata sprach.[3] Favorinus selbst, der Skeptiker war, stand bei Hadrian in Gunst und versammelte unter ihm und seinem Nachfolger eine große Anzahl von Schülern und Bewundrern, zum Theil von hohem Stande.[4] Gellius, der sich an ihn hauptsächlich anschloß, erwähnt als seine Freunde einen Peripatetiker und einen Stoiker „beides zu Rom angesehene Philosophen;"[5] in einer gelehrten Gesellschaft, in welcher Gellius einmal die heißeste Sommerzeit in Tibur verbrachte, war auch ein Peripatetiker, der den Aristoteles eifrig studierte.[6] — Diese im Verhältniß zu der Dürftigkeit unsrer Kenntniß der damaligen geistigen Zustände zahlreichen Erwähnungen philosophischer Studien in Rom, sowie andre gelegentliche Nachrichten[7] (wie z. B. daß in Trajans Zeit dort bei Mahlzeiten zur Unterhaltung der Gäste platonische Dialoge aufgeführt wurden)[8], lassen uns die Vorstellung gewinnen, daß in den höhern Ständen Roms seit dem Ende des ersten Jahrhunderts ein reges und vielseitiges Interesse für Philosophie verbreitet war, und die Berichte des Porphyrius über die Erfolge des Plotinus in Rom zeigen, daß dasselbe noch bis tief ins dritte Jahrhundert lebendig blieb.[9]

Beginn des philosophischen Unterrichts gewöhnlich im ersten Jünglingsalter.

Die philosophischen Lehrjahre begannen für die meisten jungen Männer nach Beendigung des grammatischen und rhetorischen Unterrichts.[10] Gellius, der diese Studien ungewöhnlich lange fortsetzte,

1) Galen. XIV 612 sq. vgl. XIX 13. 2) Clinton l. l. 3) Galen. XIV 627. 4) Philostrat. V. soph. I 8. Gell. XII 1, 1—3. 5) Gell. XVIII 1. 6) Id. XIX 5. 7) Vgl. Teuffel R. L. G. 336. 8) Th. I³ 334, 2. 9) Porphyr. vit. Plotini 7—9. 10) Quintilian. XII prooem. 3: orator a dicendi magistris dimissus — majora sibi auxilia ex ipsis sapientiae penetralibus petit.

scheint erst im Alter von 25 Jahren sich der Philosophie zugewandt zu haben,[1] während Marc Aurel seine philosophischen Studien im zwölften Jahr ungewöhnlich früh begann.[2] Die große Mehrzahl dürfte mit der Anlegung der Männertoga in die Schule eingetreten sein, die ihre Zöglinge zur sittlichen Mündigkeit entließ, unter die Männer im höhern Sinne des Worts versetzte.[3] Persius, der im Alter von sechzehn Jahren die Bulla und das Knabenkleid ablegte, empfand nun, da ihm die weiße Toga gestattete, seine Augen in dem verwirrenden Gewühl Roms überall frei umherschweifen zu lassen, lebhaft das Bedürfniß, einem bewährten Führer zu folgen, um in dem Labyrinth der vor ihm liegenden verschlungenen Pfade den Weg des Lebens richtig zu wählen; er schloß sich aufs engste an Cornutus an.[4] Auch Seneca war im ersten Jünglingsalter, als er die Schule des zur Sekte der Sextier gehörenden Alexandriners Sotion besuchte.[5] Die große Mehrzahl setzte vermuthlich den regelmäßigen Besuch philosophischer Vorlesungen nur bis zur Begründung eines eigenen Hausstandes fort, obwol Plutarch in den Sorgen und Geschäften, die dieser mit sich brachte, keine genügende Entschuldigung erkennen wollte, etwas so viel wichtigeres zu vernachlässigen.[6] Und in der That war es offenbar nicht ungewöhnlich verheirathete und ältere Männer in die Philosophenschule gehen zu sehn; Seneca war schon ein Sechziger, als er in Neapel den Philosophen Metronax hörte. Er schreibt an Lucilius, er gehe nun bereits den fünften Tag in die Schule um Metronax am Nachmittag (von der achten Stunde ab) vortragen zu hören: diese Schule, sagt er, läßt jedes Alter zu; soll ich etwa erröthen zu einem Philosophen zu gehn? Freilich ist sie sehr wenig besucht, während das Theater, in dem gleichzeitig musikalische Wettkämpfe stattfinden, gedrängt voll ist, und die Schüler des Metronax werden als Thoren und Müssiggänger verspottet.[7]

Der philosophische Unterricht bezog sich auf die drei Abtheilungen der Philosophie, die alle Schulen anerkannten, Logik, Physik und Ethik.

1) Oben S. 415. 2) Vit. M. Antonini c. 2. 3) Seneca Epp. 4, 2. 4) Vit. Persii. Sat. V 30 sqq. 5) Seneca Epp. 49, 2 (puer) 108, 17 (juvenis). 6) Plutarch. cupid. divit. c. 7. 7) Seneca Epp. 76, 1—4.

Nur die Platoniker verbanden damit auch damals noch, wie es scheint in der Regel, das Studium der Mathematik: in ihren Studirzimmern sah man Figurentafeln, Kugeln u. dgl.,[1] in ihren Auditorien äußerten die Schüler ihre Wißbegier durch gelehrte mathematische Fragen;[2] die mathematischen Reminiszenzen bei Gellius stammen wol aus seinen Studien bei dem Platoniker Taurus.[3] In der stoischen Schule, über welche wir aus jener Zeit die meisten Nachrichten haben, wurde in der Regel mit der Logik (und Dialektik) angefangen,[4] wenn auch die stoischen Autoritäten über die Reihenfolge beim Unterricht nicht übereinstimmen.[5] Seneca nennt die Logik die „Abcschule" der Philosophen.[6] Obwol der Stoicismus und die Philosophie überhaupt damals die Ethik so sehr zum Hauptgegenstande und Zwecke des Unterrichts machte, daß die beiden andern Theile neben ihr als nicht bloß untergeordnet sondern selbst mehr oder weniger entbehrlich erscheinen konnten,[7] hielten doch auch Männer wie Musonius Rufus[8] und Epiktet,[9] wie sehr sie als alleinigen Zweck der Philosophie die sittliche Bildung betrachten und wie wenig Interesse sie auch an logischen und dialektischen Erörterungen nehmen mochten,[10] die Logik als Grundlage des philosophischen Studiums für unerläßlich, noch weniger konnte über ihre Nothwendigkeit und Nützlichkeit für eine allgemeine wissenschaftliche Bildung, namentlich bei solchen, die sich der Beredsamkeit widmeten, ein Zweifel sein.[11] Dies trockene Studium war nun für Scharfsinnige, vollends wenn sie zur Spitzfindigkeit neigten, um so anziehender, als man mit der Virtuosität in der Handhabung logischer Formen in Disputationen und sonst leicht glänzen konnte. Hat man sich, sagt Gellius, in diese anfangs abschreckende Wissenschaft erst eingelassen, so leuchtet ihr Nutzen je länger je mehr ein und es entsteht eine unersättliche Lust am Lernen, der man Einhalt thun muß, weil man sonst in Gefahr geräth, in jenen labyrinthischen Irrgängen der Dialektik wie an den Inseln der Sirenen sein Leben

Logik und Dialektik.

---

1) Lucian. Nigrin. 2. 2) Plutarch. de audiendo c. 10. Vgl. conj. praec. c. 18. 3) Gell. I 20, 1. XVI 18, 6. 4) Epictet. D. I 17, 6.
5) Zeller III 1, 56 f. 6) Seneca Epp. 71, 6. 7) Marc Aurels Ansicht: Zeller III 1, 676. 8) Epictet. D. I 7, 32. 9) Id. ib. I 17, 1—12. II 25.
10) Zeller III 1, 664. 11) Quintilian. XII prooem.

zu verbringen.[1] Das schlimmste an den Sophismen, sagt Seneca, ist daß sie einen gewissen Reiz ausüben und den durch den Schein des Scharfsinns verlockten Geist aufhalten und fesseln, während eine solche Menge von wichtigeren Dingen uns weiter ruft und kaum das ganze Leben hinreicht, das eine zu lernen (was der Zweck der Philosophie ist): das Leben zu verachten.[2] Derartige Liebhabereien und Richtungen fanden in einer umfangreichen Litteratur reichliche Nahrung, zu der namentlich die älteren Stoiker, die dies Feld mit Vorliebe anbauten, beigetragen hatten; es gab eigene Bücher über einzelne Fangschlüsse, die keinen andern Zweck hatten, als einen andern in Verlegenheit zu bringen, wie der Haufenschluß (wie viel Körner machen einen Haufen?) der Hörnerschluß (hast du deine Hörner verloren? im Verneinungsfalle: Also hast du noch Hörner; im Bejahungsfalle: also hast du sie gehabt) und dgl.[3] Solche Spielereien eines talmudischen Witzes wurden auch damals vielfach ernsthaft behandelt, und namentlich von jungen Leuten viel Zeit damit verschwendet. Alle Anfänger in der Philosophie, sagt Plutarch, legen sich am liebsten auf das, was Ruhm bringt; die einen schwingen sich aus Leichtsinn und Ehrgeiz wie Vögel zum Glanz und zur Höhe der naturphilosophischen Spekulation auf, die andern gehn auf Disputationen, schwierige Fragen und Sophismen aus, wie (nach Platos Ausdruck) Hündchen am Zerren und Schleppen ihre Freude haben; die meisten aber vertiefen sich in die Dialektik, um sich mit der nöthigen Ausrüstung für die Sophistik zu versorgen.[4] Diesen falschen Richtungen der Schüler, die ihren Geist, nicht ihren Charakter bilden wollten, kamen leider, wie Seneca sagt, die Lehrer entgegen, „die uns die Kunst des Disputirens anstatt die des Lebens lehren," und so sei die Philosophie zu einer Wortwissenschaft (Philologie) geworden.[5] Durch die Aufnahme dessen, was in der Philologie und Mathematik entbehrlich ist, habe es die Philosophie dahin gebracht, daß sie besser zu reden als zu leben verstehe.[6] In der Klage, daß zu viel Zeit und Kraft an Logik und Dialektik verwendet werde, die

1) Gell. XVI 8, 16 sq. Vgl. Epictet. D. II 23, 41. 2) Seneca Epp. 111, 5. 3) Zeller II 1, 188 f. 4) Plutarch. De prof. in virtute 7. 5) Seneca Epp. 108, 23. 6) Seneca Epp. 88, 42.

doch nur Außenwerke der Weisheit seien, und daß die Ethik darunter leide, vereinigten sich Philosophen und Nichtphilosophen.[1] Gegenwärtig, sagt z. B. Epiktet, ist der größte Fleiß auf die Auflösung von Syllogismen verwandt worden und hierin werden Fortschritte gemacht; einst wurde der größte Fleiß darauf verwandt, den besten Theil der Seele im naturgemäßen Zustande zu erhalten und darin Fortschritte gemacht.[2] Besonders in der stoischen Schule war das Streben vieler Studirenden mehr oder minder ausschließlich auf Erwerbung der Virtuosität in dialektischer Technik und Gelehrsamkeit in der bezüglichen Litteratur gerichtet. Die noch in die Schule gehenden oder eben aus der Schule gekommenen Pedanten, die heute schon lehren wollten, was sie gestern gelernt hatten, und „unverdaute Brocken vomierten,"[3] alles besser wußten als andere, und ihre Lehrer hauptsächlich in Tadelsucht und Rechthaberei kopirten, erscheinen bei den Schriftstellern des zweiten Jahrhunderts nicht selten als die unerwünschten Störer der geselligen Unterhaltungen in Griechenland. Gab es doch, wie Epiktet sagt, Leute, die zu keinem andern Zweck philosophische Vorträge besuchten und Lehrbücher studirten, als um die Bewunderung eines Senators zu erregen, den ihnen das Glück etwa zum Tischnachbar geben würde, oder um die Gäste durch Aufzählung sämmtlicher Schriftsteller in Erstaunen zu setzen, die über eine gewisse Schlußform geschrieben hatten.[4] Gellius[5] fand bei einem Besuche des Herodes Attikus auf seiner Villa am Kephissus einen sehr jugendlichen, sehr redseligen und vorlauten Stoiker, der gewöhnlich in den Gesprächen nach der Tafel das Wort ergriff, um überlange und geschmacklose Vorträge über Philosophie zu halten, von der er mehr zu verstehn versicherte als alle übrigen Griechen und Römer. Er warf mit unbekannten Ausdrücken, mit Syllogismen und Fangschlüssen um sich, rühmte sich, daß niemand ihm im Auflösen dialektischer Probleme gleich komme; daß niemand wie er in der ganzen Ethik zu Hause sei, und fühlte sich im Besitz der wahren, die höchste Seligkeit verbürgenden Weisheit so unerschütterlich sicher, daß er erklärte kein Kummer oder Schmerz vermöge über einen Stoiker

1) Gell. II 8. 2) Epictet. D. III 6, 3. 3) Id. ib. I 26, 16. Plutarch. De prof. in virt. 8. 4) Th. I³ 348. 5) Gell. I 2.

auch nur soviel, um die Heiterkeit seines Antlitzes zu umwölken. Herodes ließ darauf zu seiner Beschämung eine Stelle aus Epiktet vorlesen, worin dieser ehrwürdige Greis den jungen Leuten eine gerechte Strafrede hält, die sich Stoiker nennen, und sich keineswegs durch sittlichen Werth und Gehalt auszeichnen, dagegen fortwährend läppische Lehrsätze und den Inhalt elementarer Schulbücher im Munde führen und bei dem Dunst von Worten und Spitzfindigkeiten, den sie vor den Augen der Hörer erregen, fälschlich den Namen jener erhabenen Lehre gebrauchen.

Die Naturphilosophie (Physik) stand in zu engem Zusammenhange mit der Ethik, um nicht wenigstens bis auf einen gewissen Grad in dieser mit berücksichtigt zu werden: schon die Frage nach der Vorsehung konnte eigentlich nur zugleich mit der Frage nach dem Ursprung der Dinge und der Ordnung des Weltganzen erledigt werden.[1] Je einseitiger und ausschließlicher aber die Concentration auf die sittliche Aufgabe der Philosophie war, desto geringere Beachtung wurde auch dieser Disciplin geschenkt: und die Ansicht des Sokrates, daß die Untersuchung über die letzten Bestandtheile und Gründe der Dinge unser Vermögen übersteige und keinesfalls einen praktischen Werth habe, war vermuthlich eine weit verbreitete, wie sie denn auch von einer so hohen Autorität wie Epiktet vertreten wurde.[2] Auch Seneca, der selbst für die naturwissenschaftliche Spekulation Liebhaberei und Interesse hatte, will sie doch nur in so weit gelten lassen, als sie zur sittlichen Vervollkommnung beitragen kann. Der Geist bedarf der Naturbetrachtung zu seiner Erholung und sie theilt ihm die Erhabenheit der Gegenstände mit, mit denen sie sich beschäftigt. „In der Betrachtung der Welt und ihres Urhebers erhebe man sich über die Bürde des Leibes, man lerne seine höhere Abkunft und Bestimmung kennen, den Körper und das Körperliche gering schätzen und sich von ihm frei machen.[3] Doch freilich ist dabei die Gefahr, daß der Geist sich gewöhnt lieber sich zu vergnügen als gesund zu werden, und die Philosophie zu einer bloßen Ergötzung zu machen, während sie doch ein Heilmittel ist.“[4] Daß Physik.

1) Quintilian. XII 2, 20. 2) Zeller III 1, 664 f. 3) Zeller III 1, 622 f.
4) Seneca Epp. 117, 29.

gerade die die Phantasie so sehr anregende Naturphilosophie Dilettanten anzog, denen es um philosophische Bildung nicht Ernst war, deutet auch Plutarch in der angeführten Stelle an: Properz wollte sich ihr dann zuwenden, wenn das Alter ihn zwingen werde der Liebe zu entsagen. Dann wollte er die Gesetze der Natur kennen lernen, sich über die Ursache des Mondwechsels, der Luftveränderungen, des Regens, des Regenbogens, der Erdbeben, der Sonnenfinsternisse, der Erscheinungen des Sternhimmels und Meeres, der Jahreszeiten belehren, forschen welcher Gott dies Weltgebäude kunstvoll regiere, ob der Welt ein Tag des Untergangs bevorstehe, ob es eine Unterwelt und Höllenstrafen gebe oder mit dem Tode die Existenz ende.[1]

Ethik. Immer aber traten Physik und Logik neben der Ethik so sehr in den Hintergrund, daß die letztere als der wesentliche, wo nicht als der einzige Inhalt der Philosophie erschien. Wenn dies nach allem gesagten kaum noch eines Nachweises bedarf, so ist es doch vielleicht nicht überflüssig zu zeigen, wie auch gerade die Erziehung der Jugend zur Sittlichkeit ganz allein von der Philosophie erwartet wurde. Wie Gymnastik und Heilkunde für die Gesundheit und Kraft des Körpers sorgen, sagt Plutarch in seiner Schrift über die Erziehung,[2] so heilt die Schwäche und Krankheit der Seele allein die Philosophie. Durch sie und mit ihr erkennt man was edel, was schändlich, was gerecht, was ungerecht, kurz was zu erstreben, was zu vermeiden ist; wie wir uns gegen die Götter, die Eltern, das Alter, die Gesetze, die Fremden, die Herrscher, die Freunde, die Frauen, die Kinder, die Männer zu verhalten haben: daß wir die Götter fürchten, die Eltern ehren, das Alter achten, den Gesetzen gehorchen, den Herrschern willfahren, die Freunde lieben, gegen die Frauen züchtig sein, die Kinder mit Zärtlichkeit, die Sklaven ohne Uebermuth behandeln sollen; hauptsächlich aber, daß wir weder im Glück zu sehr frohlocken noch im Unglück niedergeschlagen sein, daß wir uns weder von der Lust überwältigen lassen noch im Zorn leidenschaftlich und brutal werden sollen. Dies halte ich von allen Gütern, die wir durch die Philosophie gewinnen, für die vorzüglichsten. Thörichte Eltern, heißt es an einer andern Stelle,[3] die es versäumt haben

1) Prop. IV (III) 5, 23—46. 2) Plutarch. de educ. puer. c. 10. 3) Ib. c. 7.

ihren Kindern eine gute Erziehung zu geben, bereuen diese Versäumniß gewöhnlich erst dann, wenn die Söhne ins Jünglingsalter treten und nun anstatt ein geregeltes und vernünftiges Leben zu führen, sich in Ausschweifungen und niedrige Lüste stürzen, Schmarotzer und andere Jugendverderber an sich ziehn, Dirnen halten, mit Schlemmerei, Würfelspiel, Gelagen das Ihrige verprassen, Ehebrüche und andere Excesse begehn, bei denen sie um ihrer Lust willen das Leben aufs Spiel setzen: hätten sie den Unterricht eines Philosophen genossen, so würden sie sich solchem Treiben nicht hingegeben haben. Wie der Landmann oder Gärtner das Unkraut aus dem Felde,[1] so tilgt der Philosoph die bösen Triebe des Neides, des Geizes, der Wollust, wenn es sein muß mit tiefen Schnitten, die Narben zurücklassen, aus der jugendlichen Seele: in andern Fällen verfährt er behutsam wie der Winzer beim Beschneiden der Reben um nicht mit dem unedlen zugleich das edle auszurotten.

Ueberall wo der philosophische Unterricht so aufgefaßt, wo der Philosoph nicht bloß als Lehrer, sondern ganz vorzugsweise als Erzieher, ja geradezu als Seelsorger seiner Schüler betrachtet wurde, galt es nothwendigerweise als seine Pflicht, deren sittliches Wohl auch außerhalb des eigentlichen Unterrichts auf jede Weise zu fördern, und folglich als sein Recht eine Aufsicht über den ganzen Lebenswandel zu führen, sie mit Rath und Ermahnung, Warnungen und Vorwürfen, mit Milde und Strenge auf den rechten Weg zu leiten. Allem Anschein nach haben auch in jener Zeit zahlreiche hervorragende, von dem Bewußtsein der hohen Bedeutung ihres Amts erfüllte Männer, mit solchem Ansehn ausgestattet, auf ganze Generationen die größten sittlichen Wirkungen geübt, um so mehr da zu den berühmten Lehrern namentlich in Athen und Rom, die, wie Musonius, die Jugend „von allen Seiten wie der Magnet das Eisen an sich zogen,"[2] die Schüler selbst aus weiter Ferne herbei strömten. Ein Theil derselben trat zu ihren Lehrern in ein näheres Verhältniß, das oft lange über die eigentlichen Lehrjahre hinaus, ja durch das ganze Leben fortdauerte. So blieb Persius seit seinem siebzehnten Jahre mit Cornutus in unzertrennlicher Freundschaft verbunden, und

Pflicht und Recht der Lehrer den ganzen Lebenswandel der Schüler zu beaufsichtigen und zu leiten.

1) Id. de vitioso pudore c. 2. 2) Suid. s. Μαρκιανός. Th. I³ 19 A.

lernte auch dessen übrige Schüler kennen, darunter den Dichter Lucan und zwei Griechen, den Spartanischen Arzt Claudius Agathemerus und Petronius Aristokrates aus Magnesia, beides sehr gebildete Männer, von größter Reinheit der Seele, die Persius sich zum Muster nahm. Cornutus war sein Rathgeber auch bei seinen poetischen Arbeiten und ward von ihm in seinem Testament mit einem bedeutenden Legat bedacht.[1] Persius hat seine Dankbarkeit gegen den geliebten Lehrer, „dem ein so großer Theil seiner Seele ganz gehörte," in Worten voll inniger Empfindung ausgesprochen: mit ihm, der seine zarten Jahre mit Sokratischer Liebe gehegt, seine Seele in der Zeit ihrer Bildsamkeit wie ein Künstler den weichen Thon geformt hatte, glaubte er sich durch die Bestimmung der Gestirne für immer verbunden, und gerne gedachte er der in gemeinsamer Arbeit und Erholung verbrachten Tage und der bis zum Anbruch der Nacht verlängerten, doch bescheidenen Mahlzeiten, die die ernsten Studien unterbrachen.[2] Ein anziehendes Bild von dem Verhältniß des Platonischen Philosophen Taurus zu seinen Schülern hat Gellius gegeben. Taurus gestattete ihnen nicht bloß oft nach dem täglichen Unterricht Fragen an ihn zu richten,[3] sondern lud die sich enger an ihn schließenden häufig zu einer frugalen Abendmahlzeit, wobei ein Gericht von ägyptischen Linsen und gehacktem Kürbis mit Oel bereitet die Hauptschüssel zu bilden pflegte.[4] Hier mußten die Schüler gleichsam als „Knupperwerk zum Nachtische" Fragen und Probleme vortragen, besonders Spielereien, wie sie den von Wein belebten Geistern zusagten, z. B. in welchem Augenblick ein Sterbender eigentlich sterbe, ein Aufstehender aufstehe, ein Lernender seine Kunst verstehe: dergleichen Fragen sollte man nicht verachten, sagte Taurus, da die größten Philosophen sie erörtert hatten.[5] In Krankheiten besuchte Taurus seine Schüler.[6] Seine Mißbilligung alles dessen, was ihm an ihrer Lebens- oder Studienweise mißfiel, sprach er je nach den Umständen mit Freundlichkeit oder Strenge aus. Einem reichen jungen Manne, der mit Flötenspielern und Tragöden umzugehn liebte, sandte er, um ihn von dieser Genossenschaft abzuziehn, eine Stelle aus Aristoteles

1) Vita Persii. 2) Pers. V. 22 sq. 36—51. 3) Gell. I 26.
4) Id. XVII 8. 5) Id. VII 13. 6) Id. XVIII 10.

über den sittlichen Unwerth der meisten solcher Künstler zu, mit der Anweisung, sie täglich zu lesen.[1] Einen andern, der plötzlich vom Studium der Beredsamkeit zur Philosophie überging, fuhr er mit harten Worten an, und wurde vollends zornig, als dieser sich mit dem Beispiel anderer vertheidigte, was ihm auch Veranlassung gab, eine schöne hierauf bezügliche Stelle aus Demosthenes anzuführen. So, sagt Gellius, bediente sich Taurus jeder Art von Ermahnungen und Unterweisungen, um seine Schüler zum Guten und Rechten anzuleiten.[2] Der Stoiker Attalus, in dessen Schule zu Rom Seneca in seiner Jugend stets als der erste kam und als der letzte blieb, ging auch auf Spaziergängen gern auf die Fragen seiner Schüler ein: wer zu einem Philosophen komme, sagte er, müsse täglich etwas Gutes nach Hause tragen, die Philosophie habe die Kraft, nicht bloß den sich ihren Studien widmenden, sondern auch den mit ihr verkehrenden zu nützen.[3]

Wenn die Philosophen das Leben ihrer Schüler bis ins kleinste regeln und selbst über geringfügige und scheinbar gleichgiltige Dinge (insofern auch diese auf sittliche Grundsätze bezogen wurden), Vorschriften ertheilen zu müssen glaubten, so wurde ihre Berechtigung dazu offenbar ganz allgemein anerkannt, und nicht selten überließen sich auch Männer, namentlich jüngere, ihrer Leitung mit einer unbedingten Folgsamkeit, wie sie heute nur von Knaben ihren Erziehern gegenüber bewiesen wird. Ueberhaupt wurde den Lehrern damals von erwachsenen Schülern eine größere Autorität eingeräumt als gegenwärtig. So erzählt Gellius, daß der Rhetor T. Castricius einigen Senatoren, die seine Schule besuchten, einen Verweis ertheilte, weil sie an einem Feiertage öffentlich in einer nicht standesgemäßen Tracht erschienen waren.[4] Daß aber den Philosophen die am weitesten gehende Befugniß zugestanden wurde, das Leben ihrer Schüler zu regeln, ist selbstverständlich. Attalus empfahl seinen Schülern, auf einem harten Pfühl zu schlafen, und Seneca bediente sich noch im Alter eines solchen, auf den der Körper keinen Eindruck machte.[5] Epiktet ermahnte seine Zuhörer den Bart wachsen zu lassen, nicht

1) Id. XX 4. 2) Id. X 19. 3) Seneca epp. 108, 3 sq. 4) Gell. XIII 22. 5) Id. 108, 23.

nur als einen schönen und würdigen Schmuck, sondern auch als ein von der Vorsehung zur Unterscheidung der Geschlechter bestimmtes Zeichen, das uns nicht wegzuwerfen erlaubt sei.[1] Ein junger Mann, der mit zierlich geordnetem Haar und stutzerhafter Kleidung in die Schule kam, hatte hierüber einen längeren Vortrag anzuhören. Die Aussicht darauf, daß er sich vielleicht beleidigt fühlen, nicht wieder kommen und den guten Rath nicht befolgen werde, konnte den Philosophen nicht von Erfüllung seiner Pflicht zurückhalten, deren Vernachlässigung jener ihm später mit Recht hätte zum Vorwurf machen können.[2] Aber noch weniger als zu geschmückt, wollte Epiktet seine Schüler schmutzig und vernachlässigt sehen, stets sollten sie sauber sein, damit die Mitschüler an ihnen Freude hätten, und er hat nicht verschmäht auf die Einzelheiten der Körperpflege einzugehn, daß man sich schnäuzen, die Füße waschen, sich vom Schweiß reinigen, die Zähne putzen solle: „warum? damit du ein Mensch seiest und kein Thier, kein Ferkel!"[3] Und diese das ganze leibliche wie geistige Wohl vom größten bis zum kleinsten umfassende, sich in die privatesten Dinge mengende Fürsorge erstreckten die Philosophen sogar auch auf die Angehörigen ihrer Schüler, ohne wie es scheint sich den Vorwurf der Zudringlichkeit zuzuziehn. Favorinus erhielt eines Tages die Nachricht, daß die Frau eines seiner Zuhörer, eines Mannes von senatorischem Stande aus vornehmer Familie, von einem Sohn entbunden sei: sogleich begab er sich, begleitet von seinen sämmtlichen gerade anwesenden Zuhörern, zu dem jungen Vater, beglückwünschte ihn, und sprach dann die Erwartung aus, daß die Wöchnerin das Kind selbst nähren würde. Als deren Mutter sich dagegen erklärte, hielt Favorinus sofort eine große Rede über diesen Gegenstand, die Gellius sich aufzeichnete und später seinen Attischen Nächten einverleibte.[4] Daß die Philosophen, die selbst in solchen Dingen Rath spendeten, bei allen Gewissensskrupeln und in allen schwierigen Lagen des Lebens von ihren Schülern um Rath gefragt wurden, ist selbstverständlich. Als Gellius, sehr jung (doch nicht unter 25 Jahr alt) zum Richter ernannt, sich einmal in einem Prozeß für keine Partei zu entscheiden vermochte, hob er den Termin auf und begab sich

1) Epictet. D. I 16, 9. 2) Id. D. III 1. 3) Id. IV 11. 4) Gell. XII 1.

stehenden Fußes sofort zu Favorinus, an den er sich damals vorzugsweise angeschlossen hatte, und bat ihn um sein Urtheil in diesem Fall und um Belehrung über das Richteramt überhaupt.[1] Allem Anschein nach hatten die Philosophen eher darüber zu klagen, daß sie zu viel als daß sie zu wenig um Rath gefragt wurden. Man verlangte von ihnen, wie Epiktet sagt, Verhaltungsmaßregeln in praktischen Angelegenheiten, wie von einem Schuhmacher oder Grobschmiede seine Waare, ohne durch eigene Arbeit die sittlichen Principien sich aneignen zu wollen, aus denen die Entscheidungen aller einzelnen Fälle abgeleitet werden mußten.[2]

Dreierlei Stellungen der Philosophen als Lehrer.

In der Regel übten die Philosophen (abgesehn von gelegentlichen Einwirkungen) eine praktische Thätigkeit und damit einen unmittelbaren Einfluß auf die sittliche Bildung ihrer Zeit in dreierlei Verhältnissen: als Erzieher und stete Berather Einzelner, als Lehrer der Moral in öffentlichen Schulen, endlich als Missionare und Volksprediger; dies letztere Feld blieb ausschließlich den Cynikern, die es sich erwählt hatten, überlassen. Diese sämmtlichen Formen der philosophischen Berufsthätigkeit werden von Philosophen und Nichtphilosophen häufig genug erwähnt, so daß sich wenigstens bis auf einen gewissen Grad von denselben eine Vorstellung gewinnen läßt. Freilich sind es hauptsächlich die Schattenseiten und Uebelstände, die Mängel und Schwächen, Mißerfolge und Unzulänglichkeiten der philosophischen Bemühungen und Leistungen, die zur Sprache gebracht werden, und bei denen besonders die so zahlreichen principiellen Gegner der Philosophie mit Vorliebe verweilen. Aber auch aus solchen Ausstellungen und Angriffen ergeben sich die hohen Anforderungen, die man an die Einwirkung der Philosophie auf die sittliche Hebung der Mitwelt stellte, und wenn diese freilich von den meisten nur sehr unvollkommen erfüllt wurden, so wird doch auch theils stillschweigend theils ausdrücklich zugestanden, daß die besten und reinsten Lehrer sie in höchstem Maß erfüllten und die allergrößte Wirkung übten.

1. Philosophen als

Während die große Mehrzahl sich begnügen mußte, die sittliche Bildung durch einen philosophischen Unterricht von einer doch be-

---

1) Id. XIV 2. 2) Epictet. D. III 9.

Erzieher und Seelsorger in vornehmen Häusern.

schränkten Dauer zu erstreben, suchten Vermögendere sehr häufig einen Philosophen ganz und gar in ihr Haus zu ziehn, nicht bloß zur Erziehung der Kinder, sondern auch um sich für das ganze Leben eines zuverlässigen, steten Berathers, Führers und Seelsorgers zu versichern. Namentlich in großen römischen Häusern scheinen, wie in der letzten Zeit der Republik, so auch in der Monarchie griechische Philosophen diese Stellung oft eingenommen zu haben. Ein in der Nähe von Bonn gefundenes Monument ist dem Philosophen Q. Egrilius Euaretus, „Freunde des Salvius Julianus" (wahrscheinlich des Consuls im J. 175) von seiner Frau errichtet; der Consular wollte, wie man sieht, diesen Umgang auch in der Provinz nicht entbehren.[1] Besonders aber erscheinen diese Hausphilosophen, wie die Philosophen überhaupt, als Begleiter und Tröster bei der Vorbereitung zum Tode. Als Julius Kanus von Caligula zum Tode verurtheilt, den Gang zu jenem Hügel antrat, wo, wie Seneca sagt, „unserm Cäsar tägliche Opfer gebracht wurden," begleitete ihn „sein Philosoph" unter Gesprächen über seine gegenwärtigen Gedanken und den Zustand seiner Seele.[2] Rubellius Plautus, der die Mörder Neros erwartete ohne einen Fluchtversuch zu machen, war, wie man erzählte,[3] von den Philosophen Musonius Rufus und Cöranus in dem Entschlusse bestärkt worden, den Tod einem angstvollen und ungewissen Leben vorzuziehn. Der Bote, der dem Thrasea das erwartete Todesurtheil überbrachte, fand ihn in ein Gespräch mit dem Cyniker Demetrius vertieft: „wie man aus dem Ernst in ihren Gesichtern und aus den Worten, die etwa lauter gesprochen wurden, schließen konnte, erörterten sie die Natur der Seele und die Trennung von Geist und Körper."[4]

Die Stellung, die griechische Philosophen durch die Eingehung dauernder Verhältnisse in großen römischen Häusern übernahmen, konnte nur bei der edelsten Auffassung von beiden Seiten auf der Höhe erhalten werden, die der Würde der Philosophie angemessen war. Oft genug waren auch in diesen Verhältnissen die Philosophen selbst nicht einmal im Stande sich die Achtung derer zu bewahren,

1) Orelli 5600. 2) Seneca tranq. an. c. 14. 3) Tac. A. XIV 59.
4) Id. ib. XVI 34.

denen sie vor allen mit ihrem Beispiel vorangehn sollten. Auf der andern Seite konnten die vornehmen Römer wol selten ganz und gar vergessen, daß die „Lehrer der Weisheit“ doch nur ihre Clienten[1] oder besoldeten Hausbeamten waren. Die Schattenseiten dieser letzteren Stellung in Rom hat Lucian in seiner Weise breit und grell in einer eigenen, zur Warnung eines Philosophen Timocles verfaßten Schrift geschildert, der in ein vornehmes Haus einzutreten wünschte.[2] Sie mögen in jener Zeit besonders oft und widrig in die Augen gefallen sein, wo das Beispiel Marc Aurels die Philosophie zur Mode gemacht hatte und viele, die für sie weder Verständniß noch Achtung hegten, vor Sehnsucht nach der Erhabenheit des Platonischen Idealismus vergehn zu müssen glaubten und in ihrem Gefolge wo möglich einen griechischen Philosophen haben wollten, den man an seinem ehrwürdigen Aeußern, langen Bart und dem guten Anstande, mit dem er den Mantel trug, auch sofort als solchen erkennen konnte.[3] Die Aussicht, in einem großen reichen Hause eine geehrte und einflußreiche Stellung einzunehmen war für viele verlockend genug, sich den Unannehmlichkeiten der Bewerbung und selbst einer Prüfung zu unterziehn, bei der sie von ihrem Wissen und ihrer Leistungsfähigkeit Proben ablegen, sich ein Verhör über ihre Vergangenheit gefallen und sich zuweilen sehr unwürdigen Mitbewerbern gegenüber stellen lassen mußten, von denen manche die Philosophenmaske zur Empfehlung von Beschwörung, Zauberei u. dgl. benutzten.[4] War diese Prüfung glücklich überstanden, so kam es, etwa nach einer Einladung zu einer großen Tafel, bei der sich der Glanz des Hauses für den Neuling ebenso blendend als einschüchternd entfaltete, zur Feststellung der Bedingungen. Der Hausherr versicherte alles mit seinem neuen Hausgenossen theilen zu wollen; „denn es wäre ja lächerlich, wenn man den Mann, dem man das Kostbarste, die eigene Seele oder die seiner Kinder anvertraue, nicht zugleich als Mitbesitzer alles übrigen betrachtete.“ Trotzdem wurde ein Jahresgehalt festgesetzt, das aber freilich mit Rücksicht auf die in Aussicht gestellte freundliche und ehrenvolle Behandlung, auf die häufigen Ge-

Behandlung dieser Hausphilosophen nach Lucians Schilderung.

1) Id. ib. XVI 32: P. Egnatius — cliens Sorani. 2) Lucian. de merc. cond. 2 u. 4. 3) Id. ib. 25. 4) Id. ib. 11. 12. 40.

schenke an Festtagen, namentlich aber auf die erhabene Denkart der Philosophen in Geldfragen, überraschend winzig ausfiel.[1] Und so verkauften Weltweise im reifen Alter, uneingedenk aller Lobreden eines Plato, Chrysippos, Aristoteles auf die Freiheit, sich selbst in eine niedrige und schmachvolle Dienstbarkeit; gleich dem übrigen Troß der Hausbedienten, von denen sie durch ihren groben Mantel und ihr kauderwelsches Latein abstachen, rief sie in jeder Frühe die Hausglocke zu ihrem Figurantendienst, der bis zum späten Abend dauerte und Unannehmlichkeiten und Entwürdigungen aller Art mit sich brachte, deren man den geduldigen Griechen nur zu viele bieten zu können meinte.[2] Und waren sie verbraucht oder war man ihrer müde geworden, so wurden sie auf irgend eine aus der Luft gegriffene Anschuldigung hin bei Nacht und Nebel in aller Stille hülflos und von allem entblößt aus dem Hause gestoßen.[3]

Philosophen am Hofe.

Noch viel mißlicher als in vornehmern Häusern und noch schwerer mit den Idealen der Philosophie vereinbar war die Stellung ihrer Vertreter am Hofe, ja nach der Ansicht vieler war ein Philosoph am Hofe eben so wenig an seinem Platz als in der Schenke.[4] Plutarch hat in einer eigenen Schrift zu beweisen gesucht, daß aller Schwierigkeiten und Gefahren ungeachtet der Weise auch eine solche Stellung unter Umständen nicht ablehnen könne, weil er in ihr unverhältnißmäßig mehr gutes als in jeder andern zu wirken im Stande sei. Der Philosoph werde die Sorge für eine Seele, die für viele thätig sein, für viele Weisheit und Gerechtigkeit üben müsse, um so bereitwilliger übernehmen; denn so werde er vielen durch den einen nützen, wie Anaxagoras als Freund und Rathgeber des Perikles, Plato des Dio, Pythagoras der Staatsmänner Italiens. Die Philosophen, die sich der sittlichen Bildung von Privatpersonen widmen, befreien eben nur einzelne von Schwächen und Leidenschaften; der aber, welcher den Charakter eines Regenten veredelt, fördert und bessert damit den ganzen Staat. Um solcher Vortheile willen müsse man es ertragen, Höfling und bedientenhaft gescholten zu werden. Wenn selbst der aller praktischen Wirksamkeit grundsätzlich sich enthaltende Philosoph

1) Id. ib. 19. 2) Id. ib. 24 u. 40. 3) Id. ib. 39. 4) Seneca Epp. 29, 5.

gebildete und edle Fürsten nicht meiden werde, so werde ein am Staatsleben theilnehmender sich ihrer annehmen, zwar ohne Zudringlichkeit und ohne sie mit unzeitigen und sophistischen Belehrungen zu behelligen, doch bereitwillig ihrem Verlangen nach seinem Rath und Beistande zu entsprechen.[1]

Nach den gelegentlichen Erwähnungen von Philosophen an den Höfen Augusts, Neros, Trajans, Hadrians, der Julia Domna,[2] der „Scheinphilosophen" an dem Elagabals[3] scheint es, daß wie andere Gelehrte so auch die Lehrer der Weltweisheit wo nicht in der Regel, doch sehr häufig zu den Umgebungen der Kaiser (als *συμβιωταί*) gehörten: und auch diese Stellungen waren zum Theil besoldet. Lucian sagt, daß von den damals angesehensten Philosophen einer sich vom Kaiser für seine Gesellschaft bezahlen lasse, dadurch aber auch genöthigt sei, trotz seines Alters die kaiserlichen Reisen mitzumachen wie ein Indischer oder Scythischer Soldknecht.[4] Von der Persönlichkeit der Kaiser und von dem an ihrem Hofe herrschenden Ton hing es natürlich ab, ob die Stellung der Philosophen eine würdige oder unwürdige war. Seneca erinnert Marcia in seiner Trostschrift, wie Augusts Gemahlin Julia, der sie nahe befreundet war, nach dem Tode des Drusus Trost in dem Zuspruche „des Philosophen ihres Mannes" Areus gesucht und gefunden habe; er läßt diesen sich gegen Julia „den beständigen Begleiter deines Mannes" nennen, „dem nicht bloß das, was in die Oeffentlichkeit gelangt, sondern auch alle geheimern Regungen eurer Gemüther bekannt sind;"[5] August hatte ihm die Ehre erwiesen, nach der Eroberung von Alexandria zu erklären, daß er die Stadt als Areus Geburtsstadt verschonen wolle. Nero dagegen bediente sich seiner Philosophen zur Belustigung, indem er die Vertreter der verschiedenen Schulen bei Tafel zum Gezänk gegen einander hetzte.[6]

Ohne Zweifel aber zogen die Philosophen, besonders die ihren Werth fühlten, größtentheils eine öffentliche Wirksamkeit auch der 2. Philosophen als Vorsteher öffentlicher Schulen.

1) Plutarch. c. principp. philosoph. esse c. 2, 12—14 u. sonst.

2) Th. I³ 408. 3) Vit. Elagab. 11. 4) Lucian. parasit. 52. (Statt *αἰχμάλωτος* l. *αἰχμοφόρος*, statt *μισθοφορεῖ* l. *δορυφορεῖ*).

5) Seneca ad Marc. 4. Th. I³ 127. 6) Tac. A. XIV 16.

glänzendsten Stellung am Hofe oder in einer vornehmen Familie vor. Der Stoiker Apollonius, von Antoninus Pius als Lehrer des jungen Marc Aurel berufen, siedelte gefolgt von einer Anzahl seiner Schüler von Chalcis nach Rom über; aber in den Tiberianischen Palast zu ziehn, wo Marc Aurel wohnte, lehnte er ab: der Schüler müsse zum Lehrer kommen; ein Verlangen, dem der Thronerbe wirklich entsprach.[1] Die Eröffnung einer öffentlichen Schule stellte nicht nur eine würdigere Existenz, eine bedeutendere unter Umständen großartige Wirksamkeit in Aussicht, die sich wie gesagt an Centralpunkten wie Athen und Rom auf die Blüthe der Jugend der verschiedensten Provinzen erstrecken konnte, und damit auch sehr glänzende Einnahmen.[2] Denn allem Anschein nach dachte nur die Minderzahl so streng, wie der Platoniker Nigrinus, der die Schulen der für Geld lehrenden Philosophen Buden und Läden nannte, in denen als Waare die Tugend feil geboten würde.[3]

Uebelstände des Unterrichts in den Philosophenschulen.

Aber auch abgesehn hiervon gab das Verhalten der öffentlich lehrenden Philosophen, namentlich ihre Vorträge und ihre Unterrichtsmethode zu mancherlei Tadel Veranlassung. Und solchen Tadel sprechen denn auch die philosophischen Schriftsteller dieser Zeit so reichlich, so eindringlich und wiederholt aus, daß man leicht eine zu ungünstige Vorstellung von den damaligen Philosophenschulen gewinnen kann, wenn man sich nicht fortwährend erinnert, daß Männer wie Musonius, Plutarch, Epiktet, Taurus in der That die höchsten Forderungen, denen sie selbst entsprachen, auch den Leistungen anderer gegenüber aufrecht erhalten durften, und daß sie unablässig Lehrer und Schüler mahnen mußten, wie weit sie noch von dem wahren Ziele der Philosophie entfernt seien, um sie ihm näher zu führen. So kommen denn in ihren Schriften immer wieder die Schwächen, Kleinlichkeiten und Mängel zur Sprache, mit denen der philosophische Unterricht behaftet war: Uebelstände, die in dieser Schärfe nur em-

---

1) Th. I³ 115, 2. 2) Artemidor. Onirocr. V 83: *ἔδοξέ τις ἄρτον ἀποβάπτων εἰς μέλι ἐσθίειν· ἐπὶ λόγους φιλοσοφικοὺς ὁρμήσας καὶ τὴν ἐν αὐτοῖς σοφίαν ἐπορίσατο καὶ περιεβάλλετο χρήματα πολλά. ἐσήμαινε γὰρ τὸ μέλι τὴν εὐέπειαν τῆς σοφίας, ὡς εἰκός, τὸν πυρισμὸν δὲ ὁ ἄρτος.* Vgl. Vit. Anton. Pii c. 10. 3) Lucian. Nigrin. 25.

pfunden werden konnten, wenn sie mit den Beispielen edlen und großartigen Wirkens und Strebens verglichen wurden, deren jene Zeit in der That nicht wenige aufzuweisen hatte.

Die Wirkungen des philosophischen Unterrichts wurden allerdings ohne Zweifel oft genug sowol durch die Schuld der Lehrer als der Schüler beeinträchtigt. Eitelkeit und Ruhmsucht, wol auch Gewinnsucht verleitete die Lehrer oft mehr den Beifall ihrer Zuhörer als ihr wahres Heil im Auge zu haben, und auch unter diesen waren nicht wenige die eine angenehme Unterhaltung, Uebung des Scharfsinns und Erwerbung einer zum Prunken geeigneten Gelehrsamkeit dem ernsten Studium und dem schweren und schmerzlichen Ringen nach sittlicher Veredlung vorzogen. Daher trugen viele, die Jahre lang philosophische Vorlesungen mit unablässigem Fleiß besucht hatten, auch nicht einmal einen Anflug philosophischer Bildung davon. Manche, sagt Seneca,[1] kamen nur um zu hören, nicht um zu lernen, der Ergötzung halber, wie man ins Theater geht: für einen großen Theil der Zuhörer ist die Schule ein Ort des Zeitvertreibs. Sie bezwecken nicht das Laster abzulegen, eine neue Lebensnorm zu gewinnen, sondern sich einen Ohrenschmaus zu verschaffen. Andere kamen mit Schreibtafeln, nicht um den Inhalt, sondern um die Worte aufzufassen: die sie mit ebenso wenig Nutzen für andre anwenden als sie sie ohne Frucht für sich selbst hören. Auf manche machen die erhabenen Stellen der Vorträge Eindruck, der sich auch auf ihren Gesichtern spiegelt, aber nur wie nervenaufregende Musik, keinen bleibenden: nur wenige sind im Stande, was sie aufgenommen haben, festzuhalten. Die meisten Schüler waren also nicht in der Gemüthsverfassung, die Musonius für den Erfolg des Unterrichts als unerläßlich betrachtete.[2] Ein Zuhörer, der nicht ganz verloren ist, sagte er, muß während der Rede des Philosophen schaudern, innerlich Scham, Reue, Freude, Bewunderung empfinden, und der Ausdruck seines Gesichts muß wechseln, je nachdem die Behandlung des Philosophen, die bald die kranken, bald die gesunden Theile seiner Seele berührt, ihn und sein Gewissen ergreift. In der That bezeugt Epiktet, der Musonius gehört hatte, daß er so eindringlich gesprochen, so

Vereitelung der Wirkungen des Unterrichts durch die Schuld der Schüler.

1) Seneca Epp. 108, 6—8. 2) Gell. V 1, 3.

anschaulich die sittlichen Schäden vor Augen gehalten habe, daß jeder seiner Zuhörer die Rede auf sich bezog und bei dem Lehrer persönlich angeklagt zu sein glaubte.[1] Gerade dies aber war, wie auch Plutarch klagt, den meisten zu viel, die den Vortrag eines Philosophen anhörten wie den eines Tragöden oder eines Rhetors. So lange er sich im Allgemeinen hielt, folgten sie gerne, so bald er aber freimüthig und eindringlich ermahnte, nahmen sie dies als Zudringlichkeit übel; und manche waren weichlich genug nach einer so verletzenden Rede aus der Schule fortzubleiben, wie Kranke, die nach dem Schnitt des Arztes davon laufen ohne den Verband abzuwarten.[2] Anfänger ließen sich auch durch die Schwierigkeiten des Studiums oder Vortrags abschrecken oder schämten sich um Erklärung zu bitten, oder thaten als ob ihnen alles deutlich wäre, auch wenn sie nichts verstanden hatten.[3] Manche hatten sogar die Dreistigkeit dem Lehrer über die Art des Unterrichts Vorschriften machen zu wollen. „Der eine, sagte der Platoniker Taurus, spricht: lehre mich dies zuerst; ein anderer: dies will ich lernen, jenes nicht; einer will mit dem Gastmahl des Plato wegen der dort vorkommenden Nachtschwärmerei des Alcibiades beginnen, ein anderer mit dem Phädrus wegen der Rede des Lysias. Es gibt wahrhaftig solche, die den Plato nicht lesen wollen um ihr Leben zu veredlen, sondern um ihren Ausdruck zu verfeinern, nicht um sittsamer, sondern um unterhaltender zu werden.“[4] Und daß es Lehrer gab, die sich auch den unberechtigtsten Wünschen ihrer Schüler fügten, geht aus der Klage des Taurus hervor, daß manche derselben sich sogar unaufgefordert zu den Thüren reicher junger Leute drängten und dort geduldig bis zum Mittag warteten, bis ihre Schüler den Rausch der Nacht völlig ausgeschlafen hatten.[5] Epiktet[6] ermahnt seine Zuhörer, wenn sie Menschen in einer Weise reden hören, die eine völlige Unklarheit über die ersten Grundsätze der Sittlichkeit verrathe, sich ernstlich zu fragen: bin ich wie diese? „Habe ich das Bewußtsein nichts zu wissen, wie es dem

1) Epictet. D. III 23, 29. Der verstümmelte Anfang der Stelle: *εἰ εὐσχολεῖτε ἐπαινέσαι με* zeigt, daß sich Epiktet auf die von Gellius angeführte Aeußerung (animus audientis — ocium laudandi non habet) oder eine ganz ähnliche bezieht.

2) Plutarch. de audiendo 9. 12. 16. 3) Id. ib. 17. 4) Gell. I 9, 8—10. 5) Gell. VII 10. 6) Epictet. D. II 21, 8—23.

ziemt, der in der That nichts weiß? Gehe ich zum Lehrer wie zu einem Orakel, zu unbedingtem Gehorsam bereit? Oder komme ich voll Stumpfsinn in die Schule, bloß um das äußerliche Beiwerk der Philosophie zu lernen, und Bücher zu verstehn, die ich vorher nicht verstand, und sie, wenn es sich so fügt, auch andern zu erklären?" Die Zuhörer, fährt er fort, kommen zwar in Philosophentracht in die Schule, aber nicht mit einer von den Aufregungen und Sorgen der Außenwelt befreiten und gestillten Seele. Der eine hat vielleicht eben erst zu Hause mit einem Sklaven eine Schlägerei gehabt, die ganze Nachbarschaft in Aufruhr versetzt; oder ein auswärtiger Studirender ist voll Verdruß, daß er keine Geldsendungen von Hause erhält, oder denkt daran, was man dort wol von ihm spricht, daß er gewiß Fortschritte mache und als ein Mann zurückkehren werde, der alles wisse. „Das wollte ich auch gerne, sagt er bei sich selbst; aber man muß so viel arbeiten und von Hause schickt mir keiner etwas, und hier in Nikopolis sind die Bäder elend, es ist zu Hause schlecht und hier auch." „Und dann sagen sie: Niemand hat einen Nutzen von der Schule. Aber wer besucht sie auch, um sich zu heilen und seine Ansichten läutern zu lassen, um sich bewußt zu werden, was ihm Noth thut? Was ihr in der Schule sucht, das tragt ihr auch davon. Ihr wollt über Lehrsätze schwatzen. Gewähren sie euch etwa nicht Stoff genug um mit eurem Wissen zu prahlen? Löst ihr nicht Syllogismen auf, versteht ihr nicht Sophismen und Trugschlüsse zu behandeln?"

Aber die Schüler trugen nicht allein die Schuld, daß der philosophische Unterricht nicht die erwünschte Frucht trug; sondern häufig genug natürlich auch die Lehrer, die wie gesagt nach Beifall, Ruhm und Geld strebten, und da Aeußerlichkeiten, vor allem ein glänzender Vortrag auf die Mehrzahl am meisten wirkte, über der Form den Inhalt vernachlässigten. Das graue Haar des Redners, sagt Plutarch,[1] die Modulation der Stimme, der Ernst des Gesichts und die selbstbewußte Sicherheit, am meisten aber der Beifallslärm reißt die jungen und unerfahrenen Zuhörer mit fort; auch der Ausdruck hat etwas trügendes, wenn er anmuthsvoll und reich, gewichtig und — durch die Schuld der Lehrer.

1) Plutarch. de aud. 7.

wohlvorbereitet zu den Gegenständen hinzutritt. Das Lob, das Plinius dem von ihm hochverehrten Stoiker Euphrates ertheilt, zeigt wie wesentlich selbst für das Urtheil gebildeter Zuhörer die persönliche Erscheinung und die Rednerkunst eines Philosophen war. „Er trägt mit Schärfe, Würde und Geschmack vor, häufig erreicht er auch die Platonische Erhabenheit und Fülle. Seine Sprache ist reich und mannichfaltig, besonders voll Lieblichkeit, so daß sie auch widerstrebende mitzieht und hinreißt. Dazu eine hohe Gestalt, ein schönes Gesicht, herabwallendes Haar, ein sehr langer grauer Bart: welches alles, mag man es auch für zufällig und bedeutungslos halten, doch viel beiträgt seine Ehrwürdigkeit zu erhöhen. Sein Anzug ist von strenger Einfachheit, aber ohne Vernachlässigung, ohne ascetische Rauheit: man naht ihm mit Ehrfurcht, aber ohne Furcht. Die Reinheit seines Lebens ist die fleckenloseste, ebenso groß seine Liebenswürdigkeit: er bekämpft Laster, nicht Menschen und straft nicht die irrenden, sondern bessert sie. Man folgt seinen Ermahnungen mit gespannter Aufmerksamkeit und wünscht sich überzeugen zu lassen, auch wenn man schon überzeugt ist." Daß vollends Rhetoren meistens nur die Form der philosophischen Vorträge beachteten, ist natürlich. Wir wollen, läßt Epiktet einen solchen sagen, im Vorbeigehn, bevor wir uns ein Schiff miethen, noch den Epiktet besuchen und hören, was er sagt. Dann beim Herausgehn heißt es: es war nichts an Epiktet: er macht Fehler gegen die Construktion und die Etymologie. Denn nur um dies zu kritisiren kommt ihr doch in die Schule.[1]

Schönrednerei und Haschen nach Beifall.

Epiktet, der den Werth der Beredsamkeit für die Wirkung des philosophischen Vortrags keineswegs leugnete,[2] würde die prunkende Schönrednerei und das Haschen nach Beifall bei Vorlesungen und Disputationen schwerlich zum Gegenstande einer ausführlichen Erörterung gemacht haben, wenn den damaligen „Kathederphilosophen"[3] beides nicht häufig vorzuwerfen gewesen wäre.[4] Die kleinen aus dem Leben gegriffenen Scenen, die er seinen Ermahnungen einflicht, sind ganz besonders geeignet die selbstgefällige Eitelkeit dieser Klasse von

1) Epictet. D. III 9, 6. 2) Id. ib. II 23. 3) Seneca de brev. vit. 10, 1: Fabianus non ex his cathedrariis philosophis, sed ex veris et antiquis. 4) Epictet. D. III 23.

Lehrern und die ganze Aeußerlichkeit ihres Treibens zu veranschaulichen. Sie wünschten überall, wo sie sich zeigten, den Ruf zu vernehmen: „O der große Philosoph!“ und gingen einher als ob sie einen Spieß verschluckt hätten.[1] Fanden die Zuhörer sich spärlich ein und applaudirten nicht, so ging der Lehrer niedergeschlagen fort; war der Beifall reichlich, so ging er umher und fragte jeden: wie fandest du mich? — Bewundernswürdig, Herr, so wahr es mir wol gehen möge! — Wie sprach ich jene Stelle? — Welche? — Wo ich den Pan und die Nymphen beschrieb. — Ausgezeichnet. Weshalb, so fährt Epiktet in seiner Strafrede an diese philosophischen Rhetoren fort, lobtest du jenen Senator? — Er ist ein talentvoller und strebsamer junger Mann. — In wie fern? — Er bewundert mich. — Dann hast du allerdings den Beweis geführt! — Sieh, sagt er dann weiter, er ist seit so langer Zeit dein Schüler, er hat deine Disputationen, deine Vorlesungen gehört: ist er demüthig geworden? Ist er in sich gegangen? Ist er inne geworden wie er im Bösen steckt? Hat er den Dünkel von sich geworfen? Verlangt er nach Unterweisung? Ja, sagst du. Nach Unterweisung, wie man leben soll? Nein, Thor, wie man reden soll; denn darin bewundert er auch dich! Höre ihn, was er sagt: „der Mann schreibt wirklich äußerst kunstvoll, viel schöner als Dio!“ — Du also, der du dich in einer so übeln Gemüthsverfassung befindest, so von Gier nach Beifall erfüllt bist und deine Zuhörer zählst, willst andern nützen? — Heute hatte ich ein sehr viel zahlreicheres Auditorium. — Ja sehr zahlreich, es mochten fünfhundert sein. — Das ist viel zu wenig, vielleicht tausend. Dio hatte niemals so viel Zuhörer. — Wie sollte er auch? Es ist ein recht feines Verständniß für Vorträge vorhanden. Das Schöne, Herr, kann auch einen Stein bewegen. — Da habt ihr die Rede eines Philosophen, da habt ihr den Seelenzustand eines, der den Menschen nützen will, da habt ihr auch einen Mann, der einen Vortrag gehört hat! — Hat etwa Sokrates, indem er seine Schüler begleitete, gesagt: höre den Vortrag, den ich heute im Hause des Quadratus halten werde. — Wozu? Du willst mir zeigen wie schön du die Worte setzen kannst? Meinetwegen, und was nützt es dir? — Du

1) Id. ib. I 21.

sollst mir Beifall zollen? — Wie das? — Sage Oh! und Vortrefflich! — Deshalb also sollen junge Leute auf Reisen gehn, ihre Eltern, Freunde, Verwandte, ihr Hab und Gut verlassen, um bei deinen schönen Redeschlüssen Oh! zu sagen? Thaten das Sokrates, Cleanthes, Zeno? — „Aber, läßt Epiktet sich einwenden, gibt es nicht einen besondern Stil für ermahnende Vorträge? — Gewiß! so gut wie für widerlegende und lehrende. Doch wer hat schon jemals einen vierten, den Prunkstil, neben diesen genannt? Worin besteht denn das Wesen eines ermahnenden Vortrags? Darin daß man einem sowol als vielen klar machen kann, in welchem Kampf sie umhergeworfen werden, und daß sie mehr an alles andere denken als an das, was sie wollen. Sie wollen das, was zur Glückseligkeit führt, suchen es aber anderwärts. Ist es nun zu diesem Zweck erforderlich, daß tausend Bänke aufgestellt, Zuhörer eingeladen werden, daß du in eleganter Kleidung oder in schäbigem Philosophenmäntelchen auf das Katheder trittst und den Tod des Achill beschreibst? Laßt doch endlich ab, ich beschwöre euch bei den Göttern, schöne Worte und Gegenstände zu mißbrauchen! Welcher Zuhörer deiner Vorträge und Disputationen ist von Seelenangst für sein eignes Heil erfüllt worden oder in sich gegangen? Oder hat beim Fortgehn gesagt: tief hat mich der Philosoph getroffen! So muß man ferner nicht handeln! Sagt er nicht vielmehr, falls du großen Beifall hast, zu einem andern: sehr artig hat er das von Xerxes ausgeführt, und ein dritter darauf: nein, aber die Schlacht bei Thermopylä! Und das ist der Vortrag eines Philosophen?"

Wenn sich nun die Philosophen in ihrer Vortragsweise den Sophisten näherten, so äußerten auch die Zuhörer ihren Beifall in der Art, als wenn sie die Bravourstücke jener Virtuosen, nicht die ernsten Ermahnungen von Sittenlehrern vernähmen. Wenn der Philosoph, sagt Musonius, ermahnt, warnt, räth, schilt oder sonst in irgend einer Weise lehrt, die Hörer aber unbefangen und leichthin triviale Lobeserhebungen herschwatzen; wenn sie lärmen, gestikuliren, wenn sie durch Zierlichkeiten des Ausdrucks, durch rhythmischen Tonfall der Worte bewegt und aufgeregt werden, so wisse, daß Redner und Hörer gleich nichtig sind, und daß da nicht ein Philosoph redet, sondern ein Flötenbläser

spielt.[1] Ebenso sagt Plutarch, daß der lärmende Beifall in den Philosophenschulen den Außenstehenden glauben lasse, es werde einem Tänzer oder musikalischen Virtuosen applaudiert.[2] Er rügt auch die Ausdrücke des Beifalls, die damals aufgekommen waren. Als wenn die alten Zurufe: Schön! Weise! Wahr! nicht mehr genügten, rief man Göttlich! Inspirirt! Unerreichbar! und fügte dem Ausruf einen Eid hinzu; man äußerte seine Zustimmung einem Philosophen gegenüber mit Schlau! einem alten Manne gegenüber mit Geistreich! oder Glänzend! Aber freilich sollte nach Plutarchs Meinung der Zuhörer auch nicht etwa stumm und theilnahmlos dasitzen und glauben, daß er wie bei einem Gastmahl gleichsam nur sich an die Tafel zu setzen habe, während andre sich abmühten. Allgemein üblich war, auch in Vorlesungen, die sich gar keines Beifalls erfreuten, daß die Zuhörer in gerader, nicht in nachlässiger, übermüthiger Haltung dasaßen, den Redner ansahn, lebhafte Aufmerksamkeit zeigten, und einen heitern, wohlwollenden Gesichtsausdruck bewahrten, der nicht nur von Verdrießlichkeit fern war, sondern auch eine gänzliche Freiheit von anderweitigen zerstreuenden Gedanken zeigte. Nicht bloß eine finstre Stirn, einen umherschweifenden Blick, eine gebeugte Haltung, ein unschickliches Uebereinanderschlagen der Beine, sondern auch ein Winken, ein Flüstern mit einem andern, ein Lächeln, schläfriges Gähnen, den Ausdruck der Abspannung und dgl. — alles dies hatte man sorgfältig zu vermeiden.[3]

Gerade diese bis ins kleinliche gehende Genauigkeit der Vorschriften, durch welche Männer von so hoher und anerkannter Bedeutung wie Plutarch, Epiktet u. a. zur Aufrechthaltung der Würde des philosophischen Unterrichts beitragen zu müssen glaubten, zeigt nicht am wenigsten, wie tief und weit verbreitet das Interesse an den Vorlesungen und Schulen der Philosophen gewesen sein muß. Und ebenso beweisen die Ansprüche, die von den bedeutendsten Schriftstellern an die Wirksamkeit dieser Schulen fort und fort erhoben wurden, daß sie trotz aller Schwächen, Verirrungen und Mißerfolge vieler Lehrer doch als die eigentlichen Stätten sittlicher

---

1) Gell. V 1. 2) Plutarch. de aud. 15 f. 3) Id. ib. 13—15.

Bildung galten, und, wie uns die Werke der so zahlreichen bedeutenden philosophischen Schriftsteller dieser Zeit verbürgen, in der That mit Recht.

3. Philosophen als Missionäre der Sittlichkeit und Volksprediger (Cyniker).

Während nun die Leiter öffentlicher Schulen ihre Wirksamkeit auf einen wenn auch noch so großen Kreis von Schülern und Anhängern beschränkten, gab es auch eine Klasse von Philosophen, die sich als wahre Missionäre der Sittlichkeit der ganzen Menschheit widmeten, die Cyniker. War auch die große Masse dieser „Bettelmönche des Alterthums," wie sie oben geschildert worden ist, mit Recht verrufen, so waren doch die wahrhaft edlen Persönlichkeiten unter ihnen, die um jener hohen Aufgabe willen allen Gütern des Lebens entsagten, ebenso allgemein bewundert und verehrt; und auch Dio und Epiktet, die geachtetsten Lehrer des zweiten Jahrhunderts, neigten zum Cynismus und stellten Diogenes neben Sokrates. Epiktet namentlich hat von der Mission der wahren Cyniker den allerhöchsten Begriff:[1] niemand dürfe sie sich anmaßen ohne das Bewußtsein, durch göttlichen Willen dazu erkoren zu sein. Alle Leidenschaft, alle Begierde muß der Cyniker von sich thun. Die übrigen Menschen können sich hinter den Mauern ihrer Häuser verbergen, die Hülle des Cynikers, der kein Haus hat und unter dem freien Himmel wohnt, muß die Schamhaftigkeit sein: er muß nichts zu verbergen haben, denn wo und wie sollte er es? Er, „der allgemeine Lehrer und Erzieher," darf nichts zu scheuen haben, wie sollte er sonst „das Amt eines Aufsehers der übrigen Menschen behaupten können!"

Aber es genügt nicht, daß er für sich selbst Erkenntniß und Freiheit gewinnt; sondern er muß wissen, daß er von Zeus zu den Menschen als Bote gesandt ist, um sie über das Gute und Böse zu belehren, daß sie in der Irre gehn und anderwärts das Wesen des Guten und Bösen suchen, wo es nicht ist; wo es aber ist, es nicht beachten. Und nun läßt er seinen Cyniker dem Volke predigen: „O ihr Menschen, wohin laßt ihr euch fortreißen? Was thut ihr Unglücklichen? Ihr sucht die Seligkeit, wo sie nicht ist. Warum sucht

1) Epictet. D. III 22.

ihr außer euch? Im Leibe, im Reichthum, in der Macht, in der Herrschaft ist sie nicht! Seht die Starken, die Reichen, die Mächtigen an, hört ihre Klagen und Seufzer, blickt auf Nero und Sardanapal, auf Agamemnon!" — Und nachdem er dies alles, namentlich die stete Angst und Noth des letztern, mit dramatischer Anschaulichkeit seinen Zuhörern vorgeführt hat, läßt er diese, ebenfalls völlig wie in einer Kapuzinerpredigt fragen: „Worin ist denn das Gute, wenn es in all diesem nicht ist? Sage es uns, Herr Bote und Wächter!" „Wo ihr es nicht glaubt noch suchen wollt! Denn wenn ihr wolltet, hättet ihr es schon in euch selbst gefunden, und nicht nach fremdem wie nach eurem Eigenthum gestrebt. In euch, Unglückliche, sucht es! da bildet es aus, da hegt und pflegt es! Wie es möglich sei, ohne Hab und Gut, nackt, ohne Haus und Hof, ohne Pflege, ohne Knecht, ohne Vaterland glücklich zu leben? Sehet da, Gott hat euch den gesandt, der es euch durch die That beweisen kann, daß es möglich ist! Alles jenes habe ich nicht, „ich liege auf der Erde, ich habe kein Weib, keine Kinder, kein Schlößchen, sondern nur Erde und Himmel und ein einziges grobes Mäntelchen. Und doch was fehlt mir? Bin ich nicht ohne Trübsal? ohne Furcht? bin ich nicht frei? — Wie begegne ich jenen, die ihr bewundert und ehrt? Nicht wie Sklaven? Wer glaubt nicht, wenn er mich sieht, seinen König und Herrn zu sehn?" — Immer aufs neue wiederholt Epiktet dann, daß der Cyniker ganz und unbehindert im Dienste der Gottheit stehen, den Menschen beistehen können muß, daß er durch keine Privatpflichten gebunden, in keine Verhältnisse verflochten sein darf, bei deren Verletzung er die Gebote der Sittlichkeit übertreten, in deren Bewahrung dagegen er das Amt des „Boten, Wächters und Herolds der Götter" aufgeben müßte: wie namentlich die Ehe. Wo bliebe dabei jener König, der sich dem allgemeinen Besten widmet, „dem sich zur Hut die Völker vertraut und mancherlei obliegt," der über die andern die Aufsicht führen muß, über die Gatten und die Väter, wer seine Frau gut behandelt, wer schlecht, wer straffällig ist, wessen Haus wohl geordnet ist, wessen nicht: wie ein Arzt der umhergeht und die Pulse fühlt! Du hast Fieber, du leidest am Kopf, du an den Füßen; du faste, du nimm Speise, du bade nicht, du mußt geschnitten, du gebrannt werden. Wie hätte der dazu die Muße, der durch Privatpflichten gebunden ist?" — Wenn

wir die Größe des wahren Cynikers begreifen, werden wir uns nicht wundern, weshalb er kein Weib nimmt, keine Kinder zeugt. Er ist der Vater aller Menschen, er hat alle Männer zu Söhnen, alle Frauen zu Töchtern; er sorgt um sie, er schilt sie als Vater, als Bruder, als Diener des gemeinsamen Vaters Zeus.

In der That gab es in jener Zeit Männer, die dieses Ideal wenigstens annähernd verwirklichten, und zwei derselben sind uns Demetrius. bekannt, Demetrius, der im ersten Jahrhundert in Rom, und Demonax, der im zweiten in Athen lebte. Der erstere führte die Forderung der völligen Bedürfnißlosigkeit und Rückkehr zum Naturzustande praktisch mitten in der Pracht, Ueppigkeit und Ueberkultur der Weltstadt, des goldenen Rom, buchstäblich durch, und verschaffte dem Cynismus bei den Römern Achtung, während ihn noch Cicero als „der Schamhaftigkeit zuwider laufend" unbedingt verworfen hatte.[1] Der zerlumpte Bettler, der ein Geschenk Caligulas von 200000 S. mit Hohn zurückwies, der Neros Drohungen verachtete, Vespasians Unwillen durch einen zur Schau getragenen Trotz herausforderte, seine Verachtung Andersmeinender mit rücksichtsloser Derbheit äußerte, wurde von den bedeutendsten und hochgestelltesten Männern jener Zeit eifrig aufgesucht und mit Ehrfurcht behandelt. Thrasea widmete seine letzten Stunden einem Gespräch mit ihm über die Unsterblichkeit und das Jenseits, und Seneca verehrte seine unbeugsame Seelenstärke um so aufrichtiger, je mehr er ihm gegenüber seine eigene Schwäche fühlte: Demetrius war nach seinem Urtheil selbst mit den größten verglichen noch ein großer Mann. Er verließ die Gesellschaft der in Purpur gekleideten, um das Gespräch dieses herrlichen Mannes, den er so sehr bewunderte, stets genießen zu können. Wie sollte er ihn nicht bewundern? Ihm fehlte in der That nichts: er lebte nicht als ob er alles verschmäht, sondern als ob er es andern überlassen habe. Hörte man ihn in seiner Blöße auf seinem Strohlager reden, so machte seine Rede doppelten Eindruck, er erschien nicht bloß als Lehrer, sondern als Zeuge der Wahrheit. „Ihn, meinte Seneca, hat die Natur in unserer Zeit erschaffen, um zu zeigen, daß weder er durch uns verdorben noch wir durch ihn gebessert werden können.

1) Cic. Off. I 41, 148.

Er ist der Mann von vollendeter Weisheit, wenn er es auch selbst in Abrede stellt, und unerschütterlicher Festigkeit in der Ausführung seiner Grundsätze, und von einer Beredsamkeit wie sie den größten Gegenständen ziemt, die nicht kunstvoll geordnet noch um Worte ängstlich bekümmert ist, sondern mit gewaltigem Schwunge ihren Gegenstand verfolgt, wie die Eingebung sie antreibt. Ich zweifle nicht, daß ihm die Vorsehung ein sittliches Leben und eine solche Macht der Rede verliehen hat, damit es unserm Zeitalter nicht an einem Beispiel und an einem lebendigen Vorwurf fehle."[1]

Als ein Beispiel und einen Vorwurf für seine Zeit, gleichsam ein in die Erscheinung getretenes unablässig mahnendes Gewissen seiner Mitbürger schildert Lucian auch jenen Demonax, der den größten Theil seines Lebens in Athen verbrachte, und es fast hundertjährig durch freiwilligen Hungertod endete; und das Lob Lucians, der ja überhaupt kein Freund der Philosophie und ein so bitterer Gegner der falschen Cyniker war, ist unverdächtig. Demonax war im Gegensatz zu Demetrius und seines gleichen, aber in Uebereinstimmung mit dem ihm befreundet gewesenen Epiktet, bemüht, die Schroffheiten der cynischen Denkweise zu mildern und namentlich seinen Ermahnungen und Strafreden durch Witz und geistige Anmuth die abstoßende Härte zu nehmen, seine ganze Philosophie trug den Charakter der Milde, Freundlichkeit und Heiterkeit.[2] Alle Menschen betrachtete er als Angehörige. Seinen Freunden stand er mit der That bei, so weit es zulässig war, die Glücklichen mahnte er an die Vergänglichkeit der Glücksgüter, die durch Armuth, Verbannung, Alter oder Krankheit Unglücklichen tröstete er. Er bemühte sich, hadernde Brüder zu versöhnen, zwischen Gatten und Gattinnen Frieden zu stiften, auch bei Spaltungen in Gemeinden trat er öfter als Vermittler auf und meistens mit Erfolg. So lebte er fast hundert Jahre ohne Krankheit, ohne Kummer, ohne Jemandem zur Last zu fallen oder einen anzuklagen, seinen Freunden nützlich, ohne je einen Feind zu haben, in Athen und ganz Griechen-

Demonax.

1) Zeller III 1. 686 ff. Seneca beneff. VII 11. Epictet. D. I 25, 22. Sueton. Vespas. c. 13. Oben S. 554. Seneca beneff. VII 1, 3. Epp. 62. 20. 19. beneff. VII 8. vgl. Jonas de ord. libr. Senecae p. 50.

2) Epictet. D. III 22, 86 sqq. Zeller III 1, 691—93. Lucian. Demonax.

land allgemein geliebt und verehrt; wo er erschien, stand man auf, auch die höchsten Beamten, und alles wurde still. In seinem höchsten Alter ging er ungeladen zum Essen und Schlafen in das erste beste Haus, und die Einwohner betrachteten es wie eine Erscheinung eines Gottes oder eines guten Geistes. Die Brodverkäuferinnen hängten sich wetteifernd an ihn, jede, von der er ein Brod annahm, glaubte, daß er ihr Glück bringe; die Kinder brachten ihm Früchte und nannten ihn Vater. Als einst in Athen ein Streit ausgebrochen war, reichte seine bloße Erscheinung in der Versammlung hin, um die Ruhe wieder herzustellen, und als er sich davon überzeugt hatte, entfernte er sich ohne ein Wort zu sagen. Die Athener begruben ihn prachtvoll auf Kosten der Stadt und betrauerten ihn lange, den steinernen Sitz, auf dem er auszuruhen pflegte, hielt man heilig und bekränzte ihn ihm zu Ehren. Bei seinem Begräbniß fehlte niemand, am wenigsten von den Philosophen, diese trugen die Bahre zu Grabe.

Schluß. Läuterung der sittlichen Anschauungen durch die Entwicklung der Philosophie in den ersten Jahrhunderten.

Wenn es in der Natur der Sache liegt, daß wir aus der damaligen Litteratur weit mehr von den Bestrebungen zur Hebung der Sittlichkeit durch die Philosophie als von deren Wirkungen erfahren, so wird sich doch aus allem mitgetheilten ergeben haben, daß die Philosophie in der That der damaligen gebildeten Welt als die wahre und höchste Erzieherin der Menschheit zur Sittlichkeit galt, und selbst die Opposition gegen sie bestätigt nur die Allgemeinheit dieser Ueberzeugung. Daß die bisher geschilderten umfassenden und eifrigen Bemühungen thatsächlich bedeutende Wirkungen hervorbrachten, ergibt sich schon allein daraus, daß eine so große Zahl der edelsten Männer dieser Jahrhunderte nach eigenem Geständniß oder dem Berichte anderer ihre Charakterbildung der Philosophie verdankten; nicht minder aus der hohen Verehrung, die den hervorragenden Philosophen von Mitwelt und Nachwelt gezollt wurde. In einer Welt, die dem Sklaven die Menschenrechte absprach, gehörte der ehemalige Sklave Epiktet zu den am allgemeinsten verehrten Persönlichkeiten, und der Beherrscher dieser Welt Hadrian soll sich um seine Freundschaft beworben haben.[1] Die bedeutendsten Lehrer und Schrift-

1) Gegen Zeller, der an der Angabe vit. Hadrian c. 16. zweifelt (III 1,

steller dieser Jahrhunderte, der freigelassene Sklav Epiktet, der Ritter Musonius Rufus, der Consular Seneca, der Kaiser Marc Aurel gingen aus den verschiedensten Ständen und Lebensstellungen hervor. Die Wirkung der Philosophie erstreckte sich auf alle Schichten der Gesellschaft von den niedrigsten bis zu den höchsten. Die Philosophie, sagt Seneca, sieht nicht auf den Stammbaum; der Ritterstand, der Senat, der Kriegsdienst bleibt vielen verschlossen: die Erkenntniß steht allen offen, für diesen Zweck sind wir alle edelgeboren.[1] Aber nicht bloß die Scheidewände und Schranken der Stände und Klassen durchbrach die Philosophie, sie hat auch die Ausschließlichkeit des Nationalitätsbewußtseins wenigstens sehr zu schwächen vermocht, und in der theilweisen Ueberwindung dieses in allen Völkern des Alterthums, vor andern den Römern, so stark entwickelten und mit so großer Härte geltend gemachten Gefühls, sich als eine der realsten bildenden und umgestaltenden Mächte der hier geschilderten Kulturperiode erwiesen. Namentlich der Cynismus und der Stoicismus haben die in ihnen von Anfang an liegende Richtung des Weltbürgerthums und der die ganze Menschheit umfassenden Bruderliebe auf dem so höchst günstigen Boden des römischen Universalreichs in einer Weise entwickelt, daß ihre Lehren über das Verhältniß des einzelnen zur Menschheit ebenso sehr einen christlichen Geist athmen, als sie den entschiedensten Bruch mit den specifisch antiken Weltanschauungen bezeugen. Man hat diesen Entwickelungsgang der Philosophie von manchen Seiten nur durch direkte christliche Einflüsse erklären zu können geglaubt, aber auch bei Seneca bedarf es ihrer zur Erklärung dieser Erscheinung keineswegs, und der Widerwille, den Epiktet und Marc Aurel gegen „die Galiläer" äußern, schließt die Annahme christlicher Einwirkungen auf beide geradezu aus.[2] In der

---

660 A. 4, ist zu bemerken, daß Epiktet im J. 65, wo Musonius aus Rom verbannt wurde, 20 Jahr alt war, Hadrian ihn also bei seinen Aufenthalten in Griechenland (122. 125. 129) — im Alter von 77—84 Jahren — sehr wol aufgesucht haben kann.

1) Seneca Epp. 44, 1. u. 2.

2) Epictet. D. IV 7, 6. M. Antonin. XI 7. Zu der Annahme von Renan (Les apôtres ch. 13), daß hier Sicarier und Zeloten zu verstehen seien, sehe ich

That muß eine vorurtheilsfreie Betrachtung zu dem Ergebniß gelangen, daß der Stoicismus und Cynismus aus eigner Kraft sich in dieser Zeit zu einer Höhe und Reinheit der sittlichen Auffassung von Menschenrechten und Menschenpflichten erhoben haben, die im frühern Alterthum nicht erreicht worden ist.[1] Den stoischen Grundsatz von der Zusammengehörigkeit aller Menschen, die, wie Epiktet es ausdrückt, alle Gott zum Vater haben, also Brüder sind, haben erst die Stoiker dieser Zeit in seiner ganzen Tragweite und bis in seine letzten Consequenzen verfolgt. Ausdrücklich und wiederholt lehren sie die Feindesliebe, die ertragende Geduld und Nachsicht nicht bloß mit den Irrenden, sondern auch Vergebung des uns gethanen Bösen und dessen Vergeltung mit Wohlthaten.[2] Doch den untrüglichsten Maßstab für Fortschritt in der Auffassung des Verhältnisses des einzelnen gegen die Menschheit gibt die Vergleichung der damaligen Ansichten über die Sklaverei mit denen der ältern Philosophen. Während Plato an diesem „Krebsschaden der alten Welt" keinen Anstoß nahm, den Gedanken einer künftigen, völligen Aufhebung der Sklaverei niemals faßte; während Aristoteles sogar den Beweis antrat, daß sie in der Natur begründet sei, die Sklaven als „lebendiges Eigenthum" und die Barbaren als geborne Sklaven der Hellenen betrachtete: betont Seneca, daß wir die Sklaven vor allem als Menschen, als niedriger stehende Freunde, und insofern sie mit uns unter derselben höhern Macht stehn, als Mitsklaven ansehn sollen.[3] Und daß diese Lehren in der That zur Verbesserung des Zustandes der Sklaven wesentlich beigetragen haben, ist unbezweifelt. Die von der damaligen Philosophie geübten Wirkungen haben sich weit über ihre eigne Zeit hinaus erstreckt: wir haben aus dem dritten Jahrhundert das ebenso merkwürdige als unverdächtige Zeugniß des Origenes, daß während wenige noch Plato lasen, Epiktet „von Allen" gelesen werde.[4]

Eine Zeit, die aus eigner Kraft sich zu höhern und reinern sittlichen Anschauungen erhob als das ganze frühere Alterthum; die

---

keinen Grund, in der zweiten Stelle, wo *οἱ χρισπιανοί* steht, scheint sie mir sogar unmöglich.

1) Vgl. Zeller III 1, 267 f. u. sonst. 2) Zeller III 1, 278 (Seneca) 660 (Musonius) 675 (Epiktet) 683 f. (Marc Aurel). 3) Zeller II 1, 571 (Plato) II 2, 537 f. (Aristoteles) III 1, 278—80 (Stoiker). 4) Orig. c. Cels. VI 2.

nicht bloß einen Musonius, Epiktet und Marc Aurel hervorbrachte, sondern in der diese Verkünder einer milden, ächt menschlichen Sittenlehre auch die allgemeinste Bewunderung, ihre Lehren allgemeine Verbreitung fanden, kann nicht eine Zeit des tiefsten Sittenverfalles gewesen sein, wie sie so oft genannt worden ist. Wenn es überhaupt keinen Gradmesser für die Sittlichkeit einer auch noch so genau bekannten Periode gibt, so am allerwenigsten für diese Jahrhunderte, aus denen uns nur vereinzelte, theils auf bestimmte Gebiete beschränkte, theils gefärbte oder einseitige Berichte vorliegen. Zu den letztern gehören die rhetorischen Deklamationen des ältern Plinius und Seneca, zu den erstern die Darstellung der Greuel im Kaiserhause, der furchtbaren Folgen eines schrankenlosen Despotismus, der furchtbaren Unterdrückung der Aristokratie durch das Cäsarenthum bei Tacitus und den übrigen Geschichtsschreibern, der Corruption, des Schmutzes und der Sittenlosigkeit, deren Rom wie jede Weltstadt ein überreiches Maß in sich barg, bei den Satirikern und Martial. Aus diesen Quellen allgemeine Schlüsse auf die Sittlichkeit des ganzen Zeitalters zu ziehen, würde selbst dann unstatthaft sein, wenn nicht selbst sie unter so viel widrigen, häßlichen und abschreckenden, vielfach auch wohlthuende und erhebende Eindrücke böten, Eindrücke die in andern Quellen, wie in den Briefen des jüngern Plinius, den Werken des Quintilian, Plutarch, Gellius sogar entschieden überwiegen. Und wenn man von jenen rhetorischen Deklamationen über den Untergang der guten alten Zeit absieht, wird man in der Litteratur schwerlich Zeugnisse dafür finden, daß die Menschen jener Zeit selbst in einer Periode des allgemeinen Sittenverfalls zu leben glaubten, wol aber für das Gegentheil. Selbst Seneca schließt eine grelle Schilderung der herrschenden Unsittlichkeit mit der Erklärung, daß er die Schuld nicht an seiner Zeit haften lassen wolle. „Darüber haben unsre Vorfahren geklagt, klagen wir und werden unsre Nachkommen klagen, daß die Sitten in Verfall seien, die Schlechtigkeit herrsche, die Menschen immer tiefer in Sündhaftigkeit versinken, die menschlichen Zustände sich verschlimmern. In Wirklichkeit aber bleiben sie unverrückt und werden es bleiben, nur mit geringen Verschiebungen nach der einen oder der andern Seite: gleich Wassern welche die steigende Fluth weiter vorwärts trägt, die sinkende auf einem zurückliegenden Raum

Unhaltbarkeit der Annahme eines allgemeinen Sittenverfalls in dieser Zeit.

des Ufers festhielt." „Die Laster sind nicht den Zeiten eigenthümlich, sondern den Menschen. Kein Zeitalter ist von Schuld frei gewesen."[1] Tacitus war überzeugt, daß nicht alles bei den Frühern besser gewesen sei, sondern daß auch seine Zeit vieles für die spätern nachahmungswürdige hervorgebracht habe: vielleicht finde in den Sitten wie in den Dingen überhaupt ein Kreislauf statt.[2] Und Marc Aurel, dessen Weltanschauung ganz vorzugsweise durch die stoische Lehre vom ewigen Kreislauf der Dinge bestimmt wurde, der in der Geschichte nur ein ewiges Einerlei sah, mußte auch die menschliche Schlechtigkeit für etwas sich zu allen Zeiten gleich bleibendes halten. „Was ist Schlechtigkeit? fragt er. Was du oft gesehn hast! Wovon die Häuser und die Städte jetzt voll sind, davon wird man auch die alte, mittlere und neue Geschichte erfüllt finden, und nichts ist neu." Aber nichts als Schlechtigkeit in der Gegenwart zu sehn, davon war er weit entfernt. Nichts stimmte ihn so froh, als die Vorzüge der Zeitgenossen sich vor Augen zu halten, und es gab für ihn keine größere Freude, als die Abbilder der Tugenden, die sich in den Charakteren der Mitlebenden offenbarten, in ihrer Gesammtheit zu überblicken.[3]

1) Seneca Beneff. I 10. Epp. 97. 2) Tac. A. III 55. 3) M. Antonin. Comm. VII 1. VI 48.

VI.

Der Unsterblichkeitsglaube.

1. Das Verhältniß der Gebildeten zum Unsterblichkeitsglauben. Die Läugner. Der ä. Plinius.

Ueberall und zu allen Zeiten hat da, wo der Unsterblichkeitsglaube nicht durch Offenbarungsglauben bestimmt worden ist, neben seinen verschiedenen Formen Zweifel, Unglaube und Leugnung der Unsterblichkeit bestanden; und vermuthlich hat es immer Menschen gegeben, für die das Leben nur als ein endliches erträglich war, die der Gedanke einer ewigen Fortdauer sogar mit Schauder erfüllte. Es ist merkwürdig, daß gerade eine der thatkräftigsten Naturen, die wir aus der spätern römischen Welt kennen, der ältere Plinius, den Unsterblichkeitsglauben in fast leidenschaftlicher Weise von sich weist: er, dessen Existenz doch eine bevorzugte war, der mit unermüdlicher Ausdauer jede Minute seines Lebens für den Staat, für die Menschheit, für die Erkenntniß der Wahrheit nutzbar zu machen strebte, und in diesem Streben einen edlen, seines Lebens würdigen Tod fand.

„Für alle, sagt er, tritt mit der letzten Stunde dasselbe ein, was vor der ersten war, und Gefühl und Bewußtsein gibt es für Seele und Körper nach dem Tode so wenig als vor der Geburt. Menschliche Eitelkeit setzt die Existenz in die Zukunft fort, und erlügt ein Leben in die Zeit des Todes hinein, indem sie der Seele bald Unsterblichkeit, bald Umgestaltung, bald den Unterirdischen Bewußtsein beilegt und Manen verehrt und die zu Göttern macht, die sogar Menschen zu sein aufgehört haben: als ob unser Athem sich auf irgend eine Weise von dem aller übrigen Geschöpfe unterschiede, oder als ob man nicht in der Natur so viele länger währende Dinge

fände, denen doch Niemand Unsterblichkeit prophezeit. Welchen Körper hätte denn aber die Seele an sich? Welchen Stoff? Welches Denkvermögen? Wie Gesicht, Gehör und Tastsinn? Welchen Gebrauch dieser Gaben oder welches Gut ohne sie? Wo ist der Aufenthalt und wie groß in soviel Jahrhunderten die Menge der schattengleichen Seelen? Beschwichtigungsmittel für Kinder und Hirngespinnste einer Sterblichkeit, die nie aufzuhören trachtet! — Welcher verwünschte Wahnsinn, daß das Leben durch den Tod erneuert werden soll! Und wo gäbe es jemals Ruhe für die Erschaffenen, wenn in höheren Regionen das Bewußtsein der Seele fortdauerte, und Schatten in der Unterwelt? Wahrlich dieser angeblich süße Trost und diese Glaubensseligkeit nimmt dem eigentlichsten Gut der Natur, dem Tode, seine Kraft und verdoppelt den Schmerz des Sterbenden durch die Aussicht auf eine fernere Zukunft. Denn wenn es süß ist zu leben, für wen kann es süß sein gelebt zu haben? Aber wie viel leichter und sicherer wäre es, daß jeder sich selbst glaubte, und die Erfahrung über die der Geburt vorausgehende Zeit als Beweis der Sicherheit für die Zukunft gelten ließe!"[1]

Die Epikureer. Materialistische Grabschriften.

Diese Aeußerung einer an buddhistische Lebensanschauungen streifenden Sehnsucht nach der Vernichtung steht vereinzelt. Aber die materialistische Auffassung der Seele und die darauf beruhende Leugnung der Unsterblichkeit war mindestens ebenso verbreitet als der Epikureismus, durch den auch die Anschauung des Plinius ohne Zweifel mittelbar oder unmittelbar bestimmt wurde und mit dem sein Materialismus auch in der Vorstellung einer himmlischen Herkunft der Seele und ihrer „Verwandtschaft mit den Gestirnen" übereinstimmt.[2] Die Aussicht auf ein Ende des Daseins war für die überzeugten Bekenner dieser Lehre keine traurige, denn es war eben die Aussicht auf eine ewige Ruhe. Ihnen ziemte, als satte Gäste sich gelassen von der Tafel des Lebens zu erheben, um sich dem sichern Schlaf zu überlassen.[3] „Dem ewigen Schlaf" ist das Denkmal eines epikureischen Philosophen C. Matrinius Valentius von seiner überlebenden Gattin gewünscht.[4] Auch andre ebenso bezeichnete

1) Plin. H. N. VII 188—191 (über die ausgelassene Stelle vgl. Zeller I² 620, 1). 2) Plin. H. N. II 95. Zeller III 1, 388.
3) Lucret. III 938 sqq. 4) Orelli 1192.

oder „der sicheren Ruhe" (Securitati) geweihte Grabmäler deuten die Leugnung der Unsterblichkeit an,[1] wenn auch nicht überall der Ausdruck so unzweideutig ist, wie in der selbstverfaßten Grabschrift eines Nicomedes auf Kos, (der wie es scheint ein herumziehender Sänger der homerischen Gedichte war): „Nach Verhöhnung des Wahns liege ich hier in unerwecklichem Schlaf."[2] Eine lateinische Grabschrift lautet: „Ich habe gelebt und an nichts jenseits des Todes geglaubt;"[3] eine griechische: „Nicht ist ein Kahn in Hades noch ein Charon dort, kein Aeakus als Pförtner noch ein Kerberus. Wir alle aber die der Tod hinabgeführt, sind morsche Knochen und Asche, andres aber nichts;"[4] in einer andern heißt es von dem Todten, er sei nun nach Durchmessung der Lebensbahn ein Grab, ein Stein, ein Bildniß geworden.[5] Ein offenbar viel gebrauchtes Distichon lautet: „Ich war nicht und ward, ich war und bin nicht mehr, so viel ist wahr. Wer anders sagt, der lügt: denn nicht werde ich sein."[6] Oefter wird noch hinzugesetzt, daß der Tod kein Uebel sei, da mit dem Leben auch das Bewußtsein aufhöre. Ein L. Mäcius Marcus, der bei Lebzeiten für sich und die Seinen ein „ewiges Haus" erbaute, sagt in der Inschrift (als noch lebender): „Ich war einst nicht und bin jetzt; ich werde einst nicht sein: es grämt mich nicht."[7] Einer Verstorbenen sind auf einem Grabstein die Worte in den Mund gelegt: „Ich war einst nicht und bin nicht mehr. Ich weiß nichts davon: es trifft mich nicht."[8] „Der Tod, heißt es auf einem andern Stein, ist das letzte und auch das heilsamste."[9] Mit der Leugnung der Fortdauer wird auch die Aufforderung zum Genuß des vergänglichen Lebens verbunden z. B.: „Ich war nichts, ich bin nichts. Und du der du lebst, iß,

1) Somno aeterno: Orelli 4428; vgl. Henzen Index p. 200. Securitati sacrum Or. 4849. Or. 4448. J. O. M. (D. M.?) et perpetuae securitati. 4453: Dis securis. Renier Inscr. de l'Alg. 1755. D. m. s. perpetuae securitati 946. securitati perpetuae 947 securitati eterne. 2) Stephani Tit. Gr. V (Ind. schol. Dorpat 1850) s. XVIII p. 12. 3) Marini Iscr. Alb. 117, 6. 4) CIG 6298.

5) Stephani Bull. hist. phil. de l'Acad. de St. Pétersb. XI 238. 6) Anth. Gr. XIII 798 nr. 44 = Welcker Syll. Epigr. n. 61 p. 93 sqq. (95) = Keil Syll. Inscr. Boeot. p. 189. Stephani Tit. Gr. V 18 (dessen Erklärung ich aber nicht beistimme). 7) Orelli 4811. 8) Or. 4809. Vgl. den Zuruf an den Leser der Grabschrift bei Renier Inscr. de l'Alg. 717: Non fueras: nunc es iterum: nunc desines esse. 9) Murat. 1597, 3 (Marini Iscr. Alb. p. 117, 7).

trink, scherze, komm!"[1] „Du der du dies liesest, Kamerad, freue dich deines Lebens; denn nach dem Tode gibt es weder Scherz noch Lachen, noch irgend eine Freude."[2] Ein Grabmonument, das im Jahr 1626 unter der Konfession der Peterskirche gefunden wurde, eine liegende Statue eines Mannes mit einer Trinkschale in der Hand, erregte durch den verruchten Inhalt seiner Inschrift so großen Abscheu, daß es sofort vernichtet wurde, doch ist eine Abschrift aufbewahrt. Der Verstorbene scheint trotz seines krassen Materialismus ein bürgerlich geregeltes, anständiges Leben geführt zu haben. Er hieß Flavius Agricola aus Tibur und hatte sich in der Stellung abbilden lassen, in der er einst im Leben dem Wein zuzusprechen liebte. Mit seiner Frau Flavia Primitiva hatte er dreißig Jahre aufs angenehmste gelebt; auch sie eine höchst rechtschaffene, keusche, fleißige, um ihren Ruf wie um ihre Schönheit besorgte Frau, war eine Verehrerin des Bacchus (nach einem andern Text der Isis) gewesen. Nach ihrem Tode hatte ihn seine Tochter Aula Primitiva durch ihre Liebe getröstet und in ihr Haus aufgenommen. Zum Schluß ermahnt er die Leser in Versen, die vermuthlich in allerlei Variationen oft angewandt wurden,[3] sich des Weins und der Liebe zu freuen, denn alles übrige verzehre nach dem Tode die Erde und das Feuer.[4] Es ist sehr glaublich, daß in der Bildungssphäre, welcher die Verfasser dieser und mancher der früher erwähnten Grabschriften angehörten, für Ungläubige der platteste Materialismus auch der einleuchtendste war, und sehr natürlich, daß sie gern ihre starkgeistige Aufklärung und Erhabenheit über die Menge der minder fortgeschrittenen durch möglichst kräftig abgefaßte Bekenntnisse an den Tag legten, deren Anbringung auf Grabsteinen damals weder die Sitte noch ein Dogma ausschloß. Vielmehr schien dies gerade eine besonders passende Gelegenheit, die Summe der Lebenserfahrungen zu

1) CIL II 1434 (Grabschrift eines 8jährigen Kindes). Ib. 1877: Es bibe lude veni. Ib. 2262: Tu qui stas et leges (sic) titulum meum, lude jocare veni.

2) Marini l. l. 3.

3) Marini Iscr. Alb. p. 117 = Fabretti Inscr. dom. c. V nr. 387.

4) Henzen 7410 (der den Vornamen Aula nicht erkannt hat: vgl. Marquardt Hdb. V 1 A. 13) aus einer interpolierten Abschrift im cod. Barberin.; anders Jahn Ber. d. S. Ges. 1851 S. 178f.

ziehn: und so ist es kein Wunder, daß gerade hier auch jene niedrigste Abart des Epikureismus sich breit macht, die das einzige wahre Gut im gröbsten Sinnengenuß suchte. Oefter wird auf eine in diesem Sinn abgefaßte Grabschrift des Königs Sardanapal hingedeutet oder ihr Inhalt variirt z. B. „was ich gegessen und getrunken, habe ich mit mir genommen, was ich zurückgelassen, habe ich verloren."[1] Nicht anders sind die Grabschriften zu verstehn, in denen Bäder, Wein und Liebe, mäßig genossen, als die Quelle des wahren Lebensgenusses gepriesen und von dem Todten gesagt wird, er habe alles mit sich ins Grab genommen, d. h. alles was das Leben an wirklichen Gütern bieten könne sei in seinen Besitz übergegangen und damit gleichsam ein Theil seiner selbst geworden.[2]

Die Anzahl der materialistischen Grabschriften ist nun gegenüber den vielen Tausenden, die keinen Zweifel an der Fortdauer verrathen, verschwindend klein, obwol wie gesagt keins von den Hindernissen existirte, die die Aeußerung solchen Unglaubens an dieser Stelle gegenwärtig auch dem rücksichtslosesten Materialisten beinah unmöglich machen, da überhaupt die Empfindung der antiken Welt von der der modernen in Bezug auf Grab und Tod eben in mehr als einer Beziehung wesentlich verschieden war: jene fand selbst scherzhafte Aeußerungen mit dem Ernst des Grabes nicht unvereinbar.[3] Aber daß der Materialismus verbreitet war, würde man trotzdem annehmen dürfen, selbst wenn nicht bestimmte Zeugnisse über die große Verbreitung des Epikureismus (besonders unter den Ungebildeten, und wir dürfen wol nach heutiger Analogie vermuthen, noch mehr unter den Halbgebildeten)[4] vorhanden wären. Freilich fehlt jede Möglichkeit das Verhältniß der Materialisten zu den Unsterblichkeitsgläubigen

1) Muratori 1677, 2; vgl. Stephani der ausruhende Herakles S. 36 (288), dessen Ansicht von einem „Glauben an eine Fortdauer der Wirkungen des im diesseitigen Leben gegessenen und getrunkenen ins jenseitige" ich aber keineswegs theile. 2) Orelli 4816. Gruter 910, 12 bei Stephani a. a. O. S. 16 f. Vgl. cum vives, benefac: hoc tecum feres Henzen 6042. De Rossi Bull. d. J. 1853 p. 89 f. 3) Auch obscöne Vorstellungen nicht: Luxor. (Anthol. lat. ed. Riese 319) De sarcophago ubi turpia sculpta fuerant. Vgl. den Sarkophag in O. Müller Denkmäler d. a. Kunst II Taf. XLIV nr. 548. 4) Cic. Tusc. IV 3, 7. Fin. I 7, 25. Zeller III 1, 348 A. 3. Vgl. 353 f.

für irgend eine Zeit zu bestimmen; daß sie aber auch im spätern Alterthum trotz ihrer relativ großen Zahl immer nur eine kleine Minorität gebildet haben, dafür sprechen Gründe genug.

Läugnung der Unsterblichkeit in andern Systemen.

Wenn übrigens auch die Leugnung der Unsterblichkeit nur in der materialistischen Philosophie Epikurs ein Haupt- und Fundamentalsatz des Systems war, so wurde doch die Endlichkeit der Seele auch in andern philosophischen Systemen angenommen. Zwar der Glaube der Stoiker an eine begrenzte, doch unbestimmt lange Fortdauer nach dem Tode hatte in der praktischen Anwendung im wesentlichen denselben Werth und dieselbe Wirkung wie der Unsterblichkeitsglaube. Doch Panätius, der um die Mitte des zweiten Jahrhunderts v. Chr. im Kreise der Scipionen zu Rom, später zu Athen lebte, großes Ansehn genoß und namentlich auf die Römer, die sich dem Stoicismus zuwandten, zu allen Zeiten großen Einfluß übte, wich wie in andern Punkten so auch hier von der Ueberlieferung der Schule ab. Er leugnete die Fortdauer gänzlich, wie dies unter den peripatetischen Philosophen, denen er sich vorzugsweise anschloß, auch Dikäarch, ein unmittelbarer Schüler des Aristoteles, gethan hatte, dem die Seele das Ergebniß aus der Mischung der körperlichen Stoffe, in ihrem Dasein an den Körper gebunden und durch alle seine Theile verbreitet war. Aristoteles selbst hat zwar eine Fortdauer des denkenden Geistes gelehrt, aber keine persönliche und individuelle, und hat die Vorstellung, als ob die Gestorbenen (die das Volk in Griechenland „die Seligen" nannte) glücklich sein könnten, ausdrücklich zurückgewiesen. Von den spätern Peripatetikern hat Strabo aus Lampsakus, der Schüler des Theophrast, allem Anschein nach den Unsterblichkeitsglauben ganz aufgegeben; und der mit dem Namen eines zweiten Aristoteles geehrte Alexander von Aphrodisias (in der Zeit der Severe) hat die Leugnung der Unsterblichkeit auch bei Aristoteles selbst nachzuweisen gesucht.

Glaube und Beweis der Unsterblichkeit.

Aber eine Philosophie gab es doch auch, die die Unsterblichkeit mit ebenso großem Nachdruck behauptete, als der Epikureismus sie leugnete: die Platonische, die einzige die sie auch wissenschaftlich zu beweisen unternahm, da für den Pythagoreismus die Lehre von der Unsterblichkeit und Seelenwanderung vielmehr ein Dogma als ein philosophischer Satz war. Wie überhaupt der Platonismus die dem

überirdischen zugewandten Geister unwiderstehlich anzog, so war namentlich seine Seelenlehre ein Trost und eine Beruhigung für alle, die mit dem Bedürfniß des Unsterblichkeitsglaubens das einer philosophischen Begründung ihrer Ueberzeugungen verbanden: auch Cato von Utica, dieser „vollendete Stoiker" wie ihn Cicero nennt, und der durch seinen Tod zu einer Idealgestalt des spätern Stoicismus wurde, las, bevor er zum Selbstmorde schritt, den Phädon Platos. Freilich konnte Platos Beweis der Unsterblichkeit niemanden überzeugen, der nicht schon überzeugt war, auch war seine Unbündigkeit durch die Kritik Stratos nachgewiesen worden: aber wie für Cicero so genügte gewiß für die Meisten das Ansehn und der Name Platos als Bürgschaft für die Wahrheit seiner Lehre, und sie wollten lieber mit ihm irren, als mit seinen Gegnern die Wahrheit erkennen.[1] Und so haben edlere Naturen, deren Anschauungen gleichzeitig durch Glauben oder Ahnung, Speculation, ethisches Bedürfniß und ein hohes Bewußtsein der Menschenwürde bestimmt wurden, auch im spätern Alterthum vorzugsweise im Platonismus Befriedigung gesucht und gefunden, während solche, bei denen ein mystischer Hang vorwaltete, sich dem in neuerer Gestalt wiederauflebenden Pythagoreismus zuwandten.

Platonismus u. Neupythagoreismus.

Doch unter den gebildeten der römischen Welt war in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten wahrscheinlich die Zahl derer am größten, die theils keinem philosophischen System ganz und gar nachhingen, sondern nach individuellem Bedürfniß ihre Weltansicht durch Wahl aus verschiedenen Systemen bildeten, theils von der Philosophie überhaupt nur mittelbar und in geringem Maße beeinflußt waren. Ein großer Theil von diesen wird theils das Bedürfniß nicht empfunden theils darauf Verzicht geleistet haben, über die Unsterblichkeit zu einer festen Ueberzeugung zu kommen. Die so ganz entgegengesetzten Resultate, zu denen die verschiedenen philosophischen Richtungen gelangt waren, die Bestreitung der von den angesehensten Lehrern aufgestellten Sätze durch andre nicht minder angesehene mußte namentlich skeptische Geister zu der Ansicht führen, daß die wissenschaftliche Erforschung dieses Gegenstandes zu den Aufgaben gehöre, welche die menschliche Kraft übersteigen: eine Ansicht, bei der auch ein Sokrates stehen

Die Zweifler.

1) Cic. Tusc. I 17, 39; 21, 49.

geblieben war, wenn gleich seine Natur ihn zum Glauben an die Fortdauer hinzog. Es ist sehr natürlich, daß namentlich den Forschern, die den Körper zum Gegenstande ihrer Untersuchung machten, die schwersten Zweifel an der Unkörperlichkeit der Seele aufstiegen.

Galenus. Der Arzt Galenus, obgleich nichts weniger als ein Materialist und ein entschiedener Gegner Epikurs, fand doch die Platonische Vorstellung von der Immaterialität der Seele sehr bedenklich; denn wodurch sollten sich, fragt er, unkörperliche Substanzen von einander unterscheiden, wie kann ein unkörperliches Wesen über den Körper verbreitet sein, wie kann ein solches vom Körper so afficirt werden, wie dies bei der Seele im Wahnsinn, in der Trunkenheit und in ähnlichen Zuständen der Fall ist? „Er getraut sich nicht diesen Punkt zu entscheiden und ebenso wenig beabsichtigt er die Unsterblichkeit zu behaupten oder zu leugnen.“[1]

Quintilian. Aber auch Quintilian rechnet die Frage, ob die vom Leibe gelöste Seele unsterblich sei oder wenigstens eine gewisse Zeit fortdaure, unter die unentschiedenen,[2] und ebenso wenig war Tacitus hierüber zu einer festen Ueberzeugung gekommen, als er im reifen Mannesalter das Leben des Agricola schrieb. Er schließt es mit dem Wunsch, daß der Verstorbene sanft ruhen möge, „wenn es eine Stätte für die Geister der Frommen gibt, wenn, wie die Weisen annehmen, große Seelen nicht mit dem Körper erlöschen“ — dies letztere im Hinblick auf die Lehre des Chrysippus, daß nur die Seelen der Weisen bis zum Weltbrande fortdauern.[3] Und selbst Cicero, für den der Unsterblichkeitsglaube so hohen Werth hatte, fand es doch nicht überflüssig, die Todesfurcht auch für den Fall zu beschwichtigen, daß die Seele im Tode untergehe.[4]

Tacitus.

Cicero als Repräsentant der Gläubigen unter den gebildeten Eklektikern. Doch wenn auch Cicero den Zweifel als berechtigt anerkannte, stand seine eigene Ueberzeugung so fest, als es ohne Offenbarungsglauben möglich ist, und seine Gründe für die Unsterblichkeit dürfen wir gerade darum als die Gründe der Mehrzahl der Gläubigen unter den Gebildeten voraussetzen, weil sie nicht sowol auf Dogmen oder wissenschaftlich bewiesenen Resultaten, als vielmehr auf den Instinkten,

---

1) Zeller III 1, 740. 2) Quintilian. V 14, 13. 3) Tac. Agric. 46. Vgl. Zeller III 1, 185, 5. 4) Zeller III 1, 593.

Bedürfnissen und Empfindungen beruhen, die theils der menschlichen Natur überhaupt eigen sind, theils sich durch die besondern Einflüsse der römischen Kultur entwickelt hatten. Denn obwol Cicero den Platonischen Beweis der Unsterblichkeit ausführlich mittheilt, so sagt er doch wie bemerkt ausdrücklich, daß für ihn die Ueberzeugung eines Plato auch ohne Gründe bestimmend sei, und er führt diesen Beweis allem Anschein nach mehr zur Befriedigung der Ansprüche anderer als seiner eignen an. Sein Glaube wie der aller verwandten Naturen beruhte vor allem auf einem hohen Begriff von der Größe und Würde des Menschengeistes, auf der Bewunderung und Ehrfurcht vor seinen Kräften und Leistungen. Der Geist, der Sprache und Schrift erfunden, den Menschen zum Menschen gesellt, die Bahnen der Gestirne gemessen, die ganze Kultur, die Künste, Poesie und Philosophie geschaffen hatte, konnte nach seiner Ueberzeugung unmöglich irdischer und vergänglicher Natur sein. Seine Kraft, seine Weisheit, seine Erfindung, seine Erinnerung erschien ihm göttlich; sein Ursprung konnte nicht auf Erden sein, er mußte vom Himmel stammen und darum ewig sein. Diese Ueberzeugung bestätigte ihm die Uebereinstimmung aller Völker, die hier ebenso vollständig war als im Glauben an Gottheiten, ferner der Glaube der größten Geister seiner eignen Nation und die Anerkennung der Unsterblichkeit in dem seit so vielen Jahrhunderten unverändert festgehaltenen religiösen Cultus der Todten. Auch in der Sorge der Menschen für die Zeit nach ihrem Tode, der Aufopferung der Besten für die Nachwelt, in dem so allgemeinen und natürlichen Streben nach Anerkennung bei spätern Geschlechtern und Nachruhm glaubte er einen Beweis für die Fortdauer zu finden: überall und zu allen Zeiten hätten gerade die an Geist und Charakter hervorragendsten Menschen so gehandelt, wie man eigentlich nur in der Aussicht auf eine Fortdauer handeln könne; in dem Glauben aber der edelsten und besten dürfe man eine Erkenntniß des Wahren erblicken. Und einen fast poetischen Ausdruck hat Cicero seinem Glauben an persönliche Fortdauer in dem „Traum des Scipio“ gegeben, in dem die Seligkeit der großen Todten der Vorzeit in höhern Sphären geschildert wird, die aus dem Kerker des Leibes zum wahren ewigen Leben emporgehoben sind.[1]

1) Cic. Tusc. I 12 sqq. Rep. VI 9 sqq.

Die Stoiker. Wenn wie gesagt unter den Gebildeten des spätern römischen Alterthums die Lebensanschauungen der Mehrzahl auf einem Eklekticismus beruht haben mögen, der dem Ciceronischen verwandt war, so war es unter den philosophischen Systemen ohne Zweifel der Stoicismus, der neben dem Epicureismus die meisten Anhänger zählte.[1] Es ist schon bemerkt worden, daß die stoische Lehre von einer endlichen Fortdauer für die praktische Anwendung dem Unsterblichkeitsglauben so gut wie gleich kam, da nach dieser Lehre die Menschenseele erst am Ende der Weltperiode, welcher sie angehört, in den Urstoff oder die Gottheit zurückkehren sollte; und nur darüber waren die Stoiker unter sich nicht ganz einig, ob alle Seelen so lange dauern sollten, wie dies Kleanthes, oder nur die der Weisen, wie Chrysippus glaubte. Der beredteste Verkünder des stoischen Glaubens an ein Fortleben im Jenseits in den ersten Jahrhunderten nach Christus ist Seneca, der freilich dem Platonismus näher stand als die ältern Stoiker. Er betont auch weit stärker als sie den Gegensatz des Leibes gegen den Geist. „Der Leib oder wie er ihn auch wol verächtlich nennt, das Fleisch, ist etwas so werthloses, daß wir nicht gering genug von ihm denken können; er ist eine bloße Hülle der Seele, eine Behausung in die sie nur für kurze Zeit eingekehrt ist und in der sie sich nie wahrhaft heimisch fühlen kann, ja eine Last, von der sie gedrückt wird, eine Fessel, nach deren Lösung, ein Kerker, nach dessen Oeffnung sie sich sehnen muß;" „mit ihrem Fleische hat sie zu kämpfen, durch ihren Leib ist sie Angriffen und Leiden ausgesetzt, an sich selbst ist sie rein und unverletzlich, ebenso erhaben über ihren Leib, wie die Gottheit über den Stoff. Das wahre Leben der Seele beginnt daher erst mit dem Austritt aus dem Leibe." Nach Seneca sollen die Seelen der Guten nach dem Tode (wie in der katholischen Lehre vom Fegefeuer) einer Reinigung unterliegen; geläutert steigen sie dann in den Aether auf, um hier nach der stoischen Lehre bis zum Weltbrande fortzuleben. In Senecas Vorstellung von dem Leben im Jenseits sind die Anklänge an Platonische, ja an christliche Anschauungen stark. Ihm ist „dieses Leben das Vorspiel

Seneca.

1) Zeller III 1, 184—189 u. 633, dem ich das Folgende, zum großen Theil wörtlich, entlehne.

eines bessern, der Leib wie gesagt eine Herberge, aus welcher der Geist in seine höhere Heimath zurückkehrt; er freut sich auf den Tag, welcher die Fesseln des Körpers zerreißen werde, den Geburtstag der Ewigkeit, wie er ihn, mit den alten Christen auch im Ausdruck zusammentreffend, nennt; er schildert den Frieden der Ewigkeit, der uns drüben erwartet, die Freiheit und Seligkeit des himmlischen Lebens, das Licht der Erkenntniß, dem dort alle Geheimnisse der Natur sich erschließen; er vergißt auch das Wiedersehn nach dem Tode, das Zusammensein der vollendeten Seelen nicht; er faßt den Tod zugleich als den großen Gerichtstag auf, an dem über jeden das Urtheil gesprochen werde, und leitet aus dem Gedanken eines Jenseits die Kraft zu einem sittlichen Leben her; er beruhigt sich selbst über den dereinstigen Untergang der Seele mit dem Gedanken, daß sie in einer andern Gestalt wieder aufleben werde." Trotz dieser scheinbar so wesentlichen Uebereinstimmung mit dem christlichen Unsterblichkeitsglauben ist auch hier nichts, was der stoischen Lehre widerstrebte und sich nicht schon allein aus ihrer spätern Entwicklung und Gestaltung, namentlich in Geistern wie der Senecas, vollkommen erklären ließe. Obwol die Möglichkeit christlicher Einflüsse nicht ausgeschlossen ist, kann sie doch um so weniger als erwiesen gelten, als manche der betreffenden Ausdrücke und Aeußerungen sich gerade in einer von Senecas ältern, lange vor den ersten nachweisbaren Anfängen des Christenthums in Rom verfaßten Schrift (der Trostschrift für Marcia) finden.

Die Platoniker. Plutarch.

Unter den Platonikern der spätern Zeit gehörte Plutarch von Chäronea zu den einflußreichsten, gewiß auch darum weil sein Platonismus kein streng dogmatischer, sondern durch Eklekticismus und Hinneigung zum Pythagoreismus modificirter, seine Darstellung eine ganz populäre war. Auch er darf daher als Vertreter einer in der damaligen gebildeten Welt weit verbreiteten Richtung gelten. So fest er von der Wahrheit des Unsterblichkeitsglaubens überzeugt war,[1] von welchem er erklärt, daß er mit dem Vorsehungsglauben stehe und falle, so scheint dieser Glaube „auch ihm mehr ein praktisches Postulat als das Ergebniß einer wissenschaftlichen Untersuchung zu sein; er beruft sich

1) Zeller III 2, 164 f.

für ihn auf die Gottverwandtschaft des menschlichen Geistes, auf die Nothwendigkeit einer künftigen Vergeltung und eines Ersatzes für die Uebel des Lebens, auf das tröstliche des Gedankens an eine Fortdauer und ein Wiedersehn nach dem Tode; eine genauere Erörterung der Sache hat er nirgends versucht. Vom Jenseits verspricht er sich mit Plato eine reinere Gotteserkenntniß und eine volle, durch keine sinnliche Affekte mehr getrübte Gemeinschaft mit der Gottheit; doch gilt dies natürlich nur für die Seelen, welche sich durch Tugend und Frömmigkeit geläutert haben; solche werden aus Menschen zu Heroen und aus Heroen zu Dämonen, ja einzelne erheben sich zu göttlicher Würde wie Herakles und Dionysos; andere kehren früher oder später in menschliche Leiber zurück." Nach einer sehr verbreiteten (orphisch-pythagoreischen) Vorstellung glaubte auch Plutarch, daß sich „die Seelen unmittelbar nach dem Tode zwischen Erde und Mond aufhalten, die ungerechten werden hier bestraft, die gerechten erheben sich zum Monde um in Betrachtung der Welt ein seliges Leben zu führen, noch andere sinken wieder zur Erde herab. In gewissen langen Perioden müssen aber alle Seelen in einen Leib zurückkehren, wie ja schon Plato angenommen hatte." Noch „weitherziger" als der Platonismus Plutarchs und zugleich noch mystischer gefärbt ist der Platonismus des Apulejus,[1] in welchem als besonders charakteristisch der Werth und die Bedeutung hervortritt, den für seine gesammte Weltanschauung der Dämonenglaube gewonnen hatte. Die Dämonen sind Mittelwesen und Vermittler zwischen der irdischen und höhern Welt, und zu ihnen gehört auch die menschliche Seele, sowol während ihres Erdenlebens als nach ihrer Befreiung vom Leibe, wenn es auch nur Dämonen niederer Art sind, die „in die Herberge des Leibes einkehren." Die Vorstellung daß die Seelen der Guten und Gerechten nach dem Tode auf der Erde als Schutzgeister walten, die der Bösen zu unstätem Umherspuken als Larven verdammt sind, „für gute Menschen eitle, für böse verderbliche Schreckbilder" — diese Vorstellung fällt schon ganz und gar mit dem römischen Volksglauben zusammen. Dem Platonismus nahe stehn auch die Anschauungen des Pausanias. Er sagt, daß die Unsterblichkeit der Seele seines

Apulejus. Pausanias.

1) Zeller III 2, 190 f.

Wissens zuerst von den Chaldäern und Indern behauptet worden, denen dann Griechen und vornehmlich Plato gefolgt sei. Daß er selbst daran nicht zweifelte, zeigt, abgesehn von seinem Dämonenglauben, die Aeußerung: in seiner Zeit würden Menschen nicht mehr zu Göttern wie einst Herakles, Amphiaraos und die Dioskuren, und der Zorn der Götter folge nicht wie früher auf der Stelle dem Frevler, sondern warte seiner in der Zeit, wenn er von hinnen geschieden sei.[1]

Wenn wir nun unzweifelhaft zu der Annahme berechtigt sind, daß alle hier betrachteten Formen des positiven Unsterblichkeitsglaubens unter den gebildeten Klassen der römischen Welt in den ersten Jahrhunderten eine große Zahl von Anhängern und Bekennern erfüllten und befriedigten, so fehlt uns, wie gesagt, jede Möglichkeit das Verhältniß dieser Gläubigen zu den Ungläubigen für irgend eine Periode dieses Zeitraums irgend wie zu bestimmen. Unlengbar ist aber wie man sieht, daß gerade auch in den Kreisen der philosophisch gebildeten oder doch von solcher Bildung influirten dem Zweifel, der Gleichgültigkeit, der Leugnung nicht bloß ein auf tiefem Bedürfniß beruhender fester Glaube, sondern sogar Sehnsucht nach einem höhern Leben gegenüberstand: und kein Grund zu der Behauptung, daß selbst in diesen Kreisen die Zahl der Ungläubigen die der Gläubigen überwogen habe.

Andeutungen des jenseitigen Lebens auf Sarkophagen und andern Grabdenkmälern.

Zu den Zeugnissen des Unsterblichkeitsglaubens und der Hoffnung auf ein höheres Dasein gehören auch zahlreiche bildliche Darstellungen von Graburnen und -altären, Sarkophagen und sonstigen Grabdenkmälern, von denen die mit künstlerischem Schmuck ausgestatteten vorzugsweise doch nur von wohlhabenden, also in der Regel höher gebildeten benutzt werden konnten. Nicht immer freilich ist die Sprache dieser Bildwerke verständlich; die damalige künstlerische Produktion, die ja überhaupt die neuen Kunstbedürfnisse aus dem unermeßlichen Vorrath der vorhandenen Schöpfungen zu befriedigen suchte, hat auch hier vielfach ältere Darstellungen in einem neuen Sinn verwendet. Zu diesen gehört auch die große Masse der figurenreichen mythologischen Scenen, mit denen die Vorderseiten der Sarkophage geschmückt

1) Paus. IV 32, 4. VIII 2, 2. Pfundtner, des Pausanias Lebens- und Glaubensanschauungen (Programm des Kneiphöf. Gymnasiums) Königsberg 1868.

sind: ihrer Arbeit nach rühren dieselben in überwiegender Mehrzahl aus der Zeit vom zweiten bis vierten Jahrhundert her, und sind vielfach, vielleicht in der Regel, nicht auf Bestellung geliefert, sondern zur Auswahl für Käufer gearbeitet, also so wie sie der großen Mehrzahl zusagten und gewöhnlich verlangt wurden.[1] Wenn nun hier die Beziehung der dargestellten Mythen auf Tod, Unsterblichkeit und Jenseits oft nicht mit Sicherheit nachweisbar, und vielleicht in der That zuweilen nichts anderes bezweckt worden ist als eine gefällige und bedeutende Ausfüllung des Raumes durch allgemein beliebte Darstellungen, so ist doch bei einem großen Theile der Gegenstände der Sinn, in welchem sie zur Verzierung dieser Steinsärge gewählt sind, nicht zweifelhaft.[2] Die Gestalten des Mythus sind hier gleichsam poetische Typen zum symbolischen Ausdruck abstrakter Ideen: und auch hier herrscht noch jene Tendenz der griechischen Kunst und Poesie, das Menschendasein durch Erhebung in ideale Gebiete zu verklären. Nur selten kommt (wie in der Prometheusfabel) die Vereinigung und Trennung von Seele und Körper geradezu zur Darstellung; gewöhnlich wird der Uebergang in ein anderes Leben und dessen Seligkeit oder Unseligkeit durch die Schicksale der Götter und Heroen versinnbildlicht. Besonders gern wurde die Entführung der Proserpina ins Schattenreich und ihre Wiederkehr zur Welt des Lichts zum Schmuck von Sarkophagen gewählt, desgleichen der Tod des Adonis, dem ja ebenfalls eine Auferstehung folgt; vielleicht ist auch die Entführung der Töchter des Leucippus durch die Dioskuren zu einem höhern Dasein in ähnlichem Sinne zu verstehn. Die Geschichte der Alceste und des Admet, Protesilaus und Laodamia deuten die Hoffnung auf ein Wiedersehn nach dem Tode, die Fortdauer der Gattenliebe im Jenseits an. Herkules, der durch unablässiges Ringen sich von den Gebrechen der Sterblichkeit befreiende und auch über die Mächte der Unterwelt siegreiche Held, erscheint in seinen Kämpfen und Arbeiten als der eigentliche Ueberwinder des Todes. Achill auf Scyros, der ein kurzes glückliches Leben einem langen thatenlosen vorzog, und für diese Wahl mit der Versetzung ins Elysium belohnt wurde, soll wie

1) Vgl. oben S. 187. 2) Für das folgende vgl. E. Petersen Sepolcro scoperto sulla via Latina. Ann. d. J. 1860 p. 348 ff.; 1861 p. 190 ff.

es scheint den Lohn verbürgen, der die Tugend erwartet, die Geschichte des Aktäon, des Marsyas, der Klytämnestra, der Gigantenkampf vielleicht die Strafen, die den Frevler treffen werden. Auf die Freuden der Seligen deuten die mit besonderer Vorliebe dargestellten frohen Vereinigungen, Tänze und Feste des Schwarms, der das Gefolge des Bacchus bildet, jenes bunte Gewühl der Bacchanten, Mänaden, Satyrn, Pane und Centauren, dessen Fülle nach Göthe auf Sarkophagen und Urnen den Tod überwältigt: „die Asche da drinnen scheint im stillen Bezirk noch sich des Lebens zu freun.“ Auch der Gott selbst verbürgte durch seine Wiedergeburt aus dem Tode nach Orphischer Lehre den Eingeweihten seiner Mysterien die Unsterblichkeit;[1] die von ihm zum Himmel erhobene Ariadne erschien als ein Vorbild der aus der Endlichkeit befreiten und in eine höhere Welt entrückten Seele, der Jubel und die festliche Freude des bacchischen Kreises, wie gesagt, als ein Sinnbild der zu hoffenden Seligkeit. Den Zustand der Seligen scheinen auch die Züge und Chöre der auf den Wellen des Oceans sich wiegenden Nereiden und Meergötter, die Spiele von Liebesgöttern zu bedeuten. Zu beiden Seiten der Via Latina sind bei Rom 1857 und 1858 zwei einander gegenüberliegende, stattliche, zweistöckige Grabgebäude entdeckt worden, die der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts n. Chr. angehören. Die Gewölbedecke des Hauptgemachs im Unterstock des einen, die drei Sarkophage enthielt, ist reich mit Stuckreliefs verziert: ein Medaillon in der Mitte stellt die Seele des Verstorbenen als verhüllte Gestalt von einem Greifen emporgetragen vor, umgeben von 24 Medaillons mit Bacchanten und Nereiden, und Liebesgöttern in kleinen viereckigen Feldern.[2]

Wenn es also dahin gestellt bleiben muß, ob selbst in der kleinen Minorität der Gebildeten der Unsterblichkeitsglaube mehr Gegner als Bekenner zählte, so kann es keine Frage sein, daß in den Massen

2. Der Glaube der Ungebildeten

1) Plutarch. cons. ad ux. c. 10. 2) Ein Deckengemälde, sicher aus einem Grabmal wahrscheinlich bei Rom, aus dem cod. Pighian. herausgegeben von Jahn Ber. d. Sächs. Ges. 1869 S. 1 ff. ist verwandter Art. Das Hauptbild (Figur auf einem Viergespann, wol der zum Himmel getragene Verstorbene) ist umgeben von Bildern, die auf das jenseitige Leben Bezug haben: die Danaiden,

zu allen Zeiten eine ungeheure Mehrzahl die seit der Urzeit von Jahrhundert zu Jahrhundert fortgepflanzten Vorstellungen von der Fortdauer der Seelen im Jenseits, ungeachtet aller im Laufe der Zeit eingetretenen Modifikationen, im wesentlichen festhielt. Der Glaube an die eigene Fortdauer gehört zu den stärksten und verbreitetsten Instinkten und Bedürfnissen der menschlichen Seele, was ja auch das Studium der Naturvölker sowol wie der ältesten Culturvölker im Allgemeinen bestätigt, wenn gleich es an Ausnahmen nicht fehlt; er reicht namentlich bei den indogermanischen Nationen weit über die Anfänge aller Ueberlieferung hinaus. Der Unsterblichkeitsglaube ist der menschlichen Natur ebenso gemäß als der Glaube an das Walten höherer Wesen; er entspringt aus dem Schauder vor der Vernichtung, der Selbsterhaltungstrieb greift hier instinktmäßig über den Tod hinaus. Der zum Bewußtsein erwachte Mensch sucht im Jenseits die Lösung für die Räthsel des Lebens, den Trost für seine Leiden und Täuschungen, „am Grabe noch pflanzt er die Hoffnung auf.“ Der Reflexion, die zum Zweifel und zur Leugnung führt, kann immer nur eine Minderheit fähig sein; die Sehnsucht nach der Vernichtung, die in Asien seit so vielen Jahrhunderten Millionen erfüllt (eine wol noch nicht völlig aufgeklärte Erscheinung), ist jedenfalls ein Produkt von Faktoren, die den Zuständen, der Natur und Kultur dieses Welttheils ausschließlich eigenthümlich sind.

Allerdings sind nun materialistische Strömungen wie zu allen Zeiten so auch im spätern griechisch-römischen Alterthum hier und da in die Massen gedrungen: daß sie aber dort jemals sich verbreitet, dem positiven Glauben erheblichen Abbruch gethan haben, läßt weder die Analogie ähnlicher Erfahrungen in neueren Zeiten annehmen, noch spricht dafür die wie gesagt verhältnißmäßig geringe Zahl materialistischer Grabschriften von Personen der untern Klassen. Auch äußern diesen gegenüber andre ein festes Vertrauen auf eine Fortdauer und ein Wiedersehn nach dem Tode, wie z. B. jene Inschrift auf dem gemeinsamen Grabmal eines Ehepaars, von welchem die

---

Herakles und Alkestis, Apoll u. Marsyas, Eros u. Pan (vor Dionysos u. Ariadne), die alle mit Sarkophagreliefs übereinstimmen, und wieder von kleineren Bildern umgeben sind, worunter zahlreiche Erotenfiguren.

Frau zuerst gestorben war: „Ich erwarte meinen Mann.“[1] Namentlich aber bestätigen zahlreiche unzweifelhafte Zeugnisse, daß der Volksglaube im großen und ganzen, soweit die römisch-griechische Kultur reichte, noch immer durch die uralten römischen und griechischen Vorstellungen vom Jenseits bestimmt wurde, die sich im Laufe der Jahrhunderte vielfach verschmolzen hatten, und mit denen sich je länger desto mehr orientalische Anschauungen verbanden.

Fortdauer der mythischen Vorstellungen von der Unterwelt.

Zwar haben römische Autoren zu verschiedenen Zeiten versichert, daß an die alten volksthümlichen Fabeln von der Unterwelt Niemand glaube. Kein altes Weib sei so schwachsinnig, sagt Cicero, daß es die „Acherontischen tiefen Regionen des Orcus, das bleiche von Finsterniß umhüllte Reich des Todes“ fürchte.[2] Niemand, sagt Seneca, ist so kindisch, daß er sich vor dem Cerberus und der Finsterniß und den Gespenstergestalten der Todtengerippe fürchtet.[3] Daß es Manen gibt, sagt Juvenal, und unterirdische Reiche, einen Cocytus und schwarze Frösche im Stygischen Schlunde, und daß so viele tausende in einem Nachen über das Wasser setzen, das glauben selbst von den Kindern nur die kleinsten, die noch kein Eintrittsgeld in den Bädern zahlen.[4] Allerdings ist nun wahr, daß die griechischen Vorstellungen, von denen hier hauptsächlich die Rede ist, in Italien und den westlichen Ländern überhaupt weniger verbreitet waren, obwol doch auch dort ihre durch die in der Schule allgemein gelesenen Dichter, durch die Theater, durch die bildende Kunst unaufhörlich und tausendfach geförderte Verbreitung keine geringe gewesen sein kann, und von den angeführten Autoren unzweifelhaft unterschätzt ward. Die Fortdauer des römischen Volksglaubens an die Manen zu leugnen, konnte Juvenal im Ernst kaum einfallen, und er hat wol nur die grobsinnlichen Vorstellungen von ihnen als gänzlich aufgegeben bezeichnen wollen, auch dies freilich sehr mit Unrecht: wie denn Aufgeklärte stets nur zu leicht geneigt sind, die in ihren Kreisen herrschenden Ansichten als die vernünftiger Weise einzig möglichen und folglich allgemeinen vorauszusetzen. Am wenigsten konnte Juvenal

1) I³ 428, 5. Vgl Inscr. de l'Alg. 3864 (Cartena): Mi fil(i), mater rogat ut me ad te recipias. Grut. 376, 5 (vgl. Mommsen Hermes III 60, 5): mater rogat, quam primum ducatis se ad vos. 2) Cic. Tusc. I 21, 48. 3) Seneca Epp. 24, 18. 4) Juv. II 149 (Esse aliquid Manes mit Anklang an Prop. V 7, 1: Sunt aliquid Manes).

aber den Unsterblichkeitsglauben überhaupt leugnen wollen. Daß er von den Ansichten seiner gebildeten Zeitgenossen mindestens soviel wissen mußte, als wir, wird wol niemand in Abrede stellen.

Der Glaube an den Todtenfährmann.

Aber wenigstens von einer der von Juvenal verspotteten griechischen Fabeln sind wir im Stande nachzuweisen, daß sie damals und später im Volk sehr allgemein und fest geglaubt wurde, und zwar auch in den westlichen Ländern: es ist die Fabel von dem „grausen Fergen des Kahns auf dem kothigen Schlunde" wie Juvenal selbst ihn ein anderes Mal nennt, dem der Todte seinen Heller als Fährgeld mit dem Munde reichen muß.[1] Daß das Volk in den griechischen Ländern allgemein an die Wirklichkeit des Todtenfährmanns glaube, bezeugt ausdrücklich Lucian: „In dieser Vorstellung ist die große Menge so sehr befangen, daß wenn einer ihrer Angehörigen stirbt, sie ihm zuerst einen Obol in den Mund stecken, der für den Fährmann als Bezahlung der Ueberfahrt bestimmt ist, ohne zu prüfen welche Münze in der Unterwelt gangbar ist u. s. w.[2] Noch heute findet sich diese Sitte in Griechenland[3] und auch Charon lebt, wenn gleich in veränderter Gestalt im Glauben und in den Liedern des Volkes fort „als Charontas oder Charos, der mürrische Greis, welcher bald wie ein schwarzer Vogel auf sein Opfer niederschießt, bald als fliegender Reiter die Schaaren der Verstorbenen durch die Lüfte zum Todtenreiche führt."[4] Wie allgemein verbreitet, wie tief gewurzelt mußte ein Glaube sein, dessen Lebenskraft sich als eine so unzerstörbare erweist, obwol seit anderthalb Jahrtausend ihm scheinbar alle Bedingungen der Fortdauer entzogen sind! Auch nach Italien hat er sich früh verbreitet. Skelette mit Münzen im Munde sind sowol in den Pränestinischen Gräbern aus der Zeit von der Mitte des vierten bis zweiten Jahrhunderts v. Chr. als in römischen der ersten Kaiserzeit gefunden worden; desgleichen in Gräbern in den Rheinlanden aus der mittlern und letzten Kaiserzeit, und auch im Occident hat sich diese Sitte wenigstens bis ins Mittelalter erhalten.[5]

Wenn hiernach also wol kein Zweifel sein kann, daß etwas, was nach Juvenal nur kleine Kinder glaubten, in der That von tausenden

1) Juv. III 265. 2) Lucian. De luctu 10. 3) Wachsmuth, Griechenland im alten das neue 118. K. Mendelsohn-Bartholdy Gesch. Griechenlands I 46. 4) Preller Gr. Myth. I² 639. 5) Marquardt Hdb. V 1 A. 2262.

und aber tausenden im ganzen römischen Reich geglaubt wurde, so werden wir ebenso wenig an der Fortdauer und Verbreitung der übrigen volksthümlichen Vorstellungen von der Unterwelt zweifeln dürfen. Den Versicherungen des Gegentheils bei Cicero, Seneca und Juvenal steht die ebenso bestimmte Versicherung Lucians gegenüber. Er sagt, daß die große Menge der gemeinen Leute sich das Jenseits ganz so vorstelle wie es die Dichter schilderten:[1] ein ungeheures finsteres von Pluto und Proserpina beherrschtes Todtenreich mit dem Kocytus und Pyriphlegethon, dem Acherusischen See, dem diamantnen Thor, das Aeakos mit dem Cerberus bewacht, der Asphodeloswiese mit dem Lethestrom, den Todtenrichtern, die die Guten ins Elysium senden, die Schlechten den Furien zu Martern aller Art überliefern, während die große Zahl derer, die weder gut noch böse waren, als Schatten auf der Asphodeloswiese umherirren und sich von den Grabspenden und Todtenopfern nähren. Plutarch sagt,[2] daß diejenigen, die sich vor den Bissen des Cerberus und dem Faß der Danaiden fürchteten, sich durch Weihen und Reinigungen davor zu schützen suchten, durch welche sie die Gewähr zu erhalten glaubten, im Hades an einem hellen Ort in reiner Luft unter Scherz und Tanz fortzuleben. Er meinte allerdings, daß es „nicht sehr viele" waren, die diese „Ammenmärchen" glaubten; natürlich war seine Schätzung ebenso subjectiv und ebenso durch zufällige Eindrücke bestimmt, wie die Lucians, dem die Menge der Glaubenden sehr groß erschien, und hierin sind die Angaben beider gleich unzuverlässig. Schwerlich kann man aber bei der großen Menge geläutertere Ansichten vom Leben nach dem Tode voraussetzen als bei einem Manne wie Aristides: der doch auch geglaubt zu haben scheint, daß die in die Eleusinischen Mysterien nicht eingeweihten in der Unterwelt in Schlamm und Finsterniß liegen würden.[3] In seiner Schrift „Vom Aberglauben" zählt Plutarch die Vorstellungen von tiefen Pforten des Hades, von Feuerströmen und jähen Abstürzen der Styx, von einer Finsterniß voll von Gespenstern, wo Schreckgestalten erscheinen und klägliche Laute sich hören lassen, von Richtern und Henkern, von Schlünden

Zeugnisse für die Verbreitung der volksthümlichen Vorstellungen.

1) Lucian. De luctu 1—10. 2) Plutarch. Non posse suaviter vivi 27, 4 p. 1105. 3) Aristid. or. XIX p. 259 Jebb.

und Abgründen, die von tausend Qualen erfüllt sind — alle solche Vorstellungen zählt er zu den Ausgeburten des Aberglaubens:[1] daß er diesen aber selbst für ein weitverbreitetes Uebel hielt, geht wie gesagt aus dem Eifer hervor, mit dem er ihn bekämpft.

Daß nun von den griechischen Vorstellungen gar manches, wo nicht das meiste, auch in den Volksglauben des Westens übergegangen ist, darf man, wie gesagt, namentlich mit Rücksicht auf die Wirkung, die die römischen Dichter durch die Schule übten, voraussetzen; seit Ennius waren ausführliche Beschreibungen der Unterwelt ein Lieblingsgegenstand der Epiker gewesen, und vor allem wird die so ausführliche Schilderung Vergils mittelbar und unmittelbar die Vorstellungen von unzähligen beeinflußt haben. Mit der Zeit mischten sich hie und da auch orientalische, jüdische und christliche Elemente in den Volksglauben ein. Vielleicht haben schon Lucan und Statius in ihre Schilderung der Unterwelt den aus der Bibel bekannten Beelzebub aufgenommen: beide reden von einem Obersten der Unterweltsgötter, „der im tiefsten Abgrunde des Tartarus hausend alle übrigen Mächte der Unterwelt beherrscht.“[2] Ein unzweifelhaftes, sehr merkwürdiges Beispiel von Vermischung griechischer und orientalischer Vorstellungen bietet eine heidnische Grabkammer bei Rom, die von Verehrern des Persischen Mithras und Eingeweihten seiner Mysterien errichtet zu sein scheint. Auf verschiedenen Gemälden ist hier erst „die Entführung und das Hinabsteigen der Vibia“ (wie die Inschrift lautet) durch Pluto vorgestellt, deren Viergespann Mercur führt; dann führt „Mercur der Bote“ Vibia vor das Tribunal des Unterweltgottes (DISPATER) und seiner Gemahlin (ABRACVRA); Vibia wird von Alcestis als einer Beschützerin treuer Frauen (und zugleich einem Prototyp der Palingenesie) geleitet, zur rechten stehen die Schicksalsgottheiten, eine männliche und zwei weibliche Gestalten (FATA DIVINA). Ein drittes Bild zeigt die „Einführung der Vibia“ durch den „guten Engel“ (BONVS ANGELVS) zu den Freuden der Seligen. Sechs Personen verschiedenen Alters und Geschlechts lagern bei einem Mahl, über einer steht der Name Vibia,

Versetzung des Volksglaubens mit orientalischen Elementen.

1) Plutarch. De superstit. 4 f. p. 167 A. 2) Preller R. M. 466, 2. Vgl. auch Lucan. Phars. VI 745 sqq.

über dem ganzen Bilde: „die durch das Gericht der Guten gerichteten:“ endlich sieht man ein Mahl von sieben Männern, von denen drei phrygische Mützen tragen, mit der Ueberschrift: „die sieben frommen Priester.“[1]

Die Existenz der Seelen als eine materielle gedacht.

Es bedarf nicht erst dieser und ähnlicher Zeugnisse, daß die Vorstellungen einer mehr oder minder materiellen Existenz der Abgeschiedenen, welche die alten, seit undenklichen Zeiten fort und fort überlieferten Fabeln voraussetzen, in den Massen ebenso verbreitet waren als jene Fabeln selbst. Die ungeheure Mehrzahl der Menschen konnte damals noch weniger als jetzt der Abstraktion fähig sein, die die Vorstellung einer rein geistigen Existenz erfordert. Bei jedem Versuch zu einem Bilde des unbekannten Lebens mußte und muß die sich selbst überlassene Phantasie, unwillkürlich und unbewußt, mit den Farben und Formen arbeiten, die sie dem bekannten Leben entlehnt, und ihre zartesten und duftigsten Bilder sind ebenso wenig unkörperlich als ihre rohesten und gröbsten. Daß diese letztern die einzigen waren, die die große Menge fassen und festhalten konnte, liegt in der Natur der Sache. Um so weniger dürfen wir an der Versicherung Lucians zweifeln, der Glaube Vieler sei, daß die Todten sich von den Spenden, Opfern und Mahlen wirklich nährten, die die Ueberlebenden ihnen darbrachten; daß viele Geräthe, Kleider, Schmuck in der Meinung mit sich verbrennen oder vergraben ließen, daß sie im andern Leben dieser Dinge bedürfen oder davon Nutzen haben würden.[2] In der That stammt ein großer Theil von Gegenständen des häuslichen Lebens, die unsre Museen bewahren, aus Gräbern, in welche man dem Krieger seine Waffen, dem Handwerker und Künstler sein Handwerkszeug, der Frau ihre Toilettengegenstände, dem Kinde sein Spielzeug mitgab.[3] Bei Lucian erzählt ein Mann, er habe seine Liebe zu seiner seligen Frau nicht bloß während ihres Lebens, sondern auch bei ihrem Tode bewiesen, indem er ihren ganzen Schmuck und ihre Kleider mit ihr verbrannt habe; doch erschien sie ihm am siebenten Tage, als er gerade Platos Phädon las, beschwerte sich, daß eine ihrer vergoldeten Sandalen nicht mitverbrannt war, und bezeichnete

1) De Rossi Bull. d. Inst. 1853 p. 87 ff. Henzen-Orelli 6042. 2) Lucian. De luctu c. 14. 3) Marquardt Hdb. V 1, 367 ff.

die Stelle, wo sie unter einem Kasten liege, hier wurde sie gefunden und ihrem Wunsche gemäß nachträglich verbrannt.[1] Die den Todten mitzugebenden Gegenstände waren offenbar nicht selten testamentarisch genau bestimmt. Das Testament eines begüterten Römers in der Gegend des heutigen Langres (aus der frühern Kaiserzeit) verordnet, daß all sein Geräth zur Jagd und Vogelstellerei mit ihm verbrannt werden solle, als Lanzen, Schwerter, Messer, Netze, Schlingen, Vogelhütten (?), Vogelleim, Jagdzelte u. s. w., Sänften und Tragsessel, ein aus Binsen geflochtener Nachen, seine sämmtlichen hinterlassenen buntgewebten und gestickten Kleider und alle Sessel (?) aus Elenthiergeweihen.[2] Dasselbe Testament verordnet die Anpflanzungen von Obstgärten bei dem Grabmal, die fort und fort durch drei Gärtner und deren Lehrlinge in Stand erhalten werden sollen: Gärten, Rebenpflanzungen und Parke wurden besonders gern bei Gräbern angelegt, „damit die abgeschiedenen Seelen sich an der schönen Natur erfreuen möchten."[3] Man darf glauben, daß von den noch erhaltenen, auf Ausschmückung und Kultus der Gräber bezüglichen, testamentarischen Verfügungen gar manche in dem Glauben an eine Theilnahme der Abgeschiedenen an den Freuden und Genüssen dieser Welt erlassen worden sind, sehr häufig gewiß in dem Glauben an ein materielles Fortleben der Abgeschiedenen und zwar bei ihren Gräbern.

Sinnliche Vorstellungen von Lohn u. Strafe im Jenseits.

Bei so sinnlichen Vorstellungen konnte natürlich auch Lohn und Strafe im Jenseits nur sinnlich gedacht werden: wie Bildwerke und Gemälde sie vor Augen stellten, wie die Dichter sie schilderten, vor allen Vergil, dessen Beschreibung der Unterwelt gewiß einen weit größern Einfluß auf die Vorstellungen der spätern römischen Welt geübt hat, als die Dantes im Mittelalter. Natürlich gestalteten sich die Bilder des andern Lebens in der Phantasie der Einzelnen nach Individualität, Gesinnung und Bildung unendlich verschieden, feiner und gröber, edler und gemeiner, erhabener und niedriger. Auch Plutarch, der die volksthümlichen Vorstellungen von den Leiden der Seelen nach dem Tode als Ammenmärchen verachtete, hat selbst in ihrer Ausmalung einen wahren Höllenbreughel geliefert.[4]

1) Lucian. Philops. 27. 2) Kiessling Anecdota Basileensia I (1863).
3) Serv. ad Verg. A. V 760; vgl. Marquardt a. a. O. A. 2363.
4) Plutarch. De ser. num. vind. c. 22.

Seine Schilderung des Jenseits beruht (nach dem Vorgange Platos) auf dem Bericht eines wieder zum Leben erwachten Todten, eines Thespesius aus Soli in Cilicien in der Zeit Vespasians, dessen Seele die Erinnerung an die während der Trennung vom Körper empfangenen Eindrücke behalten hat. Die Strafen für die Verschuldungen sind dreifach abgestuft. Am gelindesten sind sie für jene, die schon auf Erden gebüßt haben. Wer aber aus diesem Leben ungestraft und ungeläutert kommt, wird so lange gepeinigt, bis jede Leidenschaft aus ihm durch Schmerzen und Qualen getilgt ist, die an Heftigkeit und Stärke die fleischlichen so weit übertreffen, wie die Wirklichkeit den Traum an Deutlichkeit. Narben und Striemen bleiben von den Leidenschaften bei den einen längere, bei den andern kürzere Zeit zurück, daher die Farben der Seelen bunt und mannichfach sind: die blutrothe Farbe verräth Grausamkeit, die bläuliche, daß hier die Wollust ausgerottet ist u. s. w. Die Farbe zeigt das Ende der Läuterung und Bestrafung an, nach ihrem Verschwinden erscheinen die geläuterten Seelen durchaus gleichfarbig und glänzend. An dem Orte der schwersten Strafen ertönt Jammergeheul der Seelen, die dort die gräßlichsten Martern leiden. Der Erzähler sieht die Seele seines Vaters voll von Malen und Narben aus einem Schlunde hervorkommen und die Hände nach ihm ausstrecken, während er von seinen Peinigern zu neuen Büßungen (für einen im Leben unentdeckt gebliebenen Giftmord) geschleppt wird. Er sieht Seelen, die gleich einem Knäuel von Schlangen um einander geschlungen, sich gegenseitig fressen. Dort sind ferner drei Seen, von siedendem Golde, von kaltem Blei, und von rauhem Eisen; Dämonen, die Schmieden gleichen, tauchen mit Werkzeugen die Seelen der Habsüchtigen darin unter und ziehen sie wieder heraus. Nachdem sie in dem Goldsee glühend und durchsichtig geworden, erstarren sie in dem Bleisee zu der Härte von Hagelkörnern, dann werden sie in dem Eisensee schwarz und spröde, so daß sie durch Zerbrechung und Zerreibung neue Gestalten annehmen, hierauf kommen sie aufs neue in den Goldsee und leiden bei diesen Veränderungen unsägliche Qualen. Manche, die schon von Strafe befreit zu sein glaubten, werden auf die Klagen und Vorwürfe der Seelen ihrer Nachkommen, die im Leben für ihre Verbrechen hatten büßen müssen, zu neuen Martern geschleppt. Zu-

letzt sieht er die Seelen derer, die behufs einer zweiten Geburt in Thierleibern von ihren Peinigern mit Werkzeugen aufs gewaltsamste umgestaltet werden. Unter ihnen ist auch die Seele des Nero, die außer andern Qualen mit glühenden Nägeln durchschlagen ist. Sie sollte in einem Viperuleibe leben, aber auf das Gebot einer Stimme, die plötzlich aus einem gewaltigen Lichte erscholl, ward ihr der Leib eines zahmen Thiers zum Aufenthalt angewiesen, das singend an Sümpfen und Seen lebt (etwa eine Unke); „denn die Götter seien dem Nero auch eine Belohnung schuldig, da er die Hellenen, das beste und gottgeliebteste Volk unter seinen Unterthanen, in Freiheit gesetzt habe."

Ob und welche Strafen in dieser Vision als ewige zu denken sind, ist nicht klar. Daß aber der Glaube an ewige Strafen (neben den endlichen, eine Läuterung bewirkenden) bestand, ist gewiß;[1] auch war er beinahe mit Nothwendigkeit durch den Glauben an eine ewige Seligkeit bedingt. Auch diese werden die Massen mehr oder minder grobsinnlich aufgefaßt haben; daß namentlich die Vorstellung von unaufhörlichen Freudenmahlen und Gelagen der Seligen im Jenseits zu allen Zeiten verbreitet gewesen ist, unterliegt keinem Zweifel. Hatte doch schon Plato über den „ewigen Rausch" gespottet, den die orphische Lehre den Tugendhaften in Aussicht stellte, und der gewiß von sehr vielen buchstäblich verstanden wurde. Gewiß werden auch in den nachchristlichen Jahrhunderten in der heidnischen Welt ganz ähnliche Hoffnungen verbreitet gewesen sein, wie unter den Juden und christlichen Chiliasten, die nach Hieronymus und Augustinus im tausendjährigen Reiche außer schönen Weibern und reichem Kindersegen Ueberfluß jeder Art erwarteten, vor allem aber „unmäßige fleischliche Gastmähler, in welchen eine solche Menge von Speisen und Getränken aufgetischt wird, daß sie nicht nur über alle Schranken der Mäßigkeit, sondern sogar über allen Glauben hinausgeht."[2] Diesen niedrigen Auffassungen der Seligkeit entsprachen ebenso niedrige Ansichten von der Möglichkeit sie durch religiöse Ceremonien, namentlich Einweihung in Mysterien als Gnadenmittel,

---

1) Plutarch. de virt. morali c. 10: *οἱ δὲ (θάνατον) καὶ τιμωρίαις αἰωνίοις καὶ κολασμοῖς φρικώδεσι κακὸν εἶναι νομίζουσιν.* 2) Lobeck Aglaoph. 826. Corrodi Gesch. d. Chiliasten II 492 ff. Hieronym. in Jesaiam c. 55 u. 60. In Zachariam c. 40. Augustin C. D. XX 7, 1.

zu erwerben, wie es ja Plutarch und Aristides bezeugen. Zu den Verheißungen der im spätern Alterthum so verbreiteten ägyptischen Mysterien gehörte z. B. die Labung durch „das kühle Wasser“ in der Unterwelt: auf mehrern griechischen und römischen Grabschriften wird Osiris oder auch der Herr der Unterwelt Aidoneus angefleht, dies dem Todten zu gewähren.[1] Dies erinnert an die Bitte um Kühlung der abgeschiedenen Seelen, die in christlichen Grabschriften nicht bloß an Christus, sondern auch an Märtyrer gerichtet wird.[2]

Die große Verbreitung des Unsterblichkeitsglaubens auch im spätern Alterthum bedarf nach allem bisher gesagten keines Beweises mehr; sie ergibt sich aber auch schon allein aus einer bisher noch nicht berücksichtigten Thatsache: aus der großen Verbreitung des Glaubens an Geistererscheinungen, also an die Möglichkeit der Wiederkehr der Gestorbenen, überhaupt an einen innigen Zusammenhang der Geisterwelt mit der Welt der Lebenden, an ein stetes Eingreifen der erstern in die letztere. Dieser Glaube, bei den Römern wie bei den Griechen uralt, hat sich bei beiden Völkern nicht in ganz gleicher Weise entwickelt. Während namentlich bei den Römern die Vorstellung, daß die guten Geister der Abgeschiedenen als Schutzgeister (Lares) der Lebenden walten, uralt, fest und allgemein war, ihren Ausdruck im Cultus und durch diesen dann immer neue Nahrung und Kräftigung fand,[3] taucht dieselbe zwar auch in der ältesten griechischen Poesie auf (Hesiod sagt: die Seelen der Menschen des goldnen Zeitalters seien nach dessen Ablauf gute Dämonen geworden, die als Wächter der sterblichen Menschen in Nebel gehüllt über die Erde wandeln, über Recht und Unrecht wachen und Reichthum geben): aber dann verschwindet sie wieder bis zu der Zeit, wo der spätere Platonismus sie mit seiner Dämonlehre verschmolz.[4] Auch der dem Glauben an Geister der Guten als schützende Laren bei den Römern nothwendig entsprechende Glaube an die Geister der Bösen als spukende, „selber gequälte und andere quälende“[5] Larven und Lemuren läßt

3. Die Allgemeinheit des Geisterglaubens als Beweis für die Allgemeinheit des Unsterblichkeitsglaubens.

1) Orelli 4766; vgl. E. Plew De Sarapide (Regim. 1868) p. 31. 2) De Rossi Bull. cr. I 2 ff. 3) Preller R. M. 72 f. 486. Marquardt Hdb IV 212. 4) Lehrs Pop. Auff. 146 ff. 5) Nissen Das Templum 148.

sich in Griechenland nicht so als allgemein und fest gewordener Volksglaube nachweisen. In andern Beziehungen dagegen stimmt der Geisterglaube beider Völker völlig überein. Namentlich heftete er sich hier wie dort an die Geister gewaltsam umgekommener (deren unversöhnlicher Zorn auch unschuldige verfolgt und verdirbt),[1] und unbegrabener. Wenn übrigens auch in den spätern Jahrhunderten der römische und griechische Geisterglaube durch hin und her übertragene Vorstellungen sich immer mehr ausgeglichen haben wird, so fehlt doch dem letztern der feste Anhalt, die bestimmte Form und Richtung, welches alles dem ersteren der öffentliche Kultus, auch abgesehn von der Verehrung der Laren gab. Die Vorstellung eines ununterbrochenen Wechselverkehrs zwischen Unter- und Oberwelt unterhielt und bestärkte im römischen Volksglauben namentlich die Eröffnung des mundus d. h. der tiefen Grube, die in jeder Stadt den Göttern und Geistern der Tiefe zugleich als Göttern der Saat geweiht war, an drei Tagen im Jahr (24. August, 5. October, 8. November), wo dann die Schaaren „der Schweigenden" ungehindert ein- und ausfahren konnten; sodann das Allerseelenfest am 21. Februar (Feralia) und in der vorausgehenden Woche (13—20 Parentalia), dessen Vernachlässigung einst nach der Legende ein großes Sterben zur Folge gehabt hatte; endlich die Gebräuche, mit denen man in den drei Nächten der Lemurien (9., 11. und 13. Mai) die spukenden Geister beschwichtigte und versöhnte.[2]

Daß nun Unsterblichkeits- und Geisterglaube nicht bloß in innigster Wechselbeziehung stand, sondern daß auch der erstere sich gerne durch den letztern stärkte und befestigte, ist ebenso selbstverständlich wie daß Zweifler durch Erscheinungen überzeugt wurden, oder bereit waren, sich durch sie überzeugen zu lassen. Ein Monument, das ein Ti. Claudius Panoptes und seine Frau Charmosyne ihren beiden gestorbenen Töchtern „nach einem Gesicht" errichteten, trägt die Inschrift: „Du, der du dies liesest, und zweifelst, daß es Manen gibt, fordre uns nach geschehener Verpflichtung (nämlich daß der des Irrthums überführte zahlen muß) auf, und du wirst zur

1) Lobeck Aglaoph. 302 k. Preller R. M. 499. 2) Preller R. M. 456. 483. 499.

Einsicht gelangen."[1] Aber auch in gebildeten Kreisen fiel Geisterglaube und Unsterblichkeitsglaube vielfach zusammen. Freilich spotteten dort nicht bloß alle, die epikureische und materialistische Anschauungen hegten oder zu ihnen neigten, über den Nachtspuk der Lemuren (so gut wie über Träume, Wunder, Hexen und Zauberei) und behaupteten, daß nur Weiber, Kinder und delirierende Kranke Gespenster sähen,[2] sondern auch ein großer Theil der Unsterblichkeitsgläubigen verhielten sich in Bezug auf Geistererscheinungen zweifelnd oder ablehnend, wie z. B. Seneca. Ob dies aber auch selbst in den Kreisen der philosophisch gebildeten (namentlich seit dem zweiten Jahrhundert) die Mehrzahl war, steht dahin. Die Gesellschaft des Eukrates, die Lucian im „Lügenfreunde" schildert, in der niemand zweifelt, daß es „Dämonen und Gespenster gibt und daß die Seelen der Todten auf der Erde umherwandeln und erscheinen so vielen sie wollen," besteht außer einem Arzte, aus einem Peripatetiker, einem Stoiker, einem Platoniker und einem heiligen Pythagoreer, und Eukrates selbst ist ein Mann, der sich gründlich mit Philosophie beschäftigt hat.[3] Am festesten hielten am Geisterglauben die Neupythagoreer und pythagoraisirenden Platoniker, die in den Erscheinungen eine Bürgschaft für die Wahrheit nicht bloß ihres Unsterblichkeitsglaubens, sondern auch ihrer Dämonenlehre fanden. Der philosophirende Rhetor Maximus aus Tyrus, der ganz auf dem Boden eines bereits zum Neuplatonismus hinneigenden Platonismus steht, betrachtet wie alle gleichgesinnten die Dämonen, zu denen auch die abgeschiedenen Seelen gehören, als das eigentliche Band zwischen der sinnlichen und übersinnlichen Welt.[4] Die zu Dämonen gewordenen Seelen, sagt er, sind betrübt über ihr vergangenes Leben, beseligt über ihr jetziges; betrübt aber auch über die verschwisterten Seelen, die noch auf der Erde weilen und in Menschenliebe zu dem Wunsche gestimmt, sich ihnen zuzugesellen und sie aufzurichten, wenn sie gleiten. Und es ist ihr Auftrag von der Gottheit, die Erde zu besuchen und sich zu betheiligen an aller Menschengeburt, an allem Menschengeschick,

1) Henzen 7346. 2) Horat. Epp. II 2, 208. Plutarch. Dio 2, 2.

3) Lucian. Philops. 5. 6. 29. Ueber den Peripatetiker Antisthenes, den Phlegon. Mirabb. 3 als Gewährsmann anführt, vgl. Zeller II 2, 59.

4) Zeller III 2, 182 ff.

Menschendenken und Menschenhandeln und den Guten zu helfen, den Unrecht leidenden beizustehn, den Unrecht thuenden aber die Strafe aufzuerlegen.[1] Er erzählt ohne den leisesten Zweifel, daß die Bewohner von Ilium den Hektor oft in Sprüngen mit blitzenden Waffen über das Gefilde eilen sähen, und daß Achilles auf der kleinen Insel im schwarzen Meer vor der Donaumündung, wo er als verklärter Heros ein Heiligthum hatte, oft den Schiffern erschienen sei: einige sahen ihn in der Gestalt eines jugendlichen Mannes mit blondem Haar in goldener Rüstung einherspringen, andere hörten ihn einen Schlachtgesang singen, noch andere hörten und sahen ihn; einen, der auf der Insel eingeschlafen war, hatte Achill selbst aufgeweckt, in ein Zelt geführt und bewirthet; Patroklus schenkte ein, Achill spielte die Cither, auch Thetis und ein Chor von andern Dämonen war zugegen.[2] Apulejus (der wie bereits bemerkt die Dämonenlehre mit besonderer Vorliebe behandelt hat) richtet in seiner Vertheidigungsrede wegen der ihm Schuld gegebenen Zauberei gegen seinen Ankläger (nach dessen falscher Angabe er sich der Figur eines Skeletts zu magischen Zwecken bedient haben sollte) folgende Verwünschung: „Dir wende für diese Lüge der Gott, der zwischen der Ober- und Unterwelt hin und her wandelt (Mercur), die Ungunst beider Götterkreise zu, und lasse deinen Blicken unaufhörlich Gestalten der Todten begegnen, und soviel Schatten, Lemuren, Manen und Larven es irgend gibt, alle Nachterscheinungen, alle Grabgespenster, alle Schrecknisse der Leichenbrandstätten."[3] Plutarch beruft sich (in der Widmung der Biographien des Dio und Brutus an Sossius Senecio) den Läugnern von Geistererscheinungen gegenüber auf diejenigen, die diesen beiden so seelenstarken und philosophischen Männern ihr Ende nach ihrer eigenen Aussage vorherverkündeten. Daß es in einem Bade zu Chäronea, wo zu Lucullus Zeit ein Mord vorgefallen war, gespukt hatte und noch spukte, berichtet er nach den Angaben anderer ohne, wie es scheint, daran zu zweifeln.[4] Der Geister- und Dämonenglaube war aber auch mit andern philosophischen Anschauungen als der Platonischen sehr wol vereinbar. Der Cyniker Peregrinus Proteus,

1) Maxim. Tyr. XV 6. Lehrs Pop. Auff. 148. 2) Max. Tyr. XV 7.
3) Apulej. Apol. p. 504. 4) Plutarch. Dio c. 2. Cimon c. 1.

der sich nach Lucians Bericht mit dem Rufe: „Mütterliche und väterliche Dämonen, nehmt mich gnädig auf!“ — in die Flammen stürzte, hatte verbreitet, ihm sei bestimmt, nach seinem Tode ein nachthütender Dämon zu werden, und man konnte nicht zweifeln, daß einfältige genug behaupten würden, ihm Nachts begegnet, durch ihn von Fieber befreit worden zu sein.[1] Der jüngere Plinius, dessen Ansichten hauptsächlich durch stoische Lehren bestimmt waren (er hatte den Stoikern Euphrates und Artemidor nahe gestanden), erbittet sich die Ansicht seines Freundes Licinius Sura (Consul 102) darüber, ob es Gespenster gebe und ob sie eine eigene Form und übermenschliches Wesen (numen) haben, oder ob es eitle Einbildungen sind, die nur aus unserer Furcht ihre Gestalt empfangen.[2] Er glaubte das erste und erzählt zum Beweise unter andern eine Gespenstergeschichte, die der des Pythagoreers Arignotus (in Lucians „Lügenfreund“) sehr ähnlich ist. Ein großes Haus zu Athen wurde durch einen allnächtlichen Spuk unbewohnbar; der Geist erschien in der Gestalt eines abgezehrten alten Mannes mit langem Bart und Ketten an Händen und Füßen, mit denen er furchtbar rasselte. Endlich hatte ein Philosoph Athenodorus den Muth, der Erscheinung Stand zu halten, die ihm so lange winkte, bis er ihr mit einem Lichte folgte; im Hofe verschwand sie plötzlich. Am folgenden Tage grub man an dieser Stelle nach und fand ein Gerippe in Ketten, nach dessen regelmäßiger Bestattung der Spuk aufhörte. Diese Geschichte glaubte Plinius, wie er sagt, auf die Versicherung andrer, einen noch kindischern Spuk berichtet er ohne den leisesten Zweifel als selbst erlebt. Plinius Freund Sueton sagt, es sei hinlänglich bekannt, daß vor dem Begräbnisse Caligulas die Wächter der Lamianischen Gärten, wohin man seine Leiche gebracht hatte, von Gespenstern erschreckt worden, und in dem Hause, in dem er gestorben, keine Nacht ohne Spuk vorübergegangen sei, bis das Haus abbrannte.[3] Die Gespenstergeschichte, aus der Göthe den Stoff zur Braut von Corinth entnommen hat, steht in den „wunderbaren Erzählungen“ des Phlegon von Tralles, eines Freigelassenen des Kaiser Hadrian, unter dessen Namen Schriften des letztern erschienen sein sollen. Phlegon theilt

1) Lucian. Peregr. 27 sq. 36. 2) Plin. Epp. VII 27. 3) Sueton. Calig. c. 59.

einen (wie es scheint an ihn gerichteten) Brief eines zur Zeit des Vorfalles in Korinth in officieller Stellung befindlichen Berichterstatters mit, der die Eröffnung des Grabes jenes Mädchens veranlaßte; nach seiner Erzählung hatte sie sechs Monate nach ihrem Tode den jungen Gast ihrer Eltern nächtlich besucht, man fand, wie er als Augenzeuge versichert, statt ihrer Leiche nur die ihr von dem Fremden gegebenen Geschenke, einen eisernen Ring und einen vergoldeten Becher. Der Schreiber des Briefs erbietet sich, falls darüber an den Kaiser berichtet werden sollte, Personen, die aller Einzelheiten kundig seien, nach Rom zu senden.[1] Noch mehr Beispiele eines krassen Geisterglaubens der Gebildeten im zweiten Jahrhundert liefern die Schriften des Pausanias,[2] und doch wird auch seine Glaubensseligkeit, wenn möglich, von der Gespenstersucht des Philostrat und Cassius Dio übertroffen. Der Letztere berichtet wiederholt ganz ernsthaft, wie bei großen Ereignissen die Todten in Masse aus den Gräbern aufstanden, z. B. bei der Schlacht von Actium und dem Versuche Neros den Korinthischen Isthmus zu durchgraben.[3] Er erzählt, daß im Jahre 220 ein Geist, der nach seiner eigenen Aussage der Geist Alexanders d. Gr. war, auch dessen wohlbekannte Gestalt, Züge und Kleidung trug, mit einem Gefolge von 400 als Bacchanten gekleideter Menschen von der Donau bis zum Bosporus zog, wo er verschwand: keine Behörde wagte ihn aufzuhalten, vielmehr wurde ihm überall auf öffentliche Kosten Nachtlager und Nahrung gegeben.[4]

Die Todtenbeschwörung.

Auch die häufige Erwähnung der Zaubereien, bei denen Geister beschworen wurden, läßt auf eine große Verbreitung eines unbedingten Geisterglaubens in den höhern und gebildeten Kreisen schließen. Die Geisterbeschwörung wurde, allem Anschein nach sehr häufig, Veranlassung zu grauenhaften Verbrechen, da der Zauber angeblich über Seelen von gewaltsam (besonders vor der Zeit) umgekommenen am meisten Macht haben sollte, daher Morde, namentlich Kindermorde zu diesem Zweck offenbar nur zu oft verübt wurden.[5] Unter den römischen

1) Paradoxogr. ed. Westermann p. 117 sqq. 2) Pfundtner d. P. Lebens- u. Glaubensanschauungen S. 16 (Paus. I 32, 3. VIII 10, 4. VI 6, 3 sq. VI 20, 8). 3) Dio LI 17. LXII 17. 4) Dio LXXIX 18. 5) Lobeck Aglaoph. p. 221 sqq. Marquardt Hdb. d. A. IV A. 805 u. 815. Vgl. besonders Tertullian. De anima c. 56 sqq.

Kaisern haben Nero, Caracalla, Didius Julianus und Elagabal diese Art der Magie getrieben. Von den beiden letztern berichtet Dio ausdrücklich, daß sie dabei Kinder schlachten ließen.[1] Caracalla, der keine Art der Zauberei und Wahrsagerei unversucht ließ, beschwor, um sich von den Erscheinungen seines Vaters und seines gemordeten Bruders zu befreien, die ihn verfolgten, unter andern den Geist des erstern und des Commodus, doch vergebens; wie man in Rom flüsterte, war zugleich mit dem Schatten des Severus auch der des Geta heraufgestiegen.[2] Aus demselben Grunde beschwor Nero den Geist seiner Mutter Agrippina.[3] Er war am leidenschaftlichsten der Geisterbeschwörung ergeben und da ihm „Menschen zu schlachten ja höchst erwünscht war," mag er ihr auch die meisten Opfer gebracht haben. Der Partherkönig Tiridates, der im J. 66 mit einem Gefolge von Magiern nach Rom kam, weihte ihn in die „magischen Mahlzeiten" und alle Geheimnisse der Magie ein;[4] doch muß Nero dieser Zauberei schon früher gefröhnt haben. Denn Lucan († 65) hat eine mit allem Luxus des gräßlichen ausgemalte Episode der Todtenbeschwörung seinem Epos offenbar in keiner andern Absicht eingefügt, als um seiner Verdammung dieser Leidenschaft des Kaisers, dem er (seit 64) feindlich gegenüberstand,[5] einen starken Ausdruck zu geben. Es ist Sextus „der unwürdige Sohn des großen Pompejus," der in der Pharsalia die Zukunft durch Todtenbeschwörung erfahren will; die heiligen und erlaubten Prophezeiungen verschmähend, hat er sich zu „den abscheulichen Geheimnissen der götterfeindlichen Magier" und zu den Schrecken der Unterwelt gewendet; „dem elenden waren die Himmelsgötter nicht allwissend genug!"[6] Die Hexe Erichtho, die seinem Wunsch willfahrt, ist ein entmenschtes Wesen, ihren Anspruch von den Unterweltsgöttern erhört zu werden begründet sie durch die greuelvollsten und unnatürlichsten Verbrechen, die sie in Masse begangen hat, und unter denen Kindermord ausdrücklich angeführt wird.[7] Die Beschreibung der Todtenbeschwörung selbst macht auch an und für sich betrachtet nicht den Eindruck eines bloßen Phantasie-

---

1) Dio LXXIII 16 LXXIX 11. 2) Id. LXXVII 15. Herodian. IV 12, 3. 3) Sueton. Nero c. 34. 4) Plin. H. N. XXX 14 sqq. 5) Genthe De Lucani vita et scr. p. 22. 6) Lucan. Phars. VI 420—434. 7) Id. ib. 706—711; vgl. 529 sqq. 560.

gemäldes. Alle ihre Einzelheiten lassen sich fast Punkt für Punkt aus andern ähnlichen Schilderungen belegen; daß der Geist nur auf Befragen Antwort gibt, aber von selbst nicht redet,[1] ist eine für Geisterbeschwörung fast nothwendige Voraussetzung; und daß die Hexe eine Leiche wählt, deren Lunge unversehrt ist, weil der Todte sonst nicht sprechen kann, ist auch schwerlich eine dichterische Erfindung, sondern sieht ganz wie eine den Gläubigen gewiß sehr einleuchtende Doctrin der Beschwörer aus.[2] Sehr begreiflich ist auch, daß diese am leichtesten die Leichen kürzlich verstorbener beleben zu können angaben. Beschwörungen von längst abgeschiedenen Geistern mögen wol am besten ohne Zeugen gelungen sein. So hatte der Alexandrinische Gelehrte Apio den Schatten Homers citirt um von ihm zu erfahren, in welcher der sieben Städte, die ihn den ihrigen nannten, er wirklich geboren sei: leider durfte er die ihm gewordene Antwort nicht mittheilen;[3] vielleicht gab er denselben Grund an, wie der Geist des Protesilaus bei Philostrat: weil dann nämlich die übrigen Städte in ihrem Eifer in der Verehrung Homers nachlassen würden.[4] Uebrigens bedienten sich die Zauberer der beschwornen Geister, sowie anderer Dämonen auch, um ihre Feinde mit Erscheinungen zu quälen, ihnen Krankheiten und Schmerzen zu senden, ihre Zunge zu fesseln u. dgl.[5] Solcher Zauber wurde auch durch Beschwörungen geübt, die, auf Bleitafeln geschrieben, in Gräber niedergelegt wurden und von denen eine Anzahl sich erhalten hat.[6] Dieser Zauber ist eine Art der sogenannten Devotion, durch die man Lebende den Mächten der Unterwelt weihte, sie beruht auf dem eben so alten als verbreiteten Glauben, daß diese Mächte über das Leben Gewalt haben und es hinabzuziehn streben;[7] die zu ihnen gehörenden Geister der Todten, die man gleichsam beschwichtigend die Guten oder die Holden (Dei Manes) nannte und mit Opfern versöhnen zu müssen glaubte,[8]

Die Devotion.

1) Id. ib. 761 sqq. 2) 630 sq. vgl. Apulej. Metam. II 40. Heliodor. Aethiop. VI 14. Quintilian. decl. 10. Anthol. lat. ed. Riese I 406. 3) Lehrs Qu. ep. p. 7. 4) Philostrat. Heroic. ed. K. p. 319, 3. 5) Lobeck Aglaoph. p. 222 sq. 6) Gesammelt von Marquardt Hdb. IV 134, vollständiger von Wachsmuth N. rhein. Mus. 18, 559 ff. A—K. (Ueber J. vgl. Henzen Bull. d. Inst. 1866 p. 252). Ferner Henzen-Or. 7409. Mommsen CIL. 819. 7) Vgl. auch CIL II 2255 (a. C. 19): dei Manes ad se receperunt Abulliam. 8) Marquardt Hdb. IV 212. Preller R. M. 466 ff.

werden auch in der alten Devotionsformel, durch die der römische Feldherr das feindliche Heer dem Tode weihte, angerufen.[1] In einer Grabschrift, die ein Mann seiner verstorbenen Frau errichtet hat, versichert er, daß er ihre Ueberreste angstvoll wie eine Gottheit ehre. „Schone Liebste den Mann, ich flehe, schone, daß er ferner noch viele viele Jahre stets dir Opfer und Kränze bringen möge, und mit duftendem Oel die Lampe füllen."[2]

Kennen wir nun auch von dem damaligen Geisterglauben vorzüglich nur die finsteren und unheimlichen Seiten, so zeigt sich doch auch hier, wie weit verbreitet und unwiderstehlich der Hang war sich in die Geheimnisse des Jenseits und der Geisterwelt zu vertiefen; und wenn auf die Phantasie das Grauen immerhin die unwiderstehlichste Anziehungskraft geübt haben mag, so wird sie sicherlich auch geschäftig gewesen sein, gegenüber den Qualen und der Ruhelosigkeit der Unseligen den Frieden und die Wonnen der Seligen auszumalen.

Unterschiede des christlichen und antiken Unsterblichkeitsglaubens. Der letztere dem diesseitigen Leben zugewandt.

Doch freilich war der Trost, den der Unsterblichkeitsglaube den Menschen jener Zeit und dem Alterthum überhaupt gab, sehr verschieden von dem, den die christliche Hoffnung auf eine ewige Seligkeit den Gläubigen bietet. Nicht bloß daß dem antiken Unsterblichkeitsglauben die unumstößliche Sicherheit und Gewißheit eines Offenbarungsglaubens und damit auch der feste Anhalt abging, den dieser für die Gestaltung der Bilder des andern Lebens gewährt: er war auch keineswegs so ausschließlich wie der christliche Glaube auf die Ewigkeit gerichtet, sondern wol ebenso sehr wenn nicht in noch höherm Grade der Zeitlichkeit zugewandt. Nach dem römischen Volksglauben wie nach der Platonischen Dämonenlehre war ja der Lohn der Guten nicht oder nicht vorzugsweise, zu eigner Seligkeit in ein überirdisches Dasein entrückt zu werden, sondern an den Leiden und Freuden der spätern Menschen schützend, helfend und leitend Theil zu nehmen. Die Aufopferung der Besten aller Zeiten und Völker konnte Cicero sich kaum anders erklären, als daß sie auch nach ihrem

1) Liv. VIII 9. 2) Henzen in Gerhards Archäol. Anz. Nr. 112 S. 201.

Tode vermögen würden, Zeugen der von ihnen ausgegangenen Wirkungen wie ihres Ruhmes zu sein.[1] Der ganze Todtenkultus der Griechen und Römer hatte die Tendenz den Zusammenhang zwischen den Lebenden und den Todten ununterbrochen zu erhalten. Die Wohnungen der Todten waren nicht abgeschiedene, stille, selten besuchte Ruhestätten, wie unsre Kirchhöfe, sondern vor den Thoren der Städte zu beiden Seiten der Landstraße wurden sie angelegt, wo der Strom des lebendigen Verkehrs gerade am stärksten vorbeifluthete: sowol, wie Varro sagt, zur steten Mahnung für die Vorüberziehenden, daß auch sie einst zu dieser Ruhe gelangen würden,[2] als zur unaufhörlichen Erhaltung und Erneuerung des Gedächtnisses der Abgeschiedenen, nicht bloß bei Angehörigen und Nachkommen, sondern bei allen später lebenden. „Titus Lollius Masculus, so lautet eine römische Grabschrift, ist hier neben den Weg gelegt, damit die Vorbeigehenden sagen: Titus Lollius sei gegrüßt.“[3] Nicht selten werden die Wanderer in der Inschrift aufgefordert dem Todten einen solchen ehrenden und freundlichen Nachruf zu gönnen und ihnen Segen gewünscht, wenn sie es thun würden, ja es wird selbst dem Todten eine Erwiderung auf ihre Anrede in den Mund gelegt, so daß eine Art Dialog zwischen ihm und dem Vorübergehenden durch den letztern vom Grabstein abgelesen werden konnte.[4] Und wie der Glaube verbreitet war, daß die Todten sich an solchen Zeichen des Antheils von Seiten aller lebenden ohne Unterschied immerfort erfreuen würden, so natürlich nicht minder, daß die Opfer, Spenden und Festmahlzeiten an ihren Gräbern, der Blumenschmuck, in dem an den „Rosen- und Veilchentagen“ die Denkmale prangten, das Licht der frischgefüllten Grabeslampe und der Duft ihres wohlriechenden Oels ihnen mindestens als Beweise eines fortdauernden Andenkens bei den Nachkommen wohlthuend sein würden: und so erfolgten alle solche Darbringungen in der Voraussetzung, daß es der Wunsch der Abgeschiedenen sei mit den spätern Geschlechtern gleichsam fortzuleben. In demselben Sinne sind auch

Der Wunsch einer Fortdauer im Gedächtniß der Nachwelt.

---

1) Cic. Tusc. I 15, 35. 2) Varro L. l. VI 6. 3) Orelli 4737 (Aquae Sextiae). 4) Z. B. Orelli 4743 sq. Bull. d. J. 1864 p. 155: „Have Victor Fabiane.“ „Di vos bene faciant amici, et vos viatores habeatis deos propitios, qui Victorem Publicum Fabianum a censibus P. R. non praeteritis. Salvi eatis, salvi redeatis. Et vos qui me coronatis vel flores jactatis, multis annis faciatis.“

auf den griechischen Grabdenkmälern vorzugsweise Scenen aus dem vergangenen Leben der Gestorbenen dargestellt, „ihre Existenz gleichsam fortgesetzt und bleibend gemacht.“ Die unmittelbare Gegenwart dieser einfach rührenden, die menschliche Theilnahme in hohem Grade anregenden Darstellungen berührten Göthes auch hier dem antiken verwandten Geist aufs wohlthuendste. Ihm sagte es besonders zu, daß die Menschen auf diesen Grabsteinen nicht die Hände falten, nicht in den Himmel schauen, sondern bei einander stehen, wie sie auf Erden bei einander gestanden, einander geliebt haben: „der Wind, der von den Gräbern der Alten herweht, kommt mit Wohlgerüchen über einen Rosenhügel.“[1] Und auf diese Fortdauer im Gedächtniß der Nachwelt haben im ganzen Alterthum auch solche Werth gelegt, die den Glauben an eine persönliche Unsterblichkeit verwarfen oder nicht bedurften. Selbst Epikur, in dessen Glückseligkeitslehre der Satz, daß Sein und Bewußtsein mit dem Tode aufhöre, den eigentlichen Schlußstein bildet, verordnete in seinem Testament, daß sein Geburtstag und der 20. jeden Monats zu seinem und seines Freundes Metrodor Andenken festlich begangen würde: und in der That ist dies noch Jahrhunderte nach seinem Tode von seinen Anhängern geschehn.[2]

Der antike Unsterblichkeitsglaube nicht wie der christliche ein unentbehrlicher Trost.

Wenn der antike Unsterblichkeitsglaube aber auch an einer persönlichen Fortdauer in einem höhern, reinern, folglich seligern Dasein festhielt, so setzte er doch keineswegs das jenseitige Leben in einen so schroffen Gegensatz zum irdischen als der christliche, und stand deshalb auch dem Unglauben und dem Zweifel nicht so schroff gegenüber als dieser. Wenn die griechische Volkssprache die Todten „Selige“ nannte,[3] konnten sie ihr schon darum so heißen, weil sie den Mühsalen, Leiden und Täuschungen des Lebens entrückt waren.[4] Der Tod, der diese Erlösung brachte, erschien darum auch dann nicht als ein Uebel, wenn er das Ende des Seins war. Den Gegensatz der christlichen und antiken Auffassung drücken vielleicht am besten die Worte aus, die Sokrates in der Apologie des Plato nach seiner Verurtheilung zum Tode zu seinen Richtern spricht: der Tod sei entweder ein ewiger

1) Göthe Werke (1840) 23, 43. 2) Zeller III 1, 354, 3. 3) Jahn ad Pers. III 105. 4) Z. B. Or. 1197.

Schlaf oder der Uebergang zu einem neuen Leben, in keinem von beiden Fällen aber sei er ein Uebel.[1] Beide Aussichten erscheinen hier also als tröstliche, nur die eine in höherem, die andere in geringerem Grade: während der christliche Glaube den Tod, dem keine Auferstehung folgt, als das unseligste Loos der Seligkeit gegenüber stellt. Ihm ist das andre Leben das wahre, von dort empfängt das irdische Dasein sein Licht, ohne dessen Strahlen es völlig düster sein würde. Nicht in der Weise, sagt Lactantius, wie die Philosophen geglaubt haben, wird die Seligkeit dem Menschen zu Theil. Selig kann er nicht sein, so lange er im Leibe lebt, der nothwendig durch Verfall der Auflösung zugeführt werden muß, sondern erst dann, wenn er nach Befreiung der Seele von der Gemeinschaft des Körpers im Geiste allein lebt. In diesem einen allein können wir in diesem Leben selig sein, wenn wir es auch noch so wenig zu sein scheinen: daß wir die Verlockungen der Lüste fliehend und allein der Tugend dienend in allen Mühsalen und Kümmernissen leben, welche Uebungen und Stärkungen in der Tugend sind: daß wir jenen rauhen und schweren Weg einhalten, der uns zur Seligkeit frei gegeben ist. Also kann das höchste Gut, dessen Besitz selig macht, nur in der Religion und Lehre enthalten sein, die die Hoffnung der Unsterblichkeit in sich schließt.[2] Augustinus nennt geradezu das ewige Leben das höchste Gut, so wie den ewigen Tod das höchste Uebel. Wol kann auch hienieden der selig genannt werden, dessen ganzes Sein auf jenes Ziel gerichtet ist, der es in glühender Liebe und treuer Hoffnung festhält: doch mehr durch die Hoffnung als durch die Wirklichkeit. Ohne diese Hoffnung gibt es nur falsches Glück, nur Leid und Elend.[3]

Den antiken Unsterblichkeitsgläubigen war die Aussicht auf ein besseres Jenseits zwar ein hohes, doch nicht das höchste, nicht ein unentbehrliches Gut. Ihnen hatte das der Menschenwürde gemäß vollbrachte Leben seinen eignen, das in den Dienst der Menschheit gestellte einen unvergänglichen Werth. Die Sehnsucht nach der Ewigkeit, die damit verbundene Verachtung dieses Lebens entspringt einer Weltanschauung, die dem rein antiken Geiste im Großen und Ganzen fremd ist. Auch sie hat freilich ihren Ausdruck im Plato-

1) Plato Apol. 40 C. 2) Lactant. Div. Inst. III 12. 3) Augustin. c. D. XIX 4, 1 u. 20.

nismus und den von ihm ausgegangenen oder beeinflußten Richtungen gefunden: doch ist sie — wenigstens vor der Entstehung des Neuplatonismus — auf enge Kreise beschränkt geblieben.

Es ist eine verbreitete Ansicht, daß für die Menschen des Alterthums dieses Leben deßhalb einen höhern Werth gehabt habe, weil ihre Hoffnungen auf das Jenseits weder so felsenfeste, noch so hell leuchtende sein konnten als die der Christen. Aber der Gesammteindruck der griechischen und römischen Litteratur bestätigt diese Ansicht keineswegs. Die angeborne, an der ewig neuen Herrlichkeit der Welt, wie an der Größe und Schönheit des Menschenlebens genährte Lust am Dasein ist allerdings ächt antik. Aber sie ist nur der eine Pol der antiken Weltanschauung, dem als der andre eine aus tiefster Empfindung menschlichen Elends und menschlicher Hülflosigkeit entspringende Resignation gegenübersteht, deren bald schmerzliche, bald ergebungsvolle Aeußerungen sich wie ein rother Faden durch die ganze antike Litteratur ziehn. Schon Homer, dem doch der Gedanke an das Jenseits so völlig trostlos erschien, läßt den höchsten Gott sagen: Von allem, was auf der Erde athmet und kriecht, ist nichts jammervoller als der Mensch! Aber wenn er noch glaubte, daß im Saale des Zeus zwei Fässer stehn, eines mit den guten, das andre mit den bösen Gaben, so sind es bei den spätern zwei Fässer des Bösen, nur eins des Guten,[1] und dem Simonides erschien das Menschenleben so von Uebeln erfüllt, daß zwischen Leiden und Leiden nicht einmal die Luft einzudringen vermag. Es ist gerade die Zeit der Jugend- und Manneskraft des griechischen Geistes, in welcher der, unter andern auch von Sophokles ausgesprochene Gedanke sich in mannichfachen Formen wiederholt: das beste Loos sei, gar nicht geboren zu werden, das nächst beste, so bald als möglich nach der Geburt zu gehn, woher man kam.[2] „Jung rufen die Götter, wen sie lieben, aus der Welt,“ heißt es bei Menander, dem geistvollsten Dichter der Alexandrinischen Epoche, aus dessen Fragmenten uns ganz vorzugsweise der gedämpfte Ton einer resignirenden Lebensauffassung entgegen klingt:[3] ihm erschien als „des Menschenlebens

1) Lehrs Pop. Auff. 43. 2) Nägelsbach Nachhomer. Theol. 228; vgl. 373 u. Stobaei Florileg. ed. Meineke IV 102 (P K). 3) Hortel die Lebensweisheit des Komikers Menander S. 23 u. 29.

Zwillingsschwester Traurigkeit," und der als der Glücklichste, „der ohne Kummer der Welt Erhabenheit geschaut, und eilig dann zurückgekehrt von wo er kam." Auch in der römischen Litteratur fehlt es an Aeußerungen verwandter Natur keineswegs. So hatte Cicero seinen „Hortensius" mit einer Betrachtung über die Eitelkeit und Unseligkeit der Menschen geschlossen. Die Irrthümer und Mühsale des Lebens, hieß es dort, scheinen jenen alten Weisen Recht zu geben, nach deren Ausspruch wir geboren sind um die in einem frühern Leben begangenen Sünden zu büßen; so wie dem Aristoteles, der in der Verbindung der Seele mit dem Körper eine Marter erkannte, wie sie die Etruskischen Seeräuber an ihren Gefangenen verübt haben sollen, die sie Gesicht auf Gesicht mit Leichen zusammenbanden und so umkommen ließen.[1] Wie sich bei Plinius das Gefühl der Unseligkeit bis zur Sehnsucht nach der Vernichtung steigerte, und daß ihm der Tod als das beste Geschenk der Natur erschien, ist bereits erwähnt. Und wenn einem Marc Aurel die Uebel des Lebens wesenlos waren, so waren ihm auch dessen Güter „eitel, morsch und gering," das Leben selbst „ein Krieg und der Aufenthalt eines Gastes," seine Zeitdauer ein Punkt, vor und hinter uns der endlose, alles verschlingende Abgrund. Und doch sollte und konnte in dem ewig fortrauschenden Strom der Vergänglichkeit der Mensch feststehn wie ein Fels im Meer: wenn er, um die Außenwelt völlig unbekümmert, mit verehrungsvoller Ergebung gegen das Schicksal sich in die Stille seines Innern wie in eine feste Burg zurückzog; wenn er dem dort wohnenden Gotte treu blieb, wenn er als Theilchen des großen Ganzen die Forderungen der Natur erfüllte. Wenn er so mit heiterer Gelassenheit in jedem Augenblick das Ende erwartete, mochte es Vernichtung oder Wandlung sein, dann schied er sanft aus dem Leben, gleich der reifen Frucht, die in ihrem Falle die Natur als ihre Schöpferin preist und dem Baume dankbar ist, der sie trug.[2]

1) Cic. Hortens. fr. 55. Vgl. Consol. fr. 1 u. 2. 2) M. Antonin. Comm. V 33. 23. IV 49. IV 3. II 17. III 5. 16. IV 48.

Nachträge und Berichtigungen.

S. 7 Z. 8 v. u. Statt Auletas l. Auletes.

S. 7 A. 8. Ueber den Goldreichthum Galliens und Britanniens, namentlich Irlands vgl. E. aus'm Weerth der Grabfund von Wald-Algesheim S. 29, 2. De Rossi Bull. cr. VI 47: Verghe d'argento rinvenute in Inghilterra ed in Irlanda colle impronte sequenti: EX OFFE || HONORINI; EX OF PA || TRICI.

S. 9 Z. 9 v. o. Die Einkünfte des (aus dem Halsbandproceß bekannten) Cardinals Ludwig von Rohan gibt auf ungefähr ¼ Mill. Lstr. (1,666,000 Thlr.) an Carlyle Ausgew. Schriften, deutsch von Kretzschmar I 189.

S. 14 A. 7. Nach Gallo Annali di Messina III 3 (bei Hartwig Aus Sicilien [1867] I 12) ist das Eisessen erst seit Mitte des 16. Jahrhunderts in Sicilien (wieder) eingeführt. In Spanien aß man schon zur Zeit der Mauren Eis.

S. 16 A. 3. Auf dem Standpunkt des Plinius steht in der Beurtheilung des Luxus seiner Zeit im wesentlichen Ulrich von Hutten: De Guajaci medicina c. XIX ed. Boecking V 459 sq.

S. 20 Z. 10 v. o. Statt Archestatrus l. Archestratus.

S. 33 A. 2. Ein gebratener Pfau (mit Nüssen gemästet) war auch in Sevilla noch 1815 in altmodischen Häusern bei großen Mahlzeiten die Hauptschüssel. Fernan Caballero Ausgew. Werke (Paderborn 1865 ff.) VII 68 f. VIII 67.

S. 50 Z. 8. Joh. von Horneck Bedenken über die Manufacturen in Deutschland S. 113 ff.: „Die ausländischen Waaren sind eine wahre Pest und Würgeengel unsrer Wohlfahrt, denn die Wollen-, Leinen-, Seiden- und die französischen Waaren, diese wahren Blutegel des österreichischen Staates, entziehn demselben wenigstens 15—20 Mill. Gulden — und zwar Wollenwaaren 7, Seidenwaaren 7, französische 3." Vgl. desselben Oesterreich über Alles S. 95, wo die jährliche Geldausfuhr für diese vier Gattungen von Waaren auf mehr als 16 Mill. Gulden jährlich veranschlagt wird.

S. 60 A. 4. Statt XXXVI 7 l. XXXVI 49 sq.

S. 64 Z. 8 v. o. Vgl. über den Palast des Vedius Pollio Th. I³ 239, 8.

S. 64 Z. 12 v. u. Vgl. über den Petilianischen Palast des Sparsus Martial. XII 57, 18—25.

S. 62 A. 2. Vgl. Bruzza Iscr. dei marmi grezzi Ann. d. Inst. 1870 p. 166 ff. Nach Serv. A. VIII 720 (Becker Hdb. I A. 865) war schon der (726 dedicierte) Tempel des Apollo Palatinus erbaut de solido marmore, quod adlatum

fuerat de Portu Lunae. Die Erbauung des Hauses des Mamurra (S. 60) setzt Promis dell' antica Luni p. 49 ins J. 48 v. Chr.

S. 65 A. 5. Ueber die (ebenfalls unter Claudius eröffneten) Steinbrüche von granito bigio im mons Claudianus, so wie über die dortigen Porphyrbrüche vgl. Bruzza a. a. O. S. 169 ff.

S. 67 A. 1. Bruzza a. a. O. S. 138. Die Daten auf Marmorblöcken reichen vom J. 17 (? auf einem Block von cipollino 1865 in der vigna Torlonia gefunden p. 172, 2) bis 206. Die Ziffern, welche auf L(oco) folgen, geben die in einem bestimmten Gange eines Bruchs (nel corso dell' anno? Bruzza S. 110) gebrochnen Blöcke an. Sie steigen auf Porta Santa (nach Corsi marmor Carium oder Jassense S. 148) bis 1095, auf cipollino bis 2400 (? S. 140 Nr. 131). Bull. d. J. 1870 p. 10: Considerando le varie specie di marmi vediamo che l'africano fu portato a Roma massimamente al tempo de' Flavj: il cipollino, pavonazzetto, pario a quello d'Adriano, il giallo a quello di M. Aurelio.

S. 75, 2. Ueber die Basiliken vgl. Jordan Topographie II 218 f.

S. 78, 1. Vgl Jordan Top. II 219 f.

S. 81 A. 1. Statt Carto l. Carlo.

S. 89 Z. 11 v. u. Statt Namenclatoren l. Nomenclatoren.

S. 104 Z. 16. Vgl. Michaelis Arch. Anz. 1860, 115 f. Jordan Topogr. II 169.

S. 108 Z. 16 f. Die Rede des Aristides auf Rom setzt Waddington Vie du rhéteur Aristide Mem. de l'Inst. 1867 p. 255 ins J. 145.

S. 119 Z. 16 ist die Stelle: „Quadratus, der — bis Z. 23: verschönert ist." zu streichen. Der Quadratus, von dem Aristides a a O. spricht, ist nicht der Sophist, sondern der Urgroßvater des Apelles, der 93 (als suff.) und 105 Consul war. Waddington a a O. p. 258 f. Vgl über die Bauten eines Rufinus (vielleicht Vater des Sophisten Claudius Rufinus) wahrscheinlich zu Smyrna denselben p. 257 f. (Aristid. ed. Dind. I 510. 514. 526).

S. 123 Z. 14 v. u. Den von Nipperdey ins J 58 gesetzten Brand von Lyon setzt mit Wahrscheinlichkeit ins J. 64 oder Anfang 65 Jonas De ordine librorum L. Annaei Senecae philosophi (Berol. 1870) p. 62.

S. 124 Z. 14 ff. Das hier erwähnte Erdbeben fiel nach Waddington a. a. O. p 242 ff. in die Zeit zwischen 138 u. 142. Außer diesem und dem Erdbeben, das Smyrna zerstörte, erlebte Aristides noch ein drittes, das 151—152 Mitylene verwüstete und auch Kleinasien erschütterte.

S. 124 Z. 3 v. u. Statt 63 oder 64 l. 62 oder 63. Für das erstere entscheidet sich Jonas l. l. p. 53 sq., der die Namen der Consuln bei Seneca Qu. N. VI 1, 2 für interpoliert hält.

S. 129 Z. 7 v. u. Ueber die Wasserwerke Agrippas und deren Ausschmückung vgl. Jordan Topographie d. Stadt Rom II 58 ff.

S. 129 A. 1. Statt cultumae l. cultumve.

S. 138 A. 3. Daß auch die Fronten der Gebäude zuweilen bemalt oder mindestens bunt gestrichen waren, zeigt das Gedicht an die Nymphe der aqua

Albula Mommsen IRN 7146: Tiburis adversae dominus qua despicit aedem Frontibus et pictis Aelia villa nitet.

S. 141 A. 3. Die Fortdauer der dekorativen Wandmalerei bis in die späteste Zeit bezeugen auch die Epigramme des Luxorius in Africa, unter dem Vandalenkönig Thrasamund (496—523); und auch die Gegenstände der von ihm beschriebenen Bilder wird man nicht für neue sondern für längst gebräuchliche zu halten haben. Es sind folgende: De turre in viridiario posita, ubi se Fridamal aprum pinxit occidere (Anthol. lat. ed. Riese I 304). De Romulo picto, ubi in muris fratrem occidit (Ib. 325). De Diogene picto, ubi lascivienti meretrix barbam vellit et Cupido mingit in podice ejus (ib. 374; dies letztere vielleicht ein Tafelgemälde).

S. 157 Z. 2 v. u. Die Bilder des ersten Gordianus wurden sogleich nach seiner Erhebung in den Städten Africas verbreitet. Herodian. VII 5, 8: *πᾶν δὴ τὸ Λιβύων ἔθνος ἐδεδόνητο εὐθέως, καὶ τὰς μὲν τοῦ Μαξιμίνου τιμὰς καθῄρουν, εἰκόσι δὲ καὶ ἀνδριᾶσι Γορδιανοῦ τὰς πόλεις ἐκόσμουν.*

S. 168 Z. 11 ff. Die Statue des Valerius Pudens ist erst unter Antoninus Pius errichtet, der ihn zum curator reip. Aeserninor(um) ernannt hatte.

S. 176 Z. 7 u. 8 v. u. Statt den der Aphrodite auf Knidos l. die der Aphrodite auf Kypros.

S. 176 A. 2. Inschrift zu Antium: D. m. | Suro | nummulario | amici | subaediani | i(mpensa) c(ommuni) r(estituerunt)? Lanciani Bull. d. J. 1870 p. 15.

S. 181 Z. 18. Statt Cassodior l. Cassiodor.

S. 185 A. 3. Am Tiberufer zwischen dem pons Aelius und dem Mausoleum Augusts in oder bei den Navalia (Preller Regionen 241—243) befand sich ein zweiter Abladeplatz für Marmor, und nach dort gefundenen Inschriften der statio marmorum scheint es, che quivi risiedesse quella parte dell' amministrazione cesarea che aveva la cura dei marmi, dei quali aveva pur quivi una parte e le officine ove gli faceva lavorare (neben denen es aber auch private gab). Bruzza a. a. O. p. 137 f.

S. 190 Z. 11 v. u. Statt beispiellose l. beispiellos.

S. 200 Z. 6. Statt 4000 l. 40000. Rietschel erhielt für die Gruppe von Göthe und Schiller zu Weimar, an der er 3 Jahre (1854—1856), davon 2½ ununterbrochen arbeitete, ein Honorar von 5500 Thlr. Seine Auslagen betrugen 1600. Er erwarb also damals, wo er auf der Höhe seines Ruhms stand, jährlich nicht viel über 1300 Thlr. Oppermann Ernst Rietschel S. 287.

S. 203 A. 2. Ueber Ludius (oder S. Tadius) vgl. Helbig Wandgemälde der verschütteten Städte 385 ff.

S. 219 Z. 16. Zu den Zeugnissen griechischen Kunstsinns gehört auch die (zum Theil verdorbene) Stelle Aristid. or. XLV 30 sq. J. II 38 sq. Dind. Aristides sagt dort, daß *οἱ μέγιστοι ἐν ταῖς τέχναις* dadurch groß waren, daß sie über die frühere Kunst hinausgingen und *παῖδας τοὺς πρὸ αὐτῶν ἀπέδειξαν*: wo beispielsweise Phidias, Zeuxis, Hippokrates und Demosthenes genannt werden.

S. 226 Z. 2 v. u. Statt adjectis HS II l. adjectis HS CC.

S. 234 A. 2. Die Form diverbium vertheidigen Bücheler N. Jahrbb. f. Philol. 1871, 273 und Ritschl Canticum und Diverbium bei Plautus N. Rhein. Mus. 1871, 599 ff.; vgl. bes. 618, 48. Daß die trochaischen Septenarscenen zu den cantica gehörten, hat Ritschl überzeugend nachgewiesen. Dagegen kann ich nicht zugeben, daß die palliata nur Declamation, Recitativ und Melodram hatte, glaube vielmehr nach wie vor, daß die (monologischen) cantica in der That unsern Arien entsprachen. Ebenso wenig kann ich zugeben, daß beim musikalisch begleiteten Epos eine andre Vortragsweise als die melodramatische „gar nicht denkbar" (S. 623, 55) sei; vgl. oben S. 235, 6.

S. 246 A. 5. Vgl. die Beschreibung der Hochzeitsmusik in dem Epithalamium Laurentii Anthol. lat. ed. Riese II 742 (aus Claudians Zeit: praef. XXVII) 60—64:

Tympana, chorda simul, symphonia, tibia, buxus
Cymbala, bambilium (?), cornus et fistula, sistrum,
Quaeque per aeratas inspirant carmina fauces,
Humida folligenas exclament organa voces.

S. 253 A. 7. Vgl. Helbig Wandgemälde S. 348 f.

S. 255 Z. 6 u. 7. Statt der berühmteste Virtuose l. die berühmtesten Virtuosen.

S. 285 Z. 9. Vgl. S. 324 A. 4. Wenn die Stelle bei Auson. Professores V, 4: Tu paene ab ipsis orsus incunabulis Dei poeta nobilis sertum coronae praeferens Olympiae Puer celebrasti Jovem — wie es scheint, richtig auf den agon Capitolinus bezogen wird, so ist sie das dritte Beispiel eines darin aufgetretenen Knaben, und man möchte glauben, daß die Betheiligung von so jugendlichen Dichtern nicht bloß ausnahmsweise erfolgte.

S. 287. Die Themas der Rhetorenschulen wurden auch geradezu poetisch ausgeführt. Wenn die Episteln Ovids uneigentliche Suasorien sind (Teuffel RLG. S. 455), so ist das Gedicht Anthol. lat. ed. Riese 198: Verba Achillis in parthenone, cum verba Diomedis audisset, eine eigentliche. Eine Controverse in Hexametern ib. 21, mit Ueberschriften der Theile.

S. 333 A. 2. Vgl. das Lobgedicht auf Nero Anthol. lat. ed. Riese II 180 sqq. (Bücheler N. Rh. Mus. 1871 S. 235. 491).

S. 339 Z. 11 v. u. Vielleicht meint Martial nicht Vibius, sondern Passienus Crispus (Seneca benef. I 15, 5. NQ. IV praef. 6. Epigr. 6).

S. 369 letzte Zeile. Statt weit mehr l. weit weniger.

S. 388 Z. 8. „Nach dem Diplom von Felsö-Nana (Comitat Tolna in Ungarn) publiciert von W. Henzen Bullet. 1871 p. 145 ff., war Sex. Julius Frontinus cos. II am 20. Februar (x kal. Mart.) neben imp. Caes. Trajanus Aug. Ger. II, also im J. 98; ohne Zweifel also an des zu Ende Januar verstorbenen Kaisers Nerva Stelle getreten. Daß er noch von Nerva zum Consul designiert worden war, geht mit Sicherheit aus Plinius paneg. 61 hervor, und da an dieser Stelle sich keine Andeutung findet, daß Trajan wegen seines Vaters Ableben den Termin des Amtsantrittes für Frontinus beschleunigt habe, so ist

anzunehmen, daß Nerva das ordentliche Consulat des Jahres, wie es die Kaiser sehr häufig thaten, schon um die Mitte des Jannar niedergelegt oder wenigstens den Frontinus zu seinem Ersatzmann vom 1. Februar ab bestimmt hatte. Dieser wird dann mit Trajan zusammen bis zum 1. Mai die Fasces geführt haben; denn es scheint nur in seltenen Fällen, z. B. im J. 69, von der seit den letzten Zeiten Neros üblichen viermonatlichen Dauer der Consulate in den beiden ersten Nundinen abgewichen worden zu sein, während allerdings das letzte Drittel des Jahres sehr häufig unter zwei Consulpaare getheilt wurde. — Für die Chronologie Martials ergibt sich jetzt, daß Epigr. X 48 nicht vor Februar 98 verfaßt sein kann. Höchst wahrscheinlich aber ist es auch nicht nach, sondern während Frontins Consulat geschrieben; denn da „Frontino consule" nun nicht mehr als Zeitbestimmung für „die letzte vorhergegangene Weinlese" gelten kann (Mommsen Hermes 3, 122 Anm. 1), so dürfte es nur als eine etwas hochtrabende Umschreibung für „nunc" gefaßt werden können. Ich finde mich dadurch in meiner früheren Vermuthung (Philol. 26 p. 70), daß das Epigramm in den April 98 gehöre, bestärkt, und da der Platz des Gedichtes in der Mitte des Buches es wahrscheinlich macht, daß es nicht zu den letztgeschriebenen zu zählen, folglich die Publication von Buch X[2] frühestens in den Herbst 98 (vielleicht erst Anfang 99) zu setzen ist, so vermag ich Mommsens bereits in dem Nachtrage über Martials Buch X und XII (Philol. 27 p. 631) von mir angezweifelter Ansetzung von der Herausgabe des 12. Buches „schon im Frühjahr 101" um so weniger beizutreten, als ich seitdem noch zwei neue Argumente gefunden zu haben glaube, welche das bestrittene Consulatsjahr des L. Arruntius Stella (Mommsen Hermes 3, 123; meine Abhandlungen im Philol. a. a. O.) nicht auf 101, sondern auf 102 fixiren dürften. — Der College des Stella war am 19. Oktober (Orelli 784) L. Julius Marinus, dessen Identität mit dem Arvalen L. Julius L. f. Fab. Marinus Caecilius Simplex überall zugegeben wird. Er muß in das Arvalencollegium an Stelle des C. Junius Tadius Mefitanus cooptiert worden sein und erscheint in den Protocollen zuerst im Mai und im November oder December des J. 91 (Marini XXIV 2), dann nur noch in den Versammlungen zu Anfang des J. 101 (Bull. 1869 p. 114), zuletzt am 25. März. Aus dem Umstande, daß er hier nicht als cos. desig. bezeichnet ist, glaube ich — worüber ich ausführlich in einem Aufsatze über die consules suffecti (Philol. 31 p. 277 ff. besonders p. 284) gehandelt habe — den Schluß ziehen zu dürfen, daß er eben für das J. 101 **nicht** designiert war, also sein Consulat in das folgende Jahr gehört. — Dieselbe Folgerung leite ich aus der Amtslaufbahn des Marinus her, welche aus seiner Ehreninschrift (Marini Arv. tav. LVIII) bekannt ist. Diese Inschrift lautet: L. Julio. L. f. Fab. Marin . . . . | Caecilio. Simplici. IIII. viro | viarum. curandarum. tr. mil | leg. IIII. Scythicae. q. propr. pro | vinciae. Macedoniae. aedili. plebi | praetori. leg. propr. provinciae. Cypri | leg. pro. pr. provinciae. Ponti. et | Bithyniae. proconsulatu. patris. sui | curatori. viae. Tiburtinae. **fratri. Arvali** | leg. Aug. leg. XI. C. p. f. leg. imp. Nervae. Trajani | Aug. Germ. provincia. Lyciae. et | Pamphiliae. pro. cos. provinciae. Achajae | **cos.** — Die

Nennung der priesterlichen Würde inmitten der übrigen Aemter, namentlich aber des Consulates am Schlusse, während beide sonst sehr gewöhnlich außer der Reihe an den Anfang gestellt werden, ist ein deutlicher Fingerzeig, daß die Aemter in genau chronologischer Folge aufgezählt sind und der Stein im Consulatsjahre selbst oder bald nachher gesetzt worden ist. Danach war Marinus, nachdem er schon in reiferem Alter, wenigstens drei Jahre nach seiner Prätur Arvale geworden, zum Befehlshaber der XI. Legion ernannt und verwaltete als Legat des Kaisers Trajan Lykien, dann das Proconsulat von Achaja, ehe er Consul wurde. Seine lykische Statthalterschaft kann nicht vor 98 beginnen, weil bei der im übrigen durchaus correcten Fassung des Textes sonst die Erwähnung des Kaisers Nerva vor der Trajans erforderlich gewesen wäre. Nehmen wir für die Dauer dieser Verwaltung die übliche Zeit von zwei bis drei Jahren, so konnte Marinus zwar schon um die Mitte des Jahres 100 abgelöst werden, kann aber nicht unmittelbar danach das Proconsulat von Achaja für das Verwaltungsjahr 100/101 übernommen haben, weil für die ersten Monate des Jahres 101, sicher bis Ende März, seine Anwesenheit in Rom durch die Arvaltafel dieses Jahres (Bullet. 1869 p. 114) bezeugt ist. Es bleibt demnach nur die Annahme übrig, daß er Mitte 101 als Proconsul nach Achaja gegangen und von dort nach Jahresfrist zurückgekehrt sei, um das inzwischen ihm für September und Oktober (oder für das ganze letzte Drittel) des J. 102 zuerkannte Consulat als College des L. Arruntius Stella zu bekleiden." H. F. Stobbe.

S. 420 am Schluß. Fr. Rühl (Die Verbreitung des Justinus im Mittelalter S. 31 ff.) theilt aus einem, von Radulfus de Diceto um 1210 verfaßten, im brittischen Museum handschriftlich erhaltnen Buch de viris illustribus quo tempore scripserunt, unter andern, wie es scheint aus einer verlornen Chronik geschöpften Notizen auch folgende mit: Agellius scribit anno C. LXIX: was zu meiner Ansetzung der Vollendung der Noctes Atticae frühestens im J. 175 vollkommen gut paßt.

S. 424 Z. 9 v. u. Statt hatte l. hatten.

S. 425. Z. 9. v. o. Statt äußerten l. äußern.

S. 450 in der Randbemerkung: Statt unanständig l. unanstößig.

S. 511 A. 5. Statt III 40 l. IV 40.

S. 572 Z. 9 v. u. Augustin. Civ. Dei XIV 20: Et nunc videmus adhuc esse philosophos Cynicos: hi enim sunt, qui non solum amiciuntur pallio, verum etiam clavam ferunt.

Register.

(Die erste Zahl bezeichnet die Seite, die zweite, wo sie hinzugefügt ist, die Anmerkung.)

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.